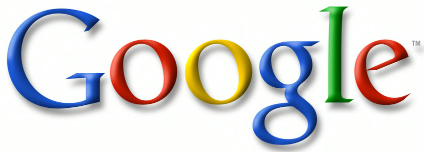

Google




HARVARDIANAE IN NOV ANG SIGILLVM ACADEMIAE
VE RI TAS



Hessische Blätter für Volkskunde

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Adolf Strack

Band I.



Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1902

Beiträge und Recensionsexemplare wolle man an den Herausgeber, Prof. Dr. Adolf Strack in Gießen, Alicestr. 16 senden.



Hessische Blätter für Volkskunde

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

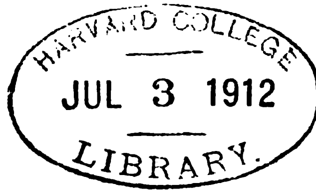
von

Adolf Strack

Band I.



Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1902



Inhalt.

Hessische Blätter für Volkskunde.

Band I. 1902. Heft 1.

Zum Geleite.

In neuem Gewand und mit verändertem Titel treten diese Blätter vor die Leser; sie bilden die Fortsetzung der seit dem Jahre 1899 unter derselben Redaktion erschienenen „Blätter für hessische Volkskunde“ [1]. Sie werden, wie diese, zwanglos erscheinen, jedoch hoffen wir, drei jährliche Hefte in der Art des vorliegenden in Aussicht stellen zu dürfen. Infolge der starken Vermehrung von Mitgliedern, die unsere Vereinigung erfahren hat, seitdem sie sich gegen Ende des verflossenen Jahres als selbständige Gesellschaft konstituiert hat, ist es uns möglich gewesen, den Umfang der Blätter zu vergrößern und sie in handlicherer und schönerer Gestalt erscheinen zu lassen. Auch ihr Inhalt soll, wie der neue Titel andeutet, eine leichte Umgestaltung erfahren. Wenn auch nach wie vor diese Blätter sich in den Dienst der Erforschung unseres hessischen Volkslebens stellen, so scheint es doch, gerade im Interesse dieser Arbeit, wünschenswert, die politischen Grenzen nicht zu ängstlich zu berücksichtigen, zumal diese mit den Stammesgrenzen unserer in sich wieder verschiedenartigen Bevölkerung nicht zusammenfallen. Vor allem aber soll und muß sich unser Blick immer auf die großen Zusammenhänge richten, in denen auch unser hessisches Volks-

[1]) Sie enthielten außer Mitteilungen, Umfragen und Besprechungen folgende Aufsätze: O. Schulte, Die Dienstboten auf dem Lande; A. S., Volksmedizin; O. Schulte, Die zwei Hochzeiten im Junkerland; A. S., Kinderpoesie; W. Horn, Über Orts- und Flurnamen; A. S., Geburtstagsgebräuche; Adolph, Die Verheiratung im Schlitzerland (I. Jahrg.); O. Schulte, Vom hessischen Osterhasen; A. Dieterich, Ein hessisches Zauberbuch; O. Schulte, Weihnachten auf dem Lande in Oberhessen; A. S., Festtage (II. Jahrg.); W. Horn, Die Natur im Glauben des Volkes; Falck Alt-Friedberger Kinderspiele; A. Dieterich, Himmelsbriefe (III. Jahrg.).

leben mitten drinnen steht. Schilderungen einzelner Seiten desselben, die uns von unseren Freunden zugehen, sollen abwechseln mit Mitteilungen aus den Stoffsammlungen unseres Archivs. Daneben aber wollen wir versuchen, unser bescheidenes Teil beizutragen zur Klärung der großen Probleme, die auf dem Gebiete der Volkskunde noch ihrer Lösung harren. Erörterungen allgemeiner und prinzipieller Art soll deshalb mehr Raum gewährt werden, als bisher. Inwieweit es uns möglich sein wird, die neuen Ziele, die wir uns gesteckt haben, zu erreichen, wird wesentlich davon abhängen, welche Teilnahme wir in unserer Heimat und auch außerhalb derselben finden. Zur Mitarbeit an den „Blättern" sind alle eingeladen, die uns helfen wollen und können. Schlichte Schilderungen, die auf treuer Beobachtung beruhen, sind uns ebenso willkommen, wie gelehrte Erörterungen, die sich bemühen, auch weiteren Kreisen verständlich zu sein. Bei der Erschließung und Ausbeutung älterer Quellen zur Kenntnis unseres Volkslebens können uns viele behilflich sein. In unseren Bibliotheken und Archiven nicht bloß, sondern auch in den Schränken und den Bodenkammern unserer Familien befinden sich noch viele ungehobene Schätze. Der Arbeit ist viel, möchten uns die Arbeiter nicht fehlen!



Besprechung.

Von Hermann Usener, Bonn.

Das Zauberlied hat eine erstaunliche Langlebigkeit. In der Zeit lebendigen Heidentums entstanden und gestaltet, hat es den Sturz des alten Götterglaubens lange überdauert. Anfangs wurden die alten Götter als wirksame Dämonen darin weiter geduldet, dann durch die Namen von Jesus und Maria, von Aposteln und Heiligen ersetzt. In dieser christlichen Umbildung laufen sie bis heute um. Die erfolgreiche Thätigkeit der christlichen Bußdisziplin hat die Denkmäler, ja die Erinnerungen unseres deutschen Heidentums mit Stumpf und Stiel vertilgt. Es ist ein besonderer Glücksfall, wenn ein zufälliger Fund uns gestattet, eine bis auf unsere Zeit umlaufende Zauberformel bis zu ihrem heidnischen Urbild zurückzuverfolgen. In dieser glücklichen Lage sind wir bei dem Zaubersegen gegen Beinverrenkung. Der altdeutsche

Spruch, den J. Grimm (Kl. Schr. 2, 12) aus einer Merseburger Handschrift kirchlichen Inhalts (e x p o s i t i o m i s s e) hervorgezogen hat, lautet:

Phol ende Wôdan vuorun zi holza,
du wart demo Balderes volon sîn vuoz birenket;
thu biguolen Sinthgunt, Sunnâ era suister,
thu biguolen Frûâ, Vollâ era suister,
thu biguolen Wôdan, sô he wola conda:
Sôse benrenki, sôse bluotrenki, sôse lidirenki,
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelîmida sîn.

J. Grimm hat bereits eine im XVIII. Jh. aufgezeichnete dänische Beschwörungsformel herangezogen (a. o. S. 24 vgl. Deutsche Myth. I. Aufl. S. CXLVII):

Jesus ritt zur heide, da ritt er das bein seines fohlens entzwei. Jesus stieg ab und heilte es. Er legte mark in mark, bein in bein, fleisch in fleisch; er legte darauf ein blatt, daß es in derselben Stelle bleiben sollte.

Aber auch in Deutschland fehlt es nicht an Spuren. Nach einer handschriftlichen Aufzeichnung aus dem Saterlande theilt Strackerjan (Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg I 69 n. 81) den Spruch mit:

Petrus und Maria ritten zusammen auf ein pferd und ritten über eine brücke, da vertritt das pferd den einen fuß. Petrus sprang herunter und bat zu gott dem vater, daß er möchte geben, daß alle litt (glieder) bei litt, sehne bei sehnen, aders bei aders, knochen bei knochen — — und dasselbige begehre ich auch.

In diesen beiden umbildungen ist Pferd und Ritt getreu bewahrt. Statt dessen ist es in einer mitteldeutschen Fassung Maria selbst, die sich den Fuß verstaucht. Aus den Protokollen einer hessischen Kirchenvisitation vom J. 1628 hat W. Diehl in Steinhausens Zeitschr. f. Kulturg. 8, 300 den Segen hervorgezogen, den eine Wittwe aus Londorf zu sprechen pflegte, wenn sie Fußverrenkungen zu heilen versuchte. Sie sprach, indem sie mit der flachen Hand ein Kreuz über die verletzte Stelle strich:

Unß liebe frau ging uber land,
sie stieß sich wider einen stein,
sie begreif, sie bestreich,
ader gehe wider zu ader,
fleisch gehe wider zu fleisch,

blut gehe wider zu blut,
(hier der Name des Verletzten)
dz geb dir gott wider zu gut,
im namen des vaters usw., dreimal zu sprechen.



Aus Karl Bernbecks Sammlungen zur oberhessischen Volkskunde.

Von Herman Haupt, Gießen.

I.

Bei der Katalogisierung der neuen Zugänge zu der Handschriften-Abteilung der Universitäts-Bibliothek erregte eine Anzahl von Heft-Bündeln, die als „Notizensammlung des Pfarrers Bernbeck" bezeichnet waren, meine besondere Aufmerksamkeit. Bei dem Öffnen der Hefte quoll mir eine unabsehbare Menge von Zetteln entgegen, mit krausen Schriftzügen angefüllt, die zum guten Teile palimpsestartig die Eintragungen vergilbter Akten- und Rechnungsblätter überdeckten. Der Verschiedenheit des Formats der Zettel und kleinen Schnitzel und der Buntheit der Farben des verwandten Papiers entsprach die erstaunliche Mannigfaltigkeit des Inhalts der Notizensammlung, die sich auf die verschiedensten Gebiete der Geschichte, die Sprach-, Altertums- und volkskundliche Forschung, sogar auf das naturwissenschaftliche Gebiet erstreckte. Die nach der Entstehung der Sammlung angestellten Umfragen ergaben, daß die Hefte den litterarischen Nachlaß des 1864 zu Gießen gestorbenen Privatgelehrten Carl Bernbeck bilden, der 1890 von seinem Neffen, Pfarrer Christian Scriba in Altenbuseck, an den oberhessischen Geschichtsverein abgegeben wurde.

Bei dem nicht geringen Werte, den, wie wir sehen werden, die Sammlung gerade für die volkskundliche Forschung besitzt, dürften die folgenden kurzen Angaben über die eigenartige Persönlichkeit des Sammlers unseren Lesern nicht unerwünscht sein[1]).

[1]) Das Folgende vorwiegend nach Fr. Wahl's Stammbaum der Familie Bernbeck, Leipzig 1896, und den bezüglichen Angaben des „Correspondenzblattes der Familie Bernbeck", ferner nach brieflichen und mündlichen

Carl Bernbeck war am 17. Dezember 1796 als Sohn des Pfarrers Daniel Bernbeck auf dem Wirberg (ehemal. Augustinerinnenkloster, westl. von Grünberg) geboren. Durch einen unglücklichen Fall von Jugend auf gelähmt, war er für den größten Teil seines Lebens ans Zimmer gefesselt und zum Gebrauch von Krücken gezwungen. Im väterlichen Hause erhielt der hochbegabte Knabe eine gute Ausbildung, auch in den klassischen Sprachen; die Neigung zu geschichtlichen und archäologischen Studien mag wohl hauptsächlich durch seinen Pathen, den bekannten Gießener Historiker und Altertumsforscher, Professor Nebel, genährt worden sein. Sein leidenschaftlicher Sammeleifer hat sich allerdings nicht auf das historische Gebiet beschränkt, er hat geradezu Alles gesammelt. In seinem engen Stübchen fanden sich Käfige mit abgerichteten Blutfinken und von ihm selbst ausgestopfte Vögel mit vorgeschichtlichen Urnen, Donnerkeilen und Donneräxten zusammen, daneben aber drängten sich ferner reichgefüllte Sammelkästen mit Mineralien, Sammlungen von altgermanischen und mittelalterlichen Waffen, Sporen, Bildern, Schlüsseln, Münzen, Siegeln, Petschaften, Spielkarten, Knickernen, Gesellschafts- und Geduldsspielen und allen möglichen sonstigen Kuriositäten in buntem Durcheinander. Den weitaus größten Teil seiner Schätze — seine bedeutende Steinwaffensammlung verdiente diesen Namen durchaus — hat Bernbeck von den zahlreichen Freunden in Stadt und Land, die ihm sein ungemein liebenswürdiges Wesen gewonnen hatte, als Geschenk überlassen erhalten. Seinen Dank wußte er durch Gefälligkeiten aller Art, durch Abfassung von Eingaben und Bittschriften, Reparieren von Uhren, Kitten von Porzellan u. dergl. abzutragen. Namentlich die Schuljugend, die Bernbeck durch allerlei Kunststücke, durch Erzählen von Schnurren und Anekdoten, Nachhilfe in den Schularbeiten und Unterweisung in der Herstellung von Pfeifen, Klappern und sonstigem Spielzeug an sich fesselte, stand ihm zu unbedingter Verfügung, wenn es galt, die Sammlungen ihres Freundes zu vermehren, ihm Volkslieder, Kinderreime und Volksüberlieferungen verschiedenster Art zuzutragen oder für die Verteilung und Ausfüllung seiner unablässig ausgesandten volkskundlichen Fragebogen zu sorgen. Machte sich Bernbeck selbst zu archäologischen Expeditionen auf — namentlich in der Gegend von Langd bei Hungen, Rodheim a. d. Bieber, Wahlen bei Alsfeld und in der Lindener Mark bei Gießen hat er er-

---

Mitteilungen seiner Verwandten, namentlich des Herrn Pfarrers Scriba in Altenbuseck, sowie nach den im Nachlasse Carl Bernbecks sich findenden Aufzeichnungen.

folgreiche Ausgrabungen veranstaltet — so bestieg er seinen weißen Reitesel, der einen mit rotem Plüsch ausgeschlagenen Damensattel trug, und den meist eine Schar seiner jungen Gefährten unternehmungslustig umringte.

Bernbecks äußere Lebensschicksale sind im Übrigen einfach genug gewesen. In seinen früheren Jahren lebte er meist zu Besuch bei seinen Brüdern, dem Pfarrer Christian Bernbeck in Wahlen, später in Altenbuseck, dem Pfarrer Georg Bernbeck in Langd und dem Steuereinnehmer Ludwig Bernbeck in Rodheim a. d. Bieber. In den fünfziger Jahren nahm er seinen ständigen Aufenthalt in Gießen, wo ihn namentlich mit den Professoren Nebel und von Klipstein freundschaftliche Beziehungen verbanden. Am 21. April 1864 ist er hier gestorben.

II.

Die außerordentliche Vielseitigkeit von Bernbecks Interessen ist offenbar die Hauptursache gewesen, daß seine zum Teil doch recht tief gehenden Studien nicht zum Abschluß und zur Zusammenfassung gediehen sind. In Buchform hat er nichts herausgegeben, und auch von Aufsätzen in Zeitschriften und Zeitungen ist mir nichts bekannt geworden. Zu der von ihm mit Steiner 1839 verabredeten Mitarbeiterschaft am „Archiv für hessische Geschichte" ist es nicht gekommen. Während Bernbeck die auf gleichem Gebiete mit ihm arbeitenden hessischen Forscher, wie z. B. Ph. Dieffenbach, C. F. Günther, J. W. Steiner, J. G. Landau, aus seinen Sammlungen freigebig unterstützte, ist er selbst, soweit die uns erhaltenen Hefte ein Urteil gestatten, bei der Bearbeitung des von ihm gesammelten massenhaften Stoffes über einige wenige Aufsätze und Versuche nicht hinausgekommen. Es ist das umsomehr zu bedauern, als eine Sichtung und Verwertung des Nachlasses durch fremde Hand bei dem oftmaligen Fehlen von Angaben über die Herkunft der Notizen und angesichts der Flüchtigkeit der Handschrift den größten Schwierigkeiten begegnet. Wenn wir gleichwohl im Folgenden eine Übersicht über den hauptsächlichen Inhalt der Sammelhefte geben, so ist dabei naturgemäß in erster Linie der für die hessische Volkskunde in Betracht kommende Stoff berücksichtigt, während auf die in das archäologische, prähistorische und historische Gebiet einschlagenden Notizen an anderem Orte näher einzugehen sein wird.

1. Die Ausdehnung von Bernbecks Studien sowie die Findigkeit und entwickelte Technik, womit der arme Gelähmte an die Sammlung

seiner volkskundlichen Aufzeichnungen ging, wird am besten durch die nachfolgende Probe aus seinen unzähligen Fragebogen beleuchtet, deren Beantwortung uns leider nur zum kleinen Teile vorliegt. Für Langenhain sind folgende Fragen gestellt: „Wie lauten die dortigen Sagen, namentlich die Glocken-Sagen? Wie die Haussprüche? Wie die Glocken-Inschriften? Was ist in den dortigen Hünengräbern gefunden worden? Finden sich noch viele solcher Grabhügel? Ist der alte Taufstein noch vorhanden, und wie ist er beschaffen? Welche Kinderspiele kommen vor? Hat man dort Drehtöpfe und welche? Finden sich alte Kreuzsteine in der Feldmark? Wie lautet die Sage vom Goldfeuer? Wie die von den Unglücks-Eiern? Beschreibung und Abbildung der dortigen Teufelskreuze und des Taufbeckens. Wie lauten die Namen der Gewanne und Walddistrikte? Wie lautet die Sage über die Unglücks-Glücker? Die dort vorhandenen Unglücksglücker, Spindelsteine, Donnerkeile, Pfeilspitzen, Graburnen, römischen Münzen, alten Würfel usw. sind zu sammeln und mitzubringen." Die eingelaufenen Antworten sind zum Teile von den Befragten auf den Fragebogen selbst eingetragen, fehlen freilich zum weitaus größten Teile ganz. Verhältnismäßig am vollständigsten sind sie bezüglich der Namen der Gewanne und Walddistrikte oberhessischer Gemeinden beantwortet, wobei Bernbeck streng darauf hielt, daß die Namen genau in der von dem gemeinen Mann gebrauchten Form aufgezeichnet wurden. Höheren Wert als der von Bernbeck zwar mit rastlosem Eifer, aber doch mit unzureichender Vorbildung betriebenen etymologischen Erklärung jener Namen wird man seinen Hinweisen auf die Reste ausgegangener Ortschaften und vorgeschichtlichen Siedelungen mit ihren Grabstätten, Wehren und Heggräben beimessen, deren Örtlichkeit er mannigfach aus den Gewannnamen erschloß oder auf Grund von alten Überlieferungen feststellte. Bezüglich seiner archäologischen Forschungen sei hier nur in aller Kürze darauf hingewiesen, daß Bernbeck seit den vierziger Jahren eine der bedeutendsten Privat-Sammlungen von Stein-Waffen und Stein-Werkzeugen (mehrere Hunderte von Donnerkeilen, Donneräxten, Donnerkugeln) besaß, zum allergrößten Teile aus Oberhessen stammend, die er im Laufe langer Jahre, zum Teil durch eigene Ausgrabungen, zusammengebracht hatte [1]. Leider ist die in ihrer Art einzige Sammlung unserer Provinz entführt worden

---

[1]) Vgl. über diese Sammlung Ph. Dieffenbach im Archiv f. hess. Gesch., IV, 1, 91 und V, 1, 19, ferner die Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins f. Nassauische Altertumsforschung in Wiesbaden Nr. 1 (1861) S. 14 ff.

und in das Wiesbadener Altertums-Museum gewandert. Nur eine kleine Anzahl mittelalterlicher Gegenstände aus Bernbecks Besitz befindet sich im Gießener Museum. Von sonstigen historischen Denkmälern hatte Bernbeck seine Aufmerksamkeit namentlich den Haus-Inschriften aus alter und neuer Zeit zugewandt, von denen eine Reihe alter Gießener Haus-Inschriften uns wohl nur in seiner Sammlung erhalten geblieben ist. Auch von oberhessischen Glocken-Inschriften hatte er eine stattliche Sammlung zusammengebracht. Endlich sei aus diesem Forschungsgebiet noch seiner Notizensammlung über oberhessische Taufsteine und Taufbecken, über Steinmetzzeichen und über Steinkreuze in Oberhessen und über die sich auf sie beziehenden Sagen gedacht. Von schriftlichen historischen Quellen hat Bernbeck u. a. eine Reihe von oberhessischen Salbüchern, Kirchenbüchern und Kastenrechnungen ausgezogen, von denen wohl manches inzwischen in Verlust geraten sein mag.

2. Dem volkskundlichen Gebiet, im engeren Sinne gefaßt, gehört Bernbecks etwa in der Zeit von 1816—1840 entstandene Sammlung von Volks-, Soldaten- und Gesellschaftsliedern und Kinderreimen an. Sie enthält wohl manches wertvolle Stück und verrät die Sorgfalt des Sammlers durch die zahlreichen Vermerke über abweichende Lesarten. Umsomehr ist es zu bedauern, daß den fraglos zum größten Teile im nördlichen Oberhessen gesammelten Volksliedertexten, mit einer einzigen Ausnahme, Vermerke über ihre Herkunft fehlen. Einzelne Lieder der Sammlung werden wir in diesen Blättern mitteilen.

3. Ein stattliches Corpus bilden die von Bernbeck gesammelten Quellen für die Kenntnis des Geheimmittelwesens, der Volksmedizin und des Zauberglaubens. Neben alten Rezepten für die Bereitung von Tinte und Lack, für Pflaster, Salben und Heiltränke für Menschen und Vieh enthält dieser Teil seiner Sammlungen eine Menge von Anweisungen zu sympathetischen Kuren, aber auch Originale von Zaubersprüchen („Gesahnen"), Wund- und Feuer-Segen, Gichtbriefen, Schußstellungen und Besprechungen aller Art. Manche dieser Schriftstücke lassen erkennen, daß sie als Amulette lange am Körper getragen worden waren, bevor es Bernbeck gelang, sie in seinen Besitz zu bringen. Proben aus diesem Teil unserer Sammlung lassen wir unten folgen.

4. In weitestem Umfange hatte endlich Bernbeck alles zu sammeln unternommen, was ihm für die Kenntnis des hessischen Volkslebens und der hessischen Volkssitte von Bedeutung erschien: Tauf-, Verlobungs- und Heiratsgebräuche, volkstümliche

religiöse Anschauungen, Sprichwörter, Formen und Namen der in Hessen hergestellten Backwaren, Volkssagen, abergläubische Vorstellungen und Gebräuche und dergleichen mehr. Was uns von diesen seinen Erkundungen erhalten blieb, ist freilich recht wenig, dazu auf viele Zettel und Blättchen verstreut und nur zum geringsten Teile verarbeitet. Daß es Bernbeck an Geschick hierzu nicht fehlte, dürfte die aus dieser Gruppe seiner Sammlungen im Folgenden mitgeteilte Probe erkennen lassen, der bei Gelegenheit sich andere anschließen sollen. Eine besondere Bedeutung sichert Bernbecks Aufzeichnungen schon der Umstand, daß sie ganz überwiegend der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstammen, seit welcher Zeit wohl so manche der von ihm überlieferten alten Gebräuche und Sagen in Vergessenheit geraten sind. Gerade darum müssen wir es freilich lebhaft beklagen, daß die Ergebnisse des leidenschaftlichen Sammeleifers Bernbecks, der offenbar ein tiefgehendes Verständnis für Brauch und Sitte des oberhessischen Landvolkes besaß, für uns zum größten Teile verloren sind. Möchte es diesen Zeilen gelingen, auf etwa sonst noch erhaltene Aufzeichnungen Bernbecks — und solche müssen bei seinem Tode noch vorhanden gewesen sein — die Aufmerksamkeit zu lenken und dieselben für die hessische Volkskunde nutzbar zu machen!

III.

Volkskundliches aus Holzhausen bei Gladenbach und Umgegend[1]).

Von dieser Gegend geht die Sage, daß sie noch nicht lange entdeckt sei. Aus dem Distrikt Schlag kommt ein Graben von Stubenbreite und halber Mannstiefe und zieht auf die Albergk[2]), wo er sich im rechten Winkel wendet; er kann im Ganzen eine halbe Stunde lang

[1]) Dieser Aufsatz Bernbecks ist laut Angabe des Verfassers 1846 in Gießen abgefaßt. Den Stoff mag er gelegentlich von Besuchen bei seinem Schwager Wilhelm Wichmann, der 1831—39 Pfarrer in Frohnhausen bei Gladenbach war, gesammelt haben. Aus dem Aufsatze sind einige Abschnitte von geringerer Bedeutung, wie z. B. über die Namen von Gewannen und Waldabteilungen usw., ausgeschieden; auch habe ich eine übersichtlichere Anordnung von Bernbecks Aufzeichnungen vorgenommen, die übrigens im Wesentlichen unverändert wiedergegeben sind. Meine eigenen Zusätze habe ich in den Anmerkungen gegeben.

[2]) Die Allerburg, jetzt Alberg, südlich von Holzhausen. Vgl. G. Landau, Hist.-topogr. Beschreibung der wüsten Ortschaften des Kurfürstent. Hessen usw. (1858) S. 96 und Ph. Dieffenbach, Archiv f. hess. Gesch. u. Altertumskunde IV, 15 ff.

sein. Oben auf der Albergk ist eine Fläche, wo der Sage nach ein Schloß gestanden haben soll, welches von Raubrittern bewohnt gewesen, welche ihren Pferden beim Ausreiten die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen hatten. Hier wurde eine Pfeilspitze gefunden. Die Fläche der Albergk ist von ungeheuren Steinklippen umgeben, wo ein Thurm gestanden haben soll, von welchem man auf weit und breit gesehen. Diese Stelle heißt der „Hünnstein", worauf der Sage nach die „Hünnelse"[1]) gewohnt habe, welche nach Kappel in die Kirche gegangen sei. Am Kräutertag kommen die jungen Leute von 5—6 Ortschaften zusammen, um sich beim Sammeln nützlicher Kräuter, deren hier ganz besondere wachsen sollen, mit Gesang und dergleichen zu belustigen. Früher soll auch Musik dabei stattgefunden haben. Die Eltern erzählen den Kindern, wie die Hünnelse dort Hirsenbrei koche. Es sollen auf dem Hünnstein noch Spuren von altem Mauerspeiß gefunden werden[2]).

Bei Dernbach wie bei Kernbach (bei Caldern) werden noch Spuren von Kellern und hohe Mauern gefunden. — Auf dem Klingelsberg zwischen Gladenbach und Kehlnbach soll auch ein Schloß gestanden haben, von welchem man noch mehrere Fuß hohe Mauern und Keller wahrnimmt; diese sollen so tief gewesen sein, wie Kehlnbach liegt. Nach Kehlnbach hin werden da noch viele Schlacken gefunden, wo die Schmiede gestanden haben soll; auch ein Brunnen ist noch vorhanden. Auch diese Ritter sollen die Eisen den Pferden verkehrt haben aufschlagen lassen. Hier sollen zu verschiedenen Zeiten zwei Kesselchen mit Gold sich gezeigt haben. — Zwischen Hartenrod und Eisenroth soll auch eine Ritterburg gestanden haben, Greifenstein genannt. Dieses, das Dernbacher und das Klingelsberger haben Ritterschaft zusammen gehalten. — Zwischen Runzhausen und Kehlnbach liegt eine Waldwiese, die Scheltersa genannt. Hier steht ein steinerner großer Tisch, wobei sich von Zeit zu Zeit eine weiße Jungfrau zeigt, welche hier ihre Wäsche bleicht. Von hier soll auch ein unterirdischer Gang auf den Klingelsberg führen. Hier soll sich auch von Zeit zu Zeit ein Ritter mit einer Strumpfkappe[3])

---

[1]) So deutlich geschrieben, aber doch wohl, wie auch im Folgenden, in „Hünnelche" zu ändern.

[2]) Über den Steinringwall auf dem Hünnstein vgl. G. W. J. Wagner, Wüstungen im Großh. Hessen III, 394 und Dieffenbach a. a. O. Der Brauch des Kräutersammelns auf dem Hünnstein bei Gesang und Tanz wird auch noch heute am Himmelfahrtstage geübt. Die dort wachsenden Kräuter gelten als besonders heilkräftig.

[3]) Strumpfkappe = die noch heute zum Teil im Hinterland getragene gestrickte Zipfelmütze der Männer.

zeigen, deshalb wagt es nicht leicht Jemand bei Nachtzeit hier vorüberzugehen [1]).

Der „Franzosendrusch" ist ein Wald zwischen Herzhausen und Damshausen (östlich von Holzhausen), wo ungefähr 1/2 Stunde von einander zwei ungeheuer große Steine mit Fläche liegen, welche zwei Riesen sich zugeworfen haben. Der Eine soll indessen den Stein nicht gefangen haben, und dieser ihm auf den Kopf gefallen sein, sodaß er tot zur Erde fiel und darunter begraben liegt. Es soll daselbst spucken.

Auch am Steulweg im Walddistrikt Steger und bei der breiten Erle an der Albergk soll es nicht geheuer sein. Im Walddistrikt Langelswiese an der Albergk finden sich zwei große Steine neben einander und dabei eine Art von Stollen. Dort sei ein Jude von einem Holzhausener ermordet worden. Am Helfenberg zwischen Friedensdorf und Allendorf soll ein unterirdischer Gang von mehreren Minuten zu finden sein.

In der Gegend von Holzhausen ist der Donnerkeil nicht bekannt, dafür aber eine „Donneraxt" und eine „Donnerkaul". Beide sind runde, geschliffene Steine, erstere größer und ohne Loch, die letztere nichts anderes, als die alte Spindel oder Wirtel. Die Donnerkugeln oder Donnergagern werden dort Fettmännerchen geheißen und gelten daselbst soviel im Spiel als die steinernen Knickerne und das doppelte der thönernen. Die Donneraxt wird auch als ein sympathetisches Mittel gebraucht.

Wenn die Buben Pfeifen machen, singen sie:

Huppe Huppe Weire
Der Hund schiffe Kreire,
Der Hund schiffe Riegelste (Ribbelste?)
Und krit mein Vater beim Be,
Warf ihn in das dunkel Loch
Heisa, Vater, ich lebe noch.
Motter, geb mer en Pengk!
Was wit du mit dem Pengk thun?
Nole [2]) kafe!
Was wit du mit der Nole thun?
Beulche neire [3]) 2c.

---

[1]) Diese Sagen beziehen sich offenbar auf die hier gelegene Wüstung Edelshausen (Idenhausen); vgl. Wagner a. a. O. III, 388.

[2]) = Nadeln. [3]) = Beutelchen nähen. Die Fortsetzung lautete wohl ähnlich, wie das von H. Hepding aus Großenlinden bei Gießen mitgeteilte Liedchen (Mitteil. des Oberhess. Geschichtsvereins, N. F. VIII, 1899, S. 232):

Woas widde mit dem Säckelche doun?
Stänche lease, Stänche lease.

Vivat, mein Huppchen ist gerathen!
Ausgethan, ingethan,
Gibts en Schäfers Huppches Pfeifche.

Die Ameise heißt dort Segemesse, Roßameise = Roßemesse, das Sommerkälbchen (Marienkäfer) = Adamshinkelchen, die Klette (Maikäfer) = Maiwiebel, Hornisse = Gaulswespe, Bremse = blinde Fliege, Salamander = bunter Schneider.

Beim Sommerkälbchen wird gesungen:

Dein Vater und deine Mutter sitzen auf dem Kirchhof und essen Mus und Fleisch.

In Marburg singt man beim Maikäfer[1]):

Maikäfer flieg,
Die Mutter sitzt im Krieg,
Der Vater ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Es kommen drei von Giesse,
Die wollen dich erschieße
Bum, bum, bum.

Die Sage vom Goldfeuerchen klingt in Holzhausen also: Träumt es dir zum dritten Male von einem Feuerchen, so gehe ungesprochen hin. Führt dich der Weg über ein Wasser, so thue die Schuhe verkehrt an. Beim Feuerchen wird ein schwarzer Hund sitzen oder ein alter

---

Woas widde mit den Stå^{n}che dou^{n}?
Vîelche (Vögelchen) werfe, Vîelche werfe.
Woas widde mit dem Vîelche dou^{n}?
Brûre, brûre (braten).

Der erste Teil des Liedchens wird nach einer freundl. Mitteilung von Herrn G. Koch in Wetterfeld bei Laubach folgendermaßen gesungen:

Saft, Saft Seire
Hond schisse Kreire
Hond schisse Schiwerstå
Mei Voatter kräit mich o mein Vå
Ean werft mich dem Owerläweloch (Bodenloch) enower
Häh, Voatter, ich leawe doch noch!

Ein mir von Herrn Dr. Ebel mitgeteiltes Gießener Kinderliedchen stimmt nur in den beiden ersten Versen mit der Wetterfelder und Holzhausener Fassung überein. In der Gladenbacher Gegend singt man das ganze Liedchen in ziemlich ähnlicher Weise noch heute. Verwandte Lieder vgl. bei Fr. M. Böhme Deutsches Kinderlied und Kinderspiel (1897) S. 185 und bei Eskuche, Hess Kinderliedchen (1891) S. 57, wo auch über den angeblichen Zusammenhang der mitgeteilten Lieder mit altgermanischem Opfergebrauch gehandelt wird.

[1]) Ein ganz ähnliches Lied aus Marburg bei Böhme, S. 166.

Mann, welche dir aber nichts zu leide thun werden, wenn sie schon böse Gesichter schneiden. Was du nun findest, sei es Weizen, Pferdsknödel oder Scherben [1]), pack es in deinen Kittel, und es wird zu Hause Gold sein, das gesponnene Gold.

Gebräuche aus der Gladenbacher Gegend.

Kommt ein Kalb zur Welt, so wird es drei Tage lang verheimlicht. Ins erste Getränk wird dem Kalb ein Kamm gelegt, gegen Behexung. Wenn ein Stück Vieh gekauft worden ist und in seinen Stall gebracht wird, so wird unter die Schwelle ein Besen und eine Axt oder ein Messer gelegt, damit die Hexen keine Gewalt darüber haben.

Die Klotzoiken (Kröten) sollen den Kühen die Milch aussaufen. Die Unken sollen ein Fuß lang und ganz breit, aber nicht giftig sein. Der König soll eine goldene Krone aufhaben.

Die Kindbetterin hält ihren ersten Ausgang im Trauermäntelchen [2]). Stirbt Jemand dort, so wird ein Fenster aufgemacht.

Die Kirmessen werden dort auch begraben (ein Krug oder ein alter Rock), nicht tief, damit sie bald wieder zum Vorschein kommen.

Ueber Heiratsgebräuche im Hinterland.

Vor dem Ja erfährt keine Seele etwas davon, außer die nächsten Verwandten. Wenn dieses geholt wird, geht der Liebhaber mit einigen guten Rednern zur Geliebten, so spät am Abend — auf einen Dienstag — daß im Dorfe schon alles der Ruhe pflegt. Hat er das Ja bekommen, so wird den Freitag darauf der Weinkauf gehalten: also am Tage der Freia. Den Sonntag hernach gehen die Verlobten zusammen in die Kirche; jedes derselben hat zwei Züchten [3]), der Bräutigam zwei Züchtknechte und die Braut zwei Züchtmägde bei sich, welche zu beiden Seiten sitzen. Der Bursche mit seinen Züchtknechten haben Sträuße auf ihren Hüten, die Braut aber mit ihren Züchtmägden weder Schnatz

---

[1]) **Bernbeck** fügt in Anmerkung bei, daß in Obergleen bei Kirtorf bei der Erzählung der Sage von dem Einpacken von „Kohlen, Weizen und Knötten" die Rede sei, daß man dort auch die Erscheinung des alten Mannes nicht kenne, sondern nur den schwarzen Hund.

[2]) Der Gebrauch erklärt sich wohl daraus, daß jenes Mäntelchen ursprünglich das eigentliche Feierkleid war und erst später, als es im gewöhnlichen Gebrauch veraltet war, als Trauerkleid verwendet wurde. Vgl. **Justi**, Hessisches Trachtenbuch S. 40.

[3]) = Ehrenjungfer und Ehrenburschen; vgl. **Crecelius**, Oberhess. Wörterbuch II, 437 und **Vilmar**, Kurhess. Idiotikon 472.

noch Strauß. Ebenso wirds den Sonntag hernach gehalten. Ist das Brautpaar aus verschiedenen Orten, so wird ein solcher Kirchgang zuerst in dem Orte des Bräutigams und den nächsten Sonntag in dem Orte der Braut gemeinschaftlich gehalten. Mit der Copulation wird nicht geeilt; sie wird in der Regel auf einen Sonntag vorgenommen. Hier trägt die Braut ebenfalls keinen Schnatz oder Kränzchen, wenn sie noch so keusch ist, auch der Bräutigam keinen Strauß; dort setzt man die Keuschheit als notwendig voraus. Auf dieser Hochzeit geht es indessen sehr gut her, so daß sie in der Regel 50 Gulden und darüber kostet. Nach derselben trennt sich das Brautpaar wieder und bewohnt sein elterliches Haus meistens noch ein Jahr, manchmal weniger, oft aber auch mehr. Sind beide in einem und demselben Orte wohnhaft, so besuchen sie sich gegenseitig wohl öfters, ohne jedoch, wie mir ausdrücklich gesagt wurde, aufrichtig beisammen zu schlafen. Ist aber das Ehepaar aus verschiedenen Ortschaften, so besuchen sie sich alle 4 Wochen vielleicht nur einmal, trennen sich aber jedesmal vor Abend wieder. Aus dieser Periode findet daher selten eine Schwangerschaft statt. Mein Referent, der mit dem Treiben der hiesigen Gegend in dieser Beziehung vollkommen bekannt war [1]), versichert auch, daß in dortiger Gegend noch keusche Bauernmädchen zu finden seien; da wäre noch Zucht in Worten und Werken [2]).

Es werde daselbst auch nicht geküßt — kein Bauer sei anzutreffen, der seine Frau während des Brautstandes und der Ehe nur ein einziges Mal geküßt habe. Eine Mannsperson küsse gar nicht, und nur

---

[1]) Vielleicht Bernbecks Schwager, Pfarrer Wichmann? Vgl. oben S. 9. Anmerkung 1.

[2]) Die Beibehaltung getrennter Wohnungen seitens der jungen Eheleute kommt noch heute vielfach bei der hessischen Landbevölkerung vor; u. a. besteht nach einer freundl. Mitteilung von Pfarrer Schulte diese Sitte in Beuern bei Gießen, soweit nicht Arbeiterbevölkerung in Betracht kommt. Das getrennte Wohnen dauert auch dort oft zwei Jahre nach der Hochzeit; in der Regel verändert die Geburt des ersten Kindes die Lage, indem die Eltern des einen oder anderen Eheteils sich dann entschließen, den jungen Leuten den Hof zu übergeben. Bezüglich der Angaben über den ehelichen Verkehr der getrennt lebenden jungen Eheleute im Hinterlande bleibt die Bekanntmachung weiterer Nachrichten noch zu wünschen. Wir verweisen inzwischen auf die Mitteilung Schultes über die diesbezüglichen Verhältnisse im Vogelsberg, wonach die Volksanschauung schon mit der Verlobung (der „Braite") das Recht der ehelichen Gemeinschaft verbindet. (Die zwei Hochzeiten im Junkerland, in den Blättern f. hess. Volkskunde No. 3, 1899, S. 10.)

die Mutter zuweilen ihren Säugling während der Zeit des Tränkens, später aber nie wieder[1]).

IV.

Heil- und Zaubersprüche.

a. Gegen Feuer und Pestilenz[2]).

Eine wahre und approbirte Kunst, in Feuersbrünsten und Pestilenz-Zeiten nützlich zu gebrauchen.

Dieses hat ein christliger Zigeuner-König aus Egiepten erfunden. 1714 den 10. Juni[3]) wurden in dem Königreich Preußen 6 Zigeuner mit dem Strang gerichtet, der 7. aber, ein Mann von 80 Jahren, solte am 16ten darauf mit dem Schwert gerichtet werden. Weilen aber ihme zum glück eine unversene Feuersbrunst entstanden, so wurde der alte Zigeuner losgelasen zu dem Feuer gefirt, alda seine Kunst zu probiren, welches er auch mit groser Verwunderung der Anwesenden ge-

---

[1]) Auch bezüglich dieser Angaben möchten wir noch die Beibringung weiterer bestätigender Zeugnisse wünschen.

[2]) Diesen Segen besaß Bernbeck in nicht weniger als 3 Fassungen, im Folgenden als A, B, C bezeichnet, ein sicherer Beweis für seine weite Verbreitung im Oberhessischen. Fassung A, ein Folioblatt aus dem 18. Jahrh., fügt die Schlußworte bei: Christoffel Jüngel, der had daß geschriben im Jahre Christi 1719. Fassung B steht in einem aus dem Jahre 1798 stammenden Zauberbüchelchen. Fassung C, 2 Quartblätter von einer ganz ungeübten Hand aus dem Anfang des 19. Jahrh., ist offenbar längere Zeit am Körper getragen worden. Wir legen diese Fassung unserem Abdruck zugrunde, da sie allein die Einleitung über den Königsberger Vorgang enthält. Am nächsten kommt der Fassung C der gedruckte Text des Spruches in dem „Romanusbüchlein", S. 33. (Schwäbisch Hall, Haspel), während der gedruckte Text in dem Zauberbuche „Der wahrhafte feurige Drache" S. 108 f. (Nachdruck einer Kölner Ausgabe von 1725 S. 108) enger mit A und B übereinstimmt. Auch in den beiden Drucken fehlt die Königsberger Geschichte. A und B nennen als den ersten Herausgeber des Segens, abweichend von den Drucken und von C, „einen zigeunerischen König aus Judea und Egypten". A enthält in Übereinstimmung mit den beiden Drucken keinerlei Hinweis auf den Gebrauch des Segens zur Heilung und Abwendung von Krankheiten, der also nur B und C eigentümlich ist. Die Rechtschreibung der Vorlage ist bei der Wiedergabe unverändert geblieben; nur ist für die Hauptworte durchweg die Schreibung mit großen Anfangsbuchstaben durchgeführt und auch der Versanfang durch solche bezeichnet worden.

[3]) Die auf 1714 folgenden drei Worte sind infolge des Bruches des Blattes nicht deutlich erkennbar.

than [und] die Feuersbrunst in einer halben Virtelstunde verprochen, das solge gantz ausgelescht und aufgehört, worauf ihm das Leben geschenkt wurde von der könig. preusischen Regirung zu Königsberg, wo es gescheen ist.

Biß willkommen du feuriger Gast
Greif nicht weiter, als was du hast.
Das zehl ich dir, Feuer, zu einer Buß
In Namen des Sohnes und des heiligen Geistes.

Ich gebiete dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
Die Alles thut und Alles schaft,
Du woltes stille stehn
Und nicht weiter gehen,
So wahr Christus stand am Jordan,
Da ihn taufte Johannes, der selige Mann.

Das zehle ich dir Feuer, zu einer Buß
Im Namen der heiligen trey Faltigkeit
Ich gebiete Dir, Feuer, bey der Kraft Gottes,
Du woltes legen deine Flammen,
So wahr Maria behilt ihre Jungfrauschaft vor allen Damen[1]),
Die sie behielt so keusch und rein,
Trum stell, Feuer, dein Wüthen ein.
Dies zehle ich dir, Feuer, zu einer Buß,
Im Namen der heiligen Treyfaltigkeit.

Ich gebiete dir, Feuer, du woltes legen Deine Gluth
Bei Jesu Cristi theures Blut,
Das er vir uns vergosen hat,
Vir unsere Sünd und Misethat.

Das zehle ich dir, Feuer, zu einer Buß
Im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes.

Jesus Nazarenus, ein König der Juden,
Hilf uns aus diesen Feuers Nethen[2])
Und bewahre dies Land und Gräntz
Vir aller Seuch und Pestilenz.

---

[1]) A: Nahmen; B und di e beiden Drucke: Mannen.

[2]) Statt des erwarteten „Gluthen" hat auch der Druck des Romanusbüchleins hier „Nöthen". Die folgenden beiden Verse finden sich n ur in C.

Wer diesen Brief in seinem Hause hat, bey dem wird keine Feuersbrunst entstehen oder auskomen, ingleichen so eine schwanrre Frau diesen Brief bey sich trecht[1]), der kan kein geschenz[2]) nicht schaden und kombt gar bald von der Gebuhrt. So ein Mensch die fallende Seuch hat, der henge diesen Brif an 9 Tage lang, dan kombß nicht wieder.

b. Für das Blutstillen[3]).

Es gieng eine Jungfer über Land
Und kriegt den Herrn Jesum bei der Hand
Und stillt ihm das Blut und den kalten Brand.

c. Gegen den Brand.

Unser lieber Herr Jesus ging über Land
Da sah er brennen einen Brand,
Da lag St. Lorenz auf einem Rost
Unser lieber Herr Jesus Christ kam ihm zu Hülf und Trost,
Er hub auf seine göttliche Hand
Und segnete ihm den Brand,
Er hub,
Daß er nimmer tiefer grub
Und weiter um sich fraß.
So sey der Brand gesegnet im Namen Gottes des
Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

d. Gewehr- und Waffenstellung[4]).

Um mich Rudolff ist ein Graben,
Den haben gemacht heilige Knaben,
Die werden mir heute bewahren mein Fleisch und Blut,

---

[1]) Hier bricht C ab; wir ergänzen den Schluß aus B.

[2]) Von „Schanz" (frz. chance) = Unglück, oder verlesen? Pestilenz?

[3]) In No. 2 der Blätter für hessische Volkskunde (I) hat der Herr Herausgeber auf die enge Übereinstimmung mancher noch heute gebrauchten „Gesahne" mit den altgermanischen Zaubersprüchen hingewiesen. Auch die beiden folgenden nach Aufzeichnungen Bernbecks mitgeteilten Sprüche verdienen nach dieser Richtung Beachtung. Ähnliche Segen im Romanusbüchlein S. 15 und bei Diehl, Zeitschr. f. Kulturgeschichte, Jahrg. VII, S. 302.

[4]) Die Vorlage, Quartblatt aus dem 19. Jahrh., ist als Amulett offenbar zeitweilig am Körper getragen worden. Aus einer zweiten Fassung hat Bernbeck Varianten mit Bleistift der Vorlage eingefügt, von denen wir zu Vers 2 den Zusatz „drei" heilige Kn. und zu Vers 4 „Pfeil" statt „Kugel" erwähnen. Wir geben den Spruch mit den angedeuteten Abkürzungen wieder.

Daß mich keine Kugel nicht treffen thut,
Daß mich kein Schwert nicht schneidt,
Daß mich kein Hund nicht beist,
Daß mich kein Wolf zerreist
Im Namen Gottes des Vaters u. s. w. † † †
Es walte Gott und die heiligen drei Blutstropfen,
Die werden heute meinen Feinden ihr Gewehr und Waffen
Im Namen u. s. w. † † †. [stopfen.
Gleich wie die Kugel wird gegossen,
So wird sie Anna im Namen Gottes
Neben mir Rudolph an Feint geschossen
Im Namen u. s. w. † † †.
Führe mich hier und begleite meinen Gang nach deinem Wort,
Sey und bleibe du auch heinte mein Beschützer und mein Hort!
Nirgend als von dir allein
Kann ich recht bewahret seyn!
Meinen Ausgang segne Gott u. s. w.
Und mache mich zu Himmels Erben. Amen.

V.

Aberglauben aus Langd (östl. von Hungen).

Wird ein Kind zur Taufe gewickelt, so wird ein Krüstchen Brod mit eingewickelt. — Wenn ein Jäger einem kleinen Kinde in den Mund greift, zahnt es leicht. Ebenso der Kirchenschlosser (ein Erbschlüssel soll es auch thun). Wenn ein solches Kind zum erstenmal in ein Haus kommt, kriegt es ein Ei, welches dreimal im Munde herum gedreht wird, dann zahnt es leicht. — Zähncher darf man nicht sagen, sondern Dingelcher. — Verläßt Jemand eine Kindbetterin, so darf sie ihm nicht nachsehen. — Wenn Jemand einen Kropf hat, so soll er ihn mit einer Totenhand dreimal überstreichen.



Einen ganz ähnlichen Segen „vor Fästickeibt des leibs“ aus 1628 hat W. Diehl kürzlich mitgeteilt (Aussagen der Protokolle der hessischen Kirchenvisitation von 1628 über den im Volke vorhandenen Aberglauben in der Zeitschrift für Kulturgeschichte Bd. 7 (1900, S. 310). Das energische Einschreiten der hessischen Kirchenbehörden gegen das Zauberwesen im Jahre 1628 hat demnach die Weiterverbreitung der damals verpönten „Gesahne“ und ihre Vererbung in Oberhessen bis auf die Gegenwart nicht zu verhindern vermocht.

Himmelsbriefe.

Weitere Beobachtungen von Albrecht Dieterich, Gießen.

I.

Daß ich die Erwartung noch nicht aufgeben wolle, es würden sich auch schon im griechisch-römischen Altertum Himmelsbriefe aufzeigen lassen, habe ich in meiner kleinen Abhandlung über Himmelsbriefe in den Blättern für Hessische Volkskunde, 1901, No. 3, S. 11 ausgesprochen. Meine Erwartung hat mich nicht getäuscht, und ich darf vielleicht heute über eine Anzahl von Beobachtungen berichten, die mir die Hilfe einiger Freunde*) und eigenes Nachsuchen ermöglicht haben. Sie können auch denen, die uns die spätere, mittelalterliche und neuere Litteratur der Himmelsbriefe vorlegen werden, nicht gleichgiltig und vielleicht behilflich sein, die Frage nach dem Ursprung der so lebenskräftigen Form alten Aberglaubens richtig zu stellen.

Die judenchristliche Sekte der Elkesaiten berief sich auf ein heiliges Buch, das nach einer von Eusebius in seiner Kirchengeschichte (VI 38) gegebenen Überlieferung vom Himmel gefallen sei. Wer auf dies Buch höre und daran glaube, erhalte Vergebung der Sünden. καὶ βίβλον τινὰ φέρουσιν, ἣν λέγουσιν ἐξ οὐρανοῦ καταπεπτωκέναι καὶ τὸν ἀκηκοότα ἐκείνης καὶ πιστεύοντα ἄφεσιν λήψεσθαι τῶν ἁμαρτημάτων, ἄλλην ἄφεσιν παρ᾽ ἣν Χριστὸς Ἰησοῦς ἀφῆκεν. In anderer Überlieferung steht dieser Angabe parallel, daß ein Engel von riesiger Größe, dem eine weibliche Figur zur Seite stand (der heilige Geist), das Buch dem Elxai vom Himmel gebracht habe (Hippolytos Refutatio omnium haeresium IX 13): eine auch sonst häufige Form göttlicher Offenbarung. Der Gründer der Sekte soll unter Trajan aufgetreten sein; ihr heiliges Buch kam im Anfang des 3. Jahrhunderts nach Rom. Wir besitzen in dem Eusebiusbericht das bisher früheste Zeugnis eines wunderwirkenden Himmelsbriefes.

Vielleicht haben wir aber doch noch ältere Zeugnisse. Noch gegen Ende des dritten Jahrhunderts und im zweiten Jahrhundert vor Chr. schrieb ein Semit aus Gadara in Cölesyrien mit Namen Menippos satirische Schriften in griechischer Sprache. Prosa wechselte mit Versen ab, und diese Form, die lange und vielfach nachgeahmt wurde, bekam

*) Wertvolle Winke verdanke ich A. Deißmann in Heidelberg, E. Preuschen in Darmstadt, L. Radermacher in Bonn, L. Traube in München, R. Wünsch in Breslau. Manche freundliche Hinweise konnte ich in dem oben eingehaltenen Zusammenhange nicht benutzen und spare sie für ein andermal auf.

nach ihm den Namen der Menippeischen Satire. Es ist einer der häufigen Fälle, daß die Semiten die Formen der satirischen und parodischen Schriftstellerei bestimmen. Als Titel einer Anzahl solcher Produkte des Menippos ist uns überliefert: Briefe, die sich rühmen, vom Angesicht der Götter zu kommen (Laertius Diogenes VI 8, 101 ἐπιστολαὶ κεκομψευμέναι ἀπὸ τοῦ τῶν θεῶν προσώπου). Es mag wohl sein, daß Lukianos von Samosata, ebenfalls Semit und griechisch schreibender Satiriker, im zweiten Jahrhundert nach Christus zu seinen Götterbriefen durch den Vorgang des Menippos angeregt ist. Wie weit freilich seinen Erfindungen etwa der Briefe des Kronos eine vorhandene Volksvorstellung von Himmelsbriefen zur Folie und Erklärung gedient haben mag, ist für uns schwerlich noch zu beurteilen. Der Titel des Menippos aber zeigt, meine ich, daß in ihm eine nicht unbekannte Sache genannt sein muß, und daß es mehr als bei beliebigen Götterbriefen litterarischer Erfindung auf die autoritative Geltung der Briefe vom Angesichte der Götter ankommen sollte. Was dann auf Grund vorhandenen Glaubens satirisch oder parodisch vorgeführt sein mag, können wir nicht wissen. Ob ich recht habe, wenn ich in der griechisch ungewöhnlichen Ausdrucksweise einen Nachklang semitischer Rede in dem Titel fühlen möchte? (Vgl. hebr. mip^ene elohim.)

Es ist sehr bemerkenswert, daß die beiden besprochenen Zeugnisse einen Zusammenhang mit Jüdischem zeigen. Gleich hier möchte ich darum eine Tradition anreihen, die in der Talmud-Litteratur eine große Rolle spielt. Mehrfach wird angegeben, daß dem Adam vom Himmel herunter ein Buch gebracht worden sei, durch das ihm die wunderbarsten Offenbarungen zu Teil wurden. (Eisenmenger, Entdecktes Judentum I 375 f. II 675). In dem Buche Sohar — über dessen ja vielleicht erst mittelalterliche Entstehung ich natürlich nicht urteilen kann — wird folgendes erzählt (Übersetzung bei Eisenmenger I 376):

„Als der Adam in dem Paradies war, gab ihm Gott durch den Rasiel, den heiligen Engel, welcher über die Geheimnisse der Oberen gesetzt ist, ein Buch, in welchem die Schriften der Obern und die heiligen Weisheiten geschrieben stunden, und waren die zweiundsiebenzig Gattungen der Weisheit von ihm in sechshundertundsiebenzig Schriften der oberen Weisheiten geteilet, um durch das Mittel selbiges Buchs der Schrift der Weisheit die tausendundfünfhundert Schlüssel zu wissen, welche den obern Heiligen nicht gegeben sind und alle im selbigen Buch verborgen waren, bis es der Adam bekommen hatte. Nachdem es dem Adam in die Hände gekommen war, versammelten sich die oberen Engel, um zu wissen und zu hören, und sprachen: Erhebe dich Gott über den Himmel und deine Ehre über die ganze Erde. In derselbigen Stund kam der Hadarniel, der heilige Engel zu ihm und sprach zu ihm:

Adam, Adam die Herrlichkeit deines Herrn war verborgen, denn den Obern ist die Erlaubnis nicht gegeben, die Herrlichkeit deines Herrn zu wissen, ausgenommen dir. Selbiges Buch war auch bei dem Adam verborgen und verwahret, bis er aus dem Paradies ging, und brauchte er alle Tage die Schätze seines Herrn und wurden ihm die obersten Geheimnisse kund, welche die oberen Diener nicht wussten. Nachdem er aber gesündiget und seines Herrn Gebot übertreten hatte, flog solches Buch von ihm weg, und er schlug an sein Haupt und weinete und ging an das Wasser des Flusses Gichons bis an sein Genick: und das Wasser machte seinen Leib rostig und sein Glanz veränderte sich. In selbiger Zeit winkte Gott dem Raphael und liess ihm das Buch wieder geben. Und der Adam befliss sich darinnen zu lesen und hinterliess es seinem Sohne Seth, und also haben es alle selbige Geschlechter gemacht, bis es zum Abraham gekommen ist, welcher in demselben wusste die Herrlichkeit seines Herrn zu sehen. Also wurde es auch dem Enoch gegeben, aus demselbigen die Herrlichkeit seines Herrn zu betrachten".

Ich weiß solche jüdische Überlieferungen nicht weiter zu verfolgen; aber ich möchte, wenn möglich, durch die gegebene Andeutung Kenner des Talmuds und der Kabbala zu Mitteilungen veranlassen. Wie stark die Kabbala noch auf den heute lebendigen Aberglauben gewirkt hat, ist mannigfach bekannt.

Ich kehre noch einmal zum griechisch-römischen Altertum zurück; denn ich glaube auch Spuren himmelsbrieflicher Traditionen zu erkennen, die nicht auf jüdisches Gebiet hinüberführen. Sollte wirklich in dem Verse des Juvenal (Satire XI Vers 27) der Ausdruck 'e caelo descendit γνῶθι σεαυτόν' nur bildlich bezeichnen, daß der Spruch „Erkenne dich selbst" göttliche Offenbarung sei und nicht vielmehr eine uns sonst unbekannte Überlieferung voraussetzen, daß der Spruch vom Himmel gefallen sei? Sicheres zu vermuten gestattet noch weniger eine Notiz bei Servius d. h. in dem Kommentar zu Vergil, wo ein Tiberianus genannt wird, ein Schriftsteller des 4. Jahrhunderts, der einen Brief anführe, den der Wind von den Antipoden hergetragen habe. Er trage die Aufschrift „superi inferis salutem" (Servius zu Vergils Aeneis VI 532). Das dient freilich da, wo es angeführt wird, nur zum Beweis für die Kugelform der Erde. Aber man kam schwerlich auf diese eigentümliche Erfindung eines Briefes, wenn es nicht bekanntermaßen Briefe der superi gab. Ein Beleg aber, den ich geben kann, unterliegt keinerlei Bedenken. Pausanias in dem letzten Kapitel seiner griechischen Reisebeschreibung (X 38) erzählt von der wunderbaren Heilung des augenleidenden Phalysios in Naupaktos. „Als dieser nämlich so an den Augen litt, daß er fast blind war, schickte der Gott in Epidauros (Asklepios) die Dichterin Anyte mit einem versiegelten

Schreiben an ihn; diesen Auftrag erhielt sie mittels eines Traumgesichtes, das aber sogleich zur Wirklichkeit wurde: denn beim Erwachen fand sie ein gesiegeltes Schreiben in ihren Händen. Sie fuhr nun nach Naupaktos und forderte den Phalysios auf, das Siegel zu erbrechen und das Schreiben zu lesen. Dieser hätte es unter andern Umständen bei dem Zustande seiner Augen nicht für möglich gehalten, das Geschriebene zu lesen. Aber er hoffte auf Hilfe durch Asklepios, erbrach das Siegel und wie er auf die Wachstafel sah, war er gesund und zahlte der Anyte, wie er durch das Schreiben angewiesen war, zweitausend Goldstateren". Hier haben wir alle Ingredienzien des echten Himmelsbriefes: er stammt von einem Gotte, der ihn auf wunderbare Weise einem Menschen übergiebt, und er hat die zauberische Heilwirkung. Pausanias schreibt im 2. Jahrhundert n. Ch. Daß es sich aber in seiner Erzählung um eine volkstümliche Überlieferung viel älterer Zeit handelt, dürfen wir annehmen. Diese Überlieferung ist echt griechisch und niemand wird glauben wollen, daß sie in ihrer Art die einzige gewesen sei.

II.

Den Zeugnissen aus dem Altertum füge ich zwei Zeugnisse späterer Zeiten, eines aus dem Mittelalter und eines aus dem Jahre 1864 hinzu. Ich würde mit Nachweisen mittelalterlicher Litteratur am wenigsten der Gelehrsamkeit der künftigen Herausgeber der Himmelsbriefe zu Hilfe zu kommen mich anheischig machen, wenn es sich nicht um einen entlegenen und zudem nicht ohne weiteres erkennbaren Beleg handelte, der uns unmittelbar das kräftige Weiterleben des Himmelsbriefglaubens in unserem Volke veranschaulicht. Und das Gleiche wird uns die Mitteilung aus dem vorigen Jahrhundert lehren, die mir ein günstiger Zufall zugeführt hat.

Die Kenntnis des Chronicon Windeshemense und des Liber de reformatione monasteriorum des Augustinerprobstes Johannes Busch in der Ausgabe von Dr. Karl Grube (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, herausgeg. von der Histor. Commission der Provinz Sachsen XIX. Bd., Halle 1886) verdanke ich Herrn Professor Herman Haupt in Gießen. Er hat mich auf einige für den Volksaberglauben wichtige Aktenstücke in dem Liber de Reformatione aufmerksam gemacht. Ich berichte, was ebendort II c. XIX p. 699 f lateinisch erzählt wird. In Halle 1451 — das Stück ist genau datirbar — kam zu dem Verfasser zur Beichte die Frau oder Tochter eines Soldaten. Er bemerkt, daß etwas in einem kleinen Beutel an ihrem Halse hängt. Auf seine Frage erhält

er die Antwort: ich habe in dem Beutel ein kleines beschriebenes Pergamentblatt. Wer es überall bei sich trägt, kann nicht vom Schwerte verletzt noch vom Wasser ertränkt noch von Feinden gefaßt werden und hat andere ähnliche Kräfte. Er fragte: „Kann ich es sehen, öffnen und lesen?“ „Ja.“ Dann löste sie den Beutel von ihrem Halse, zog den Zettel aus dem Beutel und gab ihn ihm zu lesen. Als er ihn aufgemacht, fand er darin, daß Pabst Leo allen, die ihn trügen, diese Gnade gegeben, daß sie vom Schwerte nicht verletzt noch vom Feuer verbrannt noch vom Wasser ertränkt noch gefangen noch von Feinde gefaßt werden können und vieles ähnliche. Dann enthielt der Zettel: Christus siegt, Christus herrscht (Christus vincit, Christus regnat) und die Namen der Apostel, der drei Könige Balthasar, Melchior, Kaspar und verschiedene Zeichen und viele Kreuze unter den Namen und mehrere Buchstaben des Alphabets und wieder Namen von Heiligen und Buchstaben und mehrere Beschwörungen dazwischen und ähnliche unbekannte Namen, an die der Pater sich, wie er sagt, nicht mehr erinnert. Darauf redet ihr der Beichtiger ins Gewissen; er wundert sich, daß ihr der Teufel den Hals noch nicht gebrochen habe. Was da geschrieben stehe, sei gegen Gott und den katholischen Glauben, es sei nicht wahr und nicht vom Pabst Leo versprochen. Sie bekommt Angst und wünscht selbst, daß der Pater den Zettel verbrenne. Das geschieht, und dabei — das wird besonders bemerkt — passirt weiter nichts.

Wer die üblichen Texte von Himmelsbriefen — auch der von mir a. a. O. herausgegebenen hessischen — kennt, wird ohne weiteres bemerkt haben, daß die Frau in Halle einen Himmelsbrief am Halse hatte, wie ihn heute noch Männer und Frauen an sich tragen. Die Zauberzeichen, die Buchstaben des Alphabets, die unbekannten Namen, d. h. die unverständlichen Zauberworte, die Kreuze: all das kennen wir auch auf den uns bekannten Himmelsbriefen. Verheißungen wie die hier gegebenen finden sich immer wieder, z. B. in einem Himmelsbriefe aus Mecklenburg (Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II 341 ff.): wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht getroffen von dem feindlichen Geschoß und er wird vor Dieben und Mördern gesichert sein . . . dem wird kein Donnerwetter schaden, und ihr sollt vor Feuer und Wasser und aller Gewalt des Feindes behütet werden . . . seine Feinde können ihm keinen Schaden zufügen . . (S. 344) dem kann kein Blitz oder Donner, kein Feuer oder Wasser Schaden tun. Die Namen Caspar, Melchior und Balthasar kommen unzählige Male auf entsprechenden Zauberblättern in mannichfachster Verstümmelung vor (z. B. U. Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern, S. 145 drei Beispiele).

Aber ich brauche nicht einzelne Übereinstimmungen des Amulettblattes der Frau in Halle 1451 mit uns heute bekannten Himmelsbriefen nachzuweisen. Wir haben den Brief noch, den die Frau trug: durch einen Zufall ist ein Exemplar in der Schweiz aufgetaucht und in dem Schweizerischen Archiv für Volkskunde IV (1900) S. 340 f. veröffentlicht worden. Nur ganz geringe Abweichungen von den Angaben des Augustinerprobstes über seinen Befund, wie sie mannichfache Übertragung und Abschrift des Textes von selbst mit sich bringt, sind zu beobachten. Im übrigen wird Jedermann sofort erkennen, daß wir denselben Zauberbrief vor uns haben. Er befindet sich auf einem Pergamentblatt von 42 cm Länge und 33 cm Breite im Archiv der Familie Th. v. Stockalper in Brig. Anthonius Owling, der sich als Inhaber nennt, scheint nach des Herausgebers Imesch Ermittelung im Schweiz. Archiv a. a. O. der Kastlan Ant. Owling von Brig gewesen zu sein, dessen Name von 1467—1528 wiederholt in den Urkunden der Familie von Stockalper vorkommt. Der Brief ist also wohl dort nicht viel später in Gebrauch gewesen als in Halle. Wir können einstweilen nicht feststellen, wie weit der Brief überhaupt verbreitet war, woher und wohin er überliefert worden ist. Von Interesse mag aber sein, daß ein Himmelsbrief, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Schweiz vorhanden ist (Schweiz. Arch. f. Volkskunde II 277 ff), in einer spätromanischen Bearbeitung die Angabe enthält, daß er in Mademburg in Prussia, doch wohl in Magdeburg in Preußen, erschienen sei. (Schweiz. Archiv III, 1900, S. 190 f.)

Der Himmelsbrief aus Brig sagt von sich: *Das ist der brieff, den bapst leo kunig karolo von himel sant. und ist bewert wer in by im treit.* Es ist eben das, was Johannes Busch in dem Pergamentblatt der Frau gelesen hat *inveni in ea, quod Leo papa dedit omnibus eam portantibus hanc gratiam etc.* Ich hebe noch einige Stellen aus, die das gleiche erweisen.

In dem namen got des vatters got des suns und des helgen geists Und der helgen dreifaltikeit. Ihesus Nazarenus rex Indeorum. Ihesus von Nazareth der Juden Kunig. Diss sint die siben wort, die unser her am crutz sprach und wer die wort by im treit und altag ansicht in der liebi gots, der erwurbt dadurch liebi von den luten und schirm vor sinen fyenden. Er wurd des tags nit vnder gan noch in für noch in wasser noch in krieg gechlich noch an der des heilig sacrament sterben. . ."

Nach jedem der Worte am Kreuz steht ein †.

Vatter in din hand bevil ich min geist also empfil ich Anthonius Owling mich in din hand wan du hast mich erlöst O gott der

warheit bekör mir alles minen ellend allen meinen presten und ungemach. Caspar, Melchior, Balthasar . . .

Das helf uns der man der den todt an dem helgen crutz nam und die helgen dry Kinig, die by im in dem himel sindt. Christus regnat. Christus imperat *Cristus (sic) ab omni malo me custodiat. Agios otheos agios yschyros agios athanatos. Eleyson ymas . . . Des helff mir der man, der den tod an dem helgen krutz nam Aelli die waffen sy sigen von eysen oder von stachel† Caspar † Balthasser † Melchior* p p p spn dia. dit. und sta haev su sla resten lieben worff stewlich . . .

Nachdem Evangelium Johannes I 1—14 in lateinischer Sprache eingeschoben ist, gehts mit jener oben angeführten Angabe über den Papst Leo weiter: .. *wer in by im treit und in alltag mit V pater noster und ave maria der sol des sicher sin, das im nie mer hertzleid widerfaren mag er muss zu nemen an lyb und gut an sel und an er mag in keinem wasser ertrinken noch in keinem für verbrinnen es mag auch kein falsch urteil uber in gan und wa in ein fraw by in treit die enis kinds in arbeit gat der mag es nit misslingen zu der purd und wo dieser brieff in ein huss ist da mag das für nit schaden thun und wer in by im treit den mag kein waffen nit schniden † got der sin heylig crutz . . . .*

Und behuete dich vor allen fienden das mich des waffen muss miden an kein messer noch schwert noch waffen mussen mich weder stechen noch schniden . . . .

Übergehen mag ich nicht den Satz, der plötzlich dazwischen steht *nun gehelff mir der heilig her sant odins* und unmittelbar darauf: *als gut als wie sant maria was da sy ir lieb trut kind genass † . . .*

Einige Sprüche von den heiligen Wunden, die behüten sollen zu allen Stunden vor allen bösen falschen Zungen und vor Wunden mit siebenmal wiederholtem Kreuzeszeichen zwischen den einzelnen Satzteilen beenden die Sprüche, die durch mannichfache Wiederholungen zu solcher Fülle angewachsen sind.

Zu diesem Belege lebendigen Gebrauchs zauberkräftiger Himmelsbriefe aus dem Jahre 1451 — noch ehe von einem Druck solcher begehrten Zauberzettel die Rede sein konnte —, füge ich nun endlich noch eine Schilderung aus dem Jahre 1864, die ich Herrn Geh. Baurat Krüger in Erfurt verdanke; durch die Lektüre meines Aufsatzes über Himmelsbriefe veranlaßt, hat er mir sein Erlebnis freundlichst mitteilen lassen, wie folgt:

„Als ich im Jahre 1864 in den Krieg gegen die Dänen zog, wurde auch mir ein solcher Himmelsbrief angeboten, der mich in den Gefahren der Schlacht behüten sollte. Ich erinnere mich, daß er die gleichen Wendungen enthielt, wie der erste der von A.D. mitgeteilten. Ich nahm ihn nicht an, da ich den Aberglauben verachtete, und habe keine genaueren Erinnerungen.

Es wurde aber allgemein gesagt, daß in den Brandenburgischen Regimentern kein Soldat sich befände, der ohne durch einen Himmelsbrief geschützt zu sein in den Krieg zöge.

Zu Kiel hatte ich am Morgen, wo mein Regiment nordwärts weiter marschiren sollte, durch die Unzuverlässigkeit meines Wirtes das Mißgeschick nicht rechtzeitig aufzuwachen, und mußte eilig aufbrechen um meinen Truppenteil einzuholen. An einem Punkt der Straße lieferten mir viele Papierhülsen, die ich sah, den Beweis, daß der Befehl erteilt worden war scharf zu laden; man konnte jeden Augenblick auf den Feind stoßen. Bald nachher fand ich die ganze Straße mit zerrissenen Spielkarten bedeckt. Es herrscht unter den Soldaten der Glaube, daß man in der Schlacht keine Karten (Teufelswerk!) bei sich tragen dürfe: sonst hat Tod und Teufel Macht über einen."

Man wird auch für die am Ende beigefügte Angabe, die sich nicht auf Himmelsbriefe bezieht, nicht undankbar sein. War uns ähnliches nicht unbekannt, hier sehen wir es unmittelbar wirksam in dem Leben, das unsere Väter umgab. So bald wird es auch im Leben der kommenden Geschlechter nicht absterben.

III.

Zum Schlusse sei mir noch der Raum verstattet, eine Anfrage auszusenden. Es gab im Mittelalter, schon im 12. Jahrhundert und weiterhin immer zahlreicher, Briefe des Teufels. Soviel aus den Bemerkungen Wattenbachs und den von ihm vorgelegten Texten (Sitzungsberichten der berl. Akademie, 1892, S. 95 ff.) hervorgeht [1]), ist alsbald eine feste litterarische Form aus dem „Teufelsbrief" geworden; irgend welche Menschen oder öfter ganze Stände werden dadurch gebrandmarkt, daß man den Teufel an sie einen ihr Treiben belobenden Brief schreiben läßt. Es liegt nahe zu vermuten, daß der litterarischen Form ein volkstümlicher Aberglaube den ersten Anstoß gegeben habe. Ich werde in solcher Annahme bestärkt durch eine Notiz in Tredes eben erschienenem Buche (aus seinem Nachlasse) „Wunderglaube im Heidentum und in der alten Kirche", S. 257, daß in Girgenti sich ein Brief befinde, der vom Satan eigenhändig geschrieben sein solle. Weitere Angaben werden nicht gemacht und gelegentliche Erkundigungen, die ich versuchte, haben zu keiner Auskunft geführt. Briefe an die Unterirdischen, an die Höllen-

[1]) Einer Schrift, auf die mich W. Köhler aufmerksam machte, konnte ich einstweilen nicht habhaft werden: Dissertatio historico-theologica qua de libris et epistolis caelo et inferno delatis, sub praes. Jo. A. Schmidii, scripsit I. F. Knorrnn, Helmstadii 1725.

herrscher, gab es im Altertum; auf attischen Bleitafeln steht zu lesen: „einen Brief sendend den Dämonen und der Persephone“ (ʽεπιστολὴν κέμπων δαίμοσιν καὶ Φερσεφώνῃ Nr. 102 bei R. Wünsch Defixionum tabulae Atticae) oder „An Hermes und Persephone sende ich diesen Brief ab“ (Ἑρμῇ καὶ Φερσεφόνῃ τήνδε ἐπιστολὴν ἀποπέμπω Nr. 103). Diese Briefe dienen dazu einen Menschen den Höllendämonen zu denunziiren, zu überantworten. Gab es damals oder später auch im Volksaberglauben Briefe jener Dämonen und ihrer Herrn an Menschen? Ich bitte alle Leser dieser Zeilen um freundliche Mitteilung dessen, was ihnen bekannt ist. Dann würde es vielleicht möglich, die Geschichte nicht bloß der Himmelsbriefe, sondern auch der Höllenbriefe weiter zu untersuchen.



Religiöse Volkskunde.

Von Paul Drews, Gießen.

Es ist ein weites Gebiet, das vor unserem Auge sich aufthut, wenn wir daran gehen, Volkskunde zu treiben. Denn das Leben ist reich, auch das Leben des einfachen Volkes. Wollen wir es erforschen, so daß wir ein wirklich klares und deutliches Bild davon gewinnen, so müssen wir möglichst vollständig sein. Es gilt nicht nur die Sprache des Volkes genau zu beobachten, oder seine Sitten und Bräuche, seine Freude und sein Leid, seine Poesie und seine Prosa, es darf vor allem ein Gebiet nicht übersehen werden, das tief in das Leben des Volkes eingreift, worin sich besonders scharf und tief seine innerste Empfindung ausspricht, die Religion. Wie einer immer auch zur Religion persönlich stehen mag, die große Bedeutung, die das religiöse Element für das Leben eines jeden kräftigen Volkes hat, kann niemand ableugnen. Wir müssen auch die Religion unsres Volkes erforschen.

Ist das denn nötig? Ist unser Volk nicht christlich? Lebt es nicht sein religiöses Leben — freilich bald mehr, bald weniger eng — in der kirchlichen Form? Wer mit dem Volke in einigermaßen enger Beziehung gestanden hat, der weiß, daß die offizielle kirchliche Anschauung, wenn ich so sagen darf, die vom Volke unwidersprochen hingenommen wird, deshalb noch lange nicht wirklich innerlich angeeignet ist. Vielmehr steht neben und unter einer breiten Gruppe christlicher Gedanken und Anschauungen beim schlichten Manne eine mindestens ebenso große Gruppe

von Ideen, die das Volk sich selbst geschaffen, selbst gebildet hat und woran die nie rastende, wenn auch noch so konservative Seele des Volkes immer weiter arbeitet. In dieser Religion lebt das Volk in Wahrheit, sie hat sein Herz, sie bildet seinen Trost, in sie legt das Volk auch seine Poesie nieder. Vieles, was die kirchliche Unterweisung ins Volk hineinträgt, wurzelt schlechterdings nicht, es geht spurlos an der Volksseele vorüber; weniges wird so aufgenommen, wie es gemeint ist, trägt dann aber oft eine beschämend edle und schöne Frucht, vieles andre aber ergreift die Volksseele und macht es sich in ihrer Weise zurecht, bildet es um und schafft so etwas, das ein neues Gesicht, einen neuen Sinn und Inhalt bekommt. Zum Beweis des eben Gesagten nur einige Beispiele. Sie betreffen kirchliche Gebete, zunächst das Vaterunser. Ein evangelischer Landpfarrer eines Württemberger Dorfes hat 1595 gelegentlich aufgezeichnet, wie seine Gemeindemitglieder das Vaterunser zu beten pflegten. Es lautete folgendermaßen: „Gott Vaterunser, bist in deinem Himmel. Heilig wert ist dein Nam. Kommen wir zu dir in dein Reich. Dein Will, der wird Himmel und Erd. Dein täglich Brot gieb uns heut. Gieb uns unser Schuld, wir geben unser Schuld. Laß uns nicht eingeführt werden in keine üble Versuchnis, sondern erlös uns von allem Übel und Herzleid. Amen in Gottes Namen.“ Die Form, die das Glaubensbekenntnis im Volksmunde angenommen hatte, hat der Pfarrer uns leider nicht überliefert, seine Feder sträubte sich, die Entstellung zu Papier zu bringen. — Gegen diese meine Mitteilung wird hoffentlich niemand den Einwand erheben, daß uns hier doch nicht mit Thatsachen aus dem 16. Jahrhundert gedient sei. Ich meine dagegen wohl mit allem Grund, daß man heute noch, wenn auch nicht gerade im Vaterunser, so doch sonst an kirchlichen Formen, an Liederversen u. dergl. Umbildungen vornimmt, die Zeugnis von der Auffassung geben, in der sich in der Volksseele der dargebotene Stoff spiegelt. Ganz ähnlich, wie Kinder sich mit ihnen unverständlichen Worten in der Weise abfinden, daß sie sie zu ihnen geläufigen umbilden. Zum Beweis aber, wie heute noch das Volk diese umbildende Thätigkeit übt, nur freilich, um zu Zeiten völlig Sinnloses zu produzieren, das aber gerade um der Sinnlosigkeit willen festgehalten wird, weil das Unverstandene, Geheimnisvolle, die Formel dem Volk als religiös wertvoll gilt — zum Beweis dessen gebe ich ein Gebet, das das katholische Volk im Egerlande zu Tische zu beten pflegt. Es lautet: „Herr Gott, himmlischer Vater, gebenedeit seien uns alle Speisen, Dank für die große Güte, empfangenem Werke, gieb uns Gnad und Gedeihen, als wir dir zu loben und zur Wohlfahrt getragen hat, deine himmlich geschiedene Werke durch Jesum

Christum unsern Herrn, Amen.“ Aus dieser dunklen Rede wird niemand mehr den ursprünglichen Wortlaut des Gebetes ermitteln können, während sich jener Umbildung des Vaterunsers, bis auf die unverständliche dritte Bitte, ein guter Sinn entnehmen läßt. Denn die 5. Bitte ist wohl so zu verstehen, daß Gott geben soll, was er ihnen schuldig ist, und sie, die Beter, wollen geben, was sie ihm schuldig sind, also ein völlig anderer, als der ursprüngliche Sinn.

Doch gleichviel! Nur Beispiele wollte ich geben, um zu zeigen, wie geschäftig das Volk den ihm gebotenen Stoff mit den ihm eigenen Darstellungen verknüpft, wie es sich seine eigene Religion schafft.

Diese Religion aber gilt es zu erforschen. Wir kennen sie nur äußerst lückenhaft. Denn der Bauer schreibt keine Selbstbekenntnisse und vertritt seine Gedanken nirgends litterarisch. Wir müssen ihm auf den Mund, wir müssen ihm ins Herz schauen, um seine religiöse Gedankenwelt kennen zu lernen, und dazu soll die Volkskunde helfen. Allerdings eins gehört, wie zur Volkskunde überhaupt, so in Sonderheit zur religiösen Volkskunde — ein Herz voll warmer Liebe zu unsrem Volke.

Warum aber solche Volkskunde? Ein Theologe ist's, der diese Zeilen schreibt. Wie nun etwa der Sprachforscher oder der Kulturhistoriker bei der Volkskunde allerlei Förderliches für sein Fach zu lernen hofft, so auch der Theologe. Wie sollen wir unser Volk nachhaltig und tief in seinem religiösen Leben beeinflussen, wenn wir nicht wissen, wie die Gedankenwelt ist, auf die es einzuwirken gilt? Ich gestehe es offen, nicht nur um blos zu wissen, wie's um des Volkes Innenleben steht, treibe ich Volkskunde, sondern im Dienste meines Faches, meines Berufes.

Was aber wäre zur Arbeit auf dem Gebiete religiöser Volkskunde geeigneter als der Pfarrer, als der Lehrer? So klingt mein Wort in eine kurze Bitte gerade an diese aus: Kommt und helft uns!



Hessische Vierzeiler [1]).

Mitgeteilt von Adolf Strack, Gießen.

Aller Welt bekannt sind jene kleinen, meist vierzeiligen Gedichtchen, die in den Alpen beim Tanz, auf der Alm, im Wirtshaus und überall, wo junges Volk zusammenkommt, gesungen werden, jene häufig epigrammatisch zugespitzten Verschen, in denen sich das ganze Seelenleben des Alpenbewohners in Leid und Freud, sein Ernst und seine Heiterkeit, seine Gemütstiefe und seine Spottsucht abspiegelt. Unter dem Namen „Schnaderhüpfel", nur einer der vielen Benennungen, die in den Alpen für sie üblich sind, sind diese kleinen Gebilde der Volksdichtung in die weiteren Kreise der Gebildeten eingedrungen. Sie sind, besonders von oberdeutschen Dichtern, vielfach trefflich nachgeahmt worden, sie werden in Volkskonzerten und in den Variétés der Großstädte vorgetragen und auf seinen sommerlichen Reisen ins Gebirg ergötzt sich der Tourist an ihnen. Viel weniger bekannt ist es, daß diese „Vierzeiler" durchaus nicht blos in den Alpenländern zu Hause sind, obgleich man schon seit Jahrzehnten auch aus Mittel- und Norddeutschland solche Liedchen veröffentlicht hat. Ich nenne hier nur Hermann Dungers Sammlung von Rundas und Reimsprüchen aus dem Vogtlande (Plauen 1876).

Auch bei uns in Hessen sind solche Vierzeiler heimisch, und zwar gewiß in größerem Maße, als ich augenblicklich zu überschauen in der Lage bin. Da unser Fragebogen versäumt hat, auf sie ausdrücklich und nachdrücklich hinzuweisen, finden sich in den uns vor-

[1]) Das Material, das im Folgenden aus Hessen mitgeteilt wird, stammt bei Weitem zum größten Teil aus der volkskundlichen Sammlung unserer Vereinigung. Die Namen der Herren Einsender sind: Lehrer Bernius, Hofheim; Dr. Biedenkopf, Chemnitz; Lehrer Gerold, Zwingenberg; Lehrer Gerstenmaier, Burkhardsfelden; Oberlehrer Graf, Lorsch; Lehrer Grün, Reiskirchen; Lehrer Hassenfratz, II., Hainstadt; cand. phil. Hepding, Großenlinden; Privatdozent Dr. Horn, Gießen; Seminarist Inderthal, Rödgen; Lehrer Kopp, Reinheim; Lehrer Kraft, Brensbach; Lehrer Luley, Großenbuseck; Gymnasiallehrer Müller, Friedberg; Lehrer Repp, Oppenrod; Lehrer Schmidt, Heuchelheim; Oberlehrer Schmunck, König; Lehrer Schuchmann, Mittershausen; Lehrer Schwinn, Ernsbach; Lehrer Wehrheim I., Gießen; Lehrer Wörner, Rödgen. — In den mitgeteilten Verschen habe ich in der Regel die Schreibweise der Herren Einsender beibehalten. Die Litteraturnachweise der Anmerkungen machen durchaus nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Sie sollen nur dem, der nachprüfen und weitersuchen will, die nötigsten Anhaltspunkte geben.

liegenden Beantwortungen nur vereinzelte Mitteilungen dieser Art, aber immerhin genügen sie in ihrer Gesamtheit, um die Existenz der „Schnaderhüpfel“, wenn man sie so nennen will, auch im Hessenlande darzuthun. Manches hierher Gehörige wird unter der Rubrik „Kinderpoesie“ angeführt, worauf schon in einer früheren Nummer der „Blätter“ hingewiesen wurde [1]). Daß Verse und Lieder aus dem Munde der Erwachsenen in die Kreise der Kinder eindringen, ist eine Erscheinung, die auch sonst sich vielfach belegen läßt. Und wenn die unter den Kleinen selbst entstehende Dichtung Verschen in der Art der Vierzeiler bevorzugt, wenn insbesondere ihre Tanzreime häufig diese Gestalt haben, so zeigt dies nur, in wie hohem Maße gerade diese Kunstform jener Stufe naiver Produktion entspricht, auf der unsere Kleinen ebenso stehen, wie noch zahlreiche Kreise unserer Landbevölkerung. Unter den Tiroler Schnadahüpfeln, die Greinz und Kapferer gesammelt haben (Leipzig 1889), befindet sich eine größere Anzahl von Kinderreimen, und in einer erst in diesen Wochen erschienenen Sammlung von Kinderliedern aus dem Kanton Bern sind unter der Rubrik „Verschen und Lieder der Erwachsenen im Kindermund“ [2]) eine große Zahl echter und rechter Schnadahüpfel mitgeteilt. Auch unter den Vierzeilern, die hier folgen, befindet sich manches Verschen, das aus Kindermund gehört wurde, sei es beim Reigen, sei es beim Abzählen, sei es als Neckerei. Andere dagegen sind uns ausdrücklich bezeugt als in den Spinnstuben oder beim Tanz gesungen. Leider wurde bei fast allen die Angabe der Melodie versäumt, so wenig sie den meisten fehlen mag, während einige der Verschen wohl auch nur gesprochen werden. Neben den vierzeiligen mögen auch einzelne teils etwas kürzere, teils längere Volksreime Raum finden, wie sie unter den Schnadahüpfeln ebenfalls anzutreffen sind. Ich beginne mit solchen, die mit dem Tanze im engeren Zusammenhange stehen, mag doch die ganze Gattung wohl daher ihren Ursprung genommen haben.

In Großenbuseck bei Gießen wird auf der Kirmes als letzter Tanz vor dem Abendessen im $^3/_4$ Takt der „Lärmen“ gehüpft. („Der Lärme werd gehept“.) [3]). Burschen und Mädchen tanzen im Kreis und singen dazu:

---

[1]) Blätter f. hess. Volkskunde I. Jahrg. No. 5, S. 18 f.

[2]) Gertrud Züricher, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern (Schriften der Schweizerischen Gesellsch. f. Volksk. 2), Zürich 1902.

[3]) Vgl. auch Crecelius, Oberh. Wörterb. II, unter „Lermen“, wo ein weiterer Text mitgeteilt wird.

1a. Ach wär ich einmal, einmal
Im Busecker Thal.
Die Schönheit der Mädchen
Und die Falschheit der Bürschchen!

Ach wär ich einmal, einmal
Im Busecker Thal.

Die Sitte soll im Aussterben begriffen sein. In Grimms Wörterbuch wird der „Lermen“ als ein in der Wetterau üblicher Tanz genannt.

Aus Oppenrod (bei Gießen) schreibt uns Herr Lehrer Repp: „Die „„Lärme““ sind üblich beim Kirmestanz und zwar vor und zwischen den eigentlichen, allgemeinen Tänzen, besonders aber zum Schluß des Tanzfestes, wo sie den Kehraus bilden können. Der Bursche, welcher sich einen „„Lärmen““ spielen läßt, will sich damit hervorthun und leistet den Musikanten dafür besondere Bezahlung. Das große glänzende Geldstück an die Stirne „„gepappt““ oder am Rock sichtbar befestigt, spielt ein Musikant die Melodie; der Bursche, sich in tanzenden Drehungen und Sprüngen eifrig bewegend, singt dazu die Worte des Reims. Ist die Fröhlichkeit aufs Höchste gestiegen, so beteiligen sich die sämtlichen Anwesenden am Gesang und Tanz.“ Als solche „Lärme“ teilt er außer dem obigen Text noch mit:

1b. Ich hab gehört, die Spielmannsweiber
Kreechen gar viel Kinder;
Liewer will ich en Metzler nehmen,
Schlacht ich Schaf und Rinder.

1c. Ich hab gehört, die Fuhrmannsweiber
Müßten Räder schmieren;
Liewer will ich en Spielmann nehmen,
Kann ich musizieren [1]).

Aus der Umgegend Gießens stammen ferner folgende Tanzliedchen:

2. Hannphilippche, spiel emol,
Lisi will emol tanze;
Hat sein Sonntagsröckelche an,
Rund herum mit Franze.

3. Ach tanz mit mir, tanz mit mir,
Ich hab mein Sonntagsschürzche für;
Ich thus nicht, ich thus nicht ab,
Bis mein Schürzchen Löcher hat.

---

1) Vgl. Nassauische Volkslieder, herausg. v. Wolfram (1894), No. 260,4.

Aus Laudenau (Kr. Bensheim):

4. Hopsa mei Hannche,
Ich gäi jetzt hin zu dir,
Du kannscht schäi danze,
Das gefällt mir.

Zu No. 2 mag man das Tirolische „'s Madele hat a Kranzai, Macht mir mir a Tanzai; Hat a tschekats Kittal un, Umadum voll Schellen drun" vergleichen (Greinz u. Kapferer, Tiroler Schnadahüpfeln S. 85); es war offenbar ursprünglich ein Verschen zum „Tanzaufgeben", von dem Burschen gesungen, der den Tanz zahlt, und vom Geiger nachgespielt [1]). No. 3, eine „Aufforderung zum Tanz", ist in seinem ersten Teil schon aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bezeugt und heute als Kinderreim weit verbreitet, auch in Norddeutschland [2]).

In anderen Reimen steht das Mädchen an der Thür zum Tanzboden und schaut sehnsüchtig den Tanzenden zu, sei es weil es nicht tanzen kann, sei es aus Schüchternheit oder anderen Gründen:

5. E Mädche, das net danze kann,
Das sparet ach sei Schou;
Das stellt sich hinner die Stowedihr
En guckt de annern zou. (Rödgen b. Gießen.)

6. Drauße stäit mei Gräirel,
Holl mers, holl mers rei(n);
Gräitche kann schäi tanze,
Sou muß, sou muß säi(n).
(Mittershausen, Kr. Heppenheim; Hainstadt i. O.; Ernsbach i. O.
Var.: 's hott e dreckig Mailche, 's muß gewäsche sei[n].)

Von dem Mädchen, das nicht tanzen kann, ist schon in einer offenbar eingeschobenen Strophe eines Liedes aus dem 16. Jhdt., die hoch- und niederdeutsch überliefert ist, die Rede. In einem Braunschweiger Scherzlied trägt ein lahmes Bein die Schuld [3]).

---

[1]) Grasberger, Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels. Leipzig 1896. S. 28. Tausend Schnadahüpfln. Gesammelt von Gundlach (Reclam) S. 11.

[2]) Erk-Böhme, Deutscher Liederhort II, No. 993 und Böhme, Deutsches Kinderlied S. 706, No. 82. Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. S. 478. Drosihn, Deutsche Kinderreime. No. 312.

[3]) s. Uhlands Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, N. 47, A. u. B, Str. 5. Andree, Braunschweiger Volkskunde, 2. Aufl. S. 478 f.

Alt ist das Lied vom tanzenden Bettler:

7. Ich un mei junges Weib
Kenne schäi danze;
Sie mit dem Bettelsack,
Ich mit dem Ranze. (Ernsbach i. O.) [1])

7a. Hipp, Hipp, Hurra,
Ich ean mei Fra
Könne schen danze
Met unserm Ranze. (Lützellinden bei Gießen.)

Denselben Rahmen benutzt das folgende aus König i. O. mitgeteilte Verschen:

8. Maurer und Zimmerleut
Kenne schäi danze;
Awer zu ihrem Geld
Brauche se koan Ranze.

Hieran schließen sich aus der Umgegend von Gießen:

9. Hopperewopp, Kartoffelsopp,
Ean Gäiffe hängt der Ranze;
Gih mer eweck du garstig Mensch,
Each moag net met dir tanze.

10. Hobbelewob, mei Geald eas fort
Ean Frankfort leit mei Ranze;
Gorschtig Mädche, gih mer eweck,
Ich mo net met der danze.

11. Hobberewob, Kartoffinsopp,
Dort auße leit mei Ranze;
Gih mer ewek du garschtig Krott,
Ich mo net met der danze.

Wie überhaupt aus solchen Verschen durch mannigfache Veränderungen fortwährend neue entstehen, zeigt hübsch ein Vergleich, der von Dunger a. a. O. N. 1229 ff. mitgeteilten Bettlerverse mit unserer Nr. 7.[2]) — Die hauptsächlichste Gelegenheit zum Tanz bietet die Kirchweih. Auf sie beziehen sich die folgenden Nummern:

12. Heut is Kirb un morje is Kirb
Bis de Sundag Owend,

[1]) Erk-Böhme II. N. 981.

[2]) Vgl. auch Nassauische Volkslieder, herausg. v. Wolfram (1894), N. 268. Wossidlo, Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause (1901), S. 55. Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar, I, N. 353.

Wann ich zu meinem Schätzche komm,
Sag ich guten Owend. (Hainstadt i. O.)
(Var.: Wenn du zu meim Sch. kommst,
Sag em guten Owend.)

13. 's is Kirb im Dorf, 's is Kirb im Dorf,
Die Leut die backe Kuche;
Geb mer e Stick, geb mer e Stick,
Ich will en mal versuche.
(Von den Kindern in Brensbach i. O. gesungen.)

14. 's is Kerb im Dorf, 's is Kerb im Dorf;
„Mutter ich hab ka Schuh."
„Zieh Schlappen an, zieh Schlappen an
Und bind se hinne zu." (Aus Dieburg.)

15. Wanns Kirmes es, wanns Kirmes es,
Do schloacht mei Voatter en Voack;
Do läft de Mahd em Haus erimm
En zisselt merem Roack.

16. Wanns Kirmes es, wanns Kirmes es,
Do schloacht mei Voatter e Maus;
En wenn mei läiwer Ellervoater kimmt,
Do houmer Fleisch em Haus.
(Die beiden letzten aus Oppenrod.)

No. 12 wird mit gleichem Wortlaut aus dem Kreise Saarbrücken, Lothringen, Böhmen, Baden und der schwäbischen Colonie in Westpreußen mitgeteilt[1]). No. 14 findet sich ähnlich in Tirol und im Kanton Bern, wo es zur Abwechslung einmal die Mutter ist, die tanzen will und, da sie keine Schuhe hat, des Vaters Schlappen anzieht. In Mecklenburg lautet ein ähnlicher Tanzreim: „Mann, kumm her, willn danzen, Fru ick heff keen Schoh; Mann dat geit up Söcken, Na denn man lustig to"[2]). Auch No. 15 ist in Baden, Mittel- und Niederdeutschland bekannt[3]).

---

[1]) s. Oberschefflenzer Volkslieder, ges. v. Augusta Bender, Karlsruhe, 1902, S. 250, 8. G. Meyer, Essays u. Studien (1885) S. 364. E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert S. 230. Köhler-Meier Volkslieder von der Mosel und Saar, I, No. 359.

[2]) Greinz-Kapferer a. a. O. S. 81; G. Züricher a. a. O. N. 821 bis 823. Wossidlo, Winterabend, S. 49.

[3]) s. Oberschefflenzer Volksl., S. 250, 9. Dunger a. a. O. 1059. Mitteilungen des Vereins für sächs. Volksk., II (1901) S. 245. Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, 1. H. Nr. 290. E. H. Meier, Badisches Volksl. S. 161.

Wie überall, so bildet auch bei uns in Hessen das Liebesleben einen der Hauptgegenstände der Vierzeiler. Das Bedürfnis nach Liebe spricht in inniger zarter Weise ein Liedchen aus dem Schlitzer Land aus, das schon zu 8 Zeilen angewachsen ist und verschiedentlich durch angeflickte Verse zu einem größeren Liede erweitert wird:

17. Die Erde braucht Regen,
Und die Sonne braucht Licht,
Und der Himmel braucht Sternlein,
Eh die Nacht herein bricht.
Ein Ast braucht der Vogel,
Um sein Nestlein zu baun,
Und der Mensch muß ein Herz hab'n,
Dem er seins kann vertraun [1]).

Wie ein humoristisches Gegenstück dazu nimmt sich das Verschen aus König i. O. aus:

18. Kraut un Riewe brauche Rege,
Erbse brauche Sonnenschein,
Schöne Mädche kann ma liewe,
Müsse net grad von Kinnig (d. h. König) sein.

Im Schlitzerland heißt es von den Burschen:

19. Sei's im Winter auch noch so kalt,
Bürschlein lieben, sein sie jung oder alt [2]).

Weit verbreitet sind die beiden folgenden:

20. Die schneeweiße Tauwe (Var. Zwei kohlschwarze Raben:
Flieje iwer mei Haus; (Großenbuseck.)
Der Schatz, wo ma bestimmt is,
Bleibt ma net aus. (Walderlenbach i. O.)

21. Wo höher der Kirchturm,
Wo schöner das Geläut;
Wo weiter mein Schätzchen, (Var.: Je näher beim Dirndel: Reinheim.)
Um so größer die Freud (des Wiedersehens?).
(Gr. Buseck.)

Nr. 20 ist in zahlreichen Variationen in den Alpenländern verbreitet, worüber ich auf G. Meyers „Studien über das Schnaderhüpfel" verweise [3]); zu denselben Anfangszeilen gesellt sich der verschiedenartigste Inhalt, nur sind es immer Liebesverse, die sich an die fliegenden

[1]) Vgl. Erk-Böhme II, Nr. 648; Wolfram, Nassauische Volkslieder (1894), Nr. 410.

[2]) Vgl. Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen, 3. Aufl. (1894) Nr. 329: „Die Buebmen seind hitzig, Sein s' groß oder klan" od. Nr. 368 „Die Buebmen sein Schelmen, Sein s' groß oder klan."

[3]) Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde 1885. S. 402 ff.

Tauben oder Raben anschließen. Als Symbol der Liebestreue erscheinen die Tauben in dem Tiroler Schnaderhüpfel:

Zwei schneeweiße Täubel,
A Mannl, a Weibel,
Müssen gern anand hab'n,
Weil sie 's Nestl z'sammtragn.

Hier seien zum Vergleich vier Reime angeführt, die aus einem und demselben badischen Dorf, aus Oberschefflenz, stammen; der Zusammenhang zwischen Naturbild und Empfindung, der in unseren hessischen Gedichtchen noch vorhanden sein mag, scheint hier völlig verloren. Man mag auch an diesen Beispielen wieder einmal sehen, wie solche Vierzeiler eigentlich entstehen [1]):

a. Drei schneeweiße Taube
Die fliege so hoch,
Und jetzt lauft mir mein alter Schatz
A widder noch.

b. Drei schneeweiße Taube,
Die fliege übers Haus;
Gebt acht auf das Maidle:
's sind Räuber im Haus.

c. Drei schneeweiße Taube,
Die fliege übers Dach;
Und du kannst dir's leicht denke,
Daß ich dich net mag.

d. Drei schneeweiße Taube,
Die fliege übers Dach;
Und du kannst dir's leicht denke,
Daß ich dich auslach.

Auch Nr. 21 ist ein sehr beliebtes Schnaderhüpfel, das die mannigfachsten Umgestaltungen erfahren hat [2]). In Tirol lauten die Schlußzeilen: „Wie älter die Weiber, Wie zacher die Häut" [3]). In seiner meist üblichen Gestalt ist es in manche Volkslieder übergegangen, wie das überhaupt mit gar vielen dieser Vierzeiler geschehen ist.

Daß Liebe ohne Leid nicht sein mag, ist ein altes Thema unserer Volksdichtung; im Schlitzerland singt man:

22. Es fließet kein Wasser ohne Steinen:
Es besteht kein Lieb ohne Weinen.
23. Es blühet keine Rose ohne Dornen:
Es besteht keine Lieb ohne Sorgen.

Die innere Form beider ist ähnlich der des Salzburger Schnaderhüpfels: „Is koan Baum ohne Lab, Is koan Mühl ohne Stab, Is koan Berg ohne Stoan, I bleib' a nit alloan" [4]). Es ist die einfachste Art der Association von Naturbild und innerem Erlebnis. Aus dem-

---

1) A. Bender a. a. O. S. 282, vgl. auch Greinz und Kapferer, Tiroler Schnadahüpfeln. Zweite Folge (1890) S. 72. Dunger a. a. O. Nr. 592. Hörmann a. a. O. Nr. 378. Egerländer Volkslieder herausg. vom Ver. f. Egerl. Volksk. H. 1 (Eger 1898), No. 2. Wolfram, Nassauische Volkslieder Nr. 457, 21 f.

2) Vgl. G. Meyer a. a. O. S. 336 f.

3) s. Hörmann a. a. O. Nr. 950.

4) Hörmann a. a. O. Nr. 156.

selben Reim wie Nr. 23 ist schließlich auch Goethes „Haidenröslein“ erwachsen. Wie hier die Rosen, so dienen sonst auch wohl die Kirschen, die so verschieden an Farbe und Geschmack sind, als Symbol der Liebe und des Leides, der Treue bis zum Tod. So in den beiden aus Gr. Buseck stammenden, die bei Hochzeiten gesungen werden:

24. Und die Kirschen
Die sein schwarz und rot;
Und ich lieb mein Schatz
Bis in den Tod.

25. Und die Kirschen
Die sein süß und sauer,
Und ich lieb mein Schatz
Bis in die Trauer[1]).

Ich lasse zunächst noch eine Anzahl Verschen folgen, die der Liebe Leid und Lust zum Gegenstand haben.

26. Woas bat mich mei Wetzes,
Wenn mei Sechil net schneid;
Woas bat mich mei Schätzi,
Wenns bei mer net bleibt. (Rödgen bei Gießen.)

27. Und daß der Wald dunkel ist
Macht ja das Holz;
Und daß mein Schatz untreu ist,
Macht ja der Stolz. (Gr. Buseck.)

28. Dort draus am Schmidts Wiesche
Lest's Wasser sou trib;
Ich soll mein Schatz lasse
Un hewwen so lieb. (Hainstadt i. O.)

29. Dort draus am Schmidts Wiesche
Lefts Wasser sou schnell,
Ich soll mein Schatz lasse
Un hewwen so gern. (Hainstadt i. O.)

30. Ich und du stolzer Bu
Gen mirrenanner grase;
Hupse uf de Äcker rum
Wie die junge Hase. (Lorsch.)

31. Gretel geht die Steg nuf
Und guckt no de Taube;
Kimmt de Peter hinneno
Und schlägt er uf die Haube. (Lorsch.)

32. Ich hun gar e schie Schätzi,
Wenns immer so bleibt,
Dann stell' ichs in Hirse,
Daß 's die Spatze vertreibt. (Reiskirchen.)

---

[1]) Vgl. Wolfram, Nass. Volksl. Nr. 125, 6 u. 7.

33 a. Holzäppelbemche,
Wäi sauer eas dei Kern,
Wäi säin (od. drecke) die Bürscherchеr
Die Märerchen so gern. (Rödgen u. Reiskirchen.)

b. Holzäbbilbeemche,
Wäi sauer es dei Kiän,
Ach härr ich dich die Uhstern (od. em Wiänter),
Woas eäs ich dich so giän. (Oppenrod u. Großen-linden.)

c. Sauer Eppelbeemche,
Wie sauer is dei Wein
Wann ich nur ein Schätzche hätt,
Wie lustig könnt ich sein. (Nauheim b. Großgerau.)

d. Holzäppelbämche
Wie sauer is dein Wein;
Wann ich zu meim Schätzche kumm,
Wie lustig werr ich sein. (Groß-Umstadt.)

34. Es har emol gerat,
Die Dächer dreppin noch.
Ich harr emol en Schatz,
Ich wünscht, ich herr en noch. (Großen-Buseck.)

35. Drei Wochen vor Ostern
Do geht der Schnee weg,
Do heirot mei Schätzi,
Da hab ich den Dreck. (Rödgen, Lorsch, Laudenau i. Kr. Bensheim.)

36. Ein altes Paar Ochsen
Eine schwarzbraune Kuh,
Die giebt mir mein Vater,
Wenn ich heiraten thu. (Lorsch u. Laudenau.)

37. Hinner meim Vatte sei Scheierle
Steht e gar lustiger Bu,
Er will meim Vatter sei Gütele houng
Un e schee Mädche dazu. (Walderlenbach i. O.)

38. Hopsasa mei Stumbele,
Koch mer gele Riwe;
Kleine Buwe küß' ich gern,
Grouße noch viel liewe. (Ernsbach, Kr. Erbach.)

39. Ich wollt emol e Bemche steie,
Doas net ze steie woar.
Do boagte sich die Aesterchеr,
Beas ich hunne loag. (Reiskirchen u. Gr.-Linden.)

40. Ach wenn deas doch mei Schätzi weast,
Daß ich gefalle wär,
So det es einen weiten Sprung,
(Var. So det es manche weire Schrett),
Bis daß es bei mer wär. (Reiskirchen u. Gr.-Linden.)

41. Hawe Erbsen gedroschen,
Hawe Linsen gesät,
Hawe manch scheene Mädchen
Im Danz rum gedreht. (Schlitzerland u. Gr.-Buseck.)

42. Beim Ofen gesessen,
Die Hosen verbrannt,
Das Mädchen geliebet,
Hat's aber nicht gekannt. (Gr.-Linden.)

43. Krautsalat und Zellerich,
Liebche drück dich werrer mich. (Hainstadt i. O.)

44. Der Bräuem ean die Braut
Däi genge zesome eans Kraut.
Die Braut däi hot de Schuh verlorn,
De Bräuem hot sich dut gegorn (geweint).
(Großen-Linden.)

45. „Gretche, host du 's Bett gemacht?"
„Na, ich hu's vergeasse.
Ich hu die liewe lange Nacht
Bei meim Schatz geseasse." (Reiskirchen, Oppenrod, Großen-Linden.

46. Häw e gor schön Schätzel,
Awer reich is es net;
Un was batt mich der Reichtum,
Beim Geld schlaf ich net.

47. Mein Schätzel ist fort
Un will nimmeïn kumme,
Un der Stock der steht noch
Un trägt widder Blumme.

48. Wenn alle Leit heiern,
Do heier ich a,
Un do heier ich mei Modder,
Do häw ich e Fra.*)

49 a. Mei Schätzche will protze
Die mazzelich Krott,
Die maant, ich thät greine,
Bewahre mich Gott.

b. Die maant, ich thät greine
Und traure so sehr,
Ei geh doch, du bist ja
Mei Schätzche nit mehr.

*) Nr. 46—48 hat im Jahre 1853 W. von Ploennies aus Lindenfels i. O. mitgeteilt: Ztschr. f. deutsche Mythologie und Sittenkunde ed. Wolf, I S. 96.

c. Zu dir bin ich gange
Bei Regen und Tau;
Zu dir geh ich nit mehr,
Du dreckige Sau. (Odenwald.)

50. Du kriegst mein Michel doch nit dran,
Ich kenn ihn zu genaa;
Wenn Fastnacht kommt, ist er mein Mann,
Und ich bin seine Fraa. (Amorbacher Gegend.) [1]

Der größere Teil dieser kleinen Liebeslieder ist auch aus anderen Landschaften bezeugt, so Nr. 26 aus Böhmen, Kärnten, Tirol, der Schweiz, Thüringen, dem Vogtland [2]), überall mit kleinen Varianten. Die erste Zeile lautet gewöhnlich „Was hilft mir mein Grasen", und die letzte Hälfte erscheint in Nordböhmen völlig verändert („Wos nützt mi mei Harz a, Wenns d' Lieb nöt dafreut").

Auch Nr. 27 ist außerordentlich beliebt; G. Meyer teilt aus Schlesien, den Alpen, dem Egerland und Vogtland neun verschiedene Fassungen mit. Man sieht bei ihrer Vergleichung wieder deutlich, wie auf beliebte Anfangszeilen die verschiedenartigsten Fortsetzungen gedichtet werden, ohne daß notwendig ein innerer Zusammenhang besteht. In unserer hessischen Fassung ist er wohl vorhanden; ihre charakteristische Pointe kehrt in Schlesien wieder; aber wenn z. B. die zweite Hälfte, wie in Kärnten, lautet „Und daß mei Dirndl sauber is, Das macht mi stolz", so sind die beiden Hälften schließlich nur durch das Metrum und den Reim verbunden. Eine eigenartige Wendung mit sinnreicher innerer Verknüpfung nimmt das von Gundlach mitgeteilte: „Daß der Wald finster ist Machent die Bliss'n (= Fichtennadeln), Daß das Dirndl mir ang'hert, darf niemand wiss'n" [3]). Nr. 28, das in Nr. 29 nur variiert ist, zeigt, wie solche Verschen lokalisiert werden; in Tirol lautet die erste Hälfte „Dort draußen im Wald Rinnt a Wasserl trüb", in Nassau „Da drunten im Thale Gehts Bächlein so trüb". Das trübe Wasser wird zum Symbol des getrübten Liebesglücks; in unserer hessischen Fassung wird nur die Thatsache der Trennung hervorgehoben, in anderen trägt Untreue die Schuld; so

---

[1]) Nr. 49 u. 50 entnahm ich den Mitteilungen von G. Schäfer in Volk's Odenwald (1900) S. 193 f.

[2]) G. Meyer, Essays (1885) 352 ff. Hörmann a. a. O. Nr. 165, Dunger a. a. O. Nr. 437.

[3]) Vgl. G. Meyer a. a. O. S. 356 ff. Gundlach a. a. O. Nr. 171, 208 429. Hörmann a. a. O. Nr. 154. Dunger a. a. O. Nr. 24, 331, 479. A. Bender a. a. O. S. 223, 5. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort II., Nr. 1042.

lautet in Kärnten die zweite Hälfte: „Hast an andern Buabn g'hals'n, Bist nix mehr so lieb". Und in Tirol heißt es: „Zwischen mein und 's Diandal Dachal Rinnt a ganz a kloanes Bachal, Und dös Bachal rinnt so trüab, Denn sie hat mi nimmer liab", wobei die erste Hälfte noch an ein anderes altes Motiv des Volkslieds sich anschließt. Die beiden Teile erscheinen in umgekehrter Reihenfolge in dem Kärtner Verschen „Hast an andern Buabn g'hals'n, Bist nix mehr so lieb, Kannst die hundertmal wasch'n, Rinnt 's Wasserle trüeb", wo in Z. 3 ein neuer Gedanke erscheint. Wenn die zweite Hälfte nur die Liebesversicherung ausspricht, wie in einer aus Nassau, den Alpen und dem Vogtland bezeugten Fassung („Und ich kann dir's nit hehle, Ich hab dich so lieb"), so ist dies wieder ein Beispiel rein formaler Verknüpfung der beiden Hälften. Zu Nr. 29 bildet ein hübsches, kontrastierendes Gegenstück: „Do drauß'n af da Wiesen Rinnt langsam a Bach — Wenn mi 's Deandal a nimma mog, I frog nix danach" (aus Tirol)[1]). Nr. 32 fand W. von Ploennies (bezw. W. Baur) in etwas abweichender Gestalt schon im Jahr 1853 in Lindenfels i. O. („Häww e gor so scheïn Schätzel, Wenns nor e so bleibt, Un so stell ichs vors Finschter Und ärger die Leit"). In den Alpen lautet die zweite Hälfte „I stell 's in mei Gärtle, daß 's die Vögle vertreibt". Demselben Scherz, etwas anders gewandt, begegnen wir im Vogtland: „Wenn ich a net schie bi, Nimm ich mer doch an schän'n Maa, Setz'n naus in Krautacker, Gehnne die Häsle net naa." Und an das Lindenfelser Verschen klingt ein anderes Vogtländisches an: „Ei wenn doch mei Schatzel a Nelkenstock wär, Ich stellt'n vorsch Fenster, bis er aufgeblüht wär", das wiederum einen neuen Typus darstellt, zu dem unsere Nr. 32 das humoristische Gegenstück bildet[2]).

In Hessen ganz besonders beliebt scheint Nr. 33, das Verschen vom Holzapfelbäumchen zu sein; auch in die Kreise der Kinder ist es gedrungen und wird dort sogar als Abzählvers benutzt. Böhme weist darauf hin, daß die Hessen wegen der Holzäpfel verspottet wurden und auch das Grimmsche Wtb. zitiert den auf die Hessen gemünzten Reim: „Wenn Schlehen und Holzäpfel nicht geraten, So haben sie weder zu sieden noch zu braten".

---

[1]) Vgl. Hörmann a. a. O. Nr. 409, 410, 488. Gundlach Nr. 78. Dunger No. 20 u. 21. Wolfram, Nass. Volksl. Nr. 223, 2. Greinz-Kapferer, 2. Folge, S. 88 u. 121. Die deutschen Mundarten, herausg. v. K. Frommann, IV. (1857) S. 81.

[2]) Z. f. deutsche Mythol. I, 96. Gundlach Nr. 632. Dunger Nr. 238 u. 257. Des Knaben Wunderhorn (Reclam) S. 697. Erk-Böhme II, Nr. 593.

Indessen findet sich das Verschen auch sonst überall; es ist seit Anfang des 19. Jhdts. oft aufgezeichnet worden. In Appenzell heißt es „An sure Holzäpfel, An bittere Kern, Wie küssa die Bueba die Meidli so gern.“ Im Kanton Bern mit ganz anderer Wendung: „E sure Holzäpfel, E länge Stil dra, I ha di nie g'liebet U mag di nid ha“. (Die beiden letzten Zeilen auch: „E jede Schmutzgüggel Mues o ne Frou ha“). Die Nassauische Fassung gleicht der von 33 c und d. Aus dem Elsaß hat Stöber schon im J. 1858 notiert: „Sueri Holzäpfeler, Stileler dra, Freu di mi Schätzele, Muesch au dervo ha.“ Der Apfel ist in den Schnaderhüpfeln und im Volkslied, wie im Volksglauben, Symbol der Liebe und des Liebesgenusses. Schon im Mittelalter heißt es „Minnet einer nicht, man giht, Daz er nicht epfel ezzen mac“, und Fischart sagt „Apfel bedeutet Meidlinspil“. Auch die Holzäpfel, die übrigens früher höher bewertet wurden als heutzutage, nehmen Teil an dieser Symbolik. Ein Schnaderhüpfel aus Steiermark zeigt dies deutlich: „Selb'n auf'n Schneckensteig Schnabeln zwoa Taub'n, Und heut möcht i gar so gern Holzäpfel klauben“. Symbol und Deutung stehen neben einander in dem fränkischen Tanzreim: „Hab Holzäpfel gehaspelt (aufgelesen) und Kernle rum gesät, hab oft eim schön Mädle am Hals rum gedreht“. Im nördlichen Baden war, wenigstens früher, auf Mariä Himmelfahrt (15. Aug.) der „Holzäpfeltanz“ üblich: die Burschen legten bereits am Vorabend Holzäpfel vor das Fenster ihrer Mädchen als Zeichen der Einladung. Bei dem Tanz selbst wurden auf dem Tanzplatz Holzäpfel ausgestreut. Unsere Verschen können zum Teil im Zusammenhang mit diesem Tanz entstanden sein. Wenn der saure Geschmack des Holzapfels erwähnt wird, so mag das ursprünglich auf das Leid, das die Liebe mit sich bringt, hindeuten, wie denn auch Holzapfelverschen in manches Lied, das von der Trennung oder vom Scheiden handelt, hineingeraten ist. In 33 a scheint der innere Zusammenhang locker; die zweite Hälfte findet sich auch nach „Wie hoch ist der Himmel, wie leuchten die Sterne“; ob 33 b eine Art Ehrenrettung des schlimm berufenen Bäumchens, ebenfalls auf die Liebe hindeutet, mag zweifelhaft sein, während in c und d die Symbolik deutlicher zu Tage tritt[1]).

Zu No. 34 bringt G. Meyer im Wesentlichen gleichlautende

[1]) Vgl. Erk-Böhme, II, S. 779 ff. u. 277. Wolfram Nr. 174 u. 457, 4. Hörmann Nr. 44 u. 618. Gundlach, Nr. 162. Des Knaben Wunderhorn (Reclam) S. 697. Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland I, S. 172. Grimm, D. Wtb. u. Schmellers Bayerisches Wtb. unter „Apfel“ und „Holzapfel“. Züricher Nr. 844 f. Frommanns Deutsche Mundarten V, 112, Nr. 10.

Parallelen aus dem Oberelsaß, Appenzell, Oberbayern, Steiermark, dem Vogtland uud der Gegend von Dessau. Es ist im ganzen 19. und auch schon im 18. Jhrh. weit verbreitet, worüber Böhme gut orientiert; als ältesten Beleg nennt er den Voß'schen Musenalmanach auf 1776, wo unser Verschen als Schweizerisches Volkslied aufgeführt sei mit der Bemerkung, daß es um Zürich jedes Landmädchen singe. Als Tanzlied aus Baden führt es E. H. Meyer an [1]). Auch No. 35, das nicht so weit verbreitet scheint, zeigt wenige Varianten: Z. 4 lautet in Oberschefflenz: „Dann sitz ich im Dreck" [2]). In dem ganzen deutschen Sprachgebiet dagegen wird No. 36 gesungen. Im Jahre 1818 schon wird das Verschen aus dem Kurhessischen mitgeteilt und zwar bereits in Verbindung mit einem anderen, das auch sonst in Mitteldeutschland vielfach beigefügt wird. („Giebt er sie mir nicht, so heirat ich nicht, so schlaf ich beim Schätzchen und sag es ihm nicht.") Besonders die beiden ersten Zeilen werden in der mannigfachsten Weise variiert; so in der Schweiz „Drei hölzi Halbbatza Ond a glesige Kue". In Nassau sind nach diesem Muster gedichtet worden: „Ein altes Paar Esel, eine krummbuckliche Katz, Die giebt mir mein Vater, wenn ich heirat mein Schatz". Oder: „Ein Dutzend zinnerne Löffel mit hölzernem Stiel, Die giebt mir mein Vater, wenn ich heiraten will". Eine hübsche [3]) Parallele zu No. 37 bietet das von G. Schäfer ebenfalls aus dem Odenwald mitgeteilte: „Hinner meim Vater sein Scheuerche Gickert und gackert der Hahn; Un e genäschiges Hinkelche Lockt er sich listig heran". Zu demselben Typus gehört das schon 1855 von Zapf aus dem Fichtelgebirge aufgezeichnete: „Hinter mein Voder sein Stadalla Kribbelt und krabbelt e Hos, Und wenn ich mein Schazala a Schmätzle gib, So werde sei Bäckla su noß" [4]).

---

[1]) G. Meyer a. a. O. S. 341 u. 376. Hörmann No. 492. Greinz-Kapferer S. 102. Dunger No. 613. Bender S. 239, 99. Züricher No. 903 ff.; Köhler-Meier, Volklieder von der Mosel und Saar No. 348. Erk-Böhme II, No. 1008 u. 1011. E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jhrh. S. 185. Böhme, Gesch. des Tanzes II, No. 313.

[2]) Erk-Böhme II, No. 1056, 1. Dunger No. 608. Wolfram No. 457, 1. Bender S. 224, 10.

[3]) Vgl. G. Meyer a. a. O. 361 f. u. II (1893) S. 147. Erk-Böhme II, No. 1056,5. Dunger No. 677, 2. Bender S. 231, 56. Wolfram No. 457, 5, 13 u. 14. Hörmann No. 60. Greinz-Kapferer II, S. 99. Züricher No. 859, 860. Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, 2. Heft, No. 256. F. Drosihn, Deutsche Kinderreime und Verwandtes (1897) No. 357.

[4]) s. G. Volk, Der Odenwald S. 193. Frommanns Deutsche Mundarten II, 553.

No. 39 ist schon aus alter Zeit bezeugt und zwar aus Holland (15. Jhdt.) und Niederdeutschland (17. Jhdt.), allerdings in etwas anderer Fassung. Die niederdeutsche Strophe lautet: „Ik stech up einen Boem, de mi to hoge was; de Twige breken to Stücken, und ik vell in dat Gras". Ähnlich klagt das Käuzlein in dem alten Lied aus dem 16. Jhrh.: „Der Nast ist mir entwichen, darauf ich ruhen soll". In heutigen Volksliedern heißt es: „Ach wenn doch mein Schätzchen ein Feigenbaum wär, So thät ich ihn steigen, wenn er noch so hoch wär". Die dem „Bäumchen steigen" zu Grunde liegende Symbolik tritt hier deutlich hervor. So erscheint denn schon jenes alte holländische und niederdeutsche Verschen in Verbindung mit der Einladung zum Rosenbrechen, die von dem Mädchen abgelehnt wird, ebenso wie die modernen Fassungen „Kiltliedern" eingefügt werden, in denen der Liebhaber nicht eingelassen wird. Die ursprüngliche Bedeutung scheint ganz vergessen, wenn, wie dies in Hessen vielfach der Fall ist, No. 40 angefügt wird; es ist wohl erst aus No. 39, das man im eigentlichen Sinne auffaßte, herausgewachsen. Übrigens werden beide Verschen im Busecker Thal auch zum Tanze gesungen, wie uns Herr Pfarrer Schulte bezeugt[1]).

In Großenlinden geht beiden voraus:

Ich wollt emol bei's Backhaus giehn,
Kein Kuche kroch ich net,
Ich wollt emol mei Schätzi sehn,
Ich sog's (sah's) ower net.

No. 41 scheint besonders in Mitteldeutschland heimisch zu sein. Aus dem Vogtland allein teilt Dunger vier Fassungen, deren eine, schon früher bekannt, an Stelle des Walzertaktes, wie das öfter vorkommt, Polka- oder Galopprhythmus setzt: „Hob ich oft a Struh geschnitten, Hob ich oft a Heu gemacht, Hob ich oft a schöß Marla Afn Tanzbuden rumgedraht". Eine andre Variante wurde oben gelegentlich des Holzapfelverschens erwähnt. Wieder mit einem anderen Typus kreuzt es sich in den Alpen, wo z. B. gesungen wird: „Bald mahl i's Haber, Bald mahl i's Waz (Weizen), A Dirndl han i allm (allemal) gehabt, Lei (nur) net e stats" oder „Han öftersmal tenglet, Han öftersmal gemäht, Han öftersmal d'Schätzli Bim Tanzen umdreht." (Vgl. unsere

[1]) Vgl. E. B. II, No. 443, 527 u. 598. Uhlands Volkslieder, No. 14 u. 22, Hoffmann von Fallersleben, Niederländische Volkslieder, 2. Ausg. No. 112 u. 113. Wolfram No. 116, 6 u. 240. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen No. 69, 8.

No. 26 und „Bald graſ' ich am Neckar")[1]. No. 42 lehnt ſich in ſeiner Kunſtform eng an die ganze Gruppe an.

No. 45, das uns aus Reiskirchen als altes Spinnſtubenlied bezeichnet wird und mit leichter Änderung auch im Vogtland als Einzelſtrophe vorkommt, folgt in Oppenrod auf folgende Strophe:

Gretchen ſaß im Schornſtein
Und wichſte ſeine Schuh,
Da kam ein altes Mütterlein
Und ſprach ihm freundlich zu.

Und dieſe geht ihrerſeits in niederdeutſchen Gegenden in etwas geänderter Faſſung mit anderen Strophen eine neue Verbindung ein. In Großenlinden bei Gießen iſt zwiſchen beiden Strophen noch eingeſchoben:

Gretchen was machſt du?
Schläfſt du oder wachſt du?
Ich ſchlafe nicht, ich wache nicht,
Ich wichſe meine Schuh.

In Erlachs Volksliederſammlung von 1835 iſt unſere No. 45 bereits in Dialogform als Schwäbiſches Liedchen zu treffen:

Mädle, haſt dei Bettli gemacht?
„Nei, i hob's vergeſſe."
Biſt denn du die ganze Nacht
Bei dem Jäger g'ſeſſe?[2]).

No. 46 findet ſich ähnlich in Tirol („I woaß a ſchöns Dirndl, Aber reich is es nit, Was nutzt mir der Reichtum, Beim Geld ſchlaf i net"), im Vogtland und im Egerland[3]). No. 49 endlich behandelt ein ſeit alter Zeit im Volkslied beliebtes Thema; es iſt dasſelbe, das in edlerem Tone uns ſchon in dem Liede des 16. Jahrh. entgegenklingt:

Mein Bul hat mir ein Brief geſchickt,
Darin da ſtet geſchrieben,
Sie hab einen andern lieber denn mich,
Darauf hab ich verzigen.

Haſt du einen andern lieber dann mich,
Das acht ich wahrlich kleine,
Da ſitz ich uf mein apfelgraues Roß
Und reit wol über die Heide.

---

[1]) Vgl. Dunger No. 985 ff., Hörmann, No. 106, Wolfram 457, 7. Erlach, Die Volkslieder der Deutſchen III, 72. G. Meyer I, S. 354.

[2]) Vgl. Dunger No. 271. Erk-Böhme II No. 851. Mittler, Deutſche Volkslieder No. 1100. Andree, Braunſchweiger Volkskunde S. 469. Erlach, Die Volkslieder der Deutſchen IV, S. 324.

[3]) Hörmann No. 174 (vgl. No. 274). Egerländer Volkslieder 2. H. 46, 6. Dunger 683. Auch ſchon im „Wunderhorn" (Reclam) S. 697 und bei Erlach IV, S. 316 u. 331.

Die einzelnen Strophen führen in den verschiedenartigsten Variationen ihr Sonderdasein und kommen auch in den mannigfachsten Verbindungen vor. In Kärnten singt man: „'s Dirndl hat mir d'Lieb aufgesagt Beim Niederleg'n; Und i han wol gesollt trauern, Bring's aber nit z'weg'n." In Tirol: „'s Dirndl hat m'r d'Lieb aufg'sagt, Das hat m'r nix g'macht; J han mi auf a Büherl g'hockt Und a wen'g g'lacht." In Baden: „Hast gemeint, i soll mi kränken, Weil du sagst, die Lieb sei aus; Will aber net dran denke, J mach m'r a Freud daraus." In Nassau: „Du gedachtest mir zu trotzen, Da irrtest du dich sehr; Du brauchst nicht mehr zu hoffen, Du kränkest mich nicht mehr." Die letzte Strophe lautet in Tirol und im Egerland: „Zu dir bin i's gangen, Zu dir hat's mi g'freut, Zu dir geh i's nimmer, Der Weg ist mer z'weit." In Baden: „Zu dir bin i gange Durch Regen und Wind, Zu dir geh' i nimmer, Du kriegst a kleins Kind." In Nassau: „Wie oft bin ich gegangen Bei Regen und Wind, Kein Gang hat mich verdrossen, den ich gegangen bin." [1]).

Von dem Ehestand wissen unsere Vierzeiler wenig Erfreuliches zu berichten. Ehelicher Zwist, Nahrungs- und Kindersorgen nehmen einen breiten Raum ein. So heißt es in Rödgen bei Gießen:

51. In meines Vaters Haus,
Da sieht's gar traurig aus,
Da hat die Thür kein Schloß
Die Lumperei ist groß.

Schon in einem Lied des 16. Jahrh. klagt der betrübte Liebhaber: „Mein Haus hat keinen Gibel, Es ist mir worden alt, Zerbrochen sind die Riegel, Mein Stüblein ist mir kalt". Und zu Anfang des 19. Jahrh. sang man im Schwarzwald „Aus ist's mit mir (oder „dir") Und mein Haus hat kein Thür, Und mein Thür hat kein Schloß, Und mein Schatz bin ich los", fast wörtlich übereinstimmend mit einem heutigen Schnaderhüpfel aus Tirol und Beziehungen zu der vorigen Nummer zeigend. Dient hier und anderswo das verfallene Haus als Symbol für unglückliche Liebe, so ist es in unseren Verschen traurige Realität, über die sich in einem von G. Schäfer aus dem Odenwald mitgeteilten Liedchen der Bursch lustig hinweg setzt:

[1]) Vgl. Erk-Böhme II No. 481. Uhlands Volkslieder No. 153, 3 f. Hörmann No. 421, 474 u. 475. Bender No. 226, 22—25. Wolfram No. 111, 4; 221, 4 f. Dunger No. 441 ff. Egerländer Volkslieder, herausg. vom Ver. f. Egerl. Volksk. Heft 2, No. 42.

52. Daß ich a lustig's Bürschle bin
Das sieht mer an meim Haus;
Der vordere Giebel wackelt schon,
Der hinnere ist schon drauß [1]).

Hieran schließt sich passend das Lid von des Besenbinders Tochter, das in Mittel- und Niederdeutschland weit verbreitet ist:

53. Beasebinnersch Dochter
Ean Birschtebinnersch Jung
Däi harre sich versproche
Ean wollte sich ach hun.
Ean wäi se sich versproche harre
Do harre se kei Haus,
Do saßte sich se eans Deppche
Ean guckte owe raus. (Gr. Linden) [2]).

An die zweite Strophe knüpft der von G. Schäfer aus der Amorbacher Gegend mitgeteilte Spinnstubenreim an:

54. So lang als ich noch ledig bin
Und hab auch noch kai Haus,
Setz ich mich in die Keatz enin
Un guck halt owe naus [3]).

Ein humoristisches Familienbild zeichnet das in Hessen sehr beliebte

55. Of der Höh wächst der Klee
Fourer für mei Gäulche.
Wenn der Voatter ens Wertshaus giht
Hängt die Mutter 's Mäulche;
Wenn se oawer de Kaffi trinkt,
Heppt se wai e Destelfink.
(Aus Heuchelheim, Gr.-Linden, Walderlenbach, Mittershausen, Laudenau.)

Durch Wiederholung von Z. 3 u. 4 oder durch Anhängen eines jodlerartigen Refrains werden zwei Vierzeiler daraus, die nach einer auch sonst beliebten Polkamelodie gesungen werden (derselben wie Nr. 12 [4]). Bedenklicher ist die Situation in den beiden folgenden:

---

[1]) Vgl. Erk-Böhme II, Nr. 665. Greinz-Kapferer S. 60. Uhlands Volkslieder Nr. 44, 2. Hörmann, Nr. 61 u. 486. Volk's Odenwald S. 194. Wunderhorn S. 696.

[2]) Vgl. Erk-Böhme II, Nr. 884. Bender 251, 10. Wolfram Nr. 258. Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar Nr. 334.

[3]) Volks Odenwald S. 194.

[4]) Vgl. Bender, 238, 96 f. Köhler-Meier Nr. 354. Böhme, Kinderlied, S. 709, Nr. 49.

58. Ach Gottche, sprach Lottche
Siwe Kinnercher un kei Mann,
Die Kinnercher hewwe Leiselcher
Un de Fra hot kan Kamm. (Walderlenbach.)

57. Tra ri ra, der Lepper (od. Scheapp) schmiß sei Fra,
Schmiß se mit der Hoppestang,
Daß se immer de Kroppe sprang
Tra ri ra, der Lepper schmiß sei Fra.
(Burkhardsfelden u. Reiskirchen bei Gießen.)

Nr. 57 knüpft offenbar an das alte Pfälzer Sommerlied an, das heute noch auf Laetare gesungen wird[1]). Aus Hainstadt i. O. stammt die Klage des geschlagenen Kindes (als Tanzlied mitgeteilt):

59. Mein Mutter hat mich geschlage
Mit Hagebuckle Reis;
Ich kann dirsch gar net sage,
Wie mich mei Buckel beißt.

Durch Kontamination verschiedener Vierzeiler scheint das folgende alte Spinnstubenlied aus Reiskirchen entstanden zu sein:

60. Wer ein rechten Schatz will haben,
Der soll blaue Bänder tragen,
Blaue Bänder, Sammetband,
Wär ich noch im ledge Stand.
Hätt ich mir kein Mann genomme,
Wär ich net ins Unglück komme;
Alle Morgen um drei
Kommt der Kerl und macht Geschrei
Daß ich aus dem Schlaf erwache
Und dem Lump die Thür aufmache.

In einem alten schwäbischen Liede folgen die vier ersten Zeilen auf das zu unserer Nr. 45 aus Erlachs Sammlung mitgeteilten Liedchen in folgender Gestalt:

Wenn du willst den Jäger haben
Mußt du grüne Schühle trage,
Grüne Schühle, Silberschnalle,
Daß muß dem Jäger wohlgefalle[2]).

Nahrungssorgen schildert das folgende Verschen, das zugleich den Übergang zu einer Reihe von Vierzeilern bilden möge, die sich mit dem Essen beschäftigen:

61. Der Hannes hot ka Hai mäi,
Er fuddert lauter Strouh,
Sei Fra die hot kei Flasch mäi,
Die kocht ihr Kraut esou. (Raibreitenbach i. O.)

---

[1]) s. Erk-Böhme III, Nr. 1219.
[2]) Vgl. Erk-Böhme II, 897, C. Erlach, Volkslieder IV, S. 324.

62. Die Riewe, die Riewe,
Die hawe mich vertriewe:
Het mei Mutter Kraut gekocht,
Wär ich bei ihr bliewe. (Lorsch.)

63. Mei Mutter backt Kräppel,
Sie backt se sou hart,
Sie schließt se in Kaste
Und gibt mer nit satt.
(Hainstadt und Reiskirchen.)

64. Und wenn mirsch mei Mutter
Noch mol so macht,
Do pack' ich mei Bündel
Und soag gute Nacht.
(In Hainstadt an Nr. 63 sich anschließend.)

65. Köchin, was gibts uff die Nacht?
Stoppnudel, daß 's donnert und kracht.
Stoppnudel sin angebrennt,
Köchin hest du die Krenk.
Die Nudel sin alle sou schwarz,
Frißt sie ka Hund un ka Katz. (Hainstadt.)

66. Freut Euch des Lebens,
Alleweil werden Kartoffeln gequellt,
Do kann sich jeder schälen,
So viel als ihm gefällt. (Burkhardsfelden.)

67. Wenn alles rar ean teuer is,
Dann esse mer weiße (od. weiche) Käs,
Wenn Schouh ean Strimp verrisse sei,
Dann fahre mer in der Schees.
(Großen-Buseck, Lorsch, Großen-Linden, Rödgen, Pfaffenbeerfurth i. O.)

Nr. 62 ist ein alter Tanzreim, dessen Melodie, wie Böhme angiebt, bereits Seb. Bach um 1735 als Fugenthema benutzt hat. In Sachsen lautet es: „Rim, Rim, Rim, Die hunn mich verdrim; Hätt mer mi Bauer Wurscht gekucht, Da wär'ch o widder geblim." Auch aus Oberschefflenz ist das Verschen notiert worden[1]). Nr. 63 findet sich in Tirol: „Mei Muatta bacht Krapfen, Sie bacht's sov'l braun, Sie sperrts in a Kastel Und laßt ma's net schaun." Auch in der Gegend von Gotha ist der Reim bekannt, wie mir Herr Dr. Fritzsche mitteilt. Zu Nr. 64 finden sich im Vogtland hübsche Parallelen, z. B.: „Und wenn mich mei Mutter nuch amol su häut, Da nimm ich mei Bündel und

[1]) Vgl. Erk-Böhme II, Nr. 1046 und 47. Bender S. 258, 43. Andree, Braunschweiger Volksk. S. 472. Mitt. des Vereins f. sächs. Volksk. II, 8. H. S. 245.

fahr uf die Freit" [1]). Nr. 56 knüpft an die Anfangszeile des bekannten Usteri'schen Liedes an, die mehrfach in dieser Weise benutzt wurde [2]).

Sehr zahlreich sind endlich auch die Spott- und Neckverse. Auch sonst bekannt ist:

68. Drei Dutzend alte Weiwer,
Gott verzeih mer mei Sinn,
Im Schaffe sin se langsam,
Im Esse geschwind. (Pfaffenbeerfurth.)

Wird auch von den alten Männern gesungen [3]) — Gerne werden die Schneider verspottet:

69. Dort oben auf dem Berge (Var. Dort driwe,
Do steht e Kapell, dort draus)
Do tanze drei Schneirer
Im (od. uffere) Wasserbudell.
(Umgegend von Friedberg u. Pfaffenbeerfurth.)

70. Wann de Schneirer gestohle hot,
Do waaß er net wo rauß,
Do hockt er sich ins Nolebüchsel
Und poppert owe raus. (Walderlenbach.)

71. Schneirer, Schneirer wick, wick, wick,
Mach die Hose nit zu dick,
Mach se nit zu eng,
Sonst bekommst du deine Feng (Schläge)
(Rödgen.)

72. Neunundneunzig Schneirer,
Die wieje hunnert Pfund,
Und wenn se das net wieje,
Do sein se nit gesund.
(Rödgen u. Lützellinden.)

Nr. 69 erinnert an ein auch in Oberdeutschland verbreitetes Verschen vom tanzenden Pfarrer oder Einsiedler. Im Nassauischen heißt es: „Auf der Lüneburger Heide, da steht ein Karussel, da tanzen sechs Schneider um eine Wasserbudell [4]). No. 70 findet sich ganz ähnlich im Kanton Bern, in Schwaben und in Baden. Das Liedchen zeigt nahe Beziehungen zu unserer Nr. 54 und zu dem bei Nr. 45 herangezogenen Lied vom Hänschen im Schornstein [5]). Nr. 72 ist ebenfalls

[1]) Greinz-Kapferer S. 90. Dunger Nr. 844—46.

[2]) O. Frömmel, Kinderreime 2. Heft (Leipzig, 1900), Nr. 144. Bender S. 243, 112. Züricher Nr. 745 u. 746.

[3]) Vgl. Dunger Nr. 825 u. 828. Wolfram 457, 10.

[4]) Vgl. Erk-Böhme II, 979, 999. Hörmann Nr. 966. Wolfram Nr. 455, 27.

[5]) Züricher Nr, 642. Bender S. 249,2. Böhme, Deutsches Kinderlied S. 282, Nr. 1368. Erk-Böhme II, Anm. zu 851.

bis in die Schweiz verbreitet. Im Vogtland heißt es: „Und wos e richt'ger Schneider is, Müßt wiegen sieb'n Pfund, Und wenn er dös net wiegen thut, Do is er net gesund.“ Oder „Und dreizehn halbe Schneider wiegen vierzehn halbe Pfund“ u. s. w.[1]).

Mannigfaltig sind auch die Neckereien der Burschen und Mädchen:

73. Die Veilsberger (Veitsberger) Glocke
Hu goar kaan schiene Klang,
Ean Schätzi muß ich hu
Aus dem Reiskircher Land. (Reiskirchen.)

74. Wäste net wu Bonnbach (Bollnbach) leit?
Bonnbach leit bei Saase,
Wu die schiene Märicher sei
Met de lange Noase. (Oppenrod.)

75. Wanns Bottermilch roant
En Sauerkraut schneit,
Dann wern die Opperärer
Bürschercher gescheid. (Oppenrod).

76. Sechs Äppil für en Kreuzer,
Der siwwet es faul,
Den Opperörer Bürschercher
Sch..... mer off's Maul (Oppenrod).

77. Sechs Äppil für en Kreuzer,
Der siwwet ohne Stiel,
Noch den Opperärer Bürscherchen
Fragt mer net viel.

78. Drei Hotzen off der Owelääb,
Drei Vierercher em Schank,
Die Opperärer Bürschercher
Hu all en schiäppe Gank. (Oppenrod).

No. 73 gehört einem Typus an, dessen bekanntester Repräsentant ist: „Und die Würzburger Glöckli haben schönes Geläut, Und die Würzburger Mädle sein kreuzbrave Leut“. In Rodheim v. d. H. wurde unser Verschen vor 30 Jahren ohne lokale Beziehung gesungen („die junge“ statt die „Opperärer“). Variationen aus den Alpen sind: „Ich woaß a schöns Glöckle, Das hat an schön Klang, Und i woaß a schöns Dirndl, Das hat an schön Gang“. Oder: „Und die Innsbrucker Glocken Die hab'n an schön Klang, Bald mei Schatz emol stirbt, Läb i a nim-

[1]) Züricher Nr. 640. Gundlach Nr. 959. Böhme, Kinderlied Nr. 1871. Dunger 1157 u. 58. O. Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen (1898) 1. Heft No. 91. O. Frömmel, Kinderreime 2. Heft (1900), Nr. 183.

mer lang[1])." Auch No. 74 bedient sich einer typischen Form, wie die Parallelen aus dem Vogtland zeigen, z. B. „Wißt ihr denn, wu Raschau leit, Raschau leit in Büschen; Wer a Rasch'ner Madel will, Werd selten an's erwischen"[2]). No. 75 ist das derbere humoristische Gegenstück zu einer lieblichen Formel, die sich schon in einem niederdeutschen Abschiedslied aus dem Anfang des 16. Jahrh. findet: „Wanne it Rosen sniet Und regent kuelen Win, So willen wir allerliefste all bi einandern sin". Uhland hat darauf hingewiesen, daß das Volkslied es liebt, das „Nein" und „Nimmer" durch Bezeichnung unmöglicher Dinge zu verdecken. „Auf den leeren Hintergrund der Verneinung werden die wunderlichen Bilder hingespiegelt, welche zwar auch nur ein Nicht und Niemals entfalten, und selbst wieder in dieses zerrinnen, aber doch augenblicklich eine Anschauung gewähren, die noch in ihrem Verschwinden bald heiter und neckisch, bald ironisch bitter fortwirkt." Auch in manchen noch jetzt gesungenen Volksliedern hat sich jene Formel erhalten. Die Wendung unseres hessischen Liedchens braucht ein Nassauer Vierzeiler: „Du liederlich Bürschchen, wann wirst du gescheit? Wanns Buttermilch regnet und Sauerkraut schneit". Während es sich in allen diesen Fällen nur um eine poetische Umschreibung handelt, kleidet ein Schnaderhüpfel aus den Alpen den Wunsch nach Reichtum in eine ähnliche phantastische Form: „Wanns Thaler thät regnen, Und Dukaten möcht schreib'n, Thät i'n Herrgott schön bitte, 's möcht 's Wetter so bleib'n[3])." In No. 76—78 werden nach Bedarf auch die „Märerchen" an Stelle der Bürschchen gesetzt. No. 76 findet sich auch in Baden[4]). Auch die Mädchen von Nachbargemeinden verspotten wohl einander, so in den Reimen, die W. v. Ploennies 1853 aus Lindenfels mitgeteilt hat:

79. Die Glattbächer Mädchin
Steln draus vor der Deer,
Un sie trete die Buwe:
Danz a emol mit meer.

Sie kenne eweil trete,
Sie kenne eweil steln,
Denn die Linnefelser Mädchin
Die danze zu scheln.

---

[1]) Erk-Böhme II, No. 1052. Hörmann No. 167, 272. Wolfram No. 223, 1. Vgl. auch das oben No. 21 mitgeteilte Verschen.

[2]) Vgl. Dunger No. 1268, 1—3. 1313.

[3]) Uhlands Volkslieder No. 65, 3 und „Abhandlung" (ed. Fischer) S. 165 ff. Erk-Böhme No. 455, 493. Wolfram Nr. 457, 11. Hörmann No. 925.

[4]) Bender, 230, 49 u. 50.

Das Situationsbild des an der Thüre des Tanzbodens stehenden Mädchens kennen wir schon aus Nr. 5. Der Herausgeber bemerkt zu Nr. 79: „Aus Glattbach, einem nahgelegenen Dorf, kommen Bauernmädchen, um auf der Lindenfelser Kirchweih zu tanzen; aber sie finden keine Tänzer, und die eifersüchtigen Lindenfelserinnen, die sich noch dazu dem Landvolk gegenüber als Städterinnen fühlen, höhnen sie" [1]). —

80. Die Wiese ist grün,
Der Schornstein ist schwarz,
Un von den Lindner Bürschchen
Ist keiner mein Schatz. (Großenlinden.)

Ähnlich heißt es in einem schon vor mehr als 50 Jahren aufgezeichneten schlesischen Liedchen: „Die Äpfel sind rot und die Birnen sind grün, die Steinauer Mädel sind alle recht schön". Oder „Die Birnen sind grün und die Blätter sind gelb, die Steinauer Knecht haben alle kein Geld". Oder: „Und die Blätter sind grün Und die Rosen sind rot Und die lutherischen Buben sind gut in der Not". Die Verknüpfung ist eine ganz äußerliche, anders als in dem sonst diesem Typus nahestehenden Tiroler Schnaderhüpfel: „Schwarzbraun ist's Ofenloch, Schwarzbraun bin i, Schwarz ist mei Diandl, drum taugt's halt für mi" [2]).

Auch zwei antisemitische Spottverse werden uns aus Oppenrod mitgeteilt:

81. Der Abram kom geritte
Die Zeitung in der Hand:
O wäih, ihr liewe Jüdde
Die Cholera (od. der Böckel) is em Land.

82. Der Etzig kommt geritte
Auf einem Ziegenbock,
Der Schwanz is abgeschnitte,
In seinem grüne Rock [3]).

Schon in den Neckversen der Burschen und Mädchen traten lokale Beziehungen stark hervor. Die Verspottung der Nachbardörfer ist überhaupt ein beliebtes Thema dieser Art Poesie, auch bei uns in Hessen. Einige Proben mögen dies zeigen:

83. Oppenrod hat große Not,
Hattenrod hat kein Brod,
Burkhardsfelden
Laß ich mir durchaus nicht schelten. (Burkhardsfelden.)

---

[1]) Ztschr. f. d. Mythol. I, 97.

[2]) Schlesische Volkslieder, herausg. von Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter (1842) S. 101, No. 74. Hörmann No. 265. Wunderhorn (Reclam) S. 692.

[3]) Vgl. Böhme, Deutsches Kinderlied No. 1427.

84. Die Werscher (Wersauer) Narrn,
Die sitze uff drei Sparrn,
Die sitze uff drei Bohnestecke,
Ich wollt sie deen noch all verrecke. (Brensbach i. O.).

85. In Heene (Hähnlein) die Schöne,
In Rorre (Rodau) die Growwe,
In Fehle (Fehlheim) die Scheele
In Schwane (Schwanheim) die Klaane. (Zwingenberg).

86. Wer durch Wendhause kömmt ungefoppt,
Durch Kesterch (Kestrich) ungeroppt,
Un durch Fell (Groß-Fulda) ungeschlah',
Der kann in Ermerod von Wonner gesah'. (Windhausen).

Selbst diese rein lokalen Verschen bedienen sich überlieferter Formen. So werden die beiden ersten Zeilen von Nr. 83 auch in Spottliedchen des Vogtlandes gebraucht. Die Kunstform von Nr. 85 kehrt wieder in der Schweiz, wie in Niederdeutschland. Nr. 86 vollends zeigt einen weit verbreiteten Typus. Im bayrischen Odenwald spottet man:

Wer durch Amorbach geht ohne Geläut,
Durch Weilbach ohne beschreit,
Durch Miltenberg ohne gezopft,
Durch Breitendiehl ohne geropft,
Durch Eichenbühl ohne geschlagen,
Der kann in Neunkirchen von Glück sagen.

Und gänz ähnliche Verschen sind aus der Schweiz und aus Sachsen bekannt[1]). Ich bin damit an's Ende meiner Mitteilungen gekommen. Wie man sieht, ist es eine verhältnismäßig geringe Zahl von Ortschaften, aus denen unsere Verschen stammen, aber es sind Dörfer aus allen Teilen unseres Großherzogtums, Rheinhessen ausgenommen, von wo uns überhaupt bis jetzt sehr wenig volkskundliches Material vorliegt. Sicherlich sind diese Vierzeiler überall vorhanden, und wenn die Aufmerksamkeit unserer Sammler sich einmal auf diese unscheinbaren poetische Gebilde, denen sie keinen besonderen Wert beigemessen haben mögen, richtet, wird sich obige Sammlung, die, wie schon erwähnt, mehr dem Zufall zu verdanken ist, reichlich vermehren lassen. Vielleicht findet sich dann auch ein Name für die Verschen, auf den ich vorläufig nur schließen kann. Schmeller führt als Bezeichnung

---

[1]) Vgl. Dunger 1260, 1261. Züricher 591, 595, 596, 616, 617, 620. Andree, Braunschw. Volksk. S. 459. Wuttke, Sächsische Volkskunde, 2. Aufl. S. 270 f. Volk, Der Odenwald. S. 162.

der Schnaderhüpfel auch den Ausdruck „Stücklein" an[1]), und in Baden heißt es „Es isch kei Lied so heilig, es gehört e Stückle drauf"[2]). Die Vierzeiler werden nämlich überall, wo sie vorkommen, auch Volksliedern angefügt. In Großenlinden nennt man sie dann „Nachstückelchen"[3]), woraus man wohl schließen darf, daß der Name „Stückelchen" für diese Reime auch bei uns üblich war. Noch eine andere, im Schwäbischen und Bairischen für sie vorkommende Bezeichnung fand sich, wenigstens früher, auch bei uns vor. Weigand führt zu einem zweifellosen Schnaderhüpfel aus Oberflorstadt in der Wetterau, das er im J. 1854 mitteilte, an, das Volk nenne alle Volkslieder „Schelmenlieder"[4]). Es mag sich damit so verhalten, wie mit dem Koburger „Schlumperlied"; wenn der Gegensatz zum Kirchenlied und zum weltlichen Kunstgesang betont werden soll, dient das Wort zur Bezeichnung aller Volkslieder; sobald dieser Gegensatz jedoch nicht in Betracht kommt, wird das Wort für die, auch in der Koburger Gegend häufig zum Tanze gesungenen, Vierzeiler gebraucht[5]). G. Schäfer erwähnt in seiner Schilderung des Volkslebens im Odenwald ebenfalls den Gebrauch, an größere Lieder kleine Verschen, heiteren, oft satirischen Inhalts anzufügen; er nennt sie „Schnörkel", ohne allerdings dabei anzugeben, ob dieser Ausdruck der Volkssprache entnommen ist; bei Schilderung der Kirchweih bemerkt er: „Neck- und Spottliedchen, Trutzliedchen und Schnörkel aller Art ertönen, besonders am zweiten Kirchweihtage, wo die Dörfler eigentlich erst so recht unter sich sind"[6]). Einige solcher Odenwälder Schnörkel wurden oben mitgeteilt.

Die hauptsächlichen Gelegenheiten, wo diese Verschen auch heutzutage noch gesungen werden, sind die Spinnstube und der Tanz. Zu den Tanzreimen, die W. von Ploennis vor 50 Jahren aus Lindenfels mitteilte, bemerkte er, daß ähnliche dort noch täglich in großer Zahl während des Tanzens improvisiert würden. Auch aus Rodheim v. d. H. wurden uns solche Tanzreime eingesandt mit dem Bemerken, daß sie vor 30—40 Jahren üblich gewesen seien. Allem Anscheine nach ist das Singen und Dichten der Vierzeiler in starkem Rückgang begriffen, aber kein Zweifel, daß wir es mit einer alten, auch in unsren hessischen Volksleben heimischen Dichtungsart zu thun haben.

Wo und wie diese Verschen im einzelnen entstanden sein mögen,

---

1) Bayer Wtb. II. (2. Aufl.) Sp. 731.
2) Bender a. a. O. S. 245, Nr. 117.
3) Nach einer Mitteilung des Herrn cand. phil. Hepding.
4) Zs. f. d. Myth. I, S. 474.
5) F. Hofmann in Frommanns Deutschen Mundarten, III, 159 f.
6) Volks Odenwald, S. 183 u. 193.

ist eine nicht leicht zu beantwortende Frage. Jedenfalls sollte man, nachdem man sie im ganzen deutschen Sprachgebiet angetroffen hat, aufhören sie als Eigentum des bairisch-österreichischen Stammes in Anspruch zu nehmen. Man kann allenfalls sagen, daß sie sich dort, wie so vieles andere alte Volksgut, am kräftigsten und reinsten erhalten haben, aber daß sie von dort ausgegangen und sich allmählich nach Norden, Osten und Westen verbreitet hätten, ist eine Anschauung, die den vorliegenden Thatsachen nicht entspricht. Gewiß wandern solche Verschen, gerade wie Volkslieder weiter gesungen werden, aber nicht bloß von Süden nach Norden. Der Boden, in dem diese Vierzeiler wachsen, ist überall vorhanden, und weil sie überall in deutschen Landen Autochthonen sind, nur deshalb können sie auch von den Stämmen unter einander getauscht werden. Das Volk nimmt in seinen Besitz nur auf, was ihm gemäß ist. Daß ein Verschen zugewandert ist, kann unter Umständen aus Sprache oder Inhalt noch festgestellt werden, so gut wie bei den Volksliedern, ja ihre Sprache giebt unter Umständen noch einen sichereren Anhalt, als die der Lieder, da die Vierzeiler fast immer im Dialekt gesungen werden, und wenn auch die Übertragung in den Heimatsdialekt, sobald ein solches Verschen Wurzel faßt, rasch erfolgt, so bleiben doch leicht flüchtige Spuren des früheren Dialekts, besonders im Reim, zurück, die einen Schluß auf die alte Heimat gestatten. Hier soll dem nicht weiter nachgegangen werden. Die weite Ausbreitung derselben Verschen, von der oben genügend Beispiele gegeben wurden, erklärt sich aber sicher nicht allein durch Hin- und Herwandern, sondern auch daraus, daß gewisse Bedingungen, unter denen sie wachsen, überall vorhanden sind, daß die Art des künstlerischen Gestaltungsvermögens, das sie schafft, der Lebensauffassung, die sie spiegeln, der Volkssitten, aus denen sie hervorgehen, in allen deutschen Stämmen eine ähnliche ist. Es ist dieselbe große Gemeinschaft des Fühlens, Denkens und Gestaltens, die uns auch auf allen anderen Gebieten des Volkslebens entgegentritt. Daß ihr, auch ohne unmittelbare äußere Beeinflussung, vielfach an den verschiedensten Stellen dieselben Gebilde entwachsen, darf nicht Wunder nehmen.

Damit sind wir der Frage, wie diese Volksliedchen enstanden sind, schon nahe getreten. John Meier hat vor einigen Jahren drei Wurzeln dieser Dichtungsgattung unterschieden: er meint, die Vierzeiler würden einmal von Angehörigen des Volkes gedichtet, dann entständen sie durch „Zerfaserung“ längerer Volks- und Kunstlieder, und endlich seien sie rein kunstmäßigen Ursprungs [1]). Ich beginne mit der letzten

[1]) Beilage zur Allgem. Zeitung, München d. 6. Okt. 1898. Nr. 236.

Gruppe. Meier weist darauf hin, daß zahlreiche Vierzeiler Castellis, Seidls, Stelzhamers, Kobells u. A. in den Mund des Volkes übergegangen seien, wodurch er bestätigt sieht, was er schon früher behauptet hatte, daß ein „organischer Unterschied" zwischen Volks- und Kunstpoesie nicht bestehe. Auf die letztere Frage gedenke ich ein ander Mal ausführlicher einzugehen. Hier nur einiges über die Vierzeiler kunstmäßigen Ursprungs. M. giebt selbst zu, daß es in vielen Fällen ganz unmöglich sei zu entscheiden, wem die Priorität gebühre, dem Volk oder dem Kunstdichter. Bei denen, die er anführt, glaubt er die Priorität für den Kunstdichter in Anspruch nehmen zu dürfen, so z. B. wenn Kobell dichtete: „Und a Bußl in Ehrn, dees ka Niemad verwehrn", und ein Kärntner Schnaderhüpfel lautet „Zehn Busserl in Ehren, Kann uns ka Mensch wehren. A Bußl in der Still, War dir das z'viel?" so soll dieses eine Nachahmung der Kobellschen Verse sein, wie die Ungereimtheit des Anfangs (zehn Busserl) beweise. Nun hat aber Kobell weiter nichts gethan, als einen alten Volksreim verwandt, der sich ebenso schon bei Hebel und Hölty findet, und in dem Schnaderhüpfel ist aus demselben Reim ein scherzhafter Tadel für das Mädchen gestaltet worden, dem schon ein Küßchen in der Stille zuviel ist. Die Pointe die durch die Gegenüberstellung der „zehn Busserl in Ehren" zu Stande kommt, liegt klar zu Tage. Kobell hat mit dem Kärntner Reim gar nichts zu thun. Überhaupt wird man in den meisten Fällen, wo kunst- und volksmäßige Schnaderhüpfel einander nur ähnlich sind, dies durch die gemeinsame Herkunft beider zu erklären haben, denn auch der Kunstdichter benutzt in diesem Fall nur den poetischen Besitz des Volkes. Ja selbst bei völliger Gleichheit liegt durchaus die Möglichkeit vor, daß der Kunstdichter nur ein Schnaderhüpfel, das er gehört, aufgezeichnet hat. Ich erinnere in diesem Zusammenhange an den Streit, der seiner Zeit über die Verfasserschaft der Ungarischen Tänze von Brahms geführt wurde.

Und wenn wirklich, wofür ja wohl zweifellose Belege vorliegen, kunstmäßige Schnaderhüpfel ins Volk dringen, so nimmt dieses schließlich nur wieder, was ihm gehört. Denn die Kobell, Klesheim, Seidl und andere verwenden, wie auch Meier wohl weiß, „volkstümliches, zum Teil festgeprägtes Material; sie suchen sich in den Gedankenkreis und in die Ausdrucksformen des Volkes hineinzuversetzen" [1]). Sie sind Nachahmer. Wenn man hier überhaupt von Priorität reden will und die Dinge nicht bloß rein äußerlich auffaßt, so gebührt sie auch bei solchen

[1]) Meier a. a. O. S. 5.

Vierzeilern dem Volke, und nicht dem Einzelautor. Oder, um an das von Meier gebrauchte Bild anzuknüpfen, die sogenannten kunstmäßigen Schnaderhüpfel sind nur ein künstlich entwickelter Seitentrieb, ihre Wurzel ist dieselbe wie die der volksmäßigen.

Auch der zweiten Gruppe, die Meier unterscheidet, kann ich keine große Bedeutung beilegen. Von einem Entstehen aus „Zerfaserung" größerer Lieder darf man meines Erachtens eigentlich nicht reden. Bei weitem in den meisten Fällen liegt auch hier die Sache umgekehrt, die Lieder sind aus Vierzeilern zusammengesungen, wie schon G. Meyer in seinen oben öfter citierten Studien über das Schnaderhüpfel richtig gesehen hat[1]). Eine eingehenden Erörterung der Beziehungen der Schnaderhüpfel zum Volkslied muß ich mir ebenfalls für später vorbehalten. Hier genüge nur der nochmalige Hinweis darauf, daß ein großer Teil der oben mitgeteilten Vierzeiler auch im Zusammenhang kleinerer oder größerer Lieder überliefert ist, worüber die Bemerkungen und Anmerkungen zu den einzelnen Verschen, die sich leicht vermehren ließen, orientieren. Ja, daß ganze Volkslieder nur aus solchen Vierzeilern zusammengesetzt sind, ist eine jedem Kenner geläufige Thatsache. Daß auch einzelne Strophen aus Kunstliedern, aus Opern und Operetten, oder Teile derselben ins Volk dringen und dort wieder Anregung zu neuen Gebilden geben (vgl. z. B. oben Nr. 66), ist gewiß nicht zu bezweifeln, eine Wurzel des Schnaderhüpfelgesangs ist aber auch hier nicht zu finden. Solange Volks- und Kunstdichtung neben einander bestehen, haben sie sich, wie das kaum anders möglich ist, gegenseitig beeinflußt. Die kunstmäßigen Vierzeiler bilden nur einen modernen Spezialfall dieser Erscheinung, auf die näher einzugehen hier nicht der Platz ist.

Die Wurzel, aus der die Gattung der Vierzeiler wirklich erwachsen ist, bleibt, trotz Meier, das Leben, Fühlen und Empfinden des Volkes und nicht die Willkür Einzelner, es ist Massendichtung und nicht Individualpoesie. Gerade jene Imitationen, denen M. bei seiner Beweisführung soviel Wert beimißt, zeigen dies deutlich; der Kunstdichter entäußert sich in ihnen seiner Individualität, und je besser ihm dies gelingt, desto leichter finden seine Verschen im Volke Eingang, desto gelungener sind sie, während umgekehrt der Wert von Kunstdichtungen durch ihre Orginalität, durch das Hervortreten einer bestimmten Individualität bedingt ist. Man vergleiche z. B. einmal Goethes zahme Xenien mit unsern Schnaderhüpfeln. Trotz aller Benutzung von volkstümlichen Gut, treten die charakteristischen Züge des Meisters doch

[1]) Essays und Studien I, S. 365 ff.

deutlich in ihnen hervor. Schon die oben mitgeteilten Vierzeiler mit ihren Parallelen, die man leicht verdoppeln und verdreifachen könnte, lassen die Entstehung der Gattung deutlich erkennen. Die Rolle, die der Einzelne dabei spielt, ist äußerst gering anzuschlagen. Die rhythmischen Formen, deren er sich bedient, findet er vor, die Reime sind traditionell, die Bildersprache ist unbewußt konventionell, durch fortwährende unmerkliche Änderungen und Kreuzungen, an denen viele Tausende von Menschen durch Hunderte von Jahren hindurch beteiligt sind, entwickeln sich aus denselben Keimen die verschiedenartigsten Gebilde, von denen nur die lebenskräftigsten sich erhalten. Die Reflexion ist dabei kaum thätig; Associationen formeller und materieller Art, die sich unbewußt einstellen, thun das Meiste. Von einem bestimmten Anfang dieser Poesie und ihrer Formen zu reden, hat überhaupt wenig Sinn. Sie entwickelt sich zugleich mit der Sprache und den Lebensformen eines Volkes. Die Elemente, aus denen sich die Vierzeiler zusammensetzen, lassen sich zum Teil noch erkennen in den Redensarten, Sprüchwörtern, Spottrufen, Rechtsformeln und ähnlichen kleinen Gebilden des Volkes, die vielfach bereits poetisch gestaltet sind; die rhythmischen Formen waren bedingt durch den Tanz, mit dem zweifellos von alter Zeit her unsere Vierzeiler in engster Verbindung standen. Wer das Wesen der Volksdichtung erfassen will, der möge sich durch diese kleinsten Liedchen den Weg weisen lassen. Er führt uns schließlich zurück auf die Frage der Entstehung der Poesie überhaupt[1]).

---

[1]) Im Anschluß an obige Ausführungen bitte ich dringend um weitere Einsendung von hessischen Vierzeilern mit Angabe der Gelegenheiten, bei denen sie gesungen werden. Auch über die Verbreitung der bereits oben mitgeteilten Vierzeiler, etwaige Abweichungen des Textes und endlich den Namen, den diese Liedchen bei uns tragen, sind weitere Angaben sehr erwünscht. A. S.



Bücherschau.

Die Gedichte des Königs vom Odenwalde.
Gesammtausgabe mit einer Einleitung von Edward Schröder.

Das vom historischen Verein für das Großherzogtum Hessen herausgegebene Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde bringt in seinem dritten Bande (Neue Folge III, 1. Heft, 1900) eine vollständige Ausgabe der Gedichte des Königs vom Odenwalde, auf die unsere Leser hiermit aufmerksam gemacht werden sollen. Wie der Herausgeber, Prof. E. Schröder in Marburg, in der Einleitung sehr anziehend dargelegt hat, ist der Verfasser der Gedichte höchst wahrscheinlich identisch mit dem Verfasser der „guoten lêre von guoter spîse“, des ältesten Kochbuches in deutscher Sprache, das wir besitzen. Er lebte in Würzburg, wohl als Vorsteher einer vornehmen Küche, etwa der des Protonotars Michael de Leone oder der bischöflichen selbst. Seiner Herkunft nach war er jedoch wie sein Name sagt ein Odenwälder, vielleicht also ein Hesse. Sicher läßt sich dies leider nicht erweisen, da er ostfränkisch schreibt, und der Teil des Odenwaldes, in welchem ostfränkisch gesprochen wird, vorwiegend auf bairischem und badischem Gebiet liegt; nur ein kleiner Teil des hessischen Odenwaldes, etwa die südöstliche Ecke des Großherzogtums, gehört demselben Dialektgebiet an. Hier könnte immerhin die Heimat des Dichters zu suchen sein. Andererseits liegen Anzeichen vor, daß „der König“ von Hause aus gar nicht ostfränkisch gesprochen hat; denn in seinem ältesten Gedicht begegnet ein wichtiges ostfränkisches Charakteristikum viel seltener als in seinen späteren. Es wäre also wohl möglich, daß er aus dem rheinfränkisch sprechenden, d. h. eben dem ausschließlich hessischen Teil des Odenwaldes erst nach Ostfranken gewandert ist. An sonstigen bestimmten Hinweisen auf das hessische fehlt es allerdings; erwähnt werden muß aber doch die von Schröder S. 25 angedeutete Möglichkeit, daß sein Name im Zusammenhang steht mit dem Ortsnamen Kunnich (jetzt König an der Mümling), und daß er durch Beziehungen zu dem aus Hessen stammenden Bischof Otto von Wolfskehl nach Würzburg gekommen sein könnte. Gelingt es also auch nicht, einen zwingenden Beweis zu führen, daß der König aus dem hessischen Gebiet stammt, so ist die Wahrscheinlichkeit dafür doch recht groß.

Seine Gedichte sind nun — und deshalb ist hier von ihm die Rede — zum Teil außerordentlich reich an kulturgeschichtlichem und volkskundlichem Material. Ich führe nur einiges an. Wir hören von Windlaternen aus Kuhhörnern (I 49), von Schröpfköpfen aus Horn (I 54), von Bällen aus Kuhhaaren (I 168), von Nadelbüchsen aus Gänsekielen (III 89). Wir erfahren von dem Brauch Kuhschwänze an die Thüren zu nageln, um diese daran auf oder zu zu ziehen (I 172), Strohwische aufzustecken, um Verkaufsstellen zu bezeichnen (V 112, 165). Um Blasen an den Fingern zu heilen, empfiehlt der Dichter Wollenfäden hindurchzuziehen. Auch das Loosen durch Ziehen verschieden langer Strohhalme kennt er. Kleidungsstücke und Betten werden nach seiner Angabe mit Eiern (Eiweiß?) oder gar mit getrocknetem Hühnermist (II 119, 258) gestärkt. Jeder Leser wird sich die Liste leicht um vieles vergrößern können.

Vieles, vielleicht das meiste von dem was erwähnt wird, ist natürlich weit verbreitet, anderes aber mag auf engeres Gebiet begrenzt sein, und es ist

sehr wohl denkbar, daß sich darunter, wenn der Dichter Hesse war und in der Fremde schrieb, manche Erinnerung an heimische Sitte und heimischen Brauch findet. Vielleicht wäre es möglich, gerade auf Grund solcher Reminiscenzen die Frage nach der Heimat „des Königs“ endgültig zu beantworten.

K. Helm.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. III. Aus Hochland und Schneegebirg. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, B. G. Teubner 1901. XXII u. 186 S. geb. 2,60 Mk Der dritte Band dieser Auswahl moderner Dialektdichtungen umfaßt das Elsaß, die Schweiz, Süd-Baden, Süd-Württemberg, Süd-Bayern, Vorarlberg, Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Kärnten und die Sprachinseln in Ungarn. Das Lob, das dem ersten Band gespendet wurde (s. Bl. f. hess. Volksk. II, 16), darf bei dem neuen Bande wiederholt werden. Die Auswahl ist geschickt getroffen; sie umfaßt Prosa und Poesie; die Absicht des Herausgebers ist hauptsächlich darauf gerichtet, die Volksstämme in ihrer Eigenart zu charakterisieren. Man kann vielleicht bedauern, daß die im Volke selbst entstandenen Dichtungen gar nicht herangezogen werden. Gerade in den Alpenländern hätte es an Material znr Auswahl nicht gefehlt. Indessen auch so ist das Büchlein eine wertvolle Gabe und gut geeignet, deutsche Volksart zur Anschauung zu bringen. Die trefflichen Zeichnungen von Robert Engels gereichen dem Buch zu besonderer Zierde. Möchte es vor allem in die Kreise der Jugend und ihrer Lehrer bringen; es enthält reichen geistigen Anschauungsstoff für den deutschen, geschichtlichen und geographischen Unterricht. A. S.



Geschäftliche Mitteilungen.

Am 25. Oktober des vorigen Jahres hat sich die Vereinigung für hessische Volkskunde als selbständige Gesellschaft neu konstituirt, nachdem der Vorstand des Oberhessischen Geschichtsvereins, als dessen Abteilung vorher die Vereinigung bestanden hatte, diese Sektion aufgelöst hatte. In den Vorstand wurden gewählt die Herren Provinzialdirektor Geheimerat v. Bechtold (erster Vorsitzender), Professor Dr. Strack (zweiter Vorsitzender), Privatdozent Dr. Helm (Schriftführer), Kaufmann H. Mettenheimer (Rechner), Fabrikant Alfred Bock, Professor Dr. A. Dieterich, Professor Dr. P. Drews, Professor Dr. E. Jung, Kreisschulinspektor Professor Dr. Lucius, sämmtlich in Gießen, und Pfarrer O. Schulte, Beuern.

Die neue Vereinigung entfaltete sofort eine rege Werbethätigkeit, deren Ergebnis war, daß sich ihre Mitgliederzahl in wenigen Wochen

verdoppelte. Die Gießener Mitglieder der Vereinigung veranstalteten im Laufe des Winters zwei volkskundliche Abende: an dem einen (26. Nov. 01) teilte Professor Strack Hessische Vierzeiler mit, an dem anderen (28. Jan. 02) sprach Pfarrer Schulte über die „Kirchweihe im Vogelsberg". Es ist zu erwarten, daß auch in den übrigen Städten des Landes die Mitglieder sich zu solchen lokalen Zusammenkünften vereinigen, und so das Interesse für die Sache in immer weitere Kreise getragen wird.

Über die im Frühjahr zur Festsetzung neuer Statuten und zur Beratung über die Organisation der Vereinigung geplante Generalversammlung wird unsern Mitgliedern noch besondere Mitteilung zugehen.

Beitrittserklärungen mit Angabe des Jahresbeitrags werden erbeten an Herrn Dr. Helm, Gießen, Südanlage 5, Zahlungen an Herrn Kaufmann H. Mettenheimer, Gießen, Kreuzplatz 3, Beantwortungen des Fragebogens an Großh. Universitätsbibliothek, Gießen, Sendungen für die „Blätter" an die Redaktion (Prof. Dr. Strack, Gießen, Alicestr. 16).



Hessische Blätter für Volkskunde.

Band I. 1902. Heft 2.

Kirchweih im Vogelsberge.

Von O. Schulte, Beuern.

Es mag wol manchen feingebildeten Städter etwas wie ein gelinder Schauder überkommen, wenn er das Wort „Kirmes" hört. Wie verächtlich es doch oft in den Kreisen der Gebildeten gebraucht wird! „Die reinste Kirmes!" sagt man, um zu bezeichnen, daß etwas wild und toll verläuft. Und sehr viele Städter, die einmal eine Kirmes auf dem Lande mitgemacht haben, denken nicht gerade mit großer Befriedigung an diese Festlichkeit zurück. Sie erinnern sich der überfüllten, niedrigen, tabaksdurchqualmten Wirtshausstuben, des Drängens und Stoßens auf Flur und Treppe und im Saale, der „Krische", die auf dem Tanzboden und vor dem Hause zeitweilig laut wurden, des oft wüsten Stampfens und Tanzens auf dem Tanzboden, des fast gar nicht abbrechenden Singens. Wer aber das Volk in seiner Freude kennen lernen will, der darf sich durch all' das nicht abschrecken lassen.

Die Kirmes ist der höchste Festtag des Bauern in weltlicher Beziehung. Und das für Jung und Alt. Im Vogelsberge erzählt man sich, daß einmal bei einer Schulprüfung der Dekan die kleinen Schüler nach den höchsten Festtagen gefragt habe. Ein kleiner Wicht habe den Finger gehoben und gesagt: „Zuerst Kirmes und dann Schlachten und Neujahr". Von seinem Standpunkte aus antwortete der Kleine nicht unrecht. Zum Schlachtfeste werden die Kinder aus Freundschaft und Nachbarschaft mit Wurstsuppe, grünem Fleische und Kuchen bewirtet und erhalten kleine Würstchen geschenkt, die man in Beuern „Leierwürstchen" nennt. Zu Neujahr erscheint der „Petter" oder die „Gu't" mit ihren Gaben. Bei der Kirmes aber giebt's nicht nur gut zu essen und zu trinken, sondern auch zu hören und zu sehen. Da ist die Musik, der Kirmesumzug, die Menge der Besucher aus

fremden Dörfern und aus der Stadt. Da giebt es einen freien Schultag, und einen Tanz auf dem „Schwingboden“ dürfen die Kleinen auch einmal für sich tanzen. Die Alten aber haben ein paar Ruhetage von der schweren Feldarbeit, sehen die auswärts dienenden oder „schaffenden“ Kinder, wie die in nahen Dörfern wohnende „Freundschaft“ wieder und lassen es sich bei gutem Essen und Trinken wohl sein. Für die erwachsene Jugend aber bedeutet Kirmes den höchsten Freudentag. Sie kann sich da von Herzen austanzen. Bursch und Mädchen, die „miteinander gehen“, haben für ihre Liebe herrliche, freie Zeit. Gar mancher Bursch lernt auf der Kirmes auch das Mädchen kennen, das er sich zur künftigen Ehefrau ausersieht, sei es nun, daß freundliche Verwandten und Freunde die Bekanntschaft auf der Kirmes klug eingefädelt haben, sei es auch, daß er selbst auf eigne Faust handelt.

In ihrem letzten Ursprunge ist die Kirmes ein Fest der Freude über Acker- und Weideertrag. Im Laufe der Zeit hat sich dieses ursprünglich heidnische Naturfest mit einem christlichen verbunden[1]). Mit welchem, zeigt der Name, der auch in Hessen für Kirmes oft gebraucht wird: „Kirchweih“. Es ist die jährliche Gedächtnisfeier der Einweihung der Ortskirche[2]). Die Beziehung auf die Ernte scheint unserm hessischen Volke selbst fast vollständig aus dem Bewußtsein geschwunden zu sein. Ich habe in keiner Kirmesbeschreibung aus unserm Lande einen einzigen an sie erinnernden Zug gefunden. Nur aus Daubringen wird mir durch Herrn Lehrer A. Wehrheim II. in Gießen ein Kirmesbrauch mitgeteilt, der dem Gesagten widerspricht. Gegen Abend des zweiten Kirmestages bewegt sich ein Wagen, der sämtliche Kirmesmädchen und Kirmesburschen eines Tanzbodens birgt, durch die Straßen des Dorfs. Mädchen wie Burschen sind in „Hemdärmeln“, die Mädchen tragen ein Sammtmieder. In letzterem, wie im Haar der Mädchen, das in langen Strähnen herunterhängt, sind Blumen, besonders Rosen befestigt. Ebenso sind die Burschen, ihre Sensen, die Ernterechen der Mädchen und das Gefährt selbst mit Rosen und Blumen geschmückt. Ein oder das andere Mädchen trägt auch einen Ährenstrauß. Der ganze Aufzug, „Erntewagen“ genannt, stammt aus Lollar und ist in Daubringen nur nachgemacht worden. Leider war es mir noch nicht möglich, festzustellen, ob wir es in Lollar mit alter Sitte zu thun haben. Sonst weiß man in unserm hessischen Volke

---

[1]) s. H. E. Meyer, deutsche Volkskunde, S. 246 ff.

[2]) s. Dr. Heino Pfannenschmid, germanische Erntefeste, S. 245 ff., wo ausführlicher darüber gehandelt wird.

nichts von dieser Verbindung zwischen Ernte und Kirchweih, und nur der Wissende wird vielleicht daran durch den Umstand erinnert, daß die Kirmes in der Regel in den Spätsommer und Herbst hineinfällt. Das Erntedankfest, das allerdings nur eine kirchliche Feier kennt, und das in unsern Dörfern fast überall volle Kirchen und die größten Kirchenkollekten sieht, hat diese Beziehung entweder der Kirmes abgenommen oder die schon entschwundene ferngehalten. Es ist nicht viel besser mit der Verbindung der Kirmes mit dem Jahrestag der Einweihung der Ortskirche. Gar manche hessische evangelische Geistlichen haben sich große Mühe gegeben, dieser Verbindung, von der sie einen Segen für die Feier selbst erhofften, wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Meist ganz vergebens. Altenschlirf im Vogelsberge macht aber eine Ausnahme. Nach einer Mitteilung des Herrn Pfarrer Kullmann von dort wird die dortige Sommerkirmes bewußt zur Erinnerung an die Einweihung der vor mehr als 1000 Jahren, der Volksüberlieferung nach mit den Kirchen von Engelrod und Schlitz von Bonifatius gegründeten Kirche abgehalten. Beachtenswert ist, daß neben dieser Sommerkirmes am Andreastag noch eine zweite gehalten wird, die jetzt sogenannte Wurstkirmes, von der noch später zu sprechen ist. Immerhin hat unser Landvolk im Vogelsberge noch das Bewußtsein, daß kirchliche und weltliche Feste nicht disharmonieren. Ich glaube, daß im hohen Vogelsberge kaum eine Kirche eingeweiht wurde, ohne daß nicht auch am Abend getanzt wurde. Als in Engelrod einmal Gustav-Adolffest gefeiert wurde, kamen am Abend die Burschen zum Schreiber dieses, der z. Zt. dort als Pfarrer stand, mit dem Verlangen, ich solle ihnen Tanzerlaubnis geben.

Im ganzen und großen denkt unser Bauer bei dem Worte Kirmes an wenig mehr, als an eine Tanzlustbarkeit. Sie ist ihm die Hauptsache. Wenn in der Pfarrei Engelrod Sedanfest gefeiert werden sollte, wobei sich an die Spiele der Schüler am Abend ein Tanz für die jungen Leute anschloß, hieß es allgemein: „Sedan ist Kirmes“.

Ich habe bisher neben dem Worte „Kirchweih“ den Ausdruck „Kirmes“ gebraucht. Dieser letztere wird so erklärt: Beim katholischen Gottesdienste ist die Messe der wichtigste Teil. Deshalb nannte man die Kirchweihe auch Kirchmesse, woraus unser Wort: „Kirmes“ entstanden ist. Wir haben im Vogelsberge, wie in der Wetterau noch ein drittes Wort: „Kerb“. Auch in Starkenburg wird es, teils in dieser Form, teils in der Form „Kirb“ gebraucht. Die Sprachgrenze zwischen beiden Formen läßt sich in Starkenburg, wie Herr Professor Dr. Horn in Gießen festgestellt hat, genau ermitteln. Das Wort „Kerb“

ist ein fränkisches Wort und wird u. A. auch sowohl auf dem rechten badischen, als auch auf dem linken elsässischen Rheinufer in der Form „Kirbe, Kerbe, Kärwe“ gebraucht[1]). Der Zusammenhang mit Kirchweih (Kirwi, Kirwe) ist nicht zu verkennen.

Die Kirmes ist ein Fest des ganzen Dorfes. Niemand schließt sich davon aus. Allerdings ist es nicht überall so in Oberhessen. Wir haben in einzelnen Dörfern der Wetterau und der Umgegend von Gießen — ich nenne Holzheim, Dorf-Gill, Gambach, Watzenborn, auch Beuern selbst — Familien, die aus religiösen Gründen sich von der Kirmes ausschließen. Es sind die pietistisch gesinnten und die vom Methodismus der Chrischonabrüder in Lich, Niederweisel u. a. O. beeinflußten evangelischen Familien, aber auch die Baptisten, Methodisten, Darbysten, die sich hier und da vereinzelt finden, machen das „Fest des Teufels“ nicht mit.

Meyer sagt in seinem vorhin zitierten Buche[2]), der echte Bauer gäbe eher das Weihnachts- und das Osterfest, als die Kirchweih auf. Das mag für Baden stimmen, stimmt aber nicht für den Vogelsberg. Noch lange nicht überall ist da die Kirmes ein jährlich wiederkehrendes Fest. In dem Pfarrdorfe Engelrod ist während der 8 Jahre, die ich dort als Pfarrer stand, nur 2 mal Kirmes gefeiert worden, in dem Filialorte Eichelhain gar seit 1870 nur ein einziges Mal, in einem andern Filialorte, Hörgenau, wurde sie alle 2 oder 3 Jahre gefeiert. Daß die Kirmes nicht durchaus im Vogelsberge ein jährlich wiederkehrendes Fest ist, wird z. B. auch aus Hirzenhain und Stumpertenrod berichtet. Auch in der Gegend von Homberg ist sie es nicht. Selbst Allertshausen und Klimbach bei Gießen feiern ihre Kirmes nur alle 7 Jahre. In Kehrein's „Nassauische Volkssitten“ berichtet Lehrer Kuh aus Ebersbach, daß sie in einigen Gegenden Nassaus höchstens alle 7, wohl gar alle 13 Jahre gehalten würde. Vielleicht hängen diese selteneren Kirmesfeiern mit der Kleinheit und gegenwärtigen oder früheren Armut der betreffenden Orte und Gegenden zusammen. — Wenn ich nach diesen einleitenden Bemerkungen nunmehr an die eigentliche Schilderung einer Kirmes herantrete, möchte ich vorausschicken, daß ich mit ihr keine dem Vogelsberge allein eigentümliche Festfeier beschreibe. Die charakteristischen Grundzüge der Vogelsberger Kirmes sind dieselben wie z. B. in Beuern, Großen-Buseck und noch an vielen andern Orten Oberhessens, um nicht mehr zu sagen. Nur treten diese Grundzüge

---

[1]) H. E. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrh. S. 227.
[2]) a. a. O.

im weltfremden Vogelsberge schärfer, ausgeprägter hervor. Das Alte, Ursprüngliche zeigt sich mehr. Es ist also ein gewisser Typus der Kirmes, den ich zu schildern unternehme.

Ich nenne folgende Grundzüge:

1) Einleitung der Kirmes mit Mädchenzuteilung, Kerbmännerwahl und Antrinken der Kirmes,
2) Umzug und Tanz des ersten Kirmestages,
3) Ständchen und Tanz des zweiten Kirmestages,
4) Schlußtanz und Begräbnis der Kirmes.

Ich brauche kaum hervorzuheben, daß diese Grundzüge sich nicht mehr überall im Vogelsberge scharf finden. Hier und da hat sich einer verschoben, verwischt, und andere Bräuche sind eingeschoben.

1.

In meiner früheren Pfarrei Engelrod ging die Kirmes ausschließlich von den Burschen aus, hier in Beuern auch von dem Wirte. Im Vogelsberge war sie also noch eine reine Burschenangelegenheit. Die Burschen, bezw. deren gewählte Vertreter, suchen um Genehmigung beim Gemeinderat nach, bezahlen die Musik, akkordieren mit dem Wirte, nehmen das Tanzgeld ein und halten die Ordnung aufrecht. In Beuern bezahlt der Wirt die Musik und nimmt das Tanzgeld ein, wobei ihm 4 von den Burschen gewählte Kirmesburschen zur Leitung der Tanzlustbarkeit und Aufrechthaltung der Ordnung zur Seite stehen, die dafür von ihm beköstigt werden. Früher, vor 40, 50 Jahren, war es aber hier genau so, wie oben im Vogelsberge. Ähnlich wie in Beuern ist es in den umliegenden Ortschaften. In Großen-Linden sammelt der Präsident von den Burschen bei den Mitgliedern der Spinnstuben das Geld ein und zwar bezahlt der älteste Jahrgang 1 Mk., der nächste 80 Pfg., der dritte 70 Pfg., der vierte 50 Pfg. und der jüngste 40 Pfg. (für Musik 2c.)[1]). Wenn wir uns in den an Oberhessen angrenzenden Ländern umsehen, so erscheint z. B. die Kirmes auch im Nassauischen als reine Angelegenheit der Burschen. In Eberbach übertragen (oder übertrugen?) die Burschen sogar nicht, wie in Engelrod, den Wirtschaftsbetrieb immer einem Wirte, sondern nehmen ihn oft selbst in die Hand. Sie mieten zu diesem Zwecke ein Privathaus oder erwerben beim Gemeindevorstande die Erlaubnis, eine Gemeindestube benutzen zu dürfen[2]). Ähnlich war's früher in der Schwalm. Die aus der Mitte der Dorfjugend gewählten 9 „Platzburschen“ holten auf

---

[1]) Laut gütiger Mitteilung des Herrn cand. phil. Hepding von da.
[2]) Kehrein, nassauische Volkssitten, Bd. 3 f. den betr. Abschnitt.

einem mit 4 Pferden bespannten Wagen aus der Stadt sich selber das Kirmesbier. Ein Vorreiter mit langem, weißen Kittel, roter Weste und Stulpenstiefeln ritt voran. In der Stadt wurden die Pferde ausgeschirrt. Der Bierbrauer lud zu einem Fäßchen ein, setzte ein zweites und wohl auch noch ein drittes. Den Hauptspaß kann man sich denken. Auch sonst zeigt sich in der Schwalm, daß die Kirmes reine Sache der „Platzburschen" ist[1]).

Den Anfang der Kirmes in Engelrod bildet also der Entschluß der Burschen, sie zu feiern, und, da sämtliche Burschen dort, wie in wohl fast allen Dörfern des Vogelsberges, in verschiedene Spinnstuben gegliedert sind, so kann man richtiger sagen: der einmütige Beschluß der gesamten Burschenspinnstuben. Ist der zu Stand gekommen, so reichen sie beim Gemeinderat ein dahinzielendes Gesuch um Genehmigung ein. Man darf nicht glauben, daß dieser sogleich immer einwilligt. Ich selbst habe es erlebt, daß die Erlaubnis verweigert wurde. Die Feier einer Kirmes kostet dem ganzen Dorfe viel Geld. Sie legt allen Familien große Verpflichtungen auf. Die Freundschaft und Bekanntschaft von auswärts muß eingeladen und festlich bewirtet werden. Die Burschen brauchen selbst Geld, die Mädchen vielleicht ein neues Kleid, Bänder und was sonst zum Staat gehört.

Der Gemeinderat, nehmen wir an, ist diesmal der Jugend geneigt und sagt nicht: nein. Nunmehr gehen die Burschenspinnstuben der „Älteren" und „Mittelsten" an die Wahl der „Kerbmänner". Jede wählt 2, einen älteren und einen jüngeren. Die Spinnstube der „Kleinen" hat dabei noch nichts zu sagen. Die 4 Kerbmänner haben für die Beköstigung der Musikanten zu sorgen, mit dem Wirte, bei dem die Kirmes abgehalten werden soll, um den Preis des Weines, des Bieres 2c. zu akkordieren, auch von den, die Kirmes besuchenden ortsfremden Burschen das Tanzgeld zu erheben und die Ordnung auf dem Tanzboden aufrecht zu erhalten. Es ist eine Ehre, zu den „Kerbmännern" zu gehören. Sie gehen auch im Kirmeszuge zuerst.

Ist das geschehen, so kommen die Burschen aus allen Spinnstuben eines Tages im Backhause zusammen. Und nun geht etwas sie besonders Aufregendes vor sich. Die Mädchen werden nämlich „herausgespielt". Der Name jedes Burschen wird auf einen besonderen Zettel geschrieben, ebenso der Name jedes Mädchens. Die Gefallenen sind eo ipso ausgeschlossen. Die Zettel der Burschen werden in ein besonderes Gefäß gelegt, ebenso die Zettel der Mädchen. 2 Burschen müssen dann aufs

[1]) Schröbter, die Schwalm, s. die Beschreibung der Kirmes.

Geradewohl hineingreifen, der eine in dies, der andre in jenes, und der herausgegriffene Name des Burschen wird dann mit dem herausgegriffenen des Mädchens neben einander auf eine Liste geschrieben. Die Zwei: „Kirmesbursch un' sei' Tanzmahd" geheißen, müssen im Kirmeszuge nebeneinander hergehen und die ersten 3 Reigen mit einander tanzen, gehören überhaupt für den Verlauf der Kirmes zusammen. Außerdem muß der Bursch seiner „Tanzmahd" bei der Kirmes noch eine Flasche Wein bezahlen (der Wirt bringt von selbst den nötigen Zucker). Das Mädchen schenkt ihm dafür einen Kirmeßstrauß und ein Taschentuch, in das sie vorher mit Seide seinen Namen gestickt hat. Kirmeßstrauß und Taschentuch werden von dem Burschen im Umzuge am ersten Kirmestage getragen, der Strauß am Hute, das Taschentuch über der Schulter so, daß das eine Ende ins obere Knopfloch geknüpft und das andere Ende auf dem Rücken von einer Stecknadel festgehalten ist. Das Mädchen hat selbst vor dem Umzuge Strauß und Taschentuch in der geschilderten Weise festzustecken. Nachdem ein Paar herausgelost ist, kommt das zweite an die Reihe u. s. w. Sind der Mädchen zu wenig, so nimmt man aus der Spinnstube der „Kleinen", die im allgemeinen noch nichts dabei zu thun haben, die fehlenden.

Die Sitte, daß die Mädchen ihren Burschen zum Schmucke für den Hut einen Strauß schenken, haben wir auch in Starkenburg, in der Schwalm, im Nassauischen, weiterhin im Ansbachischen und im Böhmerwalde. Aber den Brauch, daß die Mädchen ihre Burschen in der gezeichneten Weise mit einem Taschentuch zieren, habe ich sonst nirgendwo gefunden. Das „Sacktuch" wird uns übrigens noch 2 mal im Nachfolgenden begegnen. Es wird in den Kirmessebaum geknüpft und zuweilen mit „begraben".

Die „Mädchenausspielung", wie ich sie oben geschildert habe, ist, wie man mir sagte, die alte Art der Mädchenzuteilung. Als in Engelrod zum 2. male Kirmes gefeiert wurde, gingen die Burschen von dieser alten Sitte ab und „verstrichen", wie es auf der „Zwirnseite"[1]) Brauch ist, diesmal die Mädchen, d. h. die Namen der einzelnen Mädchen wurden ausgerufen, und jeder Bursch, der es als Tanzmahd haben wollte, bot Geld. Es wurde immer mit 10 Pfennig aufgeboten. Der Menschenhandel zeigte aber keine hohen Preise. Die kostbarste Tanzmahd kam auf 2 Mark. Ich bekenne mit Schmerz, daß eine damals bei mir

[1]) So nennt der Engelröder die Gegend um Helpershain, Köddingen, Stumpertenrod u. s. w. Die dortigen Bewohner tragen gekaufte Kleidungsstücke, während er selbst noch die „Beiderwand" und das „schäfftig Zeug" in Ehren hält.

dienende Magd es nur auf 20 Pfennig brachte. Die Preise wurden natürlich gleich bekannt. Und das Mädchen, das hoch im Preise gestanden, bildete sich nicht wenig darauf ein.

Noch eine dritte Art der Mädchenzuteilung für den Tanz ist mir aus einem Dorfe Oberhessens, dessen Namen leider mir entfallen ist, berichtet worden. Burschen und Mädchen stellen sich auf die Tenne in einer Scheuer auf, die Burschen auf dieser Langseite, die Mädchen auf jener. Auf ein gegebenes Zeichen stürzen sich die Burschen auf die Mädchen, und wer zuerst die Hand eines Mädchens gefaßt hat, hat sie als Tanzmahd gewonnen. Daß der Brauch zu häßlichen Auftritten führt, ist von selbst einleuchtend.

Der Brauch der Mädchenzuteilung für den Tanz, der hier mit der Kirmes verbunden scheint, ist jedenfalls alt. Schon Wittenweilers Ring, eine Anstandslehre des 15. Jahrhunderts, spricht davon. Ihr zufolge wurde in einem Reigen im Mai ein Mädchen nach dem andern einem Burschen nach dem andern als Verlobte zugesprochen. So H. E. Meyer in seiner deutschen Volkskunde. Er erwähnt weiter, „daß noch in diesem Jahrhundert, vielleicht noch jetzt hier und da die Mädchen dem Meistbietenden zum Mailehen versteigert würden. Der Bursche hat das Recht, mit dem ersteigerten Mädchen während des Sommers bis zur großen Bohnenblüte zu tanzen. Er steckt seiner Maifrau einen schönen Maien auf das Dach, während sie seinen Hut für den Tanz mit Bändern und Blumen schmückt". Für die Schwalm hat Dr. Wilh. Lange in: „Land und Leute auf der Schwalm" den gleichen Brauch festgestellt. Ich gebe seine Schilderung hier wörtlich wieder:

„In der Nacht zum 1. Mai — der Walpurgisnacht — sammeln sich die Burschen und Mädchen unter der Dorflinde und von dieser herab ruft einer der ersteren:

„Hier steh' ich auf der Höh'
„Und rufe aus das Lehn, das Lehn, das erste Lehn,
„Daß es die Herren wohl versteh'n.
„Wem soll das sein?",

worauf die Namen eines Paares ertönen, dessen Herzen sich gefunden haben. Diesen wird zugerufen:

„Das erste Jahr zur Lieb,
„Das zweite Jahr zur Eh',
„Das dritte Jahr — zur Hausthür 'nein".

Es folgt dann die Absingung eines Liedes, von dem eine Strophe hier mitgeteilt wird:

„Wenn ein Mädchen klein ist, aber doch recht fein ist,
„Alle Mädchen klein, aber doch recht fein, —
„Alle Mädchen hoch!
„Wenn ein Mädchen dick ist, aber doch geschickt ist,
„Alle Mädchen dick, aber doch geschickt, —
„Alle Mädchen hoch!“

Hiermit ist das erste Paar abgethan. Der Bursch erhält von der Hand seines Mädchens den sogenannten Liehstrauß, den dieses selbst auf den Hut oder die Mütze des Anbeters festnacht (— vergleiche das oben über den Brauch in Engelrod Gesagte —), eine symbolische Handlung, die für beide die Verpflichtung ausdrückt, im Laufe des folgenden Jahres nur mit einander zu tanzen. Die übrigen Paare werden einer gleichen Behandlung unterzogen.“

Daß die Mädchenversteigerung zur Kirmes aus dem Mailehen (woran bei dem Brauche in der Schwalm das Wort: Liehstrauß erinnert) hervorgegangen ist, ist noch deutlich erkennbar in der in Nieder-Gemünden üblichen, mir durch Herrn cand. theol. E. Becker in Friedberg mitgeteilten Form der Mädchenversteigerung. Derselbe schreibt: „Am Abend vor dem 1. Mai gehen einige Bursche im Dorfe umher und geben durch mächtiges Knallen mit Peitschen das Zeichen zur Versteigerung. Darauf kommen dann die jungen Burschen in dem Wirtshause, in dem sie immer verkehren, zusammen, und es werden vorerst ein Bürgermeister und ein Polizeidiener gewählt, welche die Versteigerung zu leiten haben. Die Versteigerung erfolgt nach einer Liste, auf der alle Nichtverheirateten verzeichnet stehen, und der Zuschlag geschieht auf Meistgebot. Bei der Namennennung erhält meist jedes einzelne Mädchen noch ein schmückendes Beiwort, welches jedoch bisweilen nichts weniger als schmückend ist und am besten hier wegbleibt. In der Regel ist es so, daß der Bursche sich das Mädchen ersteigert, das er besonders gern hat. Dabei gilt es als eine besondere Ehre, wenn ein recht hoher Preis erzielt wird. Als Höchstpreis dürften wohl 4 bis 6 Mark für ein Mädchen gelten, andere kosten auch nur 3, 4 oder 5 Pfennig. Früher war es noch so, daß in Mark, resp. Gulden geboten, dagegen nur in Pfennigen, resp. Kreuzern bezahlt wurde, daß also einer, der ein Gebot von 50 Mark hatte, nur 50 Pfennig zahlte. Der Steigerungspreis wird gleich bei der Versteigerung in Baar einkassiert und dann gemeinschaftlich vertrunken. Geschieht auf einzelne Namen kein Gebot, so werden diese Namen am Schlusse zusammen unter den Tisch geworfen und als Zeichen besonderer Geringschätzung mit Füßen getreten. Doch ist hier von einem besonderen Rechte, das versteigert würde, nicht mehr die Rede.“ Von

demselben Herrn wie von anderer Seite höre ich, daß in früherer Zeit aber in Nieder-Gemünden, wie in dem nicht weit gelegenen Hainbach die Liste der ersteigerten Mädchen öffentlich ausgehängt wurde (vergl. das Nachfolgende). Interessant ist auch ein Vers, der bei dieser Mädchenversteigerung häufig gebraucht wird:

„E' Lieh es e' Lieh'
En' wer'n nit will, der laß'n gieh".

Die Gleichheit des Wortes „Lieh" mit dem ersten Teil des in der Schwalm gebrauchten Ausdruckes „Liehstrauß" springt in die Augen. Ohne Zweifel ist das Wort „Lehen" oder „Mailehen" das gleiche.

Der Brauch der öffentlichen Versteigerung oder Zuteilung der Mädchen ist übrigens am ganzen Mittelrhein von Jülich bis in die Rheinpfalz, die Wetterau nachweisbar. Wir haben sie noch selbst in der nächsten Umgebung Gießens. In Großen-Buseck ziehen die Burschen eines Abends auf den Hohberg mit einem Fäßchen Bier und vielen Wecken. Dort werden nun die Mädchen versteigert. Komisch ist, daß, nachdem die Burschen sich jeder ein Mädchen ersteigert haben, der Rest der Mädchen in cumulo verstrichen und für ein paar Pfennige dem Meistbietenden zugeschlagen wird. Ganz ähnlich ist es in Beuern. Doch stehen hier wie in Nieder-Gemünden die Bräuche sozusagen in der Luft. Es handelt sich nicht mehr um die Zuschlagung eines Rechtes, das die Mädchen, wie in Engelrod, an das Resultat der Versteigerung bindet. Es ist mehr ein Spaß, als etwas anderes. Die Alten hier in Beuern wissen aber noch ganz gut, daß es früher auch hier um die 3 ersten Tänze bei dem Tanze galt, und in der Regel tanzt heute noch der Bursch wenigstens den ersten mit dem ersteigerten Mädchen.

Ich fahre in der Schilderung der Kirmes in Engelrod fort. Die Liste, auf der die Kirmesburschen und ihre Tanzmähd stehen, wird nun an die Thür des Backhauses angeschlagen, Jedermann zur Kenntnisnahme. Unten an der Liste steht der Vers:

„12 Ellen seid'nes Band
„Müßt ihr kaufen insgesamt,
„Das soll für den Kerbmann sein,
„Der Euch holt vom besten Wein."

Der Vers richtet sich an die Adresse der Mädchen und bedeutet, daß sie zusammen für die 4 Kerbmänner 6 Ellen rot- und 6 Ellen grünseidenes Band kaufen sollen. Aus demselben werden die sogenannten „Kerbschnüren" hergestellt. Die Kerbmänner paradieren mit diesen, die nach Art der Studentenbänder um die Brust geschlungen sind, im Festzuge und auf dem Schwingboden.

Natürlich ist jedes Mädchen aufs äußerste gespannt, zu erfahren, wer sein Kirmesbursch sei. Trotzdem schämen sie sich, an die Backhausthür zu gehen und nachzusehen. Doch verbreitet sich auch ohne dies das Ergebnis bald im Orte. Wer im Backhause backt, erzählt davon zu Hause. Die Burschen selbst sind nicht zum Stillschweigen verpflichtet. Ist ein Mädchen mit dem ihm zugefallenen Kirmesburschen nicht einverstanden, so streicht es seinen Namen auf der Liste aus. Doch thut es das nicht ungestraft. Kein Bursch tanzt auf der Kirmes mit ihm. Die Klugheit der Evastöchter bringt es übrigens zu Wege, auch ohne dieses Ausstreichen geheimen Wünschen Rechnung zu tragen. Tauschen ist erlaubt, und so wird für das Nötige gesorgt.

Es versteht sich von selbst, daß solche Verhältnisse nur da möglich sind, wo der Unterschied im Besitze noch nicht zwischen Reiche und Arme eine tiefe Kluft geöffnet hat.

Bald darnach wird die Kirmes von den Burschen auch angetrunken. Es geschieht in der Wirtschaft, mit deren Wirt die Kerbmänner zur Abhaltung der Kirmes akkordiert haben. Eines Abends wird ein Faß Bier aufgelegt und tüchtig getrunken. Man sagt, daß dieses Antrinken den Burschen manchmal mehr kostet, als die Kirmes selbst. In früheren Zeiten geschah dieses Antrinken unmittelbar, nachdem die Kirmes „geholt" worden war. In einem Acker beim Dorfe war bei der vorhergehenden Kirmes an einer bestimmten Stelle tief im Boden ein Krug mit Branntwein eingesenkt worden; dieser Krug wurde zuerst ausgegraben, der Inhalt geleert und dann begann das obengeschilderte Antrinken. In Beuern fällt Mädchenversteigerung und Antrinken zusammen.

2 bis 3 Tage vor dem Feste herrscht im Dorfe die größte Geschäftigkeit. Ungezählte Kuchen werden gebacken. Darin kann ja die Bauersfrau etwas Gewaltiges leisten, und 30, 40 Kuchen sind keine Seltenheit. Im Backhause erlischt das Feuer gar nicht mehr. Jede Familie sorgt für „grün" Fleisch. Manche Stube wird neu tapeziert und die Decke geweißt. Aus allen Richtungen kommen am Tage vor der Kirmes die auswärts dienenden und schaffenden Burschen und Mädchen heim.

Besonders emsig geht's beim Kerbwirt zu. Der Schwungboden wird auf den Mist, wie auch in Großen-Linden, gelegt und darüber eine große „Hütte" aufgeschlagen, deren Dach mit großen „Klengtüchern" überspannt wird. Am Sonnabend vor der Kirmes, die in Oberhessen wohl in der Regel mit einem Sonntage beginnt, wird der „Kirmessebaum" errichtet, eine große Fichte, an deren Spitze man einen Büschel

Zweige, in welchen Taschentücher hineingebunden werden, stehen läßt. Den Kirmessebaum, der in Großen-Linden und noch an anderen Orten mit Fähnchen ausgeschmückt ist, kennt man in noch sehr vielen oberhessischen Gemeinden, wie auch in Starkenburg und überhaupt weithin in Deutschland.

In früheren Jahren wurde die Kirmes in Engelrod, wie auch an sehr vielen Orten Oberhessens — ich möchte nach den bisher eingezogenen Erkundigungen fast sagen, an den allermeisten — unter einer Linde im Freien abgehalten, entweder unter der „dicken Linde", einem uralten Baum, der heute noch alle Jahre fröhlich grünend am „Rebgeshainer Kirchenweg" steht, oder unter Lindenbäumen am „Kälwerberg". Sie soll noch jetzt so unter der Linde in Grebenhain, das einen altertümlichen Tanzplatz hat, abgehalten werden. Ob auch noch in Grüningen und Villingen, wie vor 20 Jahren? Den Tanzplatz in Grebenhain habe ich selbst aufgesucht. Unter einer alten Linde im Orte ist eine aus Steinen errichtete Erhöhung um den Stamm angebracht. Der Tanzplatz ist ringsum mit einer niedrigen Steinmauer eingefaßt. An einer Seite ist Raum für die Hütten, in denen gegessen und getrunken wird und die Zuschauer sitzen. Beiläufig bemerkt, sollen auf der Grebenhainer Kirmes alte Tanzlieder gesungen werden, um deren Text und Melodie ich mich bis jetzt vergebens bemüht habe. Pfannenschmied macht in dem schon angezogenen Buche: Germanische Erntefeste S. 271, die Mitteilung, daß in den thüringischen Dörfern der Tanz auf dem „Anger" oder dem „Mahl" stattfindet, „einem erhöhten runden Platze, der sich gewöhnlich in der Mitte des Ortes befindet, mit großen Linden besetzt und mit aufrecht gestellten hohen Steinen eingefaßt ist, daß Niemand darüber fahre und reite". Die Ähnlichkeit springt ohne Weiteres in die Augen. Nur „der große runde Stein, der einem Tische ähnlich ist", fehlt. An dessen Stelle haben wir aber die steinartige Erhöhung um den Stamm. Pfannenschmied sieht in dem thüringischen „Anger" oder „Mahl" eine echt heidnische Opfer- und Malstätte. Dazu, daß die Kirmes in den meisten Dörfern Oberhessens von dem Platze unter der Linde weg vor, oder, wie es um Gießen herum ist, in das Wirtshaus gezogen ist, mag nicht am wenigsten der Umstand beigetragen haben, daß die Wirte in den letzten Jahrzehnten sich Säle bauten. Das frühere Dorfwirtshaus hatte in der Regel nichts mehr, als eine Gaststube, die heute noch fast überall zugleich Aufenthaltsort der Familie ist.

2.

Endlich bricht der langerwartete 1. Kirmestag an. Der Pfarrer nimmt wohl in der Predigt des Vormittags auf die Feier Bezug und mahnt zum Maßhalten, zur Zucht und Ordnung. Leider ist gerade da die Kirche nicht sehr gefüllt. Einen offiziellen Kirchgang der Kirmesburschen und -mädchen, wie er z. B. in Groß-Eichen vor 20 Jahren Sitte war und heute noch in der Schwalm Sitte ist, gibt's leider kaum mehr. In der Predigt am Nachmittage, bezw. in der Katechismuslehre findet der Geistliche auch nicht viel aufmerksame Zuhörer.

Mit dem Schlusse des Gottesdienstes ist der Kirmes das Feld frei gegeben. Zu einem Feste gehört aber in erster Linie ein Umzug. Unsre Vorfahren haben schon mit ihren Festen zu Ehren der Götter solche Umzüge verbunden. Der Ausdruck „ein Fest begehen", besagt ja auch im Grunde nichts anderes als „einen festlichen Umzug halten". So wird auch die Kirmes durch einen Festzug eingeleitet. Voran schreitet die Musikkapelle, dahinter die 4 „Kerbmänner" mit ihren Mädchen, denen sich die übrigen Paare anschließen. In alter Zeit, vor etwa 50 Jahren, gingen Burschen und Mädchen — der früheren Tracht entsprechend — in Hemdärmeln. Jetzt sind sie ganz modisch gekleidet. Der Kirmesschmuck der Kerbmänner und Burschen ist schon beschrieben worden. Die Mädchen erscheinen in weißen Kleidern mit roter oder blauer Schärpe. Vor 50, 60 Jahren schritt dem Zuge ein Bursch voran, der das sogenannte „Kerbholz" trug, auf dem aufgekreidet wurde, was die Musikanten verzehrten. Die naheliegende Vermutung, unsere Redensart: „Er hat etwas auf dem Kerbholz" auf diese Sitte zu beziehen, erweist sich als hinfällig, wenn man liest, was Andree in der Braunschweigischen Volkskunde mit Bezug auf die im Braunschweiger Museum aufbewahrten Kerbhölzer, d. h. Hölzer mit Kerben bemerkt. Man geht zu 2 und 2. Jeder Bursch hat sein Mädchen an der Hand. Ganz ernst und feierlich schreiten sie dahin. Der Zug geht durch alle Straßen des Orts. Vor dem Hause des Bürgermeisters, früher auch vor dem des Pfarrers, wird Halt gemacht, und die Musik bläst ein lustiges Stück. Zuletzt geht's zum „Kerbwirt".

In Beuern haben wir diesen Umzug in einfacherer Form. Der Zug geht vom Kirmeswirtshause aus. Voran gehen die 4 von den Burschen erwählten „Kirmesburschen" in Hemdärmeln und einen Strauß am Hute und bunte, von dem Wirte entliehene Schürzen vor. Nach ihnen kommt die Musik und dann die Burschenschaft mit der Fahne. Dem Zuge folgt ganz Jung-Beuern. Auch hier wird dem Bürgermeister, früher auch dem Pfarrer, ein Ständchen gebracht.

Etwas anders erscheint der Umzug in Großen-Linden. Wir geben hier die Schilderung des Herrn cand. phil. Hepding wortgetreu wieder. „Hier gehen die Züge der Burschen von den beiden Wirtschaften aus, in denen die Kirmes gehalten wird. Voran die Musik, die Fahnen der Burschenschaften und die 2 Kirmeseburschen (es sind dies ärmere Burschen, die dafür die ganze Kirmes durch frei Essen und Trinken haben). Sie tragen gestärktes Hemd und Kragen, weiße Hosen mit roten Streifen, Straminschuhe, gestickte Hosenträger, über der Brust gekreuzte Bänder, einen Strohhut mit künstlichen Blumen und in der rechten Hand die „Platsche", mit der sie zur Musik in die linke Hand den Takt klopfen. Solche Platschen sind im Besitze vieler Familien und werden gern an die Kirmeseburschen verliehen. Sie stammen zum teil noch aus dem 17. Jahrhundert, wie die oft darauf gemalten Namen mit Jahreszahl beweisen, und sind reich mit Blumen geschmückt. (Die Platsche ist identisch mit der am Niederrhein in Köln, Düsseldorf rc. bei Fastnacht gebrauchten Pritsche, mit welcher alle Verkleideten ausgerüstet sind, um Vorübergehende, Bekannte und Unbekannte, neckischer Weise zu schlagen. Anm. d. Verf.) Vorn sind einige bunte Bändchen befestigt. Am Griffe befindet sich ein Riemen, der um das Handgelenk geschlungen wird. Hinter den Kirmeseburschen gehen die übrigen Burschen, nach dem Alter geordnet. Einer (mit Kellnerschürze) läßt die aus dem Fenster Blickenden aus einer großen Schnapsflasche trinken. Der Zug geht durch die Straßen der Stadt zum Bürgermeister und zu den beiden Pfarrern. Bei letzteren wird erst ein geistliches, dann ein lustiges Lied gespielt. Das Trinkgeld bekommt die Musik. Dann geht der Zug wieder durch dieselben Straßen, um die Mädchen abzuholen. Es folgt im Zuge dann immer auf eine Reihe Burschen eine Reihe Mädchen (nach dem Alter). Die Mädchen erscheinen ohne Mutzen mit umgeschlagenen gestärkten Hemdärmeln".

In Atzenhain ziehen dem Zuge drei Kirmesburschen voran, jeder an einem Taschentuche einen mit Branntwein gefüllten Krug tragend, aus dem sie die Begegnenden trinken lassen. Ähnlich in der Rabenau.

Wenn der Zug in Engelrod am Wirtshause angekommen ist, tanzen die Burschen mit ihren „Tanzmähd", die ersten 3 „Reigen" [1]). Sonst Niemand darf sich an diesen 3 ersten Reigen beteiligen. Ein noch selten im deutschen Volke sich findender Brauch! Im elsässischen Horburg tanzen ebenfalls die Kilbeknaben mit ihren Kilbejungfrauen die 3 ersten Tänze allein, wie früher auch im Breisgau, ebenso die sieben-

[1]) So heißen im Vogelsberge die Tänze.

bürgische Bruderschaft selbst in der drückendsten Hitze in ihren Kirchenpelzen, die sie erst darnach ablegen [1]). H. E. Meyer glaubt, daß die Dreizahl der Vor- und Ehrentänze bei der Kirmes ihr Vorbild in der Dreizahl der Vor- oder Ehrentänze bei der Hochzeit nach der Trauung haben, und daß letztere wohl mit der dreimaligen Umführung der jungen Frau um den Herd zusammenhingen. Nach den 3 Ehrentänzen steht der Tanzboden auch Anderen frei. Es entwickelt sich jetzt jenes kolossale Gedränge, in dem alles Tanzen oft nur ein Drehen auf ein und derselben Stelle ist. Allerdings meinte jenes Engelröder Mädchen: „Das macht naut, wenn ma nur was Warmes im Arm hat“. Das Engagieren geht so vor sich. Wortlos geht der Bursch zu dem Mädchen, mit dem er tanzen will, nimmt sie bei der Hand, führt sie an die geeignete Stelle, und der Tanz beginnt. Der Grüninger Bursche fügte früher wenigstens die Worte bei: „Bist 'e gefrägt?“ In allerneuester Zeit sollen allerdings die Burschen den Mädchen in Engelrod „Diener“ machen, sicher auch eine Errungenschaft der Militärzeit. Ich gestehe meine Neugier, solche einmal zu sehen. Wie das Essen, so ist auch das Tanzen beim Bauersmann ein Geschäft, das mit Andacht verrichtet sein will und bei dem nicht gesprochen werden darf. Ein Gießener Student besuchte einmal die Grüninger Kirmes. Ein Bauernmädchen, das mit ihm getanzt hatte, sagte hinterher zu einer Freundin: „Dos wor emol en einfältiger Kerle, der hot jo in den Tanz geschwaaft“ (geschwatzt).

Auf den Bänken um den Tanzplatz sitzen die Mütter, vor ihnen stehen die Mädchen, in der Mitte ist der Platz der Burschen. In den Zwischenpausen zwischen den Tänzen wird gesungen, nicht blos einigemale, sondern immer, so daß Musik und Gesang gar nicht abbricht, eine Thatsache, die sehr wenig zur Gemütlichkeit und Nachtruhe des anwohnenden Nachbars beiträgt. Merkwürdig ist aber, daß bei der Kirmes in Engelrod nicht nur weltliche Lieder gesungen werden, sondern auch zwischendurch einmal ein geistliches. Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich am ersten Kirmestage in Engelrod gegen Abend mit einem Male: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh“ hörte und später noch ein anderes derart. Zuerst geneigt, darin ein Kompliment für den dem Kerbwirtshause unmittelbar gegenüber wohnenden Pfarrer zu merken, lernte ich erst später einsehen, daß im Vogelsberge Geistliches und Weltliches durchaus noch nicht von einander getrennt ist. Bei Schlachten, auch sonst bei Festen wird zuweilen auch

[1]) H. E. Meyer, deutsche Volkskunde, S. 159. Bad. Volksleben im 19. Jahrh. S. 236.

mitten in die fröhlichen Weisen ein Gesangbuchslied gesungen. Ebenso hört man oft in der Spinnstube, vorzüglich am Sonntagabend: „Jesu, geh' voran!“ „Ach, bleib mit Deiner Gnade“ u. a. In der Neujahrsnacht singt man zu Mitternacht in allen Spinnstuben (— mitten in der Tanzbelustigung —) und in allen Wirtshäusern, wenn es 12 Uhr schlägt: „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen, hilf, das neue Jahr geht an“. In dieser Beziehung ist wohl der Vogelsberg das einzige Land in Deutschland, in dem im Wirtshause Choräle gesungen werden.

Aber ich verliere mich von meinem Thema. In Climbach herrscht, wie man mir sagt, der Brauch, daß die Kirmesburschen auf dem Tanzplatze mit einem Kruge voll Branntwein umhergehen und allen Ortsfremden ein „Würschen“ einschenken, die diese Noblesse mit einem Geldstücke zu lohnen haben. In der Rabenau soll dieser Brauch durchgängig herrschen.

Die Namen einiger im Vogelsberge getanzten „Reigen“ führe ich an: Schleifer, Schottisch, Halbdreher, Greifpolka“. Es sind keine Originaltänze. Der Halbdreher ist unser Galopp, der Schleifer unser Walzer, die Greifpolka ist ein Schottisch, bei dem die Burschen, wenn eine bestimmte Melodie wieder anhebt, ihr Mädchen lassen und das Mädchen des unmittelbar vor ihnen tanzenden Paares „greifen“ und mit diesem weitertanzen. Da der Wechsel häufig ist, so gehört eine gewisse Kunst dazu, richtig in der Reihe zu bleiben. Der Schwälmer, Siebensprung, überhaupt die in der Schwalm heimischen Tänze sind weder im Vogelsberge noch in Beuern und Umgebung bekannt. Auch der sogenannte Kußwalzer, der zwar nicht bei der Kirmes, aber wohl in den Spinnstuben und bei Hochzeiten sowohl in Engelrod als in Beuern getanzt wird, gehört nicht zu den Originaltänzen, sondern zu den Tanzspielen. Er sei aber hier kurz beschrieben. Mädchen und Burschen sitzen oder stehen im Kreis, in den ein einzelner Bursch tritt. Er hat ein Taschentuch und legt es vor einem Mädchen auf die Erde. Dann kniet er auf das Tuch. Das Mädchen muß dasselbe thun, und Beide geben sich einen Kuß. Darnach Walzer der Beiden und das nächste Mal ist das Mädchen an der Reihe.

Noch ein anderes Tanzspiel finde Erwähnung, das früher in Beuern viel gespielt wurde. Die Melodie ist im Anhang 1 wiedergegeben.

Die Burschen stellen sich in eine Reihe, die Mädchen ebenso ihnen gegenüber. Wenn die Musik anfängt, gehen Burschen und Mädchen aufeinander zu, wobei jedes dem andern die Handflächen zukehrt. Wenn die Worte: „Patsch, Patsch, Pitschipatsch, Patsch“ kommen,

schlagen die Hände aufeinander, alles streng nach dem Takte der Musik. Darnach ein Rundtanz in Schottisch, und das Spiel beginnt von Neuem.

Der Beuerner hat neben den Tänzen noch die sogenannten „Lermen“[1]), die allerdings heute noch selten bei der Kirmes „gehippt“ werden. Burschen und Mädchen schließen einen Kreis, indem jeder die Arme um die Schultern seiner Nachbarn legt. Die Musik fängt den betreffenden Lermen an, und alle beginnen im Kreise zu hüpfen und ihn mitzusingen. Jeder Bursch, der hier mitmacht, ist gehalten, der Musik 10 Pfg. zu zahlen. Mancher läßt auch für sich allein einen Lermen spielen, und wirft die Silbermünze wohl in die Geige oder „pappt“ sie dem Musikanten an die Stirn. Der Brauch findet sich im ganzen Busecker Tale. In früheren Zeiten begann das Tanzvergnügen in Beuern damit, daß die Burschen unter sich einen Lermen hüpften.

Ich gebe im Anhang 2—5 einige Lermen mit Melodie wieder.

Gegen Abend giebt's im Tanzen eine Pause. Alle Einheimischen und ihr Besuch gehen nach Hause und essen. In der Schwalm nimmt das Mädchen dazu ihren Burschen mit und bewirtet ihn mit einem lukullischen Mahle. Da giebt's Wurstsuppe, steifgekochten Reis mit Rosinen, Krautsalat mit Bratwurst und gesottenes Obst[2]). Im Vogelsberge nimmt manches Mädchen seinen Burschen erst zum Kaffee mit, der nachts 12 Uhr getrunken wird.

Ich muß hier einen eignen Brauch aus Altenschlirf im Vogelsberge einfügen. Dort werden jährlich, wie schon erwähnt, 2 Kirchweihen gehalten. Die 2. fällt auf den Andreastag und heißt „die Wurstkirmes“. In den beiden Wirtschaften wird hier Musik gehalten und von jedem der beiden Wirte eine riesige Wurst im Gewichte von je 70—80 Pfd. gemacht. Diese Wurst, die in früheren Jahren zuerst im Saale aufgehängt und danach von den Kirmesburschen allein verzehrt wurde, wird heute in Einzelportionen in der Wirtschaft und in den einzelnen Häusern verkauft. Jede Familie läßt sich wenigstens eine Portion kommen. Doch haben wir hier keinen alten Brauch. Im Jahre 1834 haben einige lustige Altenschlirfer Burschen, die den Andreastag, an welchem in diesem Jahre die wieder hergestellte Kirche neu eingeweiht wurde, einmal ganz besonders feiern wollten, die Anregung zur Anfertigung dieser Riesenwurst gegeben[3]). Eine für das Entstehen neuer Bräuche nicht uninteressante Thatsache!

---

[1]) Vgl. Hessische Blätter für Volkskunde. Bd. 1, Heft 1, S. 31 u. 32.

[2]) s. Schrödter a. a. O. und Alfr. Bock, „das Malerdorf Willingshausen“, Feuilleton der Frankf. Zeitung.

[3]) Briefliche Mitteilung des Herrn Pfarrer Kullmann, Altenschlirf.

Je tiefer es in die Nacht hineingeht, desto mehr macht sich im Vogelsberge auf dem Tanzboden eine große Unsitte breit. Es kommt da viel vor, daß sich die Burschen den Mädchen, die sie gern haben, auf den Schooß setzen, sie um den Hals nehmen und küssen. Eine nicht auf Engelrod allein beschränkte Unsitte! Herr Pfarrer Kullmann, Altenschlirf, erwähnt sie auch in seinem Schriftchen über Volkserholungen aus Altenschlirf. In Hainbach herrschte sie früher auch. Auch in den Spinnstuben macht sie sich breit. Der Bauer sagt uns zwar: „In solchem Brauche findet nur der Städter etwas; was geschieht, geschieht ganz öffentlich. Kein Vater und keine Mutter werden deshalb die Tochter auch nur schief ansehen.“ Er verweist uns in diesen Worten auf den allerdings sehr großen Unterschied in der Empfindungsweise des Bauern und des Städters. Aber — um von anderm zu schweigen — schon aus Gründen des öffentlichen Anstandes ist das baldige Schwinden dieser Liebkosnngen coram publico zu wünschen.

Von Schlägereien auf Kirmessen habe ich, so lange ich als Geistlicher im Vogelsberge stand, nichts gehört. Es ist das einstimmige Urteil der Leute nicht nur dort, sondern auch in und um Beuern, daß es in diesem Punkte gegen früher weit besser geworden ist. Kant sagt noch in seinem 1846 geschriebenen Buche: „Hessische Sitten und Gebräuche“: „Eine Kirmes ohne Schläge sei wie ein Ochs ohne Hörner, ein Löffel ohne Stiel“. Es ist manches im Laufe des letzten Jahrhunderts in unsern Dörfern schlechter geworden, manches auch besser geworden. Hier haben wir von letzterem ein Beispiel. — Das Tanzvergnügen in Engelrod endet mit dem „Kehraus“. Alle Tänze werden rasch hinter einander gespielt. Zuletzt das Lied: „Geht hahm, ihr Mahd, geht hahm, ihr Mahd, der Fuchs der geht in's Kraut“ 2c. Es vergißt manche Mutter nicht, der Tochter die Mahnung mit auf den Weg zu geben, nicht zu bleiben, bis der „Geht hahm, ihr Mahd“ gespielt werde. Und es ist kein Lob, wenn es von einem Mädchen heißt: Es bleibt, bis der „Geht hahm, ihr Mahd“ gespielt wird.

Den Schluß des ersten Kirmestages bildet in Beuern das Lied: „Morgenrot, Morgenrot 2c.“, das von den letzten gegen Morgen aus dem Wirtshause kommenden Paaren durch die Straßen hin gesungen oder besser gegrölt wird, ein Brauch, der ebenso bei der Hochzeit traktiert wird, wenn die ganze Hochzeitsgesellschaft der Ledigen in der Morgendämmerung das Dorf durchzieht, nicht eben zur großen Freude der Schläfer.

Ich darf diese Schilderung nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, daß die Kirmes beim Nachhausewege, wie auch vorher, für solche

Mädchen, die innerlich nicht feststehen und unbehütet von den Eltern sich selbst überlassen bleiben, wenn sie in die Gesellschaft schlechter Burschen, die das Dorf ebenso gut hat, wie die Stadt, geraten oder sich selbst bringen, sittliche Gefahren mit sich bringt. Die Volkskunde hat das eigenartige Leben unseres Landvolkes zu schildern, es weder zu beschönigen, noch zu verdammen. Daß die Geistlichen auf dem Lande vielfach der Kirmes verurteilend gegenüberstehen, liegt gerade mit zum großen Teile an den Erfahrungen, die sie in ihren Gemeinden in dieser Beziehung gesammelt haben.

3.

Der zweite Tag der Kirmes beginnt mit vielen, vielen Ständchen. Die Musikkapelle, die ein paar Stunden geruht hat, zieht von 10, 11 Uhr ab im Dorfe herum und spielt vor den einzelnen Häusern ein oder zwei Stücke. Die Burschen begleiten sie. Vor dem Oberförsterhause wird gespielt: „Im Wald und auf der Heide" und vor dem Pfarrhause ein Choral oder geistliches Volkslied. Für dieses Spielen heischen die Musikanten Geld. Im Vogelsberge erhielten sie in früheren Jahren auch Naturalien, Eier, Dörrfleisch ꝛc. Ich habe die armen Spieler immer bedauert. Die ganze Nacht haben sie Musik gemacht, und nun geht's in derselben Tonart weiter wieder den ganzen Tag hindurch bis in die tiefe Nacht. Die Musik ist allerdings auch manchmal darnach.

Während in Engelrod Burschen und Mädchen ohne nochmaligen Umzug am Nachmittage zum Tanzboden eilen, wiederholt sich in Beuern der Umzug des ersten Tages, doch mit einem Unterschiede. Voran wird diesmal an einer Stange das „Klehned" getragen. Der Volksmund erklärt das Wort allgemein als „Kleinod". Es besteht aus einem wertvollen schwarzseidenen Schultertuch für Mädchen und einem Schlipse für Burschen. Das „Klehned" ist für ein Paar bestimmt, das sich liebt und voraussichtlich zum letzten Male als lediges Paar an der Kirmes teilnimmt. Es gilt für eine hohe Ehre, es zu empfangen, und ich kenne eine alte Frau, die noch immer mit höchster Freude erzählt, wie sie es einst bekommen habe. Die Burschen bestimmen die Empfänger. Sie bieten auf dem Tanzboden Lose à 10 Pfennig aus, aus deren Erlös das „Klehned" bezahlt wird. Die folgende Verlosung ist eine Scheinverlosung. Es gewinnt immer das vorher bestimmte Paar. Das Resultat wird mit einem Schusse begrüßt. Ein Tanz schließt sich sofort an. Man sagt: „das Klehned wird herausgetanzt". In früherer Zeit hatte die Gewinnerin die Verpflichtung, die Burschen zu einem Essen einzuladen, wobei Speck und Eier nebst dem Branntwein eine große Rolle spielten.

Heute giebt es ein paar Runden Bier. Verlosungen bei der Kirmes, bei der die Burschen die Lose verkaufen, haben wir auch sonst noch viel. So in Ebersbach im Nassauischen, wo ein Hammel und das Fahnentuch herausgespielt werden. In Götzenhain in Starkenburg wurde oder wird noch ein Halstuch herausgespielt. Auch da richten die Burschen es so ein, daß ein Bestimmter gewinnt, der dafür die ganze Gesellschaft zu bewirten hat. — Das „Klehned“ ist übrigens auch in Altenbuseck bekannt.

Eine Schilderung des Tanzvergnügens am zweiten Kirmestage kann ich mir wohl ersparen. Der Verlauf ist derselbe wie am Sonntage, nur daß die auswärtigen Gäste fehlen. Ich habe immer die Kraft bewundert, mit der der Bauer diesen Tag aushält. Er hat kolossale Ausdauer in der Arbeit, so in der Heuernte des Sommers, die insbesondere für den oberen Vogelsberg mit seinen weiten Wiesen sehr anstrengend ist, aber er hat auch nicht geringere Ausdauer im Ertragen von Vergnügen. Fast betrachtet er das Vergnügen auch als Pflicht. Bis auf die Neige muß es gekostet werden.

4.

Am Nachmittage des dritten Kirmestages findet in Engelrod die „Nachkirmes“ statt. Der Kirmesbursch holt seine Tanzmahd ab. Es geht zum Tanzboden, und dort wird noch bis gegen Abend getanzt. Der letzte Reigen, der „Schlußreigen“, ist besonders lang.

Dann geh'ts noch einmal im Umzuge durch das Dorf. Aber diesmal zieht der Musikkapelle ein Spaßmacher voran. Der „Schmuhl“ ist es, eine bekannte Rebgeshainer Persönlichkeit. Eine Menge Bänder hat man ihm an den Hut gesteckt. Er macht an der Spitze des Zuges seine wilden „Spreng“ und läßt seine schrecklichen „Krisch“ hören. Späße, Witze macht er nicht, verlangt der Bauer auch nicht. Er hat seine Freude an den tollen Bewegungen, dem Kreischen. In Ulrichstein zieht oder zog dem Zuge der schlechteste Bursch oder ein Alter, der sich für Geld hergiebt, voran, geschmückt mit Maske, Bändern, Stock und „Kieze“. In dieser ist eine Branntweinflasche, die nachher vergraben wird. An einem Ende des Dorfes wird gehalten. Einer der Burschen hält eine rührende Rede, daß die Kirmes zu Ende sei. Ein Krug Branntwein wird geleert, dann zerschlagen, und die Scherben, wohl auch ein Taschentuch, werden in die rasch gemachte Grube geworfen. Auch allerlei Possen werden getrieben. Die Kirmes ist „begraben“, damit ist sie zu Ende. Aus der Festtagsluft geht's wieder an die Alltagsarbeit.

In Beuern, Großen-Buseck, und noch in vielen Orten um Gießen, hat man den Tanz am dritten Kirmestage nicht mehr. Die Nachkirmes findet hier 8 Tage oder ein paar Wochen später statt. Doch war es nachweisbar hier früher wie in Engelrod. Das „Begraben" der Kirmes am Kirmesdienstage ist aber geblieben. Es ist ähnlich wie in Engelrod. Die Burschen ziehen auf einen Acker, ein Loch wird gegraben, ein paar Krüge zerschlagen, ein Taschentuch hinein gelegt, und die Scherben hineingeworfen. Die Burschen wischen sich dabei mit Strohwischen die Augen, halten die Geldbeutel über das Loch, werfen auch wohl einen oder zwei Pfennig hinein. Dann wird das Loch zugemacht. Ähnlich in Bersrod, wo aber eine volle Branntweinflasche begraben wird. In Sprendlingen bei Offenbach wie in Langen wird eine Strohpuppe verbrannt.

Ich kann nicht darauf verzichten, die Schilderung des Kirmesbegrabens in Großen-Linden, obgleich sie inhaltlich nicht sehr viel von obigen Bräuchen abweicht, nach einer gütigen Mitteilung des Herrn cand. phil. Hepding in Großen-Linden wiederzugeben. Des Humors wegen, den sie zeigt. Genannter Herr schreibt: „Die Kirmes wird hier am Dienstag Abend 6 Uhr begraben. Die Burschen reihen ihre leeren Portemonnaies an einer Kordel auf und binden diese an eine Stange. Sie bildet den Anfang des Zuges. Dann folgt ein Schild, auf dem ein Vers des Inhaltes steht, daß die arme Kirmes nun unterginge. Daran sind 2 brennende Sturmlaternen gebunden. Auf einem Wägelchen (wie sie die Kinder zum Spielen haben) wird eine Flasche mit Wasser (früher mit Branntwein) gezogen. Dann schließen sich die Kirmeseburschen und die übrigen Burschen an. Vor dem Orte wird eine Grube gegraben und die Flasche hineingelegt. Der Präsident der Burschen hält eine Rede über das Ende der armen Kirmes. Alles weint, jeder wirft noch einen Pfennig in die Grube. Dann wird sie zugeworfen. Jeder nimmt sich sein Portemonnaie wieder. Die Musik, die vorher traurige Weisen gespielt, stimmt wieder lustige an. Nach der Rückkehr in die Wirtschaft wird noch einmal bis zur Mitternacht getrunken. In früherer Zeit war bei diesem Zuge das Wichtigste ein „Bär", d. h. ein mit Erbsenstroh umwickelter, sehr betrunkener Bursche, wie auch in Homberg (Hessen)."

Aus Wieseck berichtet derselbe Gewährsmann, daß dort in einen Backtrog Stroh gelegt wird, auf welches man den betrunkensten Burschen bettet. Einer, der den Pfarrer vorstellt, geht voraus, dann folgt der Zug der Burschen mit diesem Backtroge. Vor dem Orte hält der erstere die Leichenrede, die dem Jammer Ausdruck gibt, daß es nun mit der

Kirmes zu Ende sei. Alles weint, die Musik spielt einen Tanz ganz langsam, oder eine andere traurige Weise. Dann wird heimlich das Stroh angesteckt, und sobald es knistert, springt der darauf Liegende aus dem Trog auf, und unter lustiger Musik kehrt man in's Dorf zurück.

Man würde Unrecht thun, letztere Unsitte dem unkirchlichen Wieseck in die Schuhe zu schieben. Sie war in früheren Zeiten (oder ist es noch?) auch im kirchlichen Vogelsberge heimisch, wie mir alte Engelröder erzählt haben.

Über das Begräbnis der Kirmes, wie es vor Jahren in Orten in der Umgebung von Grünberg gehalten wurde, macht Herr Lehrer Knaus-Gießen folgende Mitteilung: Am Kirmes-Dienstage vormittags gegen 11 Uhr kommen die 3 Kirmesburschen auf einem mit 2 Pferden bespannten Wagen. Auf einem dritten Pferde reitet der älteste Bursch voraus. Sie holen ihre 3 Kirmesmädchen im Elternhause ab und bringen sie in das Wirtshaus, in dem die Kirmes stattgefunden hat. Dort werden die 3 leeren Schnapskrüge, welche am Kirmes-Sonntage beim Umzuge durch das Dorf von den 3 Kirmesburschen an den bekannten Taschentüchern getragen wurden, von den Mädchen in diese Taschentücher eingenäht. Sodann werden die Krüge mit noch einigen dicken Steinen in einen Kartoffelsack eingepackt und auf einen vor der Hausthüre bereitstehenden Schubkarren getragen. Ein Trunkenbold des Orts wird nun von den Burschen angeworben. Er muß den Schubkarren vor dem Zuge, der aus Musik, Burschen und Kindern besteht, bis vor das Dorf herdrücken, woselbst die tote Kirmes in einem Loche begraben ist. Der älteste Kirmesbursch hält dabei eine Rede. — Hoffentlich bringt uns die Wissenschaft Aufklärung über Entstehung und Bedeutung des Begräbnisses der Kirmes.

Werfen wir noch einmal einen **Rückblick** auf die ganze Art der Kirmesfeier. Unschwer erkennt man, daß jeder Tag der Kirmes sein bestimmtes Gepräge hat. Der erste Tag ist der Tag der offiziellen Festlichkeit, der Aufnahme und Bewirtung der Gäste. Der 2. Tag ist der Tag der gemütlichen Feier unter sich und der 3. der Tag der Schnurren und Possen. 3 Tage dauert die Kirmes, genau wie auf dem Lande die höchsten Festtage: Weihnachten, Ostern und Pfingsten [1]).

[1]) Der Verf. vorstehenden Aufsatzes ist sich bewußt, mit vorliegender Arbeit nicht eine erschöpfende Schilderung der Kirmesfeier im Vogelsberge gegeben zu haben. Zu einer solchen fehlt insbesondere die Heranziehung der Feiern in den Orten des südlichen und südöstlichen Vogelsberges. Für Einsendung von Beschreibungen aus diesen Gegenden ist der Verf. jeder Zeit dankbar.

Nachtrag.

1.

Ich ge = be dir en Patsch, ich ge = be dir en Patsch, ich

ge = be dir en Pit = schi = patsch, ich ge = be dir en Patsch.

2.

Hehm gi ich näit, En doas dan ich näit, Es

setzt e Deank vor i = sem Haus säiht wie tau = sig Deu = wel aus,

hehm gi ich näit, En das dan ich näit.

Ein prächtiger Kehrauslermen!

3.

6 Äp = pil vor'n Kreu = zer, de sib = bet es faul, do

setzt jo mei Schätz = che en macht e schepp Maul, hol = de=

ri = a hol = de = ri = a hol = de = ri = a hol = de = ra hol = de=

ri = a hol = de = ri = a hol = de = ri = a hol = de = ra.

Diesebe Melodie liegt einer ganzen großen Anzahl anderer vierzeiligen Lermen zu Grunde, wie:

Bald gras' ich am Neckar,
Bald gras' ich am Rhein,
Bald hab' ich e Schätzche
Bald hab' ich auch keins.
Holderia ꝛc.

Von Beuern nach Buseck
Es lauter Chaussee.
Die Beuerner Bürscherche
Hu all scheppe Be'.
Holderia ꝛc.

Was batt' mich mei' Wetzes,
Wann die Sichel näit schneid',
Was batt' mich mei' Schätzche,
Wann es bei mir näit leit.
Holderia ꝛc.

3 Dotzet alte Weiber —
Gott verzeih' mer mei Sünn' —
Off e' Schubkärrn gelode
Mit de Peitsch hinne drin!
Holderia ꝛc. ¹)

und so fort.

4.

Ach, wär ich ein - mal, ein - mal, im Bu - se - cker Thal! Die
Schön - heit der Mäd - chen und die Falsch - heit der Bürsch - chen! Ach,
wär ich ein - mal, ein - mal im Bu - se - cker Thal!

Wohl der bekannteste Lermen!

5.

1. Holz - äp - pel - bem - che, wäi sau - er eß bei Kiern, wäi
sau - er eß bei Kiern, härr ich dich im Wen - ter, woas ess' ich dech so giern.

2. Ich wollt' uff's Bemche stei'e
|: Doas net zu stei'e war, :|
Do bochte sich die Ästerche,
Doaß ich hunne loag.

3. Oach, wann doch des mei Schätzche wüßt,
|: Doaß ich gefalle wir' :|
Doa hätt es gleich en gruße Schreck,
Wes daß es bei mer wir.

Man sieht, es sind meist bekannte Lieder und Melodieen.

¹) Siehe hess. Blätter für Volkskunde S. 33 ff.

Eselritt und Dachabdecken.

Von Julius Reinhard Dieterich, Darmstadt.

I.

Die Volkskunde setzt sich die Erforschung von Sitten und Gebräuchen zum Ziele. Sitten und Gebräuche entstehen nicht von heute auf morgen. Sie haben oft ein langes Leben hinter sich. Einzelne reichen in die graue Vorzeit zurück. Die Volkskunde stellt deshalb nicht nur den heutigen Stand der Sitten und Gebräuche fest, sie erforscht auch, um eine tiefere Einsicht in diese Äußerungen der Volksseele zu gewinnen, deren geschichtliche Entwickelung. Neben der Sammlung der noch heute lebendigen Sitten und Gebräuche richtet sie so ihr Augenmerk auch auf die Sammlung eines historischen Materials, das ihr einmal die Kenntnis früherer Stufen der Entwickelung erschließt, dann aber auch solche Sitten und Gebräuche in ihren Gesichtskreis bringt, die heute zwar abgestorben sind, aber doch das Studium der Volksseele, zu dem alle Zweige der Volkskunde sich schließlich zusammen finden sollen, zu erweitern und zu vertiefen vermögen.

Dieses historische Material schlummert guten Teils noch in Bibliotheken und Archiven. Hier ist noch ein reicher Schatz volkstümlicher Überlieferungen zu heben. Jede Wissenschaft ist imstande dazu beizusteuern. Ich erinnere an die volkstümlichen Bestandteile der Heiligenleben und Wundergeschichten, der meist noch ungedruckten mittelalterlichen Predigten, der Pflanzen- und Rezeptbücher, an die mannigfachen Rechtsüberlieferungen, von denen namentlich die Weistümer wahre Fundgruben für die Freunde der Volkskunde sind.

Alle diese Quellen haben bereits reiche Ausbeute geliefert. Ihr Reichtum ist aber noch nicht annähernd erschöpft, da nur ihr kleinster Teil durch den Druck bekannt geworden ist. So liegt die Mehrzahl der Weistümer noch unberührt und unbenutzt in den Archiven. An eine systematische Sammlung unserer hessischen Weistümer z. B., die zweifellos ein helles Licht auf die Entstehung so manches uns heute unverständlichen Brauches werfen könnte, ist bis heute kaum die erste Hand gelegt worden.

Die meisten und interessantesten Rechtsbräuche, wie sie uns in den Weistümern und ähnlichen Quellen entgegentreten, sind freilich längst abgestorben. Das Rechtsleben unserer Vorfahren war von einer fast unübersehbaren Mannigfaltigkeit. Im Vergleich mit ihm ist das Rechtsleben der Gegenwart eintönig und einförmig zu nennen. Unser heute geltendes Recht kennt, um diese eine Seite des Rechtslebens her-

vorzuheben, wie das römische, aus dem es erwachsen ist, nur eine eng begrenzte Anzahl von Strafen. Mustern wir dagegen die Rechtsquellen unseres deutschen Mittelalters, so erstaunen wir über die bunte Menge der Ehren-, Leibes- und Vermögensstrafen, die unsere Vorfahren gekannt und auf die sie erkannt haben. Fast für jedes einzelne Verbrechen und Vergehen besaßen sie eine besondere, meist der Eigenart des Verschuldens, oft auch dem Stande, Alter oder Geschlecht der Schuldigen angepaßte Strafe.

Jakob Grimm hat in seinen „deutschen Rechtsaltertümern" [1]) die Belege für die verschiedenen Strafarten mit staunenswerter Belesenheit gesammelt. Jede neue Ausgabe von Rechtsbüchern und Weistümern bringt weitere Belege und oft bisher unbekannte Bußen zum Vorschein. Fast unübersehbar aber wird die Zahl der im Mittelalter üblichen Strafen, wenn wir auch alle die einrechnen, die nicht auf grund eines von einem ordentlichen Gerichte nach Anleitung geschriebener Rechtssätze gefällten Spruches, sondern von der illegitimen Volksjustiz nach altem ungeschriebenem Herkommen ausgesprochen wurden und gegebenen Falles, wie uns ein Blick in die volkskundliche Literatur lehrt, noch heute ausgesprochen werden [2]).

Die Einförmigkeit des heutigen Rechts und namentlich auch des Strafensystems ist einmal durch die Einführung des römischen Rechts und die Überhandnahme des gelehrten Richtertums, dann aber auch durch die mit beidem Hand in Hand gehende straffere Zusammenfassung der Gerichtsgewalt durch die Grund- und Landesherren verschuldet, die durch ihre Organe die Gerichte der Dorf-, Mark- und Stammesgenossen, die Volksgerichte, mehr und mehr verdrängten und beseitigten. Diese Volksgerichte sind aber der beste Nährboden für viele der uns heute seltsam anmutenden abgestorbenen Rechtsbräuche gewesen. Mit einer großen Anzahl von Strafarten, die für das Recht des deutschen Mittelalters charakteristisch sind, sind auch Eselritt und Dachabdecken, über die ich mich unten näher auslassen will, zugleich mit der volkstümlichen Gerichtsbarkeit der Dorf-, Mark- und Stammesgenossen verschwunden.

II.

Die Volksjustiz der Deutschen — ich verstehe darunter eine Justiz, die nicht von den gesetzlich zur Rechtsprechung Befugten ausgeübt wurde — war und ist nicht immer eine spontane, regellose Lynch-

---

[1]) 4. Auflage, Leipzig 1899, II, 210 ff.

[2]) Ich erinnere hier nur an das weite Gebiet der von der Volksjustiz für Unzucht, Ehebruch u. s. f. verhängten Strafen.

justiz. Sie urteilte und urteilt vielfach nach festen Sätzen, tagte in herkömmlichen Formen, verhängte ihre feststehenden, althergebrachten Strafen und besaß ihre eigenen Organe, die wir am Treffendsten als Winkelgerichte bezeichnen werden. Mehr als ein Anzeichen weist sogar darauf hin, daß gewisse Fälle, die von dieser Volksjustiz erledigt wurden, früher einmal vor das Forum der ordentlichen Gerichte gehörten, ja, daß einzelne dieser Winkelgerichte nichts weiter sind als entartete, etwa durch die Landesherrn außer Kraft gesetzte ordentliche Gerichte. Ist doch selbst das gefürchtete westfälische Vemegericht zuletzt zu einem Winkelgericht geworden.

Die Winkelgerichte der Haberfeldtreiber in Oberbayern, des „bösen Hunderts“ in Darmstadt, das den Eselritt über allzu schlagfertige Weiber verhängte, die Narren- und Geckengerichte in Rheinhessen und im Fuldischen, die den Mann, der sich von seiner Frau schlagen ließ, durch das Abdecken des Daches bestraften, die Narrengerichte in Schwaben: sie scheinen mir alle, selbst wenn sie nichts weiter sein sollten, als illegitime Auswüchse der Rechtspflege, mit den ordentlichen Gerichten schließlich aus einer und derselben Wurzel hervorgesproßt zu sein: aus den Volksgerichten der Dorf-, Mark- und Stammesgenossen der germanischen Urzeit.

Die Sage von der Entstehung der Narrengerichte zu Grosselfingen und Stockach [1]) — ersteres sollen die Herren von Bubenhofen, die Grundherren Grosselfingens, zur Zeit einer Pest nach venetianischem Muster eingerichtet haben, letzteres wird auf Herzog Leopold von Österreich, den Bruder Friedrichs des Schönen, zurückgeführt — sind natürlich für die Altersbestimmung der Winkelgerichte genau so wenig zu verwenden wie die Angabe der Haberfeldtreiber, daß ihr Rügegericht von Karl dem Großen errichtet und befugt sei, „im Namen Kaiser Karls“ zu urteilen. Auf ein hohes Alter einzelner Winkelgerichte dürfte aber vor Allem die Art und das Alter der von ihnen verhängten Strafe hindeuten.

Wie ich bemerkte: eine Anzahl der von der Volksjustiz verhängten Strafen ist den ordentlichen Gerichten nicht geläufig. Andere sind früher auch von diesen verhängt, aber, wie das Dachabdecken, im Laufe der Zeit in den geschriebenen Rechten gestrichen worden. Die Verminderung der Strafarten, die sich mit der Aufzeichnung der Rechtssätze voll-

---

[1]) Vgl. Anton Birlinger, „Volkstümliches aus Schwaben“, Freiburg i. B. 1862, II (Sitten und Gebräuche), S. 85 ff. (Stockach und Grosselfingen) und „Aus Schwaben“ (Wiesbaden 1874), II („Sitten- und Rechtsbräuche“), S. 45 ff. (Stockach).

zog, hat in erster Linie die Ehrenstrafen betroffen; die meisten derselben, wie sie Grimm anführt, haben das 16. Jahrhundert nicht überdauert. Sie richteten sich z. T. auch gegen Verfehlungen, für die das neue Recht keine Strafe mehr vorsah. Die Landesherren, deren Beamten jetzt fast überall das Recht versahen, hatten an ihrer Ahndung nicht das Interesse, wie etwa die über ihre Nachbarn zu Gericht sitzenden Dorf- und Markgenossen. Was kümmerte es z. B. den Grund- oder Landesherrn, wenn eine Frau ihren Mann schlug? Den Nachbarn des Geschlagenen, solange sie sich als eine große Familie fühlten, war aber der Schimpf, der ihrem Genossen angethan ward, keineswegs einerlei. „Die Entehrung des Nachbarn", so erklärt J. Grimm[1]) den Brauch des Dachabdeckens, „war den Markgenossen so unerträglich, daß sie ihn nicht mehr unter sich dulden konnten und ihm sein Haus zu Grunde richteten, welches symbolisch durch die Abtragung des Dachs geschah. Wer sich vor den Schlägen seiner Frau nicht bewahren konnte, der sollte gleichsam nicht wert sein, Schutz und Schirm vor Wind und Wetter zu haben".

Jakob Grimm nennt die Strafe des Dachabdeckens „einen Rechtsgebrauch von hohem Altertum". Das hohe Alter des Rechtsgebrauchs setzt aber ein hohes Alter des Winkelgerichts, das ihn in späterer Zeit ausübte, noch nicht unbedingt voraus. Andere Anzeichen scheinen mir aber gleichfalls für eine hohe Abkunft und ein hohes Alter unserer illegitimen Winkelgerichte zu sprechen. Der Bericht über das Dachabdecken im Journal von und für Deutschland 1787[2]), den ich unten besprechen werde, nennt als Beisitzer des Gerichts und als Vollzieher des Urteils „alle des Fleckens oder Dorfs, worin das Factum geschehen, angrenzende Gemärker". Der Wirkungskreis des von ihnen bestellten Bubenheimer Geckengerichts erstreckt sich über 3—4 Stunden im Umkreis von Bubenheim. An Ortschaften, die an den Exekutionen teilgenommen haben oder von ihnen betroffen wurden, werden genannt Bubenheim und Oberhilbersheim, von denen das eine im pfälzischen Oberamt Oppenheim, das andere im Oberamt Kreuznach liegt, das kurmainzische Dromersheim, das leiningische Wallertheim und das ritterschaftliche Vendersheim. Der Bezirk des Geckengerichts umfaßte also und durchschnitt die verschiedensten Gerichtsbezirke und Hoheitsgrenzen. Ich schließe daraus, daß er einer alten Abgrenzung entspricht, die in eine Zeit zurückreicht, in der die genannten Ortschaften und ihre Nachbargemeinden noch nicht unter Pfalz, Mainz, Leiningen und die Ritter-

[1]) A. a. O. S. 321. [2]) I, S. 194.

schaft geteilt waren, also doch wohl bis ins frühere Mittelalter. Daß sich im 17. Jahrhundert, in dem die Landesgrenzen noch viel tiefer einschnitten als heute, Unterthanen aus vier Herren Ländern zu einer bloßen Fastnachtsgesellschaft zusammengefunden haben, ist mehr als unwahrscheinlich. Die Gerichts- und Strafgewalt des Geckengerichts wäre demnach als das Ursprüngliche, Mummenschanz und Narrenwesen als späteres Beiwerk aufzufassen.

Zu den Gemärkern gehört eine Mark, zu dieser ein Markgericht (Märkerding). Ich sehe das Bubenheimer Geckengericht als Fortsetzung eines alten Märkerdings an. Die späteren Markgenossenschaften sind ausschließlich Wirtschaftsgenossenschaften, ihre Strafgewalt ist auf die Mark-(Wald- und Forst-)Frevel beschränkt. Ihre Strafen sind gelinde, meist Geldstrafen, die in fröhlichem Gelage von den Markgenossen am Dingtage vertrunken werden. Die Markweistümer kennen aber noch andere Strafen für Markfrevler: Enthauptung, Handabschlagen, Bauchaufschlitzen u. s. f.[1]). Sind diese Strafen in geschichtlicher Zeit auch kaum noch vollzogen worden, so legen sie doch ein „desto unverwerflicheres Zeugnis ab für den uralten, lange Jahrhunderte fortgeführten Inhalt der Markweistümer“ und versetzen uns in eine Zeit, die dem Märkerding das Blutgericht in der That noch zugestand.

Auf die Frage, ob Grafschafts- oder auch Hundertschaftsding und Märkergericht ursprünglich dasselbe waren und sich erst später in zwei Sonderinstitute, ein mehr öffentlich rechtliches unter dem Vorsitz eines Vertreters des Landesherrn und in ein mehr privatrechtliches Freigericht (Märkerding) gegabelt haben, gehe ich hier noch nicht ein. Das dem Märkerding vordem zustehende Recht des Blutbannes spricht anscheinend dafür.

Eine weitere Strafe, die vom Märkerding später nur angedroht und nie vollzogen wurde, die also „bloß im Rechtsglauben vorhanden war“, nennt Grimm[2]) die entehrende Ausstoßung, das „Verbot der Mark“. Zu Lingen i. W. sollte den ungehorsamen oder säumigen Märker der „Backofen eingeschlagen“ und der „Brunnen gefüllt“ werden. Zu Wendhagen im Schaumburgischen sollte man dem Bauer, „der nicht thäte, was sich eignet und gebühret“, „einen Graben vor dem Thore aufwerfen, das Thor zupfählen, den Eimer über dem Brunnen weghauen, den Backofen zumachen und kein Feuer leihen,

[1]) Vgl. hierzu die einschlägigen Bemerkungen Grimms a. a. O. an vielen Stellen.

[2]) II, 52 ff.

Kuh- und Schweinehirten verbieten und in solche Not bringen, daß er thun muß, was recht und gemäß ist". Alle diese Strafen konnten, wie das Dachabdecken, mit Geld oder mit Wein abgelöst werden und wurden später in der Regel abgelöst. Die Befugnis des Dings, jeden Märker, „der nicht thäte, was sich eignet und gebühret" auszustoßen, geht sehr weit. Dürfen wir uns da wundern, wenn das Bubenheimer Geckengericht, vorausgesetzt, daß es, wie wir vermuten, illegitimer Nachfolger eines uralten Märkerdings ist, einen Mitmärker, den die Schläge der Frau ehrlos gemacht hatten, durch das Abdecken des Daches ausstoßen konnte? Die feierliche interdictio tecti, als die Grimm das Dachabdecken anspricht, die Ehrenstrafe des Feiglings, könnte dann als ein Erbstück aus einer Zeit gedeutet werden, in der das Märkerding nicht ausschließlich auf bloße Markfrevel beschränkt war.

In Rheinhessen sind die Marken früh aufgeteilt und namentlich die Wälder schon früh gerodet worden. Einzelne Gemeinden (Ingelheim, Büdesheim, Hilbersheim, Dromersheim) haben allerdings auch noch bis in die neuere Zeit ausgedehnten Waldbesitz in Soonwald jenseits der Nahe um Stromberg am Guldenbach gehabt. Die Vermutung liegt nahe, daß dieser Besitz alt ist und in die Zeit der Okkupation des linken Rheinufers durch die Franken nach dem Zusammenbruch der Römerherrschaft zurückreicht. Der Vorgang läßt sich etwa in dieser Weise ausdenken: zur Zeit dieser Okkupation war das heutige Rheinhessen bereits eng besiedelt und waldarm. Die fränkischen Abteilungen (Tausendschaften? Hundertschaften?), die hier angesetzt wurden, erhielten, da sie die diesseits des Rheins gepflogene gemeinsame Waldwirtschaft nicht missen wollten, ihre Waldanteile (Marken) jenseits der Nahe in dem heute noch waldreichen, gebirgigen Bezirke angewiesen. Sie haben diese Marken zuerst gemeinsam bewirtschaftet und später zum teil angerodet. Die Neubruchdörfer, die von dem rechten Naheufer her angelegt wurden, haben die Namen der Mutterdörfer beibehalten und sich zur Unterscheidung von diesen, die in der Ebene, im Gau, gelegen waren (Gau-Algesheim, Gau-Weinheim u. s. f.), Wald-Algesheim, Wald-Hilbersheim, Wald-Laubersheim u. s. f. genannt. Später ist der Rest der Waldmark unter die einzelnen Gemeinden aufgeteilt worden. Die Möglichkeit, daß in früher Zeit auch in Rheinhessen Markgenossenschaften bestanden haben und Märkerdinge abgehalten wurden, wird man, trotzdem nur vereinzelte Spuren wie das Geckengericht der Gemärker von Bubenheim vorhanden sind, nicht gut abstreiten können.

Nach Aufhebung der Marken verloren die Märkerdinge ihren Wirkungskreis. Das stetig wachsende Übergewicht der Grund- und

Landesherren — Landesherren sind hier ursprünglich die Wild- und Raugrafen gewesen — hat die Umformung der freien Volksgerichte der Märker, die den Landesherren naturgemäß ein Dorn im Auge sein mußten, zu landesherrlichen Gerichten oder auch ihre gänzliche Unterdrückung veranlaßt. Bei dieser Umformung oder Unterdrückung sind dem Rechte eine Anzahl volkstümlicher Strafen verloren gegangen und eine Anzahl von Verfehlungen straflos geworden, die, solange die große Familie der Markgenossenschaft bestand, geahndet wurden. Dazu wird auch die Bestrafung des Markgenossen gehört haben, der sich dadurch, daß er sich von einer Frau schlagen ließ, in den Augen seiner Mitmärker als Feigling verächtlich gemacht hatte.

Wir kennen die Zähigkeit, mit der unser Bauer am Althergebrachten hängt. Kampflos gibt das Volk, das was es mit einer gewissen Berechtigung als ein von seinen Altvordern überkommenes Recht ansehen kann, in der Regel nicht auf. An dem Beispiele des Haberfeldtreibens in Oberbayern können wir uns etwa abnehmen, wie sich anderwärts alte Rechtsbräuche immer wieder durchzusetzen versucht haben werden. Das Haberfeldtreiben hat sich in einem entlegenen Winkel Deutschlands sogar bis in die neue Zeit allen Anstrengungen der Gerichte und der Polizei zum Trotz zu halten vermocht. Auch das lange Leben der Vemegerichte Westfalens dürfen wir wohl zum Vergleiche heranziehen. Mit bloßen Verordnungen war hier wenig auszurichten. Erst allmählich sind die alten, außer Kraft gesetzten, unzeitgemäß gewordenen Rechtsbräuche in Abnahme gekommen.

Nach alledem kann es uns nicht verwundern, wenn wir sehen, daß Strafen wie das Dachabdecken sich noch lange erhalten haben, trotzdem das Volksgericht, das sie ursprünglich verhängt haben wird, schon längst eingegangen oder unterdrückt war. Die Bestrafung von Verfehlungen, wie die durch das Einhauen des Dachfirsts geahndete, für die das Rechtsbewußtsein des Volks, trotzdem sie jetzt offiziell straflos gelassen wurden, eine Sühne erheischte, wird jetzt das Volk selbst in seinen von den Nachbarn des Schuldigen bestellten Winkelgerichten in die Hand genommen haben, in Winkelgerichten, die wir, wenn unsere Aufstellungen zu Recht bestehen, als illegitime Nachfolger der alten, in Abgang gekommenen Volksgerichte ansehen dürfen.

Derartige Winkelgerichte mögen fürs erste von manchem Grund- und Landesherrn noch geduldet, ja in einzelnen Fällen, wie in Schwaben, im Fuldischen und in Katzenelnbogen (Darmstadt) befördert worden sein. Die immer straffer zusammengefaßte Landeshoheit konnte aber auf

die Dauer Nebengerichte, die, sobald sie ihres offiziellen Charakters entkleidet waren, ausarteten, und die mitunter die herrschaftlichen Beamten, ja die Herrschaften selbst nicht verschonten, nicht dulden. Was eine Zeit lang vielleicht als eine willkommene Ergänzung der landesherrlichen Polizeigewalt gelten mochte, fiel je länger je mehr lästig. Das Abhalten der Winkelgerichte wurde bei strengen Strafen verboten, die widerstrebenden wurden nötigenfalls mit Gewalt unterdrückt.

III.

Der Kampf mit den Organen der Landeshoheit mag mitunter lange gedauert haben. Er zwang dann wohl die Winkelgerichte ihre Zuflucht zur List zu nehmen. Sie wurden so zu heimlichen Gerichten. Das „böse Hundert“ zu Darmstadt hat noch gegen Schluß des 16. Jahrhunderts unter Zustimmung, ja unter Beihülfe der Stadt- und Landesbehörden am hellen Tage und auf offenem Markte sein Gericht abgehalten. Mit dem 17. Jahrhundert verschwindet es. Wir wissen nicht, ob es wie andere Winkelgerichte von dem Landesherrn mit Gewalt unterdrückt wurde, oder ob es in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges eingegangen ist. Als heimliches Gericht wird es wohl kaum, wenigstens nicht für längere Zeit, weiter bestanden haben; dafür war in den engen Verhältnissen einer kleinen Stadt kein Raum. Auf dem Lande dagegen, besonders in abgelegenen Gegenden, wie in den Gebirgsteilen Oberbayerns, waren die Winkelgerichte schwerer zu unterdrücken. Hier haben sie sich noch lange, in dem Falle der Haberfeldtreiber sogar bis auf den heutigen Tag gehalten.

Die Winkelgerichte werden durch das Verbot genötigt, ihre Sitzungen in größter Heimlichkeit, meist in dem Dunkel der Nacht abzuhalten. Die Teilnehmer, Gerichtsherr (Gecken- oder Narrenkönig, Narrenvogt), Richter, Beisitzer und Büttel, erscheinen vermummt, maskiert, oder, wie noch heute bei den oberbayerischen Haberern, mit geschwärzten Gesichtern. Unter dem Schutze der Masken wird bald Unfug aller Art getrieben. Bekannt ist, wie das Haberfeldtreiben, das ehedem noch ein Schimmer von Poesie umwob, zu Rohheiten und Unflätigkeiten schlimmster Sorte ausgeartet ist. Der Kampf mit der Polizei, die Freude darüber, den Vertretern der Ordnung ein Schnippchen zu schlagen, machte sich wohl bald in übermütigen Streichen Luft, die wenig zu dem ursprünglichen Zwecke des Gerichts passen wollten. Schließlich ist dann auch der erste Anlaß vergessen worden: uralte Rechtsbräuche, wie das Dachabdecken, sind unter den Händen der maskierten Teilnehmer, der Gecken oder Narren, zu dem bösartigen Schabernak einer

tollen **Fastnachtsgesellschaft** herabgesunken. Mit Fug und Recht sind sie dann von einer hohen Obrigkeit beseitigt worden. Von dem Eingehen des Eselritts sprach ich schon. Das Dachabdecken im Fuldischen, von dem wir zuletzt um 1770 hören, scheint der Aufklärungszeit zum Opfer gefallen zu sein. Heute kann sich jeder Ehemann von seiner Frau ungestraft so viel schlagen lassen, als er will.

Wie ist die Gerichtsbarkeit über die schlagfertigen Frauen und die allzu geduldigen Ehemänner, die, wie wir vermuteten, ehedem zu zu den Befugnissen ordentlicher Gerichte gehörte, zuletzt in die Hände einer lustigen Fastnachtsgesellschaft gekommen? Ist es überhaupt denkbar, daß die feierliche Ausstoßung des Markgenossen aus der Gemeinschaft der Nachbarn und Mitmärker zur grausamen Farce des Geckengerichts, wie sie uns im sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert entgegentritt, werden konnte? Wir müssen weit ausgreifen, wenn wir überhaupt den Versuch einer Erklärung machen wollen!

Geckengerichte wurden von Fastnachtsgesellschaften zur Zeit der Fastnacht abgehalten. Das Treiben dieser Gesellschaften bildete im Mittelalter einen herkömmlichen Bestandteil der Fastnachtsfeier überhaupt. Diese Feier mit ihren vielen und charakteristischen Festbräuchen, wie sie heute noch vielfach in der Zeit von Neujahr bis Aschermittwoch — soweit dürfen wir den Begriff Fastnachtszeit fassen — im Schwange sind, hat man wohl mit Recht zum guten Teil auf altheidnische Festbräuche zurückgeführt. Man hat u. A. die Maskenzüge mit den altheidnischen festlichen Umzügen in Verbindung gebracht, die von unseren Vorfahren zur Zeit des Frühlingsanfangs unternommen wurden.

Bekanntlich hat die Kirche ihre Festgebräuche in manchen Fällen altheidnischen Sitten angepaßt, die sie sonst schwer hätte unterdrücken können. Dahin dürfen wir wohl auch das Maskentreiben in der Fastnachtszeit und die Maskenzüge der Fastnachtsgesellschaften zählen. Um ihre Glieder von den altheidnischen Festbräuchen und Umzügen zu entwöhnen, hat ihnen die Kirche das Feiern von Narren- und Eselsfesten in der Zeit der altgermanischen Frühlingsfeste, die ungefähr zusammenfiel mit dem Anfang der kirchlichen Fasten, gestattet. Weltliche und geistliche Festvereinigungen, die Fastnachts-, Narren- und Geckengesellschaften, die weltlichen etwa unter einem Geckenkönig, die geistlichen unter einem Schul-, Kinder- oder Apfelbischof, nahmen die Ordnung des Fastnachtstreibens, die Einrichtung der festlichen Maskenzüge in die Hand.

Einzelne dieser Gesellschaften mögen sich eigens zu diesem Zwecke gebildet haben. Wenn wir hören, daß die Glieder des Stockacher

Narrengerichts ihre erste Versammlung am Fastnachtsdienstag oder Aschermittwoch in der Kirche abhalten, daß hier eine Seelenmesse für verstorbene Narren gelesen wurde und jeder Narr sein Opfer für den Priester auf den Altar legte, daß in Grosselfingen das Jahresgedächtnis „aller incorporierten Mitglieder“ „mit zwei Aembtern: alß Seel- und Lobamt samt noch einer Nebenmeß“ gefeiert, daß auch hier das Gericht durch einen Gottesdienst in der Pfarrkirche eröffnet wurde, so liegt es uns nahe, bei den Geckengesellschaften an etwas eigenartig gebildete geistliche Bruderschaften zu denken. Vielleicht darf hier noch darauf hingewiesen werden, daß sich im Hessischen das Geckengericht am längsten in einem geistlichen Fürstentum (Fulda) gehalten hat.

Ist ein Teil der Fastnachtsgebräuche, wie wir es als feststehend annehmen dürfen, altheidnischen Ursprungs, so dürfen wir vielleicht noch einen Schritt weiter gehen und auch für einen Teil der Hauptträger dieser Gebräuche, die Fastnachtsgesellschaften, einen solchen annehmen. Ich erinnere daran, daß man auch die städtischen Gilden auf Opfergemeinden und damit verknüpfte Blutbrüderschaften der heidnischen Vorzeit zurückgeführt hat. Der geistliche Aufputz der Fastnachtsbruderschaften wird uns in unserer Ansicht von ihrem vorchristlichen Ursprung eher bestärken, als erschüttern: wie in anderen Fällen hatte hier die Kirche die vorhandene Organisation, die sie sich mit Gewalt zu unterdrücken scheute, für ihre Zwecke umgemodelt und in ihren Dienst gestellt.

Sind die Geckenbruderschaften ursprünglich altgermanische Opfergemeinschaften gewesen?

Wir haben oben versucht, das Bubenheimer Geckengericht, das Gericht der „Gemärker“ aus den kurpfälzischen, leiningischen, kurmainzischen und ritterschaftlichen Ortschaften um Bubenheim, als Nachfolger eines alten Märkerdings zu deuten, dessen nicht rein wirtschaftsrechtliche Befugnisse uns in eine Zeit zurückzureichen schienen, in der das Märkerding noch nicht aus dem Hundertschaftsding ausgesondert war.

Wir kommen jetzt noch einmal in neuem Zusammenhange auf diese unsere oben ausgesprochene Vermutung zurück.

Wie in der fränkischen Zeit, so sind auch wohl schon früher die Hundertschaften die hauptsächlichsten Träger der Rechtspflege [1]) gewesen. Sie tagten ursprünglich unter dem Vorsitze ihrer selbstgewählten Beamten (Centenar, Hunno), waren demnach reine Volksgerichte. In der fränkischen Zeit sind diese Volksbeamten allmählich zurückgedrängt und zuletzt ganz durch königliche Beamte ersetzt worden. Das Hundertschaftsgericht

[1]) H. Brunner, deutsche Rechtsgeschichte, Leipzig 1882, I, 149.

hörte auf, Volks- (Frei-) Gericht zu sein und gestaltete sich zu einem königlichen Gerichte unter dem Vorsitze der Grafen oder deren Stellvertreter um. Zu gleicher Zeit etwa mag sich von dem Hundertschaftsgericht ein Gericht mit vorwiegend wirtschaftsrechtlichen Befugnissen abgezweigt haben, dessen Träger ebenfalls die Hundertschaft als Inhaber einer Hundertschaftsmark, als Markgenossenschaft, war, und das vorerst noch ein Volksgericht unter freigewählten Beamten blieb: das Märkerding. Als Nachfolger eines Märkerdings nahmen wir das Geckengericht an. Wie kam dieser Nachfolger eines ernsten Gerichts zu Mummenschanz und Geckentum?

Die altgermanischen Hundertschaften sind nicht nur militärische und wirtschaftliche (Mark-)Genossenschaften, sie sind auch zugleich Gerichts- und Opfergemeinden gewesen. Kriegswesen und Wirtschaft, Religion und Recht hingen in ältester Zeit so eng zusammen, daß sich ihre Organe und Veranstaltungen kaum trennen lassen. Auch den späteren Märkerdingen wird, wie ursprünglich wohl allen Gerichten, noch mehr als ein Rest aus der Zeit angehaftet haben, in dem die Markgenossenschaften (Hundertschaften) noch Opfergemeinschaften waren. Die Kirche hat dann, wie bemerkt, diese gottesdienstliche Organisation sich dienstbar gemacht. Aus den Opfergemeinschaften sind christliche Festgemeinschaften geworden, die sich später freilich, als die Zahl der Pfarr- und Filialkirchen immer mehr zunahm, in einzelne Gemeinden auflösten. Nur in dem Festtreiben der Fastnachtszeit werden sie sich hier und da noch zusammengefunden und zuletzt lose Fastnachtsgesellschaften gebildet haben. Auf diese mögen dann nach dem Eingehen der Märkerdinge, mit denen sie ursprünglich einmal identisch waren, einzelne gerichtliche Befugnisse dieser, darunter die Bestrafung schlagfertiger Weiber und feiger Ehemänner durch Eselritt und Dachabdecken, übergegangen sein.

Wir stehen am Ende eines langen Wegs, den wir unsicher und tastend zurückgelegt haben. „Einzelne Sitten und Gebräuche", bemerkte ich in den einleitenden Sätzen dieses Aufsatzes, „reichen bis in die graue Vorzeit unseres Volks zurück". Vom Eselritt und Dachabdecken, von denen wir unseren Ausgang nahmen, können wir wenigstens das behaupten, daß sie, um mit J. Grimm zu reden, „Rechtsgebräuche von hohem Altertum" sind. Daß die Geschichte, die ich von ihrer Herkunft aus altgermanischer Zeit erzählt habe, in allen Einzelheiten zutrifft, wage ich nicht zu behaupten. Das zu Gebote stehende Material ist zu lückenhaft, um sichere Schlüsse zu ermöglichen. Ich bin mir des Problematischen meines Deutungsversuchs wohl bewußt.

Immerhin wird man zugeben können, daß Alter und Art der verhängten Strafen, der halboffizielle Charakter einzelner Winkelgerichte, daß die Bezeichnung des Bubenheimer Geckengerichts als Märkergericht, daß endlich und vor Allem die ein hohes Alter verbürgende Abgrenzung des diesem Geckengerichte zustehenden Sprengels gewichtige Bausteine sind, die wenigstens eine vorläufige Herstellung des zerstörten Gebäudes rechtfertigen können. Vielleicht gelingt es der Forschung weitere versprengte Baustücke herbeizuschaffen, die einem Anderen den Wiederaufbau auf besserer Grundlage ermöglichen.

IV.

Die Belege für den Brauch, Ehefrauen, die ihren Gatten geschlagen hatten, auf einem Esel durch die Stadt oder durch das Dorf zu führen, und für jenen andern, dem Mann, der sich von seiner Frau hatte schlagen lassen, das Dach „biß uff die vierte Latt von oben abzureißen", für Eselritt und Dachabdecken, sind von Jakob Grimm in den „Deutschen Rechtsaltertümern" gesammelt worden. Das Material der Rechtsaltertümer ist aber nicht erschöpfend. Es werden sich sicher noch weitere Reminiscenzen, vielleicht gar noch deutlichere Spuren jener charakteristischen Rechtsbräuche erhalten haben. Soviel beweist aber schon das vorhandene Material, daß Eselritt und Dachabdecken vordem einmal in vielen Teilen unseres Vaterlandes geübt worden sind, in Thüringen und Westfalen und vor allem in Hessen und in der ehemaligen Rheinpfalz. Beide Bräuche sind deshalb möglicherweise in der Urzeit Gemeingut des ganzen deutschen Volkes gewesen.

Am längsten haben sich Eselritt und Dachabdecken in der ehemaligen Rheinpfalz, dem heutigen Rheinhessen, in Starkenburg, in Ober- und Niederhessen und im Fuldischen gehalten. Wir dürfen daraus nicht etwa voreilig schließen, daß die hessischen Weiber schlimmer und schlagfertiger gewesen sind als die in anderen Gauen unseres deutschen Vaterlands.

In der ehemaligen Rheinpfalz (Rheinhessen) und in Darmstadt sind es ausgesprochene Geckengerichte, wenigstens, wenn ich mich so ausdrücken darf, in historischer Zeit gewesen, von denen die Ehrenstrafen des Dachabdeckens und des Eselritts ausgesprochen wurden. An anderen Orten werden ähnliche Organe des alten Rechtes gewaltet haben. Die Einrichtung der Geckengerichte war anscheinend weit verbreitet. Auch aus Jülich und aus Schwaben wird uns ihr Bestehen gemeldet. Auf die schwäbischen gehe ich zunächst etwas näher ein, da sie im Wesentlichen genau in derselben Form auftreten, wie das rheinhessische

Geckengericht, über das ich am Schlusse dieses Aufsatzes näher berichten werde.

Anton Birlinger hat in seinen volkskundlichen Sammlungen ein paar Beispiele von Gecken- und Narrengerichten beigebracht und erläutert, wie sie sich in seiner schwäbischen Heimat zum teil bis auf den heutigen Tag erhalten haben: so in Rottweil und Wurmlingen, in Saulgau und vor Allem in Grosselfingen (Hohenzollern-Hechingen) und in Stockach.

Mit unserem Bubenheimer Geckengericht haben diese schwäbischen Volksgerichte, für die man auch die Namen „Narrenzünfte" und „Narrenbruderschaften" kennt, wie ich schon andeutete, die Organisation und das Verfahren, das überall mehr oder minder dem der ordentlichen Gerichte entsprochen haben wird, gemein. Das Oberhaupt, in dessen Namen geurteilt wird, ist der Narrenkönig, auch Narrenvogt, in Stockach Narrenvater genannt. Unter ihm handeln die Amtleute (Ankläger, Redemann, Verteidiger, Gerichtsbeisitzer), der Gerichts- oder Narrenschreiber und die Büttel (Butzen) oder Profoße. Die Aufgabe der Volksgerichte ist hier wie dort die Geiselung aller der Thorheiten, die im Laufe des Jahres in dem Gerichtsbezirk verübt worden sind. Hier wie dort werden die Narrenstreiche von dem Protokollführer in einem besonderen Buche, dem Narrenbuche oder Narrenprotokoll, verzeichnet. Die Bestrafung der Ehemänner freilich, die sich von ihren Weibern haben mißhandeln lassen, wie sie den Hauptzweck des Bubenheimer Geckengericht ausgemacht zu haben scheint, steht allerdings nicht — vielleicht dürfen wir sagen: nicht mehr — auf der Tagesordnung der schwäbischen Narrengerichte. Nur die Grosselfinger Narrenbruderschaft zieht die Zwistigkeiten der Eheleute vor ihr Forum. Doch trifft die Strafe nicht den geschlagenen, sondern den allzu schlagfertigen Ehemann. Die Schergen des Narrengerichts, hier „Butzen" genannt, sollen, so lautet ein altes, in Knüttelversen abgefaßtes Gesetz, „wohl acht haben, auf die, so ihre Weiber schlagen; wenn Einer solches hat gethon, wirdt er empfangen einen Lohn: Er kann sich besinnen wohl, das Angesicht wird ihm bestrichen mit Ruoß und Kohl".

Eine ähnliche Sitte wie in Rheinhessen hat sich dagegen bis in die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhundert in dem Gebiete der gefürsteten Abtei Fulda erhalten. Auch hier ist „die Verletzung der männlichen Oberherrlichkeit von den Weibern oder, besser zu reden, die Feigheit der Männer" auf dieselbe sonderbare und empfindliche Art gestraft worden wie in Bubenheim. Nur ist die Instanz, vor der die Sache des geschlagenen Mannes verhandelt wurde, nicht ein gesetz-

widriges Winkelgericht, sondern, dies dünkt mir bemerkenswert, eine amtliche Stelle, das fürstliche Hofmarschallamt, sind die ausführenden Organe nicht die Nachbarn, Gemeinde- oder Gerichtsgenossen, sondern die fürstlichen Hofbedienten. Die „ganz außerordentliche Strafe" bestand aber wie in Bubenheim darin, daß dem Verurteilten „das eigentliche Wohnhaus . . . durch sämtliche in fürstlicher Liverey stehende Bediente abgedeckt" wurde, „welche Exekution um so leichter hier geschehen kann, da alle Häuser mit Ziegeln und nicht wie an verschiedenen anderen Orten mit Schiefersteinen oder Schindeln gedeckt sind".

Der Gewährsmann, dem wir diese Nachricht verdanken [1]), fügt die Schilderung einer Exekution bei, die er selbst vor 16 oder 17 Jahren — also um 1758 — miterlebt hat. Da sie an entlegener Stelle gedruckt ist, möge sie hier wiederholt werden.

„Ich erinnere mich noch folgender Umstände. Den Zug führte ein Hoffourier; nach diesem folgte der jüngste Hoflakay mit einer Fahne, auf welcher die Haupt-Scene des Trauerspiels, wie in den heutigen Almanachen, ersichtlich war. Das Gemählde stellte, wenn ich nicht irre, den Mann in der demüthigsten Stellung vor, nämlich im Begriffe unter den Tisch zu kriechen, die Frau aber in voller Arbeit, ihm mit dem Bierkruge, den sie auf dem Kopfe ihrer lieben Hälfte entzwey schlug, den Paß abzuschneiden. Die herrlichste Skitze für einen Hogarth oder Chodowiecki. Halberwegs kam uns die kriegerische Frau entgegen, in jeder Hand einen Krug mit Wein oder Branntwein, um sich damit von der Strafe loszukaufen, oder wenigstens solche zu mildern [2]), welches auch in so weit die Wirkung hatte, daß nur einige hundert Ziegel entzwey geschmissen, die übrigen aber auf den Boden gelegt wurden. Da so viele Hände daran arbeiteten, so war das Haus in weniger als 5 Minuten abgedeckt, währenddem Mann und Frau sehr flehentlich baten und noch allerley beißende Vorwürfe anhören mußten. Der Zug ging sodann wieder in guter Ordnung nach dem Hoflager zurück".

Über den Ursprung dieses Brauchs hat der Einsender der Notiz im „Journal von und für Deutschland" nichts ermitteln können. Doch bemerkt er noch: „In vorigen Zeiten ist dieser Vorfall nichts seltenes gewesen".

War es in Fulda eine amtliche, aber nichtrichterliche Instanz, vor der die Ehestreitigkeiten bestraft wurden, so war es in Blankenburg in

[1]) Journal von und für Deutschland 1784, Bd. I, S. 136/37. Ich verdanke den Hinweis Grimms Rechtsaltertümern (II, 320), die sich aber mit einem kurzen Auszug begnügt haben. [2]) Ähnlich in Bubenheim und Umgegend, s. u. S. 103 und 107.

Thüringen das Stadtgericht selbst, das den geschlagenen Mann bestrafte: er muß[1]) „die beiden Stadtknechte mit wullen Gewand kleiden oder da er's nicht vermag, mit Gefängnis oder sonsten willkürlich gestrafft, und ihme hierüber das Dach auf seinem Hauße abgehoben werden". Der vorhergehende Paragraph des Stadtrechts aber besagt: „Welch Weib ihren Ehemann raufft oder schlägt, die soll nach Befindung der Umstände mit Geld oder Gefängniß gestrafft werden, oder da sie des Vermögens, soll sie des Raths Diener einem zum Kleide wullen gewandt geben." Eine gleiche Bestimmung über das Hausabdecken hat nach Walch auch in den älteren Rudolstädter Statuten gestanden, ist aber später — als nicht mehr zeitgemäß — ausgelassen worden. Die ursprünglich harte Bestimmung ist hier, wie man sieht, insofern gemildert, als es den Schuldigen erlaubt ist, die Gefängnis- und Ehrenstrafe in eine Vermögensstrafe, Kleidung der Stadtknechte, umzuwandeln. In den Statuten des Städtchens Teuchel, die ebenfalls von Walch[2]) mitgeteilt sind, ist dies nur bei dem männlichen Teil zulässig. Der einschlägige Passus (§ 13) lautet hier: „Läßt sich ein Mann von seinem Weibe verschimpffen, reissen oder schlagen, soll Er den Rathsdiener kleiden, Sie aber an das Halß Eisen treten und den (sic!) Mann öffentlich Abbitte thun". Den Brauch des Dachabdeckens hat Grimm auch noch aus dem Habichtswalde und aus Westfalen belegt. Über die Stellen, von denen die Strafe hier verhängt wurden, erfahren wir nichts.

V.

Der Rechtsbrauch des Dachabdeckens[3]) ist in Rheinhessen bis in's siebzehnte Jahrhundert ausgeübt und erst um 1670 von den Landesherren unterdrückt worden. Er wurde zur Zeit seiner Unterdrückung von einer Fastnachtsgesellschaft, dem Bubenheimer Geckengericht, ausgeübt, über das wir drei verschiedene, in Einzelheiten vielfach von einander abweichende Darstellungen besitzen.

Die älteste stammt von einem bekannten Gießener Professor, dem Historiker und Juristen Immanuel Weber (1659—1726)[4]), von

---

[1]) Walch, Vermischte Beyträge zu dem deutschen Recht V, 88 (Jena 1775); vgl. Grimm a. a. O., S. 321.

[2]) S. 176.

[3]) Grimm a. a. O., S. 319 ff.

[4]) Er war zugleich Universitätsbibliothekar und Syndikus der Universität. Vgl. über ihn und seine zahlreichen Schriften F. W. Strieders Grundlage zu einer hess. Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, Marburg 1812, XVI, 487 ff.

dem wir voraussetzen dürfen, daß er sein Material aus bester Quelle geschöpft hat. Leider giebt er uns seine Gewährsmänner nicht an. Es ist überhaupt unsicher, ob der Aufsatz, wie er sich unter der Sammlung historischer Nachrichten im Großherzoglichen Haus- und Staatsarchiv erhalten hat, vollendet ist. Er hat sich unter den nachgelassenen Schriften des gelehrten Professors, der sich auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens versucht hat, vorgefunden. Von einem ungenannten Freunde des Verfassers ist er zum Drucke vorbereitet worden. Doch ist er meines Wissens niemals gedruckt worden. Die von dem Freunde herrührende Einleitung giebt Nachricht von dem Verfasser und enthält weiter sonst nichts als eine Anzahl für uns meist wertloser, offenbar aufs Geradewohl und aus dem Gedächtnis niedergeschriebener Citate, die wir hier entbehren können. Den Aufsatz selbst gebe ich unter leichter Änderung der Orthographie und Interpunktion unverkürzt hier wieder.

Immanuel Webers

Nachricht

vom Bubenheimer sogenanten Geckengericht
im Ingelheimer grund 3 stunden Von Maintz.

Dieses Geckengericht war nach vormahligen gebrauch eine Versamlung vieler Gecken, bestehend aus ihrem General, Amtleüten, Gerichtschreibern und Zusammenlauff des losen Gesindels, welche zu Fastnachts Zeiten sich auf einen gewißen tag an dem ort, so ihnen von ihrem general angewißen worden, versamleten, und dasjenige was ihnen befohlen worden, ausrichteten. Zu dem ende hielten sie ein richtiges Protocoll, dieses führete der Geckengerichtsschreiber, in welchem alles, was einer närrisch angefangen hatte, aufgezeichnet wurde. Zum Exempel: wann einer auf einem Pferdt sitzet, da der sattel nicht recht gegürtet, sich herumgedrehet hatte, so wurde er zu einem Post-Reüter=, oder wann er das kumet dem Pferdt ungerecht angethan, so wurde er ein Kutscher; wann einer nach einem Vogel auf dem Baum geschossen, und ungefehr einen Mann unter dem Baum getroffen, so wurde er als Oberjägermeister eingeschrieben, darauf ihnen aber doch weiter kein ungemach zugestoßen, als daß ihre nahmen in dem narren Protocoll stehen geblieben. Und damit ja alles dabey recht närrisch aussehen möchte, so wurden die nahmen nicht in grader linie, sondern in der Rundung geschrieben. Bisweilen mahlete auch der Gerichtsschreiber die Persohn ab, welche etwas narrisches angegeben hatte, als wie obgesagten Reüter mit dem Pferdt, dem der Sattel an dem Bauch hangt.

Nichts aber ist so scharff gestraffet worden, als wann ein Mann sich von seiner Frau schlagen laßen; welches folgender gestalten zugieng. Es erschien der General mit andern freywilligen zu Pferd, die Gecken aber öffters bey 2 bis 300 aus denen benachbarten Dörfern, mit papiernen Krägen, hölßernen Degen, Sägen, Axt, und beulen, vermumten gesichter und andern narrischen Aufzügen, unter welchen auch ein Rad war, auf dem stund ein Mann von Holtz mit einem Graßstumpff an der seite, und eine Frau mit einem blauel; wann das Rad herumgedreht wurde, so lag der Mann unten, und die Frau oben, und gab dem Mann einen schlag mit dem blauel auf den hintern; es wurde ihnen alsdann vorgehalten wie dieser oder jener von seiner Frau sey geschlagen w orden. Der Geckenfiscal klagte den Mann ordentlich an, und damit ihm nicht zuviel geschehe, wurden die Zeugen ordentlich verhöret, und da alles richtig gefunden, so schritten sie doch nicht gleich zur Execution sondern zogen ordentlich zum 1. und 2. mahl vor das Dorf, worin der von seinem weibe geschlagene Mann wohnete, und kundigten ihm an, er solle sich mit ihnen abfinden, und ihnen zum abstand [Lücke][1]) herausgeben, that er es nicht, so geschahe im dritten aufzug die Execution so daß sie ins Dorf einzogen an des Mannes hauß die Först einzuhauen; da sie dann die 3. oberste latten und die Ziegel herunter warfen, und solches in ihr protokoll einschrieben.

Es musten sich darbey aus allen angrentzenden Dörfern leüte einfinden, und die Execution ergieng mit solcher strenge, daß wan ein orth sich dagegen setzen und den geschlagenen Mann in schutz nehmen wolte, sie solchem alle Nachbarschafft aufgekündiget, wie dan zwischen Kreützenach und Bingen ein gewißes Dorf ist, so die thore verschloßen, und sich gegen die Execution mit gewalt opponirt, worauf sie zwaren unverrichteter Sachen wieder abgezogen sind, als aber nach etlicher Zeit ein großer Brand an dem orth entstanden, so wolte Keiner aus der Nachbarschafft hand anlegen, bis man ihnen wegen des geckenwesens mit etlichen ohm wein satisfaction gegeben, darauf sie dan erst leschen helffen. Von allen diesem unheil sich zu retten, hatte der Mann kein mittel, als die gemelte vier ohm wein; nur allein die Frau konte das hauß und den wein salviren, wan sie nehmlich sich gantz nackend ausgezogen, und so nackend auf den Gipfel des Hauses gestiegen, ein glaß wein ausgetrunken, und zwischen die beine hinab geworfen, wie man dan einige Exempel solcher heroischen Weiber aufweisen kan.

Dieses Gericht, deßen Anfang unbekant, hat gedauret bis in die

---

[1]) vier Ohm Wein s. u.

Regierung Churfürst Caroli Ludovici ohngefehr umbs Jahr 1667 oder 68[1]), da die Gecken einen (sic!) Churpfälzischen Fauth und Zölner die Förste einhauen wollen, weil er sich von seinem Weibe schlagen lassen. Dieser Mann nahm seine Zuflucht zum OberAmbt Altzey, zeigte es dem Herrn Ausfauth nahmens Hellern an, welcher ein Compagnie Dragoner ins Dorf einrücken ließ auf die Narren zu passen, der Churfürst war damahls in Person zu Altzey, der Graff Von Leiningen, welcher sich in Wallertheim aufhielt, warnte seine leüte; es half aber nichts. Etliche sorgten, sie mögten zu spat kommen und nahmen (sich) deswegen nicht Zeit sich recht anzuziehen, sondern nahmen die Röcke unter die arme und lieffen hinzu. Als sie nun nahe zum Dorf Wendersheim kamen, giengen ihnen etliche entgegen, und zeigten ihnen an, es seye Volk im Dorf, sie möchten sich zurückziehen. Allein es half nicht, sondern sie hielten Krieges Rath und beschloßen es müßte darauf gedrungen, und die alte gerechtigkeit behauptet werden. Indem sie nun anruckten, thaten die Dragoner einen Ausfall. Da sahe man Kurtzweil; etliche spielten den Reißaus, und giengen durch; etliche wurden gefangen, und jämmerlich zerschlagen; etlichen war die närrische Kleidung ein glück, denn die Pferde scheueten sich davor, lieffen ins freye feld, und wolten nicht zu ihnen; ihr geräth, welches sie in der Angst verlohren, wurde zusammengetragen und verbrant. Einige Narren wurden nach Altzey geführet, und jeglicher umb 10 Reichsthaler gestraffet. Lächerlich war es dabey, daß als ein alter Man von den Dragonern jämmerlich zerschlagen worden, daß er niederfiehl, sich hertzlich mit diesen worten tröstete: „Nun ist mir doch lieb, daß mich ein Mann, und keine Frau geschlagen hat".

Eine zweite Nachricht über das Bubenheimer Geckengericht finden wir in dem schon oben zitierten Journal von und für Deutschland von 1787[2]). Der Einsender hat es: J. den 5. April 1787 datiert. Ich denke, daß wir hier „Ingelheim" lesen dürfen. Er schöpft aus einem Amtsbericht vom 8. März 1666, aus dem er „einen treuen Auszug mitteilt". Gefunden hat er den Bericht „in hiesiger Registratur, welche unter vielen alten unbrauchbaren Sachen vielleicht auch manches merkwürdige Aktenstück aus der Vorwelt enthielt". Ist etwa mit der Registratur das Archiv des ehemaligen Ingelheimer Oberhofs gemeint? Jedenfalls ist der Bericht offiziellen Ursprungs. Ich wiederhole ihn,

---

[1]) Der unten im Auszug abgedruckte (Alzeier oder Oppenheimer) Amtsbericht stammt von 1666.

[2]) Bd. I, 194/95: vgl. auch das unvollständige Citat bei Grimm a. a. O. S. 819/20.

um die genaue Vergleichung mit der Darstellung J. Webers zu ermöglichen.

„Es ist ein alter Gebrauch hierumb in der Nachbahrschaft, falß etwa eine Frauw ihren Mann schlagen sollte, alle des Fleckens oder Dorffs, worin das Factum geschehen, angrenßende gemärcker sichs annehmen, doch würdt die sach vff den letzten Fastnachtag oder Eschermitwoch als ein recht Faßnachtspiehl verspahret, da dann alle gemärcker, nachdem sie sich 8 oder 14 Tag zuvor angemeldet Jung und Alt, so Lust dazu haben sich versamlen, mit Tronmmen Pfeiff und fliegenden Fahnen zu Pferd und Fuß dem Orth zuziehen, wo dás Factum geschehen, vor dem Flecken sich anmelden, und etlichen aus ihren mittlen zu dem schulthesen schicken, welche ihre Anklag wieder den geschlagenen Mann thun, auch zugleich ihre Zeugen, so sie deswegen haben vorstellen, nachdem nuhn selbige abgehöret, und ausfündig gemacht worden, daß die Frau den Man geschlagen, würdt ihnen der Einzug in den Flecken gegönnt, da sie dan also baldt sich alle sambt vor des geschlagenen mans Hauß versamlen, das Haus vmbringen, undt fallß der Man sich mit ihnen nicht vergleichet undt abfindet schlagen sie Leitern ahn steigen auf das Dach, hauwen ihme die Fürst ein vndt reißen das Dach biß vff die vierte Latt von oben ahn ab, vergleicht er sich aber, so ziehen sie wieder ohne Verletzung des Haußes ab, falß aber der Beweiß nicht kann geführt werden, müßen sie ohnverrichter sach wieder abziehen“.

Die dritte Darstellung des Bubenheimer Geckengerichts fand sich in einem ebenfalls in der Sammlung historischer Nachrichten im Haus- und Staatsarchiv aufbewahrten Manuscript. Ein Anonymus hat seine Angaben über das Geckengericht „einer Handschrift des Wormser Archivs“ entnommen, die sich leider trotz eifriger Nachforschungen nicht mehr auftreiben ließ. Das Manuscript ist verhältnismäßig jung, es erwähnt die Thatsache, daß Bubenheim seit 1816 zu Rheinhessen gehört. Seine Vorlage scheint bedeutend älter gewesen zu sein. Sie war undatiert: „Zeitangaben liefert die Handschrift nicht“. Sie nennt den Vorsteher des Gerichts den Schultheißen. Die Ratsglieder, von denen es eine beträchtliche Zahl gab, waren nicht alle aus Bubenheim, sondern wurden nur zu dem Gerichtstage dorthin beschieden. Beamter konnte nur der werden, dem eine thörichte Handlung oder ein abenteuerliches kleines Verbrechen nachgewiesen werden konnte. Die Handschrift führt einige Thorheiten auf, die so honoriert wurden und fährt dann fort: „Mehrere benachbarte Dörfer hatten sich mit dem Gerichte vereint

und erkannten seinen Einfluß durch freiwillige Übereinkunft (an); einzelne Unzufriedene in Orten, deren Mehrzahl dem Gerichte anhing, mußten sich gezwungen fügen".

„Aus den schriftlich aufbehaltenen Verhandlungen des Geckengerichts läßt sich abnehmen, daß sich dasselbe vorzüglich, wo nicht allein, mit der Bestrafung der Weiberschläge beschäftigte; indem, wenn der Mann, ohne sich zur Wehr zu setzen, oder ohne den Sieg davon zu tragen, sich von der Frau hatte schlagen lassen, an diesem selbst, im anderen Falle aber an der Frau die Strafe vollzogen ward. Worin diese Strafen bestanden, ist nicht genau mehr bekannt, soviel aber gewiß, daß irgend ein lustiger Schwank oder eine Thorheit zur rechten Zeit von der Strafe befreien konnte.

Das Gericht hatte zugleich seine eigene bewaffnete Mannschaft und es scheint, daß jeder Angehörige desselben mit Ausnahme des Collegiums im erforderlichen Falle als Soldat habe dienen müssen. Ober- und Unteroffiziere standen dieser Bewaffnung vor. Die Kleidung der Gerichtssoldaten wird als höchst lächerlich geschildert. Ihre Ober- und Untergewehre waren von Holz, doch führten sie auch Äxte, Sägen und ähnliche Werkzeuge bei ihren Aufzügen mit. Trommeln und Pfeifen waren ihre Musik und große Fahnen wehten ihrem Zuge voran.

Die drei letzten Montage vor Aschermittwoch waren die alleinigen Sitzungstage des Gerichts, an welchen alle Angeklagten auf geschehene Vorladung in Bubenheim erscheinen mußten. Hatte aber einer der dreimaligen Vorladung keine Folge geleistet, so wurde an dem Aschermittwoch selbst, als an dem einzigen Exekutionstage, durch eine gegen den Übertreter abgehende Mannschaft in seinem eigenen Hause die Strafe an ihm vollzogen. Wenn jedoch der Schuldige auch noch im Angesichte seiner bewaffneten Obrigkeit Einwendungen machte, um sich der Strafe zu entziehen, so war es gewöhnlich, daß jedesmal der dritte Balken seines Daches entzwei gehauen wurde, nach welcher Prozedur jede weitere Strafe unterblieb.

Zu solchen Gerichtsvollstreckungen wurden, nachdem es nötig schien, größere und kleinere Haufen, oft ganze Gemeinden, die unter sich abwechselten, beordert, und dieses Ausrücken unterblieb auch alsdann nicht, wenn dem Gericht bekannt geworden war, daß der zu Bestrafende den Schutz der Landesobrigkeit gesucht und erhalten hatte. Auf diese Weise konnten, zumal bei dem kecken Mute der Geckenpolizei, auch selbst blutige Auftritte nicht vermieden werden. Gewöhnlich aber waren, wenn kein Widerstand geleistet wurde, dergleichen Auszüge eine erwünschte Belustigung für den Ort, worin gestraft werden sollte, weil jedermann in den Hohn mit einstimmen durfte, der den Beklagten niemals verschonte.

Es scheint, daß öffentliche Verspottung, verbunden mit der Erlegung einer kleinen Geldsumme, die gewöhnlichen Strafen gewesen sind. Wenn aber die ausgerückte Mannschaft durch kräftigen Widerstand, woher dieser auch gekommen sein mochte, an dem Vollzug der Strafe verhindert wurde, so war die gewöhnliche Folge, daß die gerichtsverwandten Orte derjenigen Gemeinde, die diesen Widerstand entweder selbst geleistet oder aus der Ferne hergerufen hatte, alle nachbarliche Freundschaft aufkündigten und sie auf jede Weise zu necken suchten, welche Maßregeln nicht selten die Wiedervereinigung der getrennten Gemeinde mit dem liebgewordenen Gerichtsbunde zur Folge hatte.

Folgende Exekutionen des Geckengerichts sind von Sammlern aufgezeichnet worden.

Ein Einwohner von Dermersheim (Vermersheim? wohl Dromersheim), der von seiner Frau geschlagen worden, weigerte sich, die von dem Gerichte über ihn verhängte Geldstrafe zu erlegen, und ward von der ganzen Gemeinde unterstützt, demzufolge der widerspenstigen Gemeinde das nachbarliche Verhältnis aufgesagt wurde. Bei einer bald darauf in diesem Orte ausgebrochenen Feuersbrunst eilten zwar die benachbarten gerichtsverwandten Gemeinden mit ihren Löschwerkzeugen herzu, blieben jedoch im Angesichte des Feuers unthätig, bis man die Beleidigung der Gerichtsehre wiederhergestellt und die Bezahlung der Geldstrafe versprochen hatte.

In dem zu dem vormaligen Oberamte Kreuznach gehörigen Dorfe Oberhilbersheim war ein Mann mit seinem Weibe in ein ähnliches Verhältnis gekommen und darum nach Bubenheim vor Gericht geladen worden. Er hatte aber der dreimaligen Ladung kein Gehör gegeben, und nachdem der Tag der Strafvollstreckung nahe gerückt war, den Schutz des Oberamtes angesprochen, der ihm auch insofern zu teil wurde, daß das Amtspersonal in der Hoffnung durch sein Ansehen die unbefugten Richter zu entfernen, sich an dem genannten Strafmittwoch in jenem Dorfe einfand. Die in Masse herangezogenen Geckengerichtsleute erklärten jedoch, daß das Recht an diesem Tage und gerade in solcher Sache zu richten ihnen zustehe, ersuchten, ohne übrigens die Achtung zu verletzen, die Beamten, sich von dem Orte wegzubegeben und drangen durch. Als sie aber den Angriff auf das Haus des Schuldigen auszuführen im Begriffe standen, erschien dessen Frau auf dem Dache und hatte das Glück, die straflustige Obrigkeit durch einen unerwarteten schmutzigen Schwank so angenehm zu überraschen, daß sie von der Strafe freigesprochen werde mußte.

Der pfälzische Fauth zu Bendersheim hatte in einer ähnlichen Lage bei dem Oberamte Alzei Hülfe gesucht und die Ausrückung einer Pfälz. Landkompagnie gegen die Gecken erwirkt. Es kam zu blutigen Händeln, die zum Nachteile der letzteren ausschlugen, in so großer Zahl sie auch diesmal versammelt waren; viele von ihnen wurden gefangen und nur um ein beträchtliches Lösegeld wieder frei gegeben, ihre hölzernen Waffen und übrigen Auszeichnungen verbrannt.

Hiermit endigte zur Trauer jener rheinischen Gegend das harmlose Gericht, und der Churfürst von der Pfalz, der seine Freude daran gehabt, billigte den Ernst seines Beamten nicht".

Soweit der jüngste Bericht! Ich habe, um Jedermann ein selbstständiges Urteil zu ermöglichen, unsere drei Gewährsmänner in aller Ausführlichkeit zu Wort kommen lassen. Ihre Schilderungen des Bubenheimer Geckengerichts ergänzen sich untereinander auf's Beste. Jeder von ihnen hat aus anderen Quellen geschöpft. Der kürzeste Bericht ist der zuverlässigste, er hat amtlichen Charakter und ist zu einer Zeit geschrieben, in der die Einrichtung des Geckengerichts noch bestand. Immanuel Weber gibt seine Quellen nicht an. Mir scheint er auf mündliche Berichte zu fußen; die aber, da Weber vor 1726 schrieb, noch recht gut von Leuten stammen könnten, die sich der Geckengerichte aus ihrer Jugend noch gut erinnerten. In einzelnen Stücken ist er dem Anonymus des dritten Berichts entschieden überlegen: die altertümliche Strafart des Dachabdeckens tritt bei ihm schärfer hervor als bei diesem, der außer den Wormser Akten „Sammler" zitiert, d. h. doch wohl Leute, die aus der mündlichen Tradition die letzten Erinnerungen an das Geckengericht gesammelt haben. Jeder von unseren drei Gewährsmännern bietet eine Reihe eigenartiger Züge. Scheinbare Widersprüche lösen sich bei näherem Zusehen. In den Hauptsachen stimmen sie alle drei, der Beamte, der Gelehrte und der Sammler, trotzdem sie von verschiedenen Standpunkten und nach verschiedenen Quellen schreiben, überein. Es ist ein rundes, lebensvolles Bild rheinischen Volkstums, das uns aus ihnen entgegentritt, dem ich, nachdem ich in der Einleitung meine Vermutungen über die Entstehung des Rechtsbrauchs des Dachabdeckens und über die Herkunft und Geschichte des Geckengerichts niedergelegt habe, nichts Weiteres anfügen will.

Vielleicht gelingt es, neues Material über das Geckengericht aufzutreiben. Die Wormser Akten scheinen — leider! — verloren zu sein. Sollte sich nicht vielleicht das Protokoll in Privatbesitz erhalten haben? Die Erinnerung an das Geckengericht in Bubenheim und Umgegend, die nach dem Bericht des Anonymus um 1816 noch lebendig war,

scheint ganz erloschen zu sein. Nur eine Spur hat sich noch erhalten: die Einwohner Bubenheims werden noch heute von ihren Nachbarn mit dem Uznamen „die vom Geckengericht“ belegt.

V.

Bekannter als das Dachabdecken ist — wenigstens in unserer heimischen Litteratur — der groteske Brauch des Eselritts. Er scheint im Mittelalter weit verbreitet gewesen zu sein. J. Grimm[1]) hat über ihn Belege aus aller Herren Länder gesammelt, aus Frankreich, Italien, Deutschland und selbst aus dem Morgenlande. Auf Eselritt wurde in den verschiedensten Fällen erkannt. Gefangene wurden „zum Schimpf auf dem Esel geführt“. In Frankreich, wo man, wie mir scheint mit geringer Berechtigung, den Ursprung des Eselritts gesucht hat, wurden — Grimm führt dazu Beispiele aus Senlis, Saintonge und Dreux an — Männer, die sich (von ihren Frauen?) hatten schlagen lassen, dazu verurteilt, „á chevauchier un asne, le visage par devers la queue dudit asne“.

In Deutschland war der Eselritt nur in Hessen bekannt. H. B. Wenck[2]) läßt sich eingehend über diesen Rechtsbrauch aus, der außer in Darmstadt auch in Oberhessen in der Gegend um Homberg a. d. Ohm ausgeübt wurde. „Als sich 1543“, schreibt er, „eine Frau zu Maulbach, Amts Homburg an der Ohm, gegen ihren Mann ungehorsam erwiesen und ihn sogar geschlagen hatte, so berichtete der dortige Keller, Georg Rüdig, den Vorgang an die Regierung zu Marburg, mit dem unmaßgeblichen Bedenken, daß, wie ihn etliche versichert, in solchem Fall nach altem Brauch die Frau auf einem Esel reiten und der Mann, der sich schlagen lassen, den Esel leiten müsse“. In Darmstadt konnte dem Mann die Strafe erlassen werden, wenn er nachweisen konnte, daß er lediglich einem heimtückischen Überfall und nicht in offenem Kampfe unterlegen war. An seine Stelle trat dann der Knecht des Herrn von Frankenstein, der den Esel zu stellen hatte. Für diese Verpflichtung erhoben die Frankensteiner nach alter Sitte von der landgräflichen Kellerei zu Bessungen jährlich eine Korngülte und 2 fl. 12 Kr. in baarem

---

[1]) A. a. O., S. 318/19.

[2]) Hessische Landesgeschichte, Darmstadt und Gießen 1783, I, 521. Über das Frankensteiner Esellehen ist oft und ausführlich gehandelt worden. Ich verweise hier außer auf Wenck a. a. O., S. 518 ff. nur noch auf H. E. Scriba, Arch. f. hess. Gesch. VII, 505 ff. und auf dessen Geschichte der ehemal. Burg und Herrschaft Frankenstein. Darmstadt 1853, S. 15 ff. Die einschlägigen Urkunden sind zum teil bei Wenck und Scriba gedruckt und gedeutet.

Gelde. Dies ist das vielbesprochene in Vers und Prosa oft behandelte Frankensteiner Esellehen.

Den Briefwechsel der Herren von Frankenstein mit Bürgermeister und Rat der Stadt Darmstadt, sowie die Akten, die über einige um das Esellehen entstandene Irrungen[1]) erwachsen sind, bewahrt das Großh. Haus- und Staatsarchiv. Wir entnehmen daraus folgende Einzelheiten über den Brauch.

Auch in Darmstadt kam es vor — die Zeiten liegen weit zurück —, daß böse Weiber ihre Männer schlugen. „Es hat sich", schreibt der Schultheis des „bösen Hunderts" einmal an den Herrn von Frankenstein, „bey unsern Nachpauern zu Darmstat Zweidracht, Zanck, Uneinigkeit zwischen etlichen übermutigen, stoltzen, gifftigen und bossen Weibern erhoben, die sich haben uffgeworffen gegen yre Männer, und haben sich underſtanden, yre Männer zu schlagen". „Uff daß die übermutig, stolz und bosse Weibsgewalt mag unterdrückt werden und nit weiter einreißt", schreitet jetzt das Gericht des „bösen Hunderts" ein. Auf sein Ersuchen fordern Bürgermeister und Rat zu Darmstadt den Inhaber des Burglehens zu Frankenstein zur Stellung des Esels auf. Ein Bote des Ritters geleitet das Grautier hinab nach Darmstadt. Für die Verpflegung und sichere Zurückstellung des Esels durch ihren Stadtboten kommt die Stadt auf. Das Gericht des „bösen Hunderts" hält, sobald es in den Besitz des Esels gekommen ist, seine Sitzung auf offenem Markt ab und spricht das Urteil. Zum Jubel der schaulustigen Menge wird dann die Strafe vollzogen, und das schuldige Weib auf dem Esel des Frankensteiners durch die Straßen der Stadt geführt.

Das „böse Hundert" zu Darmstadt, dem die Hegung des Gerichtes oblag, ist kaum, wie H. E. Scriba annimmt, „das Criminalgericht", auch wohl kaum, wie H. B. Wenck meint, „ein Ausschuß aus der Bürgerschaft, der in Polizei- und Criminalsachen zu sprechen, auch vielleicht für die Verwahrung der Vestung zu sorgen hatte, und daher (?) den Namen des „bösen Hunderts" erhielt". Der Charakter der Korrespondenz, die Schultheis und Schöffen des „bösen Hunderts" mit dem Frankensteiner führten, die Thatsache, daß das Gericht nur uff herren vasenacht oder uff Eschermittwoch tagte, der Vergleich mit den ähnlichen, oben besprochenen Erscheinungen in anderen Teilen Deutschlands legen uns vielmehr eine m. E. ansprechendere Erklärung nahe: das

[1]) Man hatte später versucht, die Verpflichtung der Herren von Frankenstein auch auf die Orte in der Umgegend Darmstadts, auf Nieder-Ramstadt, Pfungstadt u. s. f. auszudehnen. Gegen diese Zumutungen haben sich die von Frankenstein mit Erfolg gewehrt.

Gericht des „bösen Hunderts“ ist ein von Stadt und Landesherrschaft geduldetes Winkelgericht, ein Gecken- oder Narrengericht nach Art derer gewesen, wie sie vordem in Rheinhessen und im Fuldischen wirkten und heute noch in Stockach und Grosselfingen bestehen.

Handelt es sich deshalb etwa nur um einen groben Fastnachtsscherz, ist der Eselritt etwa nur der flüchtigen Laune lustiger Brüder entsprungen und hat er sich etwa nur zufällig Jahrzehnte hindurch erhalten?

Dagegen scheint mir zunächst die Verbreitung des Brauches zu sprechen. Die Bauern zu Maulbach in Oberhessen haben wohl kaum die Fastnachtssitten der Städter in Darmstadt nachgeahmt. In einem seltsamen Kontrast steht ferner zu dem Fastnachtstreiben die Härte der Strafe, die den davon Betroffenen einen Makel für's ganze Leben angehängt haben muß. Gerade die Schwere der Strafe scheint mir dafür zu sprechen, daß wir es hier, ebensowenig wie bei dem Dachabdecken, mit einer zufälligen Erfindung fröhlicher Fastnachtsgecken zu thun haben. Auch H. B. Wenck weist dem Eselritt ein hohes Alter zu und begründet seinen Standpunkt fast genau so wie J. Grimm seine oben zitierte Auffassung des Dachabdeckens: „Der alte, männliche Teutsche kannte keine größere Ehre als Tapferkeit, fand also auch nichts schmählicher als Weiberschläge. Das war eine Beschimpfung des ganzen männlichen Geschlechts, und so strafte man's auch“.

Auf die Beteiligung der Stadt- und Landesbehörden bei dem Verfahren des „bösen Hunderts“ habe ich schon mehrmals hingewiesen. Bürgermeister und Rat der Stadt Darmstadt tragen die Briefe für das „böse Hundert“, auf städtische Kosten wird der Esel verpflegt, der Stadtbote liefert ihn wieder im Burghof zu Frankenstein ab. Der landgräfliche Keller zu Bessungen entrichtet im Namen des Landgrafen den Eselzins. Der Keller zu Homberg an der Ohm fragt allen Ernstes bei seiner Oberbehörde wegen des Eselritts an. Der Landgraf von Hessen verleiht das Esellehen. Einer seiner vornehmsten Vasallen ist Lehenträger. Es ist doch kaum anzunehmen, daß diese hohen und höchsten Stellen ein Verfahren, das wir heute als einen Unfug gröbster Art bezeichnen und bestrafen würden, geduldet und gefördert hätten, wenn es sich nicht um eine alte, ehrwürdige Rechtssitte gehandelt hätte. Die Angelegenheit des Eselritts hat deshalb ohne Zweifel einen ernsten Hintergrund gehabt. Die Strafe des Eselritts ist, wie auch schon von J. Grimm angenommen wurde, nach altem Volksrecht verhängt worden. Das Gericht des „bösen Hunderts“ ist im anerkannten Besitze der Befugnis, schlagfertige Weiber zu bestrafen, gewesen. Von wem diese Befugnis stammte,

wie alt sie war, ob wir uns das böse Hundert als Fortsetzung eines ehedem ordentlichen Gerichts zu denken habe, lasse ich dahin gestellt. Ich habe oben bereits eine Erklärung seiner Strafbefugnis versucht und beschränke mich deshalb hier darauf, einen Umstand anzumerken, der bei einer auf besserem Material gegründeten Untersuchung einige Beachtung verdienen dürfte. Das Bubenheimer Gericht wird von den „Gemärkern", das Darmstädter von den „Nachpauern" bestellt. Im Märkerrecht bedeuten die „Nachpauern" (die „gemeine Nachpauerschaft") dasselbe wie die „Gemärker [1])": sie bilden wie diese den Umstand des Gerichts. Ist das Gericht des „bösen Hunderts" ein verkümmertes Märkerding, dann dürfen wir bei dem „bösen Hundert" vielleicht auch an das ahd. huntari [2]), den Bezirk der Hundertschaft, denken, die in frühesten Zeiten zugleich Markgenossenschaft war. Wir müssen bei dem Mangel weiterer Belege die Sache in der Schwebe halten.

[1]) Grimm, a. a. O., S. 383; vgl. auch den Ausdruck „Nachbarschafft" in J. Webers Darstellung S. 103 u.

[2]) Ebenda, S. 56 f. Es wäre vielleicht noch daran zu denken, daß das Wort „böse" in unseren Quellen oder auch schon im Volksmunde entstellt ist und mit ahd. puoza (emendatio), puozan (emendare), mhd. buoze, büezen, nhd. büssen zusammenzubringen sei. Das „böse Hundert" würde dann das „Strafhundert", das „Gericht der Hundert" oder der „Hundertschaft" bedeuten können. Eher wird man freilich an eine Zusammensetzung mit bosse (iocus, nugae), hd. „Posse" denken müssen. Das „bosse(n)" Hundert würde sich dann als ein Gecken- oder Narrenhundert, sein Gericht als ein Geckengericht entpuppen. Vgl. Grimm, Wörterbuch unter busze, bosse, posse.



Giessener Flurnamen vom Ende des 15. Jahrhunderts.

Von Karl Ebel, Gießen.

In den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N. F. Band 7 (1898) S. 210 f. habe ich ein Zinsregister der Stadt Gießen aus dem Jahre 1495 angezeigt, das in seinem zweiten Teile Fol. 18—21 ein Verzeichnis der Fluren der Gemarkung enthält. Über Zweck und Entstehung des Verzeichnisses giebt die Überschrift Auskunft. Sie lautet:

„Nachdem man nu deszglichen wie obgmelt in der bethe und dem geschossze auch geproch[1]) gehabt und erfunden hait und die namen der velde usz der kunde der luthe und in vergeszs komen, sint dieselben, kunfftige irrung zcuvermyden, deszglichen auch vernuwet und nach bekentlicher frage der eldisten disszer zciit zcun Giesszen, die der velt margken und anwenden noch gewisszens gehabt han, nach dem alten register und buche wie hirnachfulget gesatzt und geordent."

In der Aufzählung ist sodann bei jedem einzelnen Bezirk der Bede-Satz für einen Morgen eigenen Landes und einen Morgen Lehen- oder Pachtlandes angegeben. Hier interessieren uns natürlich nur die Flurnamen und die Grenzen der Bezirke, deren Lage oft genau beschrieben ist. Wenn ich sie hier einer Betrachtung unterziehe, so habe ich zuvor in zweierlei Hinsicht um nachsichtige Beurteilung zu bitten. Erstlich wird meine Untersuchung nicht im strengen Sinne volkskundlich, sondern teilweise historisch sein und zweitens bin ich nicht Germanist von Fach. Läßt sich im ersten Falle mein Vorgehen durch den behandelten Gegenstand selbst rechtfertigen, so bin ich im zweiten ganz auf die Nachsicht der Fachleute angewiesen, wenn ich versuche, einen oder den anderen Flurnamen sprachlich zu erklären.

Das Verzeichnis der Fluren beginnt mit deren Aufzählung im Norden der Stadt und geht im allgemeinen nach Osten—Süden—Westen fortschreitend um sie herum, um endlich wieder am Ausgangspunkte anzulangen. Da, wie schon bemerkt, die Lage der geschätzten Felder und Wiesen oft genau angegeben ist und da die ganze Gemarkung durchlaufen wird, so sollte man meinen, daß ein vollständiges Flurnamenbuch vorläge. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Aus einem

[1]) Gebrechen, Mängel.

großen Urkundenmaterial habe ich eine nicht geringe Anzahl von Flurnamen ausgezogen, die im Zinsregister nicht vorkommen. Das erklärt sich aus verschiedenen Gründen. Einmal sind sicherlich zur Zeit der Anlegung des Buches eine Menge alter Namen in Vergessenheit geraten gewesen; die neue Aufzeichnung sollte ja auch dem weiteren Vergessen Einhalt thun. Sodann sind ebenso viele Namen, wahrscheinlich noch viel mehr, erst im Laufe der späteren Jahrhunderte aufgenommen, haben andere ersetzt, oder sind nur neue Formen alter Namen, aber so verändert, daß diese heute kaum wieder erkannt werden. Endlich giebt das Verzeichnis thatsächlich nicht alle damals bekannten Namen. Es scheint große Bezirke von gleicher Beschaffenheit des Bodens unter ihrer gemeinsamen Bezeichnung zusammenzufassen und nur die äußersten Grenzen anzugeben. Namen, die ich in gleichzeitigen Urkunden fand und die heute noch bekannt sind, wie z. B. „am Rosenkranz", fehlen im Zinsbuch. Andererseits wieder fehlt der gemeinsame Name großer Striche und es treten nur die Teilbenennungen auf, wie z. B. der schon 1310 vorkommende Name der Stefansmark nicht genannt wird, während ihr Gebiet beschrieben ist. Hier scheinen Fluren von centraler Lage zum Ausgangspunkt der Beschreibung genommen worden zu sein. Indessen ist das Verzeichnis gerade dadurch, daß es die Fluren in einer bestimmten Reihenfolge aufzählt und Lagebeschreibungen giebt, eine brauchbare Grundlage für eine historische Flurkarte der Gemarkung Gießen. Im folgenden will ich u. a. versuchen, die Lage der alten Gewanne und ihre Bezeichnungen mit denjenigen der heutigen zu vergleichen [1]). Es ist das nicht ganz leicht, da seit der neuen Parzellenvermessung die neuen Fluren gänzlich von den alten verschieden sind und sich die Gewannbezeichnungen — wenn auch in geringem Maße — verschoben haben [2]). Hoffen wir, daß die bevorstehende Feldbereinigung nicht allzuviel Verwüstung in unserer glücklich geretteten Überlieferung anrichten möge.

Swartzelache; in der **swartzen lachen 1484**. Der Name bedeutet schwarze Pfütze, schwarzer Sumpf. Die abfließenden Gewässer zeigen wie überall im sumpfigen Alluvialboden dunkele Färbung. In der Gemarkung finden sich noch öfter Bezeichnungen für sumpfige Stellen.

---

[1]) Ich beschränke mich nur auf die Flurnamen des Zinsbuchs und behalte mir vor, später einmal die aus anderen Quellen bekannten zu behandeln.

[2]) Herrn Stadtgeometer Wißner spreche ich an dieser Stelle gern meinen verbindlichsten Dank aus für die große Liebenswürdigkeit, mit der er mir sein Kartenmaterial zur Verfügung gestellt und mich auch sonst durch Rat und That kräftig unterstützt hat.

Eine Oberlach haben wir als Bachnamen im Stadtwald nahe der Wiesecker Gemarkungsgrenze und das Zinsbuch verzeichnet eine Lache jenseits der Lahn in der Nähe der Hardt (s. u.). Die Schwarzlach nimmt den größeren Teil der heutigen Flur 2 ein zwischen Marburger Straße — Nord-Anlage — Eder-Straße — Main-Weser-Bahn bis hinter den Viadukt und von da wieder hinüber zur Marburger Straße. An sie schließt unmittelbar im Norden an:

Am Rode. 1438, 1484; am Roth 1629; heute „auf dem Rodt". Hierher gehört auch die Bezeichnung „an deme Rodenstruche gein Wiske unter der warte" (1379), dagegen nicht die „Rodern im Wisker walde" (1377) und das „Roderfeld", das 1481 zusammen mit dem Stelzenmorgen genannt wird. Nach der Flurkarte ist „auf dem Rodt" nur ein ziemlich schmaler Streifen in Flur 22 zwischen Bahndamm und Marburger Straße, im Volksmunde jedoch wird die ganze dahinter (nach N.) liegende, von der Bahn durchschnittene Höhe (die Gewanne „vor der Warte", „auf der Warte" und „am Rain hinter der Warte") der Rodberg genannt. Am West- und Nord-Abhang des Rodbergs lag das

Acksteder velt. Die Erinnerung an ein Dorf Ackstadt oder Achstatt ist im Volke gänzlich geschwunden, dem Kundigen zeigt hier nur der Asterweg eine Spur. J. Kraft hat in seiner Geschichte von Gießen (1876) die Lage des Ortes zu bestimmen versucht (S. 40 ff.) und dort alle ihm bekannten urkundlichen Erwähnungen angeführt[1]). Seine Citate aus dem Zinsregister von 1553, das ich vergeblich im städtischen Archiv gesucht habe, stimmen ziemlich mit den Angaben des älteren Zinsbuches überein. Die letzteren lauten: „im Acksteder velde den holnweg ab hin bisz an das leychenauwer landt", dann: „... [die ganszweyde] jhensit der Lone gein Ackstadt uber", endlich: „... den Huchelheymer wegk uff bisz an die weyde den holtzwegk uff bisz an den alden Acksteder furth uff die Lone ..." Außerdem erwähnt das Zinsbuch (Fol. 10 b) eine Asterpforte[2]). Das Zinsregister von 1553 bezeichnet die Lage zwischen der Schwarzlach und Im Rode als Asterfeld. Darnach hat Kraft die Lage des Ortes vor dem Rodberg annehmen zu müssen geglaubt. Das Zinsbuch von 1495 führt dasselbe Feld hinter „Im Rode" auf. Daraus folgt, daß auf die

[1]) Die noch von Wagner, Wüstungen d. Gr. Hessen, vertretene Legende von einem Ort Astheim ist längst abgethan.

[2]) Der von Kraft a. a. O. S. 42 citierte Achsteder Weg lag nicht in Gießener, sondern in Wiesecker Gemarkung.

Reihenfolge, in der die einzelnen Feldlagen in den Zinsbüchern auftreten, nicht allzuviel Gewicht zu legen ist. Sicherer führen uns die Lagebeschreibungen. Der Hohlweg ist in Flur 27 zwischen Lahn und Bahnkörper in der Nähe des Felsens zu suchen, wo es heute noch „gegen die Hohl" heißt. Hier also begann das Achstädter Feld und ging bis an das „leichenauer Land", die Lichtenau. Achstadt selbst aber lag der Gänsweide gegenüber. Diese bildet auf der linken Seite der Lahn in Flur 26 die äußerste Gewann nach der Launsbacher Gemarkungsgrenze zu, am jetzigen Launsbacher Steg. Achstadt kann also nicht, wie Kraft annimmt, am Südwest-Abhange des Rodberges, sondern muß am Nordwest-Abhange dieser Höhe gelegen haben. Daran macht mich auch nicht die Bestimmung der alten Achstädter Furth irre, die allerdings ungefähr der Gabelung der Straßen nach dem Rodberg und nach dem Felsen gegenüber, also in der Nähe des Bahnviaduktes zu suchen ist. Sie war eben nur die Furth, durch die man etwa von Kroppach nach Achstadt gelangte, oder kurzweg Furth in der Achstädter Gemarkung. Denn das ganze Feld von der Stadt zwischen Lahn und Marburger Straße bis zur Gemarkungsgrenze hat ehemals zur Achstädter Gemarkung gehört, ja diese erstreckte sich noch über die Lahn hinüber. Dort lag, wie Kraft wohl richtig vermutet, zwischen Lahn und Wismarer Weg die Gemeinweide von Achstadt (vgl. Kraft a. a. O. S. 42 und die dort citierten Stellen). Daß aber am Nordabhang des Rodbergs eine sehr alte Ansiedelung gewesen ist, beweisen die gelegentlich der Friedhofsanlage dort gemachten Funde, die Herr Hauptmann Kramer im Fundbericht des Oberhess. Geschichtsvereins (1902) S. 89* ff. beschrieben hat.

Die beiden ältesten Formen des Namens finden sich in einer Lorscher Schenkungsurkunde vom J. 817 (cod. Laur. dipl. III p. 36 Nr. 3144 und p. 252 Nr. 3730) und lauten Hahenstat und Haggenstat. Später, im 14. Jahrh., tritt die Form Achstat auf und unser Zinsbuch hat die drei Formen Achstatt, Astetter (Furth) und Aster(pforte). Die Entstehung des Namens aus Hag oder aus ahd. habuh = Habicht wie in Hachenbach (Arnold S. 328) ist unmöglich. Sollte da nicht eine Deutung aus ach = Wasser anzunehmen sein, zumal der Ort an der Lahn lag?

Die Ganszweyde ist, wie wir sahen, die äußerste Gewann der Gemarkung am Launsbacher Steg. Sie wurde ehemals durch die Lahn in zwei Hälften geteilt. Zum Beweis führe ich den ganzen Eintrag hier an:

Ganszweyde.

Item eyn morge eygens in der Ganszweyde jhensit der Steynkuten fyer margk.

Item jhensit der Lone gein Ackstadt uber eyn morge eygens funff margk lehen halb so vil.

Ein Teil lag demnach hinter der Steinkaute, dem heute sogen. Felsen, der andere jenseits der Lahn. Das wäre unmöglich, wenn die Lahn zu jener Zeit nicht an dieser Stelle einen anderen Lauf gehabt hätte. Ihr altes Bett zeigt der Name der vor der Gänsweide in Flur 26 liegenden Gewann „am alten Lahnfluß“ an. Ich vermute, daß der Fluß den Bogen, den er vom Eintritt in die Launsbacher Gemarkung bis dahin, wo er weiter östlich wieder die Gießener Gemarkung berührt und ihre Grenze bildet, nicht gemacht hat, sondern daß er von der letztgenannten Stelle in gerader Richtung nach dem Felsen geflossen ist [1]).

Die Leychenauwe. **Lechinauwe 1347; leichinauwer weg** und **leichinauwer wesin 1375; Leychenauwe 1477; Lechenauwe am dypwege**[2]) **1484; Leychenau 1579; Lichtenau 1629; Leychenaw 1637.**

Kraft (a. a. O. S. 20) hält die L. für einen Kampfplatz, indessen ist sie ebensowenig eine Aue der Leichen [3]), wie eine lichte Aue. Der Name ist wohl als trockene, rissige Aue (lech) zu erklären. Ihre Lage, die an dem aus diluvialem Schotter bestehenden Rodtberge beginnt, deutet darauf hin. Vermutlich hat in ältester Zeit nur ein Teil des ausgedehnten, sich auch in der Lahnniederung ausbreitenden und daher keineswegs trockenen Bezirks, eben der Teil am Rodtberg, diesen Namen geführt. Ob die von Karl Bernbeck aus der Gießener Amtsrechnung von 1629 ausgezogene Stelle „in Leth beim Schefferborn“ auf die Lichtenau zu beziehen und der Name nach B.'s Vermutung in Lethenau zu berichtigen ist, möchte ich bezweifeln.

---

[1]) Der alte Lahnlauf, von dem Kraft a. a. O. S. 54 Anm. 14 spricht, ist mehrere hundert Jahre älter.

[2]) Heute: Diebsweg, eigentlich tiefer Weg; trotzdem der Galgen in der Nähe war, hat der Name nichts mit Dieb zu thun. Der Weg kommt von Wieseck und endet heute an der Marburger Straße, nur die Flurkarten benennen so auch noch seine Fortsetzung auf der anderen Seite der Straße.

[3]) Das in der L. liegende „Römersloch“ bedeutet zweifellos Wald eines Mannes namens Römer. Dieser Name ist schon im 15. Jahrhundert in Gießen sehr häufig.

Die Lichtenau erstreckt sich weit durch die Fluren 22, 23, 24, 25 und 27, im ganzen um den Mittelweg[1]) zu beiden Seiten des Bahnkörpers von der Launsbacher bis zur Wiesecker Gemarkungsgrenze.

Der Name der **Margk** ist heute verschwunden, ich habe ihn auch nur noch einmal gefunden: „vur der marke" 1347 (Wyß, Hess. Urkundenb. I, 2 S. 553 Nr. 814). Die M. lag vermutlich an der Gemarkungsgrenze gegen Wieseck, denn es folgt gleich darauf das

Wisckerfelt und das **Eygen rott**, ein großer Bezirk gleichartigen Bodens, dessen Lage so beschrieben wird: „im Wisckerfelde und dasz Eygenrott und von dem Wisckerfelde und Eygenrode ane bisz an dasz Acksteder velt, auch jhensit und herwirth der Warthe zcu der stadt zcu. Es ist also alles Land um die Wiesecker Kreisstraße, ein Teil der Philosophenwald-Wiesen bis an die Eichgärten, sodann das Land zwischen der jetzigen und der alten Marburger Straße unterhalb des neuen Friedhofs (wo das Achstädter Feld begann) bis zur Stadt.

Das Eygenrott deckt sich nicht ganz mit den heutigen „Eichgärten". Der Name der Flur hat sich nach der Stadt zu verschoben, denn der mitgeteilten Beschreibung nach ist das Eygenrott mehr in der Nähe der Wiesecker Grenze (in Flur 20) zu suchen. Die dort liegenden Striche der „Eichgärten" sind der Rest jener alten Flur. Das Zinsbuch selbst hat Fol. 14a die Bezeichnung: an dem driebe under den eychen und dieser Teil der Eichgärten wird in dem Gießener Flurbuch des 18. Jahrhunderts „unter den alten und neuen Eichen" und auf der dazu gehörigen Karte „hinter den Eichen", auf unserer heutigen Flurkarte „Eichgärten unter den neuen Eichen . . ." genannt. Von älteren Bezeichnungen führe ich nach Bernbecks Auszug als sicher hierher gehörig nur diejenige der Gießener Amtsrechnung vom J. 1629 „in eigen röbern" hier an.

Die Bedeutung des Namens ist hiernach = Eichenrodung.

Die **Warte** habe ich schon oben als den heutigen sog. Rodberg (Flur 22) bezeichnet. Der Name erscheint 1379 und 1483. Die Höhe, von der man ringsum einen weiten Blick hat, eignete sich vorzüglich

---

[1]) Im Süden der Stadt, im Selterspförter Feld, giebt es einen zweiten Mittelweg. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß der eine nur die Fortsetzung des anderen ist. Das dazwischen liegende Stück ist verbaut, doch läßt sich die Verbindung vornehmlich in der Richtung der Main-Weser-Bahn leicht herstellen. Die so gewonnene Linie teilt die Gießer Feldmark in zwei gleich große Hälften. Daher auch der Name.

zur Errichtung eines Wartturms. Später erhob sich hier ein Galgen, der noch auf einem „Plan des . . . Oberamts Gießen" aus etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts eingezeichnet ist. Flurbenennungen wie „Galgenweg" und „bei dem Gericht" in den alten Gießener Flurbüchern bestätigen uns die grausige Stätte. Nahe am Eigenrott lagen die Wiesen

in dem Hamme. Im Hamme, in der Wiscker wiesen und in der Etzer wesen. Unser Zinsbuch unterscheidet drei „Hamme". Außer dem eben genannten den Hamm vor der Neustadt und den Launsbacher Hamm. Der erste der drei lag am Ufer der Wieseck. Die Gießener Amtsrechnung von 1629 hat ihn zweimal: „im Hamb an der Wiessigk" und „im Hamb am Wiessigker Schutz" (Bernbecks Auszüge) und die Flurkarte des 18. Jahrh. hat einen „Hamm-Weg", der in der Au an der Wieseck auf die Oberlach führt. Der Hamm begann vermutlich am Eintritt der Wieseck in unsere Gemarkung und begriff die Gewann in Flur 20, die heute „hinter dem Waldbrunnen an der Wieseck" genannt wird und sich lang am rechten Ufer des Flüßchens hinstreckt.

Hamm bedeutet soviel wie nd. kamp = umzäunter Ort, vorzüglich umzäunte Wiese. Dann aber auch Ufer (rheinisch). Jedenfalls ist hierin der Begriff des Eingeengten und Begrenzten enthalten. (Grimm WB. IV, 308 f.) Der von Grimm angeführte Zuruf hessischer Kinder „ham, ham!" bedeutet zurück. „Ham" wird oder wurde noch vor 15 bis 20 Jahren von Gießener Kindern (d. h. eigentlich nur von den Mädchen) gesagt, um die Anzweifelung irgend einer Mitteilung auszudrücken. Man kann den Ausruf so umschreiben: Halt ein! nimm zurück, was du gesagt hast, ich glaub's doch nicht! Oft bestand er nur in einer tonlosen Bewegung, einem plötzlichen Öffnen und Schließen der Lippen oder einem je nach dem Grade der ungläubigen Entrüstung heftigeren oder leichteren Biß auf die Unterlippe.

Die gleichzeitig mit dem Hamm genannte Etzerwiese ist die heutige Eselswiese, die sich in Flur 19 an der linken Seite des Philosophenwaldwegs gleich hinter dem Gänseacker ausbreitet und mit ihrer schmalen Seite das Wieseckufer in der Nähe der Brücke berührt. Sie wird 1412 Etzenwiese genannt und ihre Größe auf 4 Morgen angegeben. Ob die Angabe von 1364 „**zwo wiesin gelegin vor dem Etztinstruche vor der Gyezener margke**" hierher zu beziehen ist, bleibt ungewiß, ist aber nicht unmöglich. Dann wäre die „margk" die in unserem Zinsbuch zwischen der Leichenau und dem Wiesecker Feld aufgeführte Flur.

Die Etzerwiese hat ihren Namen von einem Personennamen Ezzo, nicht von etzen, atzen = weiden (vgl. Buck, oberdeutsches Flurnamenbuch S. 62).

Urssenheym, uff der Urssenheym. Die Lage dieses ausgegangenen Ortes hat zuerst Herr Pfarrer Röschen im 5. Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Localgeschichte S. 83—86 richtig bestimmt. Herr Professor Gundermann hat sodann kürzlich in dem oben angeführten Fundbericht S. 94* ff. umfangreicheres Material zusammengestellt und auf dessen Grund die Grenzen der Siedelung zu umschreiben gesucht. Indem ich auf diese Ausführungen verweise, beschränke ich mich auf die Mitteilung mir bekannt gewordenen weiteren Materials.

Die neueste Gießener Flurkarte giebt die Bezeichnung „auf der Ursulum" nur einem ganz kleinen Bezirk in Flur 54, der als eigentümliche geometrische Figur an beiden Seiten der Oberlach, wo diese in die Gemarkung Wieseck eintritt, sich hinstreckt; im Westen bildet der Waldrand die Grenze, im Osten stößt die Ochsenwiese an[1]). Die Karten des 18. Jahrhunderts fassen den Bezirk erheblich größer. Tab. 89 begrenzt das auf ihr befindliche Stück „seynd Acker auf der Ursulem" von drei Seiten durch die Lagen „an der Oberlach"; auf der anschließenden Tab. 90 sind sämtliche Lagen bezeichnet „an der Ursulem", „auf der Ursulem". Der „Ursulemer Weg" führt zu diesen Stücken. Das erste Blatt führt als Ganzes die Bezeichnung „Wiesen auf der Au", das zweite einfach „in der Au". Für die Ausdehnung der Flur Ursenheim kann das Zinsbuch von 1495 nicht als Beweis herangezogen werden. Wie ich schon oben (bei Achstadt) bemerkt habe, darf man aus der Reihenfolge der Fluren nicht ohne weiteres auf ihre Lage schließen, auch nicht im vorliegenden Fall, denn sonst würde die damalige Flur Ursenheim bis dicht an die Stadt herangereicht haben. Das Zinsbuch aber verzeichnet nur die Feldfluren, nicht auch die Waldfluren. Deshalb ist hier mit der Bezeichnung Ursenheim nur die Rodung draußen im Wiesecker Wald gemeint. Der Grund, weshalb Ursenheim gerade an dieser Stelle hinter dem Hamm aufgeführt wird, ist der, daß sich die Feldbeschreibung gerade an der Wiesecker Grenze befand und nun die nächste an dieser Grenze gelegene Feldflur, zu der von einer anderen Seite zu gelangen keine Gelegenheit mehr war, mit-

[1]) Die Futtererträge der Ochsenwiese waren den sog. Faselbeständern, d. h. den Bürgern, die die Gemeindebullen hielten, zugewiesen. Daher der Name. Akten im Stadtarchiv.

nehmen wollte. Als dies geschehen war, wandte sie sich wieder nach der Stadt zurück und zwar zu der ihrem Ausgangspunkt zunächst gelegenen Flur.

Von Erwähnungen führe ich an: 1. Giesische wöchentlich-gemeinnützige Anzeigen und Nachrichten vom Jahr 1764 S. 29: „anderthalbe Ruthen Morgen Acker auf der Ursenum“.

2. Jo. Jac. Dillenii Catalogus plantarum sponte circa Gissam nascentium ... 1719, S. 117, 129 u. a.: „ad fundulorum rivulum et margines pratorum Aa et Urselum“.

3. Urkunde Nr. 410 vom Jahre 1678 in der Gießener Univ.-Bibliothek: 1/2 Morgen Wiesen mit dem dazu gehörigen Strauch und Wüstung „auf der Ursulum“.

Daß zu der Form Ursulum das Bestreben, die Laute der Aussprache möglichst richtig wiederzugeben, geführt hat, wie Gundermann meint, ist richtig. In einem Aktenstück betr. die Grenzregulierung zwischen Gießen und Heuchelheim vom J. 1571 (handschr. Kopialbuch der Stadt Gießen II, 374 im städt. Archiv) wird statt Heuchelheim „Heuchlum“ geschrieben, da der Schreiber sich der üblichen Aussprache angepaßt hat. Auch der gelehrte Dillenius hat Urselum nicht für eine lateinische Form gehalten, was wir aus den deutschen Typen ersehen, in denen der Name auf S. 117 und 161 des Catalogus gedruckt ist.

Zur Erklärung des Namens darf vielleicht herangezogen werden, was Buck a. a. O. S. 286 sagt: „Urs-, als Bestimmungswort in der Regel ein Personen-Name. Ursendorf Horsindorf ... In Fluß-Namen fremder Herkunft Urs-ela, Urs-ena u. s. w. Aus der Wurzel ars (fließen).“

Hinder der Burgk (nicht „unter der Burg“, wie der Fundbericht a. a. O. angiebt). Auf der heutigen Flurkarte führt diesen Namen nur noch das Gelände zu beiden Seiten der Moltke-Straße am rechten Ufer der Wieseck. Nach Ritgen im 4. Jahresbericht des Oberh. Vereins f. Localgesch. (1885) S. 56 hießen die damaligen Wiesen hinter dem Kanzleiberg die Gänsäcker „hinter der Burg“. Zweifellos hat ehemals das Gebiet vom Botanischen Garten bis zur Wieseck den Namen „hinter der Burg“ getragen. Diese Burg ist das alte Schloß am Brand, der Garten dahinter hieß der Burggarten und hier in der Nähe stand auch die Burgkirche [1]). Die in den Urkunden oft erscheinende „alte Burg“ darf nicht mit dem alten Schloß verwechselt werden. Mit ihr

[1]) Vgl. den der Ritgenschen Abhandlung beigegebenen Plan d. Festung Gießen 1759.

wurde, wie **Winkelmann**, Beschreibung der Fürstentümer Hessen und Hersfeld, und **Rambach** im Gießer Wochenblatt 1771 berichten, die Burganlage hinter der Stadtkirche bezeichnet [1]).

Hinder dem Spital (nicht „unter d. Sp."). Diese Benennung ist verschwunden; gemeint ist die Gegend, die sich an den Bezirk hinter der Burg nach dem Neuenweger-Thor hin anschließt. Das Hospital muß südlich von diesem Thor gelegen haben, denn auf dem Festungsplan von 1759 heißt eine Befestigung neben der Thorbastion die „Hospital-Redoute".

Man könnte meinen, daß das Spital zu dem auf Fol. 10 des Zinsbuches mehrfach erwähnten „heyligenhuse" in Beziehung stünde, dessen Nachbargelände auch an „hinter der Burg" angrenzt. Dieses „Heiligenhaus" lag vor der Wallpforte; eine Angabe in der Aufzählung der Äcker und Gärten vor dem Wallpförter Quartir lautet: von eym agker hinder dem heyligenhuse uff dem Wiscker steinwege. In der Nähe des Wiesecker Weges an den vorhergenannten Stücken lag sanct Thongis [Antonius] agker an dem gense agker; ferner werden genannt die gerthen zcwischen dem wiscker wege und dem gense agker. Das ist das Gebiet von der Wallthor-Straße bis zur Wiesen-Straße, wobei man zu beachten hat, daß das Wallthor damals nicht an seiner späteren Stelle an den Thorhäuschen, sondern am Lindenplatz sich befand. Die Wetzstein-Gasse lag bereits vor dem Thor [2]). In diesem Gebiet aber darf das Spital nicht gesucht werden. Denn schon der Bezirk „hinter der Burg" wird auf Fol. 14 zu den Gärten und Äckern vor der Selterspforte gerechnet. Der nach ihm genannte Bezirk „hinter dem Spital" wird bei der nun einmal im allgemeinen von der Flurbeschreibung eingehaltenen Richtung nicht in einem eben verlassenen Gelände-Abschnitt gelegen haben. Zudem ist das nach dem Nahrungsberg zu gelegene Gelände als unmittelbar an „hinter

---

[1]) Vgl. hierzu **Ritgen** a. a. O. und **Schenk** zu Schweinsberg im Archiv f. hess. Gesch. XIV, 472 ff. u. in Quartalblätter d. hist. Vereins f. d. Großherzogtum Hessen, 1882, Nr. 2 S. 23 f.

[2]) Eine Auseinandersetzung v. J. 1514 zwischen zwei Witwen über Güterstücke gibt darüber Aufschluß: 7 Turnose „... usz einem huisz in Wetzsteins gasszen daselbst vor der waltpforten ... gelegen". Dieselbe Urkunde nennt Haus und Hof „gegen dem kirchoff ober gelegen an der staidt pfordten genannt die waltpforten" (Gieß. Univ.-Bibl. Urk. Nr. 261). Es ist wahrscheinlich, daß dieser Kirchhof mit dem „heyligenhus" in irgend einem Zusammenhange gestanden hat. Das Grimmsche WB. IV, 2, Sp. 840 erklärt Heiligenhaus als Haus, Behälter einer Heiligenfigur. Ein zweites H. lag vor dem Neustädter Thor,

dem Spitale" anschließend ausdrücklich bezeichnet. Der ohne Überschrift folgende Abschnitt lautet:

Item der zcayl daselbs furthan bisz an den Narnbergk und dasz alde feldt under dem Narnberge bisz an desz goltschmits wiesen an die Lysenheyde.

Dieses Gebiet zieht sich im allgemeinen in den Fluren 4, 13, 15 und 16 an der linken Seite des Schiffenberger Wegs hin, von der Grünberger Straße bis zur Oberhessischen Eisenbahn, Linie Gießen—Fulda. Das Alte Feld liegt um den Altenfeldsweg, der von der Kreuzung der Bahnlinie und des Schiffenberger Wegs hinüber zur alten Steinbacher Straße führt, sein Name (1310: **of deme aldinfelde**) deutet auf den ältesten Feldanbau in Gießens Gemarkung hin (vgl. Kraft S. 143).

Der Name des Nahrungsberges hat mit Nahrung nichts zu thun. Ob wir in ihm aber einen wirklichen Narrenberg (vgl. Buck a. a. O. S. 188 f.) besitzen, oder ob er seinen Namen von seiner Gestalt, die einer umgestülpten Narde (= Mulde, Bolle[1]) gleicht, herleitet, wird sich schwerlich entscheiden lassen.

Die **Lysenheyde**, Laisterhaid 1772 (Gieß. Wbl. S. 398), jetzt Laisehaide liegt in Flur 15 rechts vom alten Steinbacher Weg, gleich hinter der Einmündung des Altenfeldswegs (Stein 1405). Zieht man von hier eine senkrechte Linie hinüber nach der Licher Straße, so ist in dem so gebildeten Winkel in Flur 16 am Steinbacher Weg rings von Ackerland umgeben eine Wiese zu finden unter dem Namen „die Wiesenviertel". Ist hier des „Goldschmieds Wiese"? Die Zusammensetzung mit lise-, leise- kommt in vielen hessischen Orts- und Flurnamen vor, z. B. Leisa bei Battenberg, Leiseberg, Liesenhohl, Liesgraben u. s. w. Arnold (a. a. O. S. 130) leitet diese Namen ab von ahd. **lisca** = Farngras, Riedgras (**filix, carex**)[2].

Langenstein. In der Langenstein... Item... daselbs vom schlage an biszs an den hegestruch und an dasz roder landt... Sämtliche Bezeichnungen sind heute noch vorhanden und in dem Gelände zwischen Garten-Straße, Schiffenberger Weg und Bruchgraben

---

[1]) Die Narde oder der Narten ist in Oberhessen gebräuchlich. Vgl. W. Crecelius, Oberhess. Wörterb. II, 621.

[2]) Vgl. Crecelius a. a. O. S. 561: Liesch, Lieschgras. Dosch-Scriba, Excursionsflora für Hessen (3. A. 1888) S. 82 erwähnt eine Carex-Art, **C. stricta Good.** am Klingelfluß, unterhalb des Heegstrauchs.

(Klingelbach) in Flur 4, sodann als Teile der Fluren 11, 13 und 15 zu finden.

„Am Langenstein“ bildet die Ecke zwischen Garten-Straße und Schiffenberger Weg bis zum Stephans-Weg. „Am Alten Schlag“ liegt zwischen diesem Weg und dem Bruchgraben. Die beiden Örtlichkeiten werden meist zusammen genannt. Im Zinsbuch heißt es auch **vom Langensteger schlage und der brugken daselbs, 1501: Langenstener slag.** In der Gießener Amtsrechnung 1629 wird eine Wiese **in der Langen stehen vorm Weyher** genannt. Diese Formen beweisen, daß die heutige Bezeichnung an dem L. falsch ist. Der Name ist nicht von Stein, sondern vielmehr von mhd. **stege**, die Stiege, die Treppe herzuleiten. Der „Schlag“ bezeichnet einen Holzschlag, nicht etwa eine Zollschranke, die an dieser Stelle keinen Zweck gehabt hätte.

Der **Hegestruch** wird das Gelände in Flur 13 zwischen Altenfelds- und Schiffenberger Weg und in Flur 15 zwischen Schiffenberger Weg und Bruchgraben, der die Grenze des Alten Felds bildet, genannt. Die Flurkarten des 18. Jahrhunderts bezeichnen ihn als Höhe-Strauch und wenn man auch heute wieder zur richtigen Benennung zurückgekehrt ist, so findet man doch noch in Flur 15 am Bruchgraben einen Vermessungspunkt als Hohestrauch IV. Rg. bezeichnet. Die Bedeutung des Namens ist klar Strauch, Gebüsch an dem Hag, an der Landhege.

L o t z e l f e l d t. Es wird so beschrieben: **Item vom Langensteger schlage und der brugken daselbs ane bisz an den Schiffenberger wegk und under dem Schiffenberger wege bisz gein Selters an die brucken . . . Item . . . zcwischen dem Leytgester wege und dem Schiffenberger wege, der von Selters dargehet, bisz an den Keulchens grundt.** Am Rande neben dem zweiten Item steht von derselben Hand: **Ulnweg, Craenberg, Craffts heck.**

Der Name des Lotzelfeldes (zu ahd. **luzil** = klein, gering; vgl. Lützellinden) ist verloren, seine Lage aber bestimmbar. In einer Arnsburger Urkunde vom J. 1310 (Baur, Arnsb. Urkundenb. Nr. 384) wird es mit der Stephansmark und dem Alten Felde zusammen genannt: **. . . ex prato sito an der stebinsmarke . . ., ex agro quodam sito imme lutzilfelde, necnon ex altero dimidio agro sito uf deme aldinfelde.** Die erste und die letzte dieser drei Örtlichkeiten sind uns bekannt, die zweite muß, da sie in der Mitte genannt wird, in der Nähe der beiden anderen gelegen haben. Die Richtungen vom Langensteger Schlag nach Westen, Norden sowie nach dem Alten Feld und nach dem Hegstrauch können nicht in Betracht kommen, da sie anderen

Fluren angehören, es bleibt also nur die südwestliche Richtung übrig. In dieser liegen die beiden beschriebenen Geländebezirke. Der erste ist offenbar die Stephansmark, der zweite das Gebiet zwischen Leihgesterner Weg und dem Schiffenberger Weg, „der von Selters dargehet", unter dem wir uns etwa die Verlängerung der Liebig-Straße, den früher sog. obersten Riegelpfad, und dessen sich der Bahnlinie nähernde und in ihrer Richtung verlaufende Fortsetzung vorzustellen haben. Während unser Zinsbuch diese beiden Teile „Lotzelfeld" nennt, bezeichnet jene Arnsburger Urkunde das Lotzelfeld und die Stephansmark als zwei von einander verschiedene Fluren. Ich kann mir diesen offenbaren Widerspruch nur so erklären, daß ich annehme, der Schreiber des Zinsbuches hat unter dem gemeinsamen Namen Lotzelfeld all das Gelände zusammenfassen wollen, das um das Lotzelfeld herum liegt. Daher muß diesem eine centrale Lage zwischen den beiden beschriebenen Teilen zugewiesen werden, also etwa am Riegelpfad von der Ebel-Straße bis zu den Werkstätten der Oberhessischen Eisenbahn.

Wie ich eben schon sagte, ist der erste der unter Lotzelfeld beschriebenen Teile die schon 1310 genannte, im Zinsbuch aber nirgends angeführte, Stephansmark. Sie umfaßt den ganzen Stadtteil vom Schiffenberger Weg bis zur Kreuzung der Frankfurter Straße und der Wieseck zu beiden Seiten dieses Flüßchens. Die erste der beiden angeführten Brücken führte über den Klingelbach (Bruchgraben) vielleicht an derselben Stelle, an der wir heute noch die Brücke am Schiffenberger Weg vor dem Übergang über die Oberhessische Eisenbahn finden; die andere überspannte den Siechbach, der jetzt das Wieseckbett bildet, an der Frankfurter Straße. Hier heißt der Boden zwischen Wieseck und Süd-Anlage bis zur Ecke der Bleich-Straße heute noch: „in der Stephansmark an der Seltersbrücke".

Den zweiten Teil des Lotzelfeldes habe ich schon ungefähr bestimmt. Als seine Grenze wird der uns heute unbekannte „Keulchens Grund" bezeichnet. Wo dieser zu suchen ist, zeigt die Randnotiz „Ulnweg, Craenberg und Craffts Heck". Der Ulnweg (von ahd. ul = Eule, heute Aulweg) schneidet südlich der Schönen Aussicht aus dem Feld kommend den Leihgesterner Weg und endet in dem Riegelpfad an der Oberhessischen Bahn nach Gelnhausen. Er liegt in dem westlichen Teile des beschriebenen Striches. Sodann kommt der Krähenberg, der vermutlich nur ein alter Namen des Ohlebergs in Flur 11 ist, etwas weiter südöstlich am Leihgesterner Weg. In der Nähe des mit dem Aulweg parallel laufenden Ohlebergswegs müssen der Keulchens Grund

und die gleichfalls heute unbekannte Craffts Heck gesucht werden. Hier nämlich endet das zwischen Leihgesterner Weg und dem Schiffenberger Weg, „der von Selters dar gehet“, liegende Gebiet, da in einem der folgenden Abschnitte die anstoßenden Gewanne „Im Rödern“ genannt werden.

Uff dem Sande. Auch dieser Flurname kommt öfter in der Gemarkung vor. Das Zinsbuch verzeichnet auf Fol. 13a vor der Seltерspforte einen „kleinen Sand“ (gerthen ufm clein sande) und Fol. 15a Gärten „uff dem Sande“. Ein „Sand“ findet sich hinter der Schwarzlach am linken Lahnufer und in der Stadt ist die „Sandgasse“ bekannt, ebenso wie der „Reichensand“, der alte Namen der Häuserviertel zwischen Tiefenweg und West-Anlage längs der Bahnhof-Straße. In diesem vermute ich den „Sand“ des Zinsbuches, der mit dem „kleinen Sand“ in unmittelbarem Zusammenhang gestanden haben mag. Die auf Fol. 13a und 15a gekennzeichnete Lage vor dem Seltersthor aber innerhalb bewohnter Stadtteile stimmt mit der Lage des Reichensandes überein. Sodann wird die Bedeutung „Sand“ häufig übertragen auf Flußufer (wofür der Sand an der Lahn als Beispiel dienen kann) und durch den Reichensand ging vor 1530 die Wieseck, die in der Mühlgasse eine Mühle trieb (Kraft a. a. O. S. 51). Endlich schließt sich an dieses Gelände zwanglos an die im Zinsbuch folgende Lage

Uff der gude lude bach bisz an dasz walt landt. Der gude lude bach, auch Siechbach, floß in dem jetzigen Wieseckbett von der Bleich-Straße an bis zur Lahn. Er bildete einst den unteren Teil des Bruchgrabens oder Klingelbaches, der jetzt als Nebenflüßchen der Wieseck in der Löber-Straße einmündet. Der Wiesecklauf wurde bei Erbauung der Festungswerke (1530—1533) um die Stadt in das Bett des Siechbachs geleitet[1]). Seinen Namen hat dieser letztere von dem Leprosenhaus (Siechenhaus), das vor dem Seltersthor stand. Die Gegend zwischen der Wieseck und der Liebig-Straße, der Frankfurter und der Bahnhof-Straße heißt heute noch „am Siechloch“ [2]).

Das „Waldland“ ist eine (Neu-)Rodung vor dem im Süden an die Stadt herantretenden Wald. Es kommt bereits 1314 vor: ...cum

---

[1]) Über den alten Lauf der Wieseck vgl. außer Kraft a. a. O. Rambachs Anmerkungen zu Dieterichs Beschreibung von Gießen im Gieß. Wochenblatt 1771 und Übersicht ü. d. inter. Thatsachen aus d. Gesch. v. Gießen S. 14.

[2]) Vgl. Jahresbericht d. Oberhess. Vereins für Localgesch. 5 (1887) S. 110 f. Die guden lude bei Gießen werden schon 1435 erwähnt. Or.-Urk. im Staatsarchiv in Darmstadt, Abschrift im Kopialbuch d. Stadt Gießen im städt. Archiv.

agro meo sito ante nemus XVI. jugera terre arabilis continente, quae novalia seu Waltlant nuncupantur[1]) (s. unten).

Hierauf folgen

alle agker her heymwirth zcwischen der straisze und dem warth wege gelegen bisz gein Selters.

Die Straße ist die Frankfurter Straße; der Wartweg ist heute heute noch vorhanden und führt von der Leihgesterner Straße aus, der Einmündung der Ludwig-Straße schräg gegenüber, in leichtem Bogen an der Südseite der Schönen Aussicht vorbei. Nehmen wir die Ludwig-Straße als seine ehemalige Fortsetzung nach der Stadt an und gehen von dieser Basis nach Westen, so stoßen wir unmittelbar auf die Stelle, wo Selters begann[2]). Wie auf dem Rodberg, so lag auch bei Selters eine Warte, die, wie jene nach Norden, den Ausblick nach Süden ermöglichte. Beide Warten werden in einer Urkunde von 1484 neben einander erwähnt (Kopialb. I, 575, Or. in Darmstadt), die letztere ausdrücklich als „Selterswarte". Die in diesen Bezirk heute gehörenden Gewanne „im Rodtgarten auf der Hohl und auf der Rodthohl" zeigen wie nahe ehemals hier der Wald herantrat und daß das oben genannte Waldland nicht weit davon, vielleicht in der Nähe der Hoffmann-Straße zu suchen ist.

Etwas entfernt liegt der im Anschluß hieran genannte Bezirk

in den Rodern. Er ist mir nur noch einmal begegnet in der Amtsrechnung von 1629 (Bernbecks Auszüge) neben dem dort „in eigen Rödern" genannten Eichenrott. Diese Übereinstimmung beweist, daß der Name mit Lexer (mhd. Wb. II, 482) von roden (riuten) abzuleiten ist[3]). Arnold (a. a. O. 519 f.) mißt ihm die Bedeutung von Sumpf bei. Der heutige Name „im Rödern", in den Flurbüchern und -Karten des 18. Jahrh. „in Rödern", ruht auf mehreren Gewannen am Leihgesterner Weg hinter dem Ohleberg in Flur 11 und 12. Der an Stein 1286 a abzweigende Röderweg führt mitten hinein. Die Urkunde vom 8. Dez. 1377 (Arnsburger Urkundenb. Nr. 1030), in der die Brüder von Elkerhausen „alle unser rodere, dye wir ligen han yn

---

[1]) Senckenbergische Sammlung rarer und ungedruckter Schriften. Frankf. 1751. IV, S. 244. Vgl. Kraft a. a. O. S. 51.

[2]) Wegen der Lage von Selters und dessen Gemarkung verweise ich nur auf Kraft a. a. O.

[3]) Vgl. a. Weigand im Archiv f. hess. Gesch. VII, S. 250. Die gleichen Namen kommen auch in anderen Gegenden Oberhessens vor. G. W. J. Wagner, Wüstungen im Großh. Hessen I, 318 ff.

Wisker walde by der stad zu den Gissen", verpfänden, bezieht sich auf Rodland im Osten der Stadt in der Nähe des Stelzenmorgens. In einer Zeugenaussage über das Weiden der Wiesecker im Gießener Wald 1481 (Kopialbuch II, 69) wird das „Roderfeld" mit dem Stelzenmorgen und Junker Craft v. Elkerhausens Wald zusammen genannt. Dieses Roderfeld ist auch das „Rodd", das bei der Kriegswiese lag, die wiederum ihren Platz am Trisch am Stelzenmorgen hatte (1438 Kopialb. I, 363 und Amtsrechnung 1629).

Die nächste Lage, der

Meysenbornn, führt uns wieder zur Lahn zurück.

Die Beschreibung lautet: ... von der guden lude bach under der strassze bisz gein Selters und dasz velt von Selters bisz uff den Wolffurt... Am Rande: Wolffurt imme Selters. Auch hier wird der Mittelpunkt einer Lage angenommen und um ihn das Gelände von der Wieseckmündung lahnabwärts bis in die Nähe des Heßler beschrieben. Die „Straße" ist wiederum die Frankfurter Straße, die als östliche Grenze gilt. In dem Winkel, den sie mit dem Siechbach bildet, hat Selters gelegen; das Gelände, das sich von hier nach Süden erstreckt, ist der südlichste Teil des Feldes von Selters, das an dieser Stelle zum letztenmale in der Flurbeschreibung genannt wird. Aus den früheren Lagen haben wir gesehen, daß es sich im Norden bis gegen die Stadt Gießen und im Osten bis in die Stephansmark erstreckte. Im Westen ging es über die Lahn hinüber (Wenck II, Urk.-B. Nr. 985). Da unser Zinsbuch die Erneuerung eines alten damals vorhandenen Buches ist, so zeigt uns die Flurbeschreibung, daß die ganze Gemarkung Selters wenigstens schon im 15. Jahrhundert vollkommen in der Gießener Gemarkung aufgegangen war.

Die Stelle der Wolfsfurt läßt sich unschwer bestimmen, da im folgenden Abschnitt der Heßler als an ihr beginnend bezeichnet wird. Hinzu kommt, daß jenseits der Lahn in Flur 39, die von dem Fluß durch einen sich weit hereinschiebenden Zipfel der Gemarkung Heuchelheim getrennt wird, mehrere Gewanne heute noch „am Wolfsfort" heißen. Die Grenze zwischen Gießen und Heuchelheim wurde an dieser Stelle 1571 festgestellt (Kopialb. II, 374) und dabei die Wolfsfurt an der Hohlen Eich als nördlichster Strich bezeichnet[1]). Den rechtslahnischen Gewannen „am Wolfsfort" ziemlich genau gegenüber, wo der Wetzlarer Weg dem Lahnufer am nächsten kommt, muß die Wolfsfurt gewesen sein.

[1]) Vgl. auch Kraft a. a. O. S. 58, der erst im 17. Jahrhundert die Grenzstreitigkeiten beginnen läßt.

Zur Bestimmung der Lage des Meysenborns selbst muß sein Name zu Hilfe genommen werden. Herr Professor Wilhelm Horn[1]) vermutete, daß die Bezeichnung ursprünglich „am Eisenborn" gelautet hätte. Abgesehen davon, daß derartige Zusammenziehungen nichts Ungewöhnliches sind, wie z. B. Myben aus „zu dem Yben", Meiches aus „zum Eiches" (vgl. Schenk zu Schweinsberg im Archiv f. hess. Gesch. XIV, 419, 432) entstanden sind, so wird die Vermutung zur Gewißheit dadurch, daß wir an der Grenze der Fluren 6 und 8 zwischen Wetzlarer Weg und Main-Weser-Bahn eine Gewann finden, „am Wetzlarer Weg im Eisenfeld" genannt. Hier ist auch die Stelle des Eisenborns.

Wenig weiter südlich liegt uns allen wohlbekannt der

Heyseler. Von dem Wolffurt dasz Heseler (so!) bisz an die lantwher. Der (richtiger das) Heßler ist heute die kleinste Flur (40) der Gemarkung; im Jahr 1495 mag sie größere Ausdehnung besessen und einen Teil der Flur 8 mit umfaßt haben. Die Landwehr, bis zu der sie sich erstreckte, ist heute noch vorhanden. Sie zieht als Flutgraben ziemlich in der Mitte der Flur 8 zwischen Bahnkörper und Wetzlarer Weg senkrecht auf den die Gemarkungsgrenze bildenden Bachweg und schützte das Gießener gegen das Kleinlindener Feld. Arnold (a. a. O. 144) führt eine Anzahl Orte mit dem Namen Heßler auf, den er teils von Haso, teils (wie auch den Ortsnamen Heisede) von agſ. hese = frutectum ableitet. Da wir hier die Form „Heyseler" haben, dürfen wir die letztere Ableitung für unseren Heßler in Anspruch nehmen, zumal der ganze Ort heute noch ein wundervolles frutectum aufweist.

Es schließt sich an die

Megerszheimer auwe uszwendig der lantwher. Im Jahre 1257 wird in Verbindung mit Selters ein Ort Mezerheym genannt (Wenck II, U.-B. Nr. 156), der mit Kraft (a. a. O. S. 34) als unser Megersheim anzusehen ist. Ein Rudolf von Meygirsheim, Burgmann in Lich, wird 1302 (Arnsb. U.-B. Nr. 302) und der Zehnte zu Megersheim 1397 (Guden cod. dipl. V, S. 264) genannt. Kraft hat die Lage des Ortes als unbekannt bezeichnet, durch unsere Flurbeschreibung erfahren wir, daß seine Gemarkung unmittelbar an die von Selters angrenzte, denn die Landwehr ist der Flutgraben in Flur 8. Zwischen diesem und dem Wetzlarer Weg heißen heute noch einige Gewanne „in der Au", aber hier zeigt es sich, wie Flurnamen sich verschieben können,

[1]) dem ich für manche freundliche Auskunft dankbar bin.

da die Megersheimer Au auswendig der Landwehr, also zwischen dieser und dem Mittelweg oder dem Bahnkörper lag. Die hier sich ausbreitende ziemlich große Gewann hat heute einen ganz indifferenten Namen, sie heißt „in den Gräben zwischen Mittelweg und Flutgraben". Der Ort Megersheim, dessen Name von Meginher herzuleiten sein wird, hat vermutlich ein wenig südlicher in der Gemarkung Klein-Linden gelegen.

Im Ham vor der Nuwenstat. Diese Gegend ist heute noch wohl bekannt. Sie erstreckt sich am linken Lahnufer vom Neustädter Thor bis zur Wieseckmündung. Der im Jahre 1379 genannte Hamm (Hess. Urk. v. Baur I, Nr. 1118) ist hierher zu beziehen. 1424 wird erwähnt „uff dem hamme vor der Nuwenstad" (Kopialb. I, 352). Vgl. oben S. 119.

Die Beschreibung wendet sich jetzt dem rechten Lahnufer zu und beginnt dort mit

Holdeneych und Langeneych. Die beiden Bezeichnungen stehen untereinander und unter ihnen die Worte wy diszs, aber so eng zusammengeschrieben, daß sie für ein Wort gelten können. Ich kann mir nichts anderes denken, als daß durch diese beiden Worte die Holdeneych und Langeneych als ein Bezirk gekennzeichnet werden sollten. Er wird so umschrieben: in der Holdeneych den Langeneycher wegk bisz an dasz gemeyn weyde und da herumb bisz uff die nuwen weyde und den Croppecher wegk herusz bisz uff die Lone... Die Holdeneych ist unschwer als die heutige Gewann „auf der Hohleich" in Flur 38 zu erkennen. Sie wird umschlossen von dem Weg hinter der Pulvermühle bis zum großen Grasweg an Stein 2088, dann von diesem in westlicher Richtung bis zu Stein 2062. An der nördlichen Seite liegen die Gewanne „Leimenkaute" und der der Rodheimer Landstraße parallel laufende Feldweg, vom Volk (nach mündlicher Auskunft eines alten Bauern) der „alte Steinweg" genannt, den ich für den Kroppacher Weg halte. Nach dieser Bestimmung muß der Weg hinter der Pulvermühle, der jetzt Hohleichweg heißt, ehedem der Langeneicher Weg geheißen haben. Die gemeine Weide ist in der heutigen kleinen Weide an Stein 2088 beginnend zu erblicken und die neue Weide liegt der Mündung des Graswegs in den alten Steinweg gegenüber jenseits der Rodheimer Straße. Zu dem eben beschriebenen Bezirk gehört folgendes Gelände: den wegk hinabe vom gemeyn weyde zcum Wolffurt zcu bisz an den graszeichten wegk, der auch von der gemeyn weyde gehet, bisz uff die lantwher. Wir begeben uns zurück an den Schnittpunkt des Langeneicher Wegs mit der Heuchelheimer Grenze

bei Stein 115, gehen an der Grenze entlang zur Lahn, die von hier ab die südliche Grenzlinie des Heuchelheimer Gemarkungszipfels bildet, und an der Lahn abwärts bis zur Wolfsfurt. Der „graseichte" Weg, der heute noch ein richtiger grasiger Weg ist, läuft noch ein Stück an der nördlichen Grenze des Heuchelheimer Zipfels in einem Abstand von 300—500 Metern von der Lahn mit dieser fast parallel. Den südlichen Abschluß des umschriebenen Geländes bildet dann die Landwehr. Dieser Teil der Heuchelheimer Gemarkung ist es, der erst 1571 von der Gießener losgelöst wurde. Ich setze die betreffenden Stellen des Grenzfestsetzungsprotokolls vom 10. Aug. 1571 (Kopialb. II, 373 ff.) hierher: „Erstlich nachdem ein ehrbahrer Rath dieser Statt jensitt der Lahne hinabgegangen bis an [den] Grasweg, so nach Heuchlum stößt, und Wilhelm Klingrissen Acker, daran der gros Grab zwieschen dem Weg und dem Acker ist, des Orts haben die Heuchlumer gestanden, und haben ein Parth der andern einhelliglichen erclert, daß an demselben Graben der Heuchlumer Schutz angehe, nemlich gegen der lincken zur Lahn zu genant hohlen Eich, und Wolffort zu nechst an der hohlen Eich.... Und tragt sich diesser Schutz am vorgemelten Grasweg hinaus zu Heuchlum zu biß da derselb Weg windet an des Rentmeisters Acker oder Gerlach Ebels Graben, biß an die Landtwehre. An der Landtwehre hinuff zur lincken Handt Heuchlumer Schutz, zur rechten jensit der Landtwehr Gießer Schutz. Es gehöret aber die Landtwehr allein jehn Gießen, welches die Heuchlumer selbst gestehen...." Unter der Landwehr versteht das Volk heute die Kroppach (mündl. Auskunft eines älteren Heuchelheimer Landwirts), die von Westen her mit der Rodheimer Straße parallel laufend die Straße Heuchelheim—Gleiberg schneidet, dann sich in scharfem Bogen südwärts wendend quer durch die Rodheimer Straße der Lahn zueilt und durch ihren Lauf Flur 39 in zwei ungleiche Teile teilt. In dem westlichen dieser Teile aber befindet sich ein im Zickzack gehender Graben, der wohl die eigentliche in dem Protokoll und auch im Zinsbuch vielgenannte Landwehr ist.

In der Flur 39 haben wir dann noch die folgenden Lagen

S i t r u s z und **B o n k a m** zu suchen. Beide sollen sich an die gemeine Weide anschließen: **von der niddersten gemeyn weyde die Sytrusz herumb und den Bonkam bisz an die nuwen weyde.** Die auch sprachlich rätselhaften Namen[1]) sind verschwunden, das durch sie

[1]) Ob Bonkam mit bon soviel wie Baum zusammenhängt (vgl. Buck a. a. O. S. 33) oder mit einem Personennamen? 1484 wird der in der Nähe gelegene „**Rosencrantz, der B o n h e n s gewest ist**", genannt. Kopialb. I, 576.

bezeichnete Gelände liegt in der genannten Flur am großen Grasweg zwischen der kleinen Weide und der Rodheimer Straße. Die heutigen Gewann-Namen sind: „Am Wolfsfort“ oder „Seilers“ [1]) genannt, „Ohnweit des Wolfsfort“, „In den Gräben“, „Am Rosenkranz“, „Die krumme Gewann am Gießer Pfad“, nnd „Unter der Rodheimer Straße am Gießer Pfad“.

Es folgt nun Gelände uszwendig der lantwher und in der Swende an dem Huchelheymer velde. Die Swende heißt in dem (verlorenen) Zinsbuch von 1553 „Schwende“ (Kraft a. a. O. S. 39), heute „in der Schwemme“ und ist der Name mehrerer Gewanne in Flur 39 zwischen der Kropbach und der Heuchelheimer Grenze. Swende ist soviel wie Rodung. Buck (a. a. O. S. 252: Schwand) nennt es Rodung ohne Auswerfen der Baumstämme, im Gegensatz zu reuten, während es Lexer (mhd. WB. II, 1358) gleich reuten setzt.

Die nächste Lage

uff dem Hegeheym gehört jetzt in die Gemarkung Heuchelheim. 1340 wird ein Rudolf aus Hegeheym als Zeuge genannt (Arnsb. U.-B. Nr. 686 S. 435). Das Zinsbuch von 1553 hat „uff dem Hegum, zu der Heuchelheimer Mölen jenseit der Landwehr“ (Kraft a. a. O. S. 39). Heute heißt die Gegend um den Windhof „am Hegum“ (mdl. Auskunft eines Heuchelheimer Landwirts). Dort lag also ehedem nicht weit von Kropbach [2]) ein Ort Hegeheim, dessen Namen bedeutet = zu dem mit einem Zaune (Hege) umgebenen und geschützten Wohnsitze (Weigand im Archiv f. hess. Gesch. VII S. 291).

Nordöstlich von Hegeheim über Kropbach beginnt die Lage

uff der Hart, die jedem Gießener wohl bekannt ist. Hier wurde bis in das 17. Jahrhundert Wein gebaut, wovon die Gewannbezeichnungen „in den Wingert“ und „Sacke Wingert“ noch Kunde geben. Der Name „Hart“ ist in Deutschland häufig. Er bedeutet fester Sandboden, Trift, Weide, aber auch Wald (Lexer I, 1189).

Lachen, Weyde, Schaffstal. Zcwischen der Lachen, der Weyde, dem Schaffstall und der lantwher. Der erste der drei Namen ist verschwunden, die Weide (= große Weide) und der Schafstall sind Gewanne in Flur 37; in der auch am Heuchelheim-Gleiberger Weg die Landwehr zu finden ist. Ferner: Zcwischen der Lachen und

---

[1]) Möglicherweise ist aus Sitrusz allmählich „Seilers“ geworden. Trusz = trusch, Triesch?

[2]) Kraft a. a. O. S. 37 ff. verlegt diesen Ort mit Recht an das Knie der Kropbach zwischen das Flüßchen und den Hardberg.

der Croppecher weyde bisz an den Gliperger path und den holtzwegk. Gleiberger Weg und Holzweg bilden mit dem Weidweg als Basis in Flur 33 ein Dreieck, das von Gräben vielfach durchschnitten, vielleicht die Stelle der „Lache" ist. Die Kropbacher Weide ist sicher die unterhalb des Weidwegs in Flur 34 liegende „Koppelhuth", das Gelände um den Hardthof. Wie schon die letzten Namen, so bieten auch die folgenden ohne besondere Überschriften aneinander gereihten Flurbeschreibungen geringen Anlaß zu Bemerkungen. Ich kann mich daher auf ganz kurze Zusätze beschränken.

Uszwendig des Gliperger phades bisz an den Crofftorffer und an den holtzwegk: umfaßt die ganze Flur 32 und die angrenzenden Teile der Fluren 33 und 29.

Den Huchelheymer wegk uff bisz an die weyde, den holtzwegk uff bisz an den alden Achsteder furth uff die Lone herheymwerth. Am Rande: Werther, Astetter furth. Jetzt Teile der Fluren 33, 28 und 29. Der Heuchelheimer Weg, der hier gemeint ist, könnte die ehemals östlichste Strecke der jetzt im Felde zwischen den Fluren 34 und 37 verlaufenden Fortsetzung der Heuchelheimer Straße sein.

Den Crofftorffer wegk uff die Auwe bisz an die Seebach und bisz uff die Lone und

uszwendig der Seebach geyn Lunspach. Diese Bestimmungen führen uns außerhalb der Gießener Gemarkung. Die Seebach treibt die Seemühle am Fuße des Gleibergs und geht bei Launsbach in die Lahn. Die Aue ist noch auf den Flurkarten des 18. Jahrhunderts verzeichnet, auf den heutigen nicht mehr. Um die Stadt herum lagen, wie wir sahen, mehrere Auen. Welche von diesen in den Urkunden, in denen der Name vorkommt, jedesmal gemeint ist, läßt sich daher nur dann sagen, wenn eine genauere Bezeichnung hinzugefügt ist. Diese Aue ist die 1511 genannte Aue am „Gliperger phade" (Kopialb. I, 725).

Zcwischen der Nuwensteder brugken und dem where. Die Lage ist ohne weiteres klar. Die alte Lahnbrücke lag unterhalb der heutigen.

Uff dem Gartfelde umfaßt das Gelände auf dem linken Lahnufer von der Brücke bis zum Edergraben, im Osten begrenzt von der Nord-Anlage vom Viadukt bis zur Eder-Straße. Noch vor wenigen Jahren wurde der Name amtlich gebraucht.

Uff dem Lunspecher Hamme. Auch diese Gegend liegt außerhalb unserer heutigen Gemarkung. Der Launsbacher Hamm ist der dritte seines Namens. Seine Lage ist unbekannt, aber doch an der Lahn nach der Badenburg zu, denn es schließt sich an:

wasz rodelandt und in dem Burgkartstruche und da umb here in der ardt bisz uff die Wiscke gelegen ist und endlich

wasz umb die Badenburg liit und in dem Clettenberge.

Diese Strecken sind gleichfalls heute nicht mehr zur Gießener Gemarkung gehörig, ein Beweis, daß die Gemarkungsgrenzen keineswegs so unverrückt festgehalten werden, wie vielfach angenommen worden ist.

Die beiden letzten Lagen ziehen sich in großem Bogen um die nordöstliche Grenze unserer Feldmark herum. Die Lage Rodland um den Burkartstrauch ist jedenfalls identisch mit der oben S. 115 angeführten 1379 genannten Lage an deme Rodenstruche gein Wiske under der Warte, ohnweit des Rodberges.

Der Klettenberg war ein Hof an der Wismarer Brücke. Die an der Gießener Grenze liegenden Teile der Wismarer Gemarkung heißen jetzt noch Klettenberg (Kraft a. a. O.). Die Loslösung jener Strecken von der Gießener Gemarkung hat heute noch die merkwürdige Wirkung, daß sie zwar zu der Gemarkung eines preußischen Ortes, aber dennoch zum Großherzogtum Hessen gehören.

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch die Gießener Feldmark angekommen. Name und Lage mancher alten Flur sind uns unbekannt geblieben, manches konnte nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit gedeutet werden. Ich würde mich freuen, wenn mir von feldkundigen Freunden unserer Vereinigung recht viele Aufklärungen zugingen. Auf die Bedeutung der Flurnamen für Geschichte und Volks- und Landeskunde hat Herr Prof. Horn in den Blättern 1899 Nr. 6 eindringlich aufmerksam gemacht. Möchte auch die vorliegende kleine Arbeit dazu beitragen, das Interesse für diese Seite unserer Forschungen zu wecken.



Aus der Kinderstube.

Von R. Wünsch, Breslau.

Unser Kind hat sich beim Spielen den Finger geklemmt oder empfindet einen anderen Schmerz in seinem kleinen Körper. Weinend läuft es zu der berufenen Trösterin, der Mutter, die den Schaden bedachtsam untersucht und die Schmerzen, wenn sie nicht allzuschlimm sind, mit einem Hausmittelchen zu stillen weiß. Sie bläst auf das verletzte oder kranke Glied und sagt zum Kinde: „Guck, da fliegts!“ Die

Krankheit ist fort, „wie weggeblasen“, und der Frohsinn der Kinderseele wiederhergestellt.

Über Entstehung und Bedeutung dieses Brauches nachzugrübeln, scheint auf den ersten Anblick nicht der Mühe zu lohnen. Man bläst eben die Schmerzen weg, wie man ein Stäubchen wegblasen würde, was ist da weiter? Aber wie kommt man darauf, diese Schmerzen, die doch eben keine äußerlich sichtbaren Stäubchen, sondern etwas Innerliches sind, wegzublasen? Die Erklärung hierfür müssen wir in dem Glauben suchen, den das Volk mit dem menschlichen Hauche überhaupt verbindet. Der Atem ist mit gewaltigen Kräften begabt. Wie das kommt, ist leicht verständlich: ist doch der Odem die vornehmste Äußerung der geheimnisvollsten Energie des Menschen, der Lebenskraft; der Odem ist es, mit dem zugleich die Seele aus dem Leib entweicht, und in dem Odem führt sie ihr schattenhaftes und doch machtvolles Sonderdasein weiter. So ist der Atem ein mächtiges Leben, er vermag daher Leben zu schenken und Leben zu rauben, er kann die Lebenskraft je nach seinem Willen schwächen oder wiederherstellen. Diese Doppelkraft, die im Anblasen liegt, zeigt sich aufs deutlichste noch im heutigen Glauben unseres Volkes: so ist dem Menschen schädlich der Hauch einer Hexe (Wuttke, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart[3] S. 286), und einem Feinde kann man durch Anhauchen Stärke und Mannheit entziehen (ebenda S. 271). Doch überwiegt daneben die segnende Kraft des Atems: er heilt Augenleiden (ebenda S. 171) und gilt als Schutzmittel gegen alle Krankheit und Behexung (ebenda S. 184). Für diese Anschauungen Parallelen aus dem Leben anderer Völker beizubringen, würde zu weit führen; nur an die Griechen sei erinnert, deren ἐμφυσᾶν dieselbe Doppelwirkung hat wie das deutsche „Anblasen“: Lukian erzählt (Philops. 12), wie der chaldaeische Zauberer sämtliches schädliche Gewürm eines Ackers auf einem Fleck zusammengehext hat und nun mit seinem Atem vernichtet: ἐνεφύσησε μὲν αὐτοῖς ὁ Βαβυλώνιος, τὰ δὲ αὐτίκα μάλα κατεκαύθη ἅπαντα ὑπὸ τῷ φυσήματι. Andererseits haben die Septuaginta den göttlichen Segen des eingeblasenen Odems (Gen. II 7) mit demselben Worte wiedergegeben: καὶ ἐνεφύσησεν εἰς τὸ πρόσωπον αὐτοῦ πνοὴν ζωῆς.

Wie in diesem letzten Falle, so ist auch bei dem Anblasen des Kindes an die segnende, heilende Kraft des Hauches gedacht. Wenn diese angewendet wird gegen die Schmerzen eines Nebenmenschen, äußere wie innere, so haben wir uns an die Vorstellungen zu erinnern, durch die ein ursprüngliches Volk sich krankhafte Erscheinungen zu erklären sucht.

Das sind böse Geister, die irgendwie in den Menschen eingefahren sind und sich nun durch allerhand Plagen bemerkbar machen, Quälgeister im wahren Sinne des Wortes. Auf diese Anschauung hatte bereits Wuttke hingedeutet, wenn er bemerkt (S. 320), daß in den Beschwörungsformeln die Krankheiten ganz als Personen behandelt werden: „der Friesel spricht: Ich will in die Menschen gehen" (S. 169). Vom medizinischen Standpunkte aus haben wir über diese primitive Vorstellung mehrere Aufsätze von M. Höfler (Krankheitsdämonen, Arch. f. Rel. Wissensch. 1899; Medizinischer Dämonismus, Zentralblatt f. Anthropologie 1900), die reichliche Belege für jene Auffassung bieten. Diese läßt sich übrigens auch für das Altertum als weit verbreitet erweisen; hier hat W. H. Roscher daran erinnert (Ephialtes S. 28), „daß in schlimmen Träumen, im Alpdruck, in Krankheiten aller Art die bösartigen Dämonen persönlich wirkend und die Schlafenden oder Kranken durch ihr Erscheinen ängstigend und quälend gedacht werden".

Alle Dämonen, die etwa in den Menschen eingegangen sind, also auch die Krankheitserreger, behandelt man seit alten Zeiten in gleicher Weise: man treibt sie aus. Die Dämonenaustreibung ist aus dem Neuen Testament zu bekannt, als daß sie besonderer Schilderung bedürfte; auch die griechischen Zauberpapyri kennen sie und geben uns noch das Rezept, wie man dabei zu verfahren habe (Pap. Par. 1227 ff.). So wird in deutschen Beschwörungsformeln ebenfalls der Dämon ausgetrieben; gegen das Schwinden spricht man: „Ich bitte dich aus Gottes Kraft, daß du ausgehest ... aus dem Haar in den wilden Wald" (Wuttke S. 170). Solche Exorcismen sind nach dem Volksglauben stets von Erfolg begleitet: die unsauberen Geister gehen aus, und zwar mitunter in sichtbarer Weise; ἐγὼ γοῦν καὶ εἶδον ἐξιόντα (τὸν δαίμονα) μέλανα καὶ καπνώδη τὴν χρόαν, sagt der Neuplatoniker bei Lukian (Philops. 16). Auch deutsche Geisterbanner vermögen die beschworenen Dämonen zu sehen, sie erscheinen in der Gestalt von Vögeln oder Schweinen (Wuttke S. 485).

Dieses sichtbare Ausgehen des gebannten Geistes erfolgt jedoch nicht etwa langsam, sondern dieser entzieht sich so rasch als möglich dem Machtbereich des Exorcisten; das zeigt schon der Kunstausdruck für sein Entweichen, „ausfahren". Sieht also der Medizinmann den Krankheitsdämon ausfahren und von dannen fliegen, so ist er sicher, daß seine Kur geglückt ist.

Eine solche Geisterbannung ist ursprünglich wohl auch der Zweck des Anblasens eines kranken Menschen gewesen. Durch die segnende

Kraft des Atems wird der innen hausende Krankheitsdämon herausgetrieben, er fährt sichtbar aus, und mit dem Rufe „da fliegts“ wird das Gelingen der Zauberkur besiegelt. Mit der abnehmenden Kraft des Glaubens an böse Geister und an die Möglichkeit, sie auszutreiben, ist diese Art der Heilung bei erwachsenen Menschen aus der Mode gekommen, und sie hat sich in die Kinderstube zurückgezogen, wohin sich so mancher Rest alten Volksglaubens geflüchtet hat, um dort, oft unverstanden, weiterzuleben bis auf unsere Tage.



Die letzten Schlottenhäger in Hungen 1852.

Mitgeteilt von F. Hunsinger, Gießen.

Unter der dicken Eiche auf dem Wall versammeln sie sich. Denn es ist zweiter Pfingsttag, und die Morgenglocken läuten den Festtag ein. Der „Benderfuchs“ ist zuerst am Platze, er wohnt ganz nahe am Wall hinter der Stadtmauer. Dann kommen Portebäckers Karl, der Scholthese Schorsch, das Dreherphilipp'che, der Erbsengässer Karl, Pirrerkonrads Hennrich und alle die übrigen Dreizehnjährigen des Jahrgangs, auch der Bettelbub der Stadt, das „Kochdippche“. Nur Steuerkommissärs Friedrich fehlt, das war ein Vornehmer und durfte nicht mitlaufen.

Sie sind nun alle zusammen und marschieren mit wichtiger Miene durch die noch stille Stadt bis an's Unterthor. Dort wohnt im letzten Hause der „Tiergärtner“ und wartet vor der Hausthüre.

„Seid ihr all' do?“

„Jo, jo, blos Steuerkommissärs Friedrich net!“

„Des mächt naut. Wann er en erwischt, wißt er woas er ze thu hobt“.

„Jo, jo!“

„Also nu giht er in die Pannwies un langt Botterblume zoum Kranz för de Stinker. Dann giht er noch dem Hexetanz un paßt uff wann aich hei mit dere Buhnestang winke. Dann laaft er“.

„Wer der Irscht bei der Stang' is, wird Oberscholtes, der zwat Unerscholtes, der dritt Packan, der viert' Schlottehäger, der fünft' Schollehipper, der sechst Brudrimwelche, der siebent Säustallstöppel, der ocht

Pechfärzer, der neunt' Koihschwanz, der zehnt' Gasbock, der elft Hannebambel un der letzt Stinker. Aich bleibe hei un passe uf, doß Alles in Ordning zou giht. De Wäschblauel förn Schlottehäger un de Kranz för'n Stinker könnt er hole wann er beim Rechner gewese seid un der Stinker sei 24 Kreuzer hot. Erscht müßt er aber zum Vorgermeister gih, der schreibt die Onwoising uf die Stadtkaß!"

Und sie ziehen ab nach dem „Hexentanz". Nun sind sie dort und der Tiergärtner winkt mit der Bohnenstange, der rasende Wettlauf beginnt.

Nur dem „Kochdippchen" eilt es nicht sehr. Es hält sich immer hinten, denn er will sich die 24 Kreuzer nicht entgehen lassen, der Scholtese Schorsch kommt als Erster an und wird Oberscholtes, dann kommt das Dreherphilippche als Unerscholtes, der Benderfuchs als Packan, der Pirrerkonrads Hennrich als Schlottenhäger. Die Übrigen erhalten Amt und Würde der vorgeschriebenen Reihe nach und auch das Kochdippchen erreicht seinen Zweck. —

Nun geht es zum Bürgermeister, der die Anweisung auf die 24 Kreuzer erteilt, zum Stadtrechner, der sie auszahlt und zum Tiergärtner zurück, der dem Schlottenhäger feierlich die Schlotte, den Wäscheblauel, überreicht und den Stinker mit dem Butterblumenkranz krönt und hierbei nicht unterläßt, die tapfere Schaar feierlich zu ermahnen, besagten Blumenkranz mit Leib und Leben zu schützen und nicht wegnehmen zu lassen, da ohne denselben ihr Recht verloren sei. —

Dies Recht besteht aber darin, daß die ganze Schaar der „Schlottenhäger" heute am zweiten Pfingsttag das Privilegium besitzt, jedwede männliche Person, so man außer halbder Stadtthore antrifft, zu „schlotten", d. h. festzuhalten, „überzulegen" und derselben durch den Schlottenhäger 25 Wohlabgezählte mit dem Wäscheblauel aufzählen zu lassen.

Steuerkommissärs Friedrich verfiel ihnen heute zuerst. Er wäre ja auch gern mitgelaufen, aber sein Vater hatte es nicht gelitten. — Es war auf dem „Wall" und der Wall gehört noch zur Stadt, da durfte nicht geschlottet werden — aber sie thaten es doch!!

„Packan" kommandierte den Oberscholtes und der Benderfuchs stürzte sich auf den Armen, der sich verzweifelt wehrte und den Benderfuchs sogar unterkriegte. Aber das Kommando „Säustallstöppel" und „Pechfärzer" machte auch diese Truppen mobil und der Widerstand war vergeblich. Die schmachvolle Handlung wurde vollzogen. „Zu Unrecht", das war der schwache Trost des Opfers. Im nächsten Jahr aber schrieb der Bürgermeister keine Anweisung mehr und die Schlotten-

hägerei wurde so leider begraben. Steuerkommissärs Friedrich will das Andenken an dieselbe aber nicht erlöschen lassen und hat deshalb in Vorstehendem seine desfallsigen Erlebnisse mitgeteilt.

Zu dem hübschen kleinen Bild aus eigener Jugendzeit, das Herr Steuerrat Hunsinger so liebenswürdig war uns zu zeichnen, füge ich einige erläuternde Bemerkungen, die hauptsächlich auf den Zusammenhang hinweisen sollen, in den sich jener alte, nun vergessene Brauch einreiht.

An das Pfingstfest knüpfen sich seit alter Zeit die mannigfachsten Gebräuche, die alle in Zusammenhang mit dem Wiedererwachen der Natur im Frühling stehen. In unserem Hungener Jugendfest finden wir sie, zum Teil entstellt und gekürzt, wieder. So die Sitte des Wettlaufs. An Stelle des Maibaumes, der meist sein Ziel ist, tritt hier die Bohnenstange, mit der der „Tiergärtner" das Zeichen zum Beginn gibt. Weinhold hält diese Rennen, die auch oft zu Pferd erfolgen, für einen Teil des uralten Festes, „das die Hirten und die Landbauern in Dankbarkeit und Verehrung der segenspendenden Frühlingsgottheit veranstalteten"; der Maibaum sei deren Kultzeichen. Mannhardt sieht in dem Wettlauf eine Nachbildung des wetteifernden Einzugs der Pflanzengenien in Wald und Feld und in dem Maibaum den Vertreter der Baumwelt, in welche die vom Winterschlaf erwachten Vegetationsgenien jetzt wieder ihren Einzug halten [1]). Mit dem Wettlauf steht in Zusammenhang das Einholen des Maikönigs oder Maigrafen, der gewählt oder durch das Los bestimmt wird, aber auch seine Würde durch den Sieg im Wettlauf erhält; in unserem Bericht ist es der Oberscholtes (= Oberschultheiß). Mit großem Gefolge hält er häufig seinen Einzug; unter seinen Mannen erscheinen die verschiedensten Masken. In einer oberbairischen Pfingstprozession aus dem Jahre 1840 befinden sich z. B. ein Nachtwächter, ein Trommelschläger, ein Fähndrich, ein Kaminfeger, ein Hanswurst, ein Pfarrer, ein Doktor und noch viele andere [2].) Im Pfingstspiel von St. Georgen im Breisgau treten auf: der Gassenschweifer, der große Husar, der Mohrenkönig, der kleine Husar, der Türk, die Tauträger, der Riffelhieber, der Schneckehüslibue, der Gassenschließer [3]). Wenn dort einzelne der Namen alten Ursprungs sind und

---

[1]) Vgl. Weinhold, Der Wettlauf im deutschen Volksleben in der Ztschr. d. Vereins f. Volksk. III, S. 1—23. Mannhardt, Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, S. 382 ff. [2]) Mannhardt, a. a. O., S. 352. [3]) E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jhdt., S. 145 ff.

in engem Zusammenhang mit der Hirtensprache und dem Hirtenbrauch stehen, so läßt sich dies bei den meisten der Hungener Beziehungen wohl kaum mehr nachweisen. Alt und bedeutungsvoll ist aber der Name des zuletzt im Wettlauf Angekommenen, des Stinkers. Es ist dieselbe Gestalt, die sonst auch Pfingstquack, Pfingsthagen, Pfingstbutz, Pfingstlümmel, Pfingstnickel, Pfingsthüttel, Pfingstpflütteri, Graskönig u. dgl. heißt, während unsere hessische Bezeichnung sich anschließt an Benennungen wie Pfingstdreck (schwäbisch), Pfingstdaische (= Pfingstkuhmist), Arschdarm (bairisch), Stinkpfister oder Stinkefeist (Wernigerode), Füstje- oder Fistemeier (Braunschweig), der füstge Mai (Altmark); der Hungener „Pechfärzer" ist ihr würdiger Genosse. Andree vermutet mit Recht Zusammenhang der letzteren Bezeichnungen mit „Fist, Fist, Feist" (flatus ventris); sollte sich nicht auch der schlesische „Rauchfieß" hieran anschließen lassen?[1])

Ebenso wie der Pfingstkönig wird der Pfingstquack entweder gewählt (man nimmt wohl einen ärmeren Knaben oder Burschen dazu) bezw. ausgelost, oder er ist derjenige, der der letzte war beim ersten Austrieb des Viehs, beim Aufstehen am Pfingstmorgen oder beim Pfingstwettlauf. Er wird meist in Laub gehüllt oder mit einem Kranz geschmückt und ins Wasser getaucht; in Osnabrück wurde er nach altem, noch im 17. Jahrh. bezeugten Gebrauch mit faulen Eiern beworfen. Auch daß eine stellvertretende in Laub gehüllte Puppe ins Wasser geworfen oder unter Stroh und Mist begraben wird, kommt vor. Es ist wohl klar, daß bei unserem oberhessischen Pfingstspiel ein derartiger Schlußakt ursprünglich auch vorhanden gewesen sein muß. Die Bezahlung von 24 Kreuzern ist als Entschädigung für das Tauchen ins Wasser aufzufassen. Das „Kochdippche" spielt die Rolle des Pfingstdrecks im St. Georger Pfingstspiel, der für sein Bad 6 Batzen (= 24 Kreuzer) erhielt und meinte „Sechs Batzen ist mir lieber als die ganze Welt"[2]). Auch der Kranz aus Butterblumen (caltha palustris) deutet auf das Wasser hin. In Niederbaiern trug der „Pfingstl" eine Kappe aus Wasserblumen, im Schwäbischen wird der Kopf der Pfingstbuben mit

[1]) Meyer a. a. O., S. 149 ff. Jacobs in der Ztschr. des Harzvereins 1891, S. 302—304. Drechsler, Schlesische Pfingstgebräuche in der Ztschr. d. Ver.'s f. Volksk. 10 S. 245—254. Andree, Braunschweiger Volkskunde[2] S. 345 ff. Vgl. das Grimmsche Wtb. unter „Fist, Fister, Feist" und Vers. eines bremisch-niedersächsischen Wtb.'s IV (1770) unter „Stinkfist" (= „einer, der einen stinkenden Wind losläßt").

[2]) E. H. Meyer a. a. O. S. 147 f.

einem Kranz von gelben Butterblumen fast ganz bedeckt; der oberbairische „Wasservogel“, der dem „Pfingstl“ entspricht, trägt oft nur eine Blumenkrone, und die ihn vertretende Puppe wird mit Schmalzblumen und Wasservogelblumen (?) bekleidet [1]). Es handelt sich bei dem ganzen Brauch vielleicht ursprünglich um eine Kulthandlung, die dazu bestimmt war, den alles befruchtenden Regen auf die Erde herabzuziehen, sei es dadurch, daß man einen Menschen opferte, oder daß man den durch den Pfingstl repräsentierten Vegetationsdämon mit dem Wasser in Berührung brachte [2]). Die Sitte, auf Pfingsten die Brunnen mit Laub zu schmücken, die, wie mir Herr Oberlehrer Dieterich bezeugt, noch in unserem Odenwald heimisch ist, deutet ebenfalls auf eine Art des Regenzaubers hin. Andere Vorstellungen mögen sich damit verknüpft haben. Den hier und da sich findenden Brauch, den Pfingstbutz (den Vegetationsdämon) unter den die Triebkraft der Pflanzen erhöhenden Mist zu begraben, führt Mannhardt ebenfalls auf das Bestreben zurück, der sommerlichen Erde Fruchtbarkeit zu sichern [3]). Sollten die übel duftenden Benennungen des Pfingstls hiermit zusammenhängen? Meyer leitet den „Pfingstdreck“ aus der Hirtensprache her und meint, der zuletzt austreibende Bube werde derb nach dem letzten Nachlaß des letzten Tieres auf der Pfingstweide benannt, wobei mir zuviel in die Bezeichnungen Dreck, Deisch u. ähnl. gelegt zu sein scheint, während man sie wohl als das, was zuletzt oder hintennach kommt, deuten könnte.

Ob überhaupt eine einheitliche Erklärung der besprochenen und ähnlicher Pfingst- und Frühlingsgebräuche möglich und zulässig ist, scheint mir zweifelhaft. Mannhardt ist hierin wohl zu weit gegangen. Die mannigfaltigsten Vorstellungskreise mögen im Laufe der Jahrhunderte und in verschiedenartigen Gegenden und Bevölkerungen sich gekreuzt und auf die Gebräuche modifizierend eingewirkt haben. Ob z. B. beim Begraben des Pfingstdrecks nicht auch die Absicht, alle Unreinigkeit des Winters zu entfernen, eingewirkt hat, die in anderen Frühjahrsgebräuchen deutlich hervortritt [4])? Vor Ostern und Pfingsten pflegen bei uns überall umfassende Reinigungen der Wohnungen vor-

---

[1]) Mannhardt a. a. O. S. 320, 351 u. 353. Weinhold a. a. O. S. 8 f. Über die bairischen Gebräuche vgl. auch Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Baiern I, 375 ff. 1003 f. II, 839 f. IV, 2. Abt. 359 f.

[2]) J. Grimm, Deutsche Mythol.[3] S. 560 ff. 740 ff. Mannhardt a. a. O. S. 355 ff. Weinhold a. a. O. S. 9 f.

[3]) A. a. O. S. 421.

[4]) Vgl. Meyer a. a. O. S. 79 ff.

genommen zu werden, der Frühjahrs- oder Pfingstputz, wie man auch wohl zu sagen pflegt. In Kleinhausen (Kr. Bensheim) wird auf Lätare von den Kindern das Verschen gesungen: „Ra ri ra, der Sommer, der ist da; der Winter hat verloren, der Sommer hat gewonnen; Hutzel (= gedörrtes Obst) raus, der Dreck ist haus." Wie die Personen des Maikönigs und des Pfingstdrecks zusammen auftreten, könnte man an eine, auch sonst übliche, Gegenüberstellung von Sommer und Winter denken.

Unsere Hungener Wettläufer erwerben sich durch den Pfingstkranz das Recht, jede männliche Person, die sie außerhalb der Stadttore antreffen, zu „schlotten", d. h. mit einem Waschblauel zu schlagen. Letzterer, ein flaches Holz mit Stil, zum Klopfen der Wäsche benutzt, führt den Namen „Schlotte", aber, wie es scheint, nur in dem Pfingstbrauch. Die Vermutung liegt nahe, daß der Blauel später substituiert ist und ursprünglich „Schlotten", d. h. Pflanzenstengel irgend welcher Art zum Schlagen benutzt wurden. Weigand erklärt Schlotte als schmales, saftiges Pflanzenblatt; in Oberhessen wird insbesondere der Stengel der Zwiebel so genannt; im übrigen kommt „Schlatte" oder „Schlotte" für Schilfrohr, Wasserlilien und Herbstzeitlosen (Wasser- und Sumpfpflanzen!) vor [1]. Wenn Schlotte ursprünglich die Bezeichnung des Waschblauels wäre, so müßte die Benennung von dem klatschenden Geräusch genommen sein, das beim Klopfen der Wäsche entsteht [2]. Die „Schlottenhäger" werden wohl diejenigen sein, die mit der Schlotte „hâge" (= hauen).

Zweifellos gehört der Brauch zu der von Mannhardt in großem Zusammenhang geschilderten und als „Schlag mit der Lebensrute" bezeichneten Sitte, Menschen, Tiere, Pflanzen zu verschiedenen Zeiten des Jahres (besonders auch auf Pfingsten) mit einem grünen Zweig (bezw. Stock) zu schlagen, um sie gesund und kräftig zu machen. M. erklärt: „Es war die Baumseele, der Wachstumsgeist, der durch schlagende Berührung mit dem grünen, saftigen Zweige mitgeteilt, die Gespenster des Mißwachses und der Krankheit vertrieb" [3]. Gewöhnlich werden Weidenruten oder Birkenzweige benutzt, aber auch andere Pflanzen, wie Brennesseln und Blumenstengel, finden Verwendung; ja sogar Stöcke und Peitschen.

---

[1]) S. Grimms Deutsches Wtb. unter „Schlatte" und „Schlotte". Schmellers Bair. Wtb.[2] II Sp. 538 unter „Schlöten".

[2]) S. Dtsches Wtb. unter „schlottern" I u. II, 3b; Schmellers Bair. Wtb.[2] II Sp. 538 unter „schlötten" u. unter „Schlotter" c.

[3]) A. a. O. S. 251 ff. 303 und Mythol. Forschungen S. 144 ff.

Man sieht, das Hungener Pfingstspiel fügt sich hübsch in eine Reihe uralter Gebräuche ein, und seine Mitteilung ist um so wertvoller, als die Pfingstbräuche dieser Art allem Anschein nach heutzutage in unserer Heimat selten sind. Eine Notiz aus unserer Sammlung (von Herrn Mumbächer herrührend) berichtet, daß in Bretzenheim bei Mainz noch in den sechziger Jahren die jungen Burschen altem Herkommen gemäß nach benachbarten Ortschaften ritten und meist mit einem tüchtigen Rausch heimkamen, was, wie der Herr Einsender schon vermutete, in der That ein Rest des alten Pfingstreitens sein mag*).

A. Strack.

*) Hoffentlich veranlassen diese Zeilen manche unserer hessischen Mitglieder, den Pfingstbräuchen unseres Landes in Gegenwart und Vergangenheit nachzugehen; für Mitteilungen darüber sind wir jederzeit dankbar.



Zu den Himmels- und Höllenbriefen.

Von Walther Köhler, Gießen.

Aus dem von Dieterich (diese Ztschr. S. 22 f.) nach dem liber de reformatione monasteriorum des Augustinerprobstes Johann Busch mitgeteilten Himmelsbriefe fällt ein interessantes Licht auf einen Lutherbrief, welches dann wiederum auf die Geschichte der Himmelsbriefe zurückstrahlt.

Unter dem 8. August 1530 schreibt Melanchthon an den auf der Coburg weilenden Luther[1]): „Monachorum Spirensium φάσμα, de quo scribit Islebius, plane significat horribilem tumultum". Dieses φάσμα wollten zwei Speyrer Fischer erlebt haben, die „für S. Jacobstage" [25. Juli] die ganze Nacht hindurch Mönche übergesetzt haben wollten, die von Cöln kamen und nach Augsburg zum Reichstage befördert zu werden wünschten. Man meinte, „es seind eitel böse Geister gewesen" und fürchtete horribilem tumultum. Luther nun antwortet am 15. August: „Lectis autem primo omnium Islebii literis simul de tumultibus et daemonibus vehementer concutiebar, horrenda monstra veritus fu-

[1]) Vgl. Enders: Luthers Briefwechsel VIII Nr. 1744 und 1751.

tura — eram autem ea ipsa hora alias satis affectus. Sed Christus vivit [bez. wie eine Hdschr. und zwei Drucke lesen: vincit] et regnat. Fiant sane daemones (si ita volunt) monachi vel nonnae quoque." — Wer sich der auf dem Himmelsbriefe vorkommenden Schutzformel: Christus vincit, Christus regnat oder auch: Christus regnat, Christus imperat erinnert, wird zugeben müssen, daß in diesem Zusammenhange, da es sich um Dämonenerscheinungen handelt, nicht zufällig bei Luther gerade die Worte: Christus vivit et regnat stehen. Sie sind ein Citat, ein geflügeltes Wort, bekannt als Schutzformel gegen dämonischen Einfluß, und müßten als solche im Texte in Anführungsstriche gesetzt werden.

Nicht jedoch, als wenn sie Luther direkt dem Himmelsbriefe entnommen hätte; das ist, da Luther auf dämonologischem Gebiete bekanntlich gut beschlagen war, zwar nicht unmöglich, aber nicht eben wahrscheinlich. Vielmehr gilt es, die gemeinsame Wurzel für den Himmelsbrief und das Citat bei Luther zu finden. Sie liegt auf dem Gebiete der Liturgik, näher der Doxologieen [1]). Noch heute ist in der römischen Messe, dem ordo romanus, die Formel: Jesus Christus, qui tecum vivit et regnat in unitate spiritus sancti, deus per omnia saecula saeculorum, Amen oder: qui cum eodem deo patre et spiritu sancto vivis et regnas per omnia saecula saeculorum, Amen herrschend im Gebrauch. Es ist die trinitarische Ausgestaltung der einfacheren Form: Jesus Christus, qui vivit et regnat per omnia saecula saeculorum, eine Form, die ihre biblische Unterlage an Stellen wie Apoc. 10,6 11,15 hat. In dieser einfacheren Form begegnet die Doxologie erstmalig bei Augustin (hom. de resurrectione), wird dann von Leo d. Gr. als stereotyper Abschluß seiner sermones gebraucht, und beginnt alsdann ihre Herrschaft im Abendlande, wo sie die dort bisher übliche Formel (orientalischen Ursprungs): ᾧ ἡ δόξα εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων verdrängt. In den Orient hingegen dringt sie nicht ein [2]) — in den apokryphen Evangelien (Pseudo-Matth. 9,2 de nativitate Mariae 10,3 Ev. Thomae 15) z. B. begegnet sie nur in den lateinischen Texten — wohl aber ist sie auch in die protestantischen Liturgieen („Jesus Christus, lebet und regieret in Ewigkeit") übergegangen. Offenbar nun ist diese Doxologie: Christus vivit et regnat (unter Fortlassung des per omnia

[1]) Die im ff. gegebenen Daten verdanke ich Herrn Pfarrer Greiner in Salem.

[2]) Die Formel findet sich daher auch nur an der Spitze abendländischer Himmelsbriefe.

saecula saeculorum), die aus dem Cultus ja allgemein bekannt war, als Zauberformel benutzt worden, hat als solche auch Variationen sich gefallen lassen müssen (s. oben), unter denen die Variante **Christus vincit et regnat** sich sowohl sprachlich (**vivit, vincit**) wie sachlich (der Zauberspruch besiegt den Dämonen) ohne weiteres erklärt[1]), ist als Zauberformel in den Himmelsbrief aufgenommen und von Luther dem zaghaften Melanchthon und sich selbst zum Troste vorgehalten worden.

Ein Beweis für den Gebrauch jener Formel findet sich in der unten genannten Schrift des Vincenz v. Beauvais **lib. 25 cp. 43**. Dort ist die Rede von einem Mönche, der während des Messelesens **coram se quosdam vultus teterrimos malignorum spirituum** sieht, alsdann die Patene mit der Hostie, die der Erzbischof Lanfranc von Canterbury in Händen hielt, und diesen selbst umklammert, **horribiliter clamans es dicens: Christus vincit, Christus imperat, Christus regnat.**

2.

Daß die Idee der Himmelsbriefe auch in den sonst mit römischem Aberglauben brechenden evangelischen Kreisen der Reformationszeit lebendig blieb, lehrt ein auf der Münchener Universitätsbibliothek befindliches kleines Schriftchen:

Ein new Mandat Je-/su Christi, an alle seine getreue Chri/sten, in welchem er auffgebeut, allen / so jm inn der Tauff gehuldet vnd geschworen haben, Das / sie das verlorne Schloß (den Glauben an sein wort) / Dem Teuffel widerumb abgewinnen sollen, / Gezogen auffs Heyliger schrifft. /

Das Schriftchen beginnt: „Ich Jesus Christus der lebendige Son Gottes, geboren auß dem Königklichen stam Dauid, ein König der ehren .... Enbiet allen meinen lieben getrewen Christen vnd brüdern mein gnad frid vnd barmhertzigkeiht. Amen.“ Es folgt alsdann eine lange Ermahnung, das Evangelium zu halten, sichtlich von einem Evangelischen verfaßt. Am Ende steht:

„Geben zu der rechten meines hymlischen Vatters, nach meiner geburt im 1546.

Jesus Christus, der lebendige son gottes vnd Heylandt der gantzen Welt.

Gedruckt zu Nürnberg durch Wolffgang Heußler“.

---

[1]) Beachte, wie in dem Lutherbriefe die Lesart **vivit** und **vincit** variiert.

Ebenfalls zu den evangelischen Himmelsbriefen gehört der von Urbanus Rhegius 1523 verfaßte, in Augsburg kolportierte himmlische Ablaßbrief, den Uhlhorn in seiner Biographie des Rhegius (1861 S. 52) erwähnt. Er ist in Quart gedruckt, mit Randzeichnungen, die vier Evangelisten und Petrus mit den Himmelsschlüsseln darstellend, ganz in der Form der damaligen Ablaßbriefe [1]). Der Brief ist durchaus ernst gemeint, keineswegs eine Verspottung etwa römischer Himmelsbriefe. Im Gegenteil, gegenüber dem marktschreierischen Treiben der Ablaßkrämer kommt hier der rechte Ablaß vom Himmel herunter durch Jesus Christus, der allen Sündern Ablaß zusagt. Allerdings durchbricht der Verfasser zum Schlusse die Idee des himmlischen Briefes, wenn er sich selbst nennt: „Verkündet durch Urbanum Rhegium zu Augsburg an unsers Herrn Fronleichnamstag im J. M. D. xxiij.“

3.

In der von Dieterich (S. 26) erwähnten bekannten Abhandlung Wattenbachs „Über erfundene Briefe in Handschriften des Mittelalters, besonders Teufelsbriefe“ wird auch eines Luciferbriefes gedacht, vom Jahre 1351, den Mathias Flacius 1549 herausgegeben habe — es ist der bekannteste Teufelsbrief. Aus der von Wattenbach berichteten Thatsache, daß man den Brief dem Nicolaus Oresmius, späteren Bischof von Lisieux, zuschrieb [2]), wird verständlich, daß man denselben in deutscher Übersetzung einem Sonderdruck einer Predigt des Oresmius beifügte. Von diesem Sonderdruck sind mir zwei Ausgaben bekannt geworden, beide auf der Münchener Universitätsbibliothek befindlich. Der Titel der ältesten Ausgabe lautet:

Eine Predigt, / welche vor zwey hundert / vnd ein vnd viertzig Jahren ein Gotts- / fürchtiger vnd eifriger Prediger. / M. NICOLAVS OREM für dem Bapst Vrbano V. / vnd seinen Prälaten, am 4. Sontag des Aduents, im Jahr / nach Christi Geburt, 1364. gethan: / Neben einem Sendbrieff, / Welchen der leidige Satan für viel hundert Jahren, an den Bapst / zu Rom, vnd an seine Geistlose Pfaffen, aus Abgrund der Hellen sol / geschrieben haben. / Welche beyde Schrifften / Hiebevor im Catalogo testium veritatis, vnd sonsten in Druck gege- / ben, jtzt aber allen frommen, ... vnd bedrengten Hertzen zum tröstlichen

[1]) S. Uhlhorn a. a. O. Ex. auf der Göttinger Universitätsbibliothek.

[2]) Thatsächlich ist der Vf. Heinr. v. Langenstein. Vgl. O. Hartwig, Untersuch. über d. Schriften H's v. L. 1857.

Newen Jahrs ge- , schencke verdolmetschet vnd verehret durch / SALOMONEM GESNERUM, der Heiligen Schrifft / Doctorem vnd Professorem zu Wittemberg. / Holzschnitt: der Teufel mit dem Brief in der Hand vor Papst und Bischöfen. / Gedruckt zu Wittemberg, bey Johan. Gorman, Anno 1605 [1]).

Die zweite Ausgabe hat einen unwesentlich veränderten Titel und ist gedruckt: zu Wittenberg, Bey Matthaeus Henckeln Univ. Buchdr. Anno 1683. Der erste Druck umfaßt 16, der zweite 20 Bl. in 4°.

Wie der Titel sagt, sind Predigt und Teufelsbrief dem Catalogus testium veritatis des Flacius entnommen. In der Einleitung zu dem Teufelsbrief nun sind aus dem Flacius'schen Werke einige Sätze herübergenommen, die für die Geschichte der Teufelsbriefe von Interesse sind. Nachdem Flacius seiner 1549 zu Magdeburg gedruckten Ausgabe gedacht, den Inhalt des Briefes kurz skizziert hat, fährt er fort: „Ich habe nachmals eben derselben Epistel Abdruck, wie er Anno 1507 verfertiget ist worden, vberkommen. Zu Ende des Brieffes wird die Zeit, wenn er geschrieben, mit diesen Worten angezeiget, indem Lucifer also schreibet: „Datum im Jahr nach Zerstörung vnsers Palasts vnd vnserer Gesellschafft minderung 1351." .... In der Vberschrifft gedachter Epistel stehen diese Worte: „Ein Brieff des Lucifers an die gottlosen Geistlichen Herrn und Prelaten, erstlich zu Paris gedruckt, da ein Brunnquell ist alles Guten vnd eine große Menge gelehrter Leut." ....

„Man findet sie auch sonsten gedruckt in dem Buch Guilhelmi, eines Bischoffs zu Paris vnter diesem Tittel: de beneficiorum collatione."

„Es hat auch die hohe Schule zu Praga an die Vniversitet zu Ochsenforth in Engelland, im Jahr Christi 1370 ein Schreiben abgehen lassen, in welchem gleicher gestalt gegenwertiger Lucifers Epistel gedacht wird, vnd hat dieselbe neben andern Schrifften der vortreffliche Poet Huttenus nachdrucken lassen ...."

„Ja, das noch mehr ist, so gedencket jr [der Geistlichen] eigener Scribent Vincentius in seinem Historischen Spiegel im 25 Buch am 80 Capitel eines Briefes, welchen der leidige Sathan vnd die Hellische Roth an die Geistlichen geschicket vnd vor vierhundert Jaren in einem Gesicht geoffenbaret haben. In demselben Briefe bedancken sich die Teufel gegen dem Bapst vnd seine Geistlichen, das sie das Evangelium vnter die Banck gesteckt vnnd danhei [!] vnzehlich viel Seelen in die

---

[1]) Hartwig a. a. O. S. 9 nennt eine Ausgabe von 1604.

Helle gestürzet haben ....“ Ich habe sonsten auch eine andere kurtze Epistel gesehen mit diesem Tittel: „Der Fürst im Lande der Finsternis, vnd des Hellischen Fewers an alle vnd jede der Kirchen Prelaten vnd geistliche Herrn ꝛc.“ In derselben spricht der Satan vnter andern, das alle Orden im Bapstthumb jme dienen. Vnd ist kein Zweiffel, das mehr dergleichen Brieffe geschrieben vnnd ausgesprenget worden sind, darinn frome Leute das verrückete gottlose Leben der Geistlichen vnnd jhre erschreckliche Irrthumb haben straffen wöllen.

Hieher gehöret auch, das hin vnd wider in den Bibliothecis oder Libereyen Eine History in alten Büchern gefunden wird, dieses Inhalts: Es war im Jahr Christi 1228 auff einem Synodo oder Zusammenkunfft zu Paris einem Geistlichen aufferleget worden, das er für den damals versamleten Bischoffen eine Oration oder Predigt halten solte. Als er aber hierüber hefftig bekümmert war vnnd nicht wuste, was er fürbringen solte, ist der Teuffel zu ihm kommen vnd gesaget: „Was bekümmerstu dich fast hierumb, was du den Geistlichen predigen vnd anzeigen solst, sprich nur mit kurtzen Worten also: „Die Fürsten der Hellen lassen euch Fürsten der Kirchen jhren Grus vermelden mit angehefter grosser Dancksagung, das durch ewre Schult vnnd Nachlässigkeit in ewrem Ampt fast alle Seelen der Menschen zur Helle fahren ....“ —

Zur Erläuterung sei Folgendes bemerkt: Die Pariser Ausgabe — offenbar eine lateinische — von 1507 scheint bisher unbekannt geblieben zu sein. Daß es sich um den bekannten Brief von 1351 handelt, geht aus Flacius Bemerkungen mit Sicherheit hervor.

Der „Guilelmus, Bischof zu Paris“ ist Wilhelm v. Auvergne († 1249), über dessen schriftstellerische Thätigkeit Hurter: Nomenclator ꝛc. IV, 204 unterrichtet. Die Schrift de beneficiorum collatione war mir leider nicht zugänglich.

Der Brief der hohen Schule zu Praga findet sich in Ulrich v. Huttens Schrift de schismate extinguendo 1520 (die verschiedenen Ausgaben derselben s. in Böckings Huttenausgabe Bd. I, 54 ff.). Es findet sich in jenem Schreiben nur eine kurze Anspielung an den Luciferbrief: Diffuse ipsis (den Bischöfen) ad literam et pulchre et veraciter scripsit quondam Lucifer, princeps tenebarum, quae epistola in plerisque locis reperitur, quare de in ea contentis supersedeo. Offenbar ist der Brief von 1351 gemeint, dessen weite Verbreitung auch anderweitig bezeugt ist — die Wiener Hofbibliothek besitzt allein 12 Exemplare.

Der „Vincentius“ ist Vincenz v. Beauvais, dessen speculum historiale, ein Teil einer großen Encyklopädie, des sog. speculum maius,

um die Mitte des 13. Jahrhunderts verfaßt wurde. Dort findet sich im 25. Buche cp. 89 — 80 (s. oben) ist Druckfehler — eine Erzählung von zwei Priestern, die unter einander verabreden, derjenige von ihnen, welcher zuerst stürbe, sollte dem Anderen Kunde vom Jenseits bringen. Bald darauf stirbt der Eine und erscheint nach 30 Tagen dem Anderen, um ihm die Höllenpein zu schildern, die er erdulden müsse. Zum Beweise holt er einen Brief hervor terricis notis inscriptam, in quibus Sathanas et omne inferorum satellitum omni ecclesiastico coetui gratias de tartaro emittebant quod, cum ipsi in nullo suis voluptatibus deessent, tantum numerum subditarum animarum paterentur ad inferna descendere praedicationis incuria, quantum nunquam viderant retroacta saecula. Ein Hinweis auf diese Stelle findet sich bei Wattenbach a. a. O. S. 79. Der in Rede stehende Teufelsbrief ist eine Satire auf das Leben der Geistlichen.

Die von Flacius erwähnte „andere kurze Epistel" dürfte identisch sein mit der von Wattenbach a. a. O. S. 98 f. cf. 104 ff. analysierten Epistel des Petrus Dordracensis.

Um endlich Anderen vergebliches Suchen zu ersparen, bemerke ich, daß die Schrift von Alfr. Jaulmes: Essai sur le satanisme et la superstition au moyen âge Montauban 1900 die Teufelsbriefe nicht erwähnt.



Volkskunde. [1])

Von Adolf Strack, Gießen.

Die Wissenschaft der Volkskunde ist ziemlich jungen Datums, und so ist es erklärlich, daß ihr Wesen, ihre Aufgaben und Ziele noch nicht mit der Klarheit fixiert erscheinen, wie das bei älteren Wissenschaften der Fall ist. Sie ist noch im Werden begriffen. Und wenn auch für

[1]) Die obigen Ausführungen erschienen bereits in dem Feuilleton der „Darmstädter Zeitung" vom 4. April d. J. (Nr. 156); sie werden hier wörtlich, nur mit Weglassung eines werbenden Schlusses, wiederholt. Es handelte sich darum, einen größeren Kreis in möglichst präciser und gemeinverständlicher Form über das Wesen und die Ziele der Volkskunde aufzuklären. Wenn das Aufsätzchen für diese Blätter geschrieben worden wäre, so hätte ich ausführlicher auf die angedeuteten Probleme eingehen können, wobei die gelehrte

den Forscher gerade darin ein eigener Reiz liegt, so mag es für den Nichtgelehrten eine Veranlassung dazu sein, daß er der jungen Wissenschaft nicht die Beachtung entgegenbringt, die ihr gebührt. Es scheint deshalb wohl angebracht, in einer jedem Gebildeten verständlichen Weise die wichtigsten Gesichtspunkte, unter denen sie betrachtet sein will, kurz zusammenzufassen.

Die landläufige Vorstellung geht davon aus, daß die Volkskunde das Leben und Treiben unserer Landbevölkerung beobachten und beschreiben wolle. So eng und einseitig diese Auffassung ist, so hat sie doch insofern recht, als bei uns in Deutschland und überhaupt unter den zivilisierten europäischen Nationen die Volkskunde in erster Linie ihr Interesse der ländlichen Bevölkerung zuwendet und in der Gesamtheit ihrer Lebensäußerungen ihr wichtigstes Stoffgebiet gefunden hat. Man fragt mit Recht, wozu eigentlich diese Beobachtung des Bauernlebens dienen solle, was mit der Sammlung der Volkstrachten und Volkslieder, mit der Beschreibung der Bauernhäuser, der bäuerlichen Sitte und Lebensweise, des ländlichen Aberglaubens bezweckt und erreicht werde. Unsere volkskundlichen Zeitschriften sind nicht sehr geeignet darüber aufzuklären, da in den meisten von ihnen die Sammlung des Stoffes vorläufig noch als Hauptziel erscheint. Und doch, auch nur von der Seite des Sammelns und Beschreibens betrachtet, läßt sich der Volkskunde eine außerordentlich weittragende Bedeutung nicht absprechen, wenn diese auch zunächst auf sozialem Gebiete liegt. Die Kulturentwickelung unseres Volkes hat eine immer weiter gehende Differenzierung der einzelnen Stände zur Folge gehabt. Unter den sozialen Gegensätzen, die hierdurch veranlaßt wurden, ist, innerlich betrachtet, der schärfste der zwischen dem Bauernstand und dem gebildeten Bürgerstand, wenn auch die Eigenart des ersteren diesen Gegensatz äußerlich nicht in der schroffen Form zum Ausdruck kommen läßt, in der sich andere soziale Gegensätze

---

Litteratur Berücksichtigung gefunden hätte. Insbesondere wäre auch über die praktische Bedeutung der Volkskunde und den Zusammenhang der volkskundlichen Bestrebungen mit den sozialen Strömungen der Gegenwart mehr zu sagen als oben geschieht. Gleichwohl dienen auch an dieser Stelle meine kurzen Darlegungen vielleicht dem Zwecke, der ursprünglich mit ihnen verfolgt wurde, und verhelfen manchem zu erwünschter Klarheit. Wenn sie außerdem die Fachgenossen zu Betrachtungen prinzipieller Art anregen sollten, so wäre dies für die volkskundliche Forschung nur förderlich: die Beschäftigung mit dem Detail und das an sich höchst wertvolle und notwendige Sammeln verleitet leicht dazu, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen.

äußern. Dem seelischen Leben des Bauern steht thatsächlich der richtige Städter ziemlich verständnislos gegenüber, und das hat auf der anderen Seite Mißtrauen und wohl auch offene Feindseligkeit zur Folge. Wenn die Volkskunde nur dazu beitrüge, diese Kluft zu schließen, wenn es ihr gelänge, unseren Gebildeten Auge, Ohr und Herz für den Teil unserer Nation zu öffnen, in dem nach wie vor die Wurzeln unserer Kraft ruhen, so wäre das schon eine Leistung, die ihr die Teilnahme und den Dank der weitesten Kreise sichern müßte. Insbesondere für den praktischen Staatsmann, dessen Streben auf Überwindung der sozialen Gegensätze gerichtet sein muß, ist die Volkskunde eine wertvolle Bundesgenossin.

Etwas anderes allerdings ist ihre wissenschaftliche Aufgabe. Auch sie wird sich am leichtesten begreifen lassen, wenn wir von einer Betrachtung des bäuerlichen Lebens ausgehen. Wodurch unterscheidet sich dieses eigentlich im innersten Kern von dem der bürgerlichen Kreise? Kurz gesagt ist es die größere soziale Gebundenheit. Ein flüchtiger Blick auf das Leben des Bauern mag dies zeigen. Sein Haus baut sich der Bauer nicht nach einem Plan, den persönliche Liebhaberei entworfen hat, sondern nach einem Grundriß, an dessen Entstehung viele Generationen durch Jahrhunderte hindurch beteiligt sind. Nicht individuelle Eigenart kommt darin zum Ausdruck, sondern die Art des Stammes, dem der Einzelne angehört, und zwischen den verschiedenen Haustypen, die man hiernach unterschieden hat, dem niedersächsischen, friesischen, fränkisch-alemannischen, bayerisch-rhätischen und nordostdeutschen, bestehen wieder die mannigfaltigsten Beziehungen. Auch die Ornamentik, der Anstrich, die innere Einrichtung zeigen durchaus die durch das Herkommen geheiligten Formen. Der Tisch in der Wohnstube hat seine bestimmte Ecke, ebenso wie Gesangbuch und Bibel überall an demselben Platze aufbewahrt werden. Man gehe, um sich des Gegensatzes zweier Kulturschichten klar bewußt zu werden, aus einem solchen Bauernhaus in die Häuser unserer Darmstädter Künstlerkolonie. Dort die strengste volks- und stammesgemäße Gebundenheit, hier die weiteste Freiheit: von der Anlage und Architektur der Häuser bis zum kleinsten Detail der inneren Einrichtung das Bestreben, individuelle Eigenart zur Geltung zu bringen. Wenden wir uns zur Tracht, so tritt uns derselbe Gegensatz entgegen. Wo sich überhaupt noch eine besondere Volkstracht erhalten hat, ist sie bis in die kleinsten Einzelheiten jedem vorgeschrieben. Die Unterschiede sind nicht individueller Art, sondern generell bedingt durch die Stammesart, das Alter, besondere Gelegenheiten und

dergl. Man unterscheidet eine Tracht der Verheirateten und Unverheirateten, Alltags- und Sonntagstracht, Hochzeits- und Trauertracht. In der Kirche von Langgöns bei Gießen z. B. sieht man Sonntags die Frauen reihenweise in derselben charakteristischen Tracht sitzen, die sich von der der Mädchen wieder durch den Kopfputz unterscheidet. Welch anderes Bild in den Kirchen unserer Städte! Was der Bäuerin Stolz ist, die altüberlieferte Gleichmäßigkeit, ist für die Städterin ein Stein des Anstoßes. Jede möchte ihr apartes Kleid, ihren besonderen Hut u. s. w. haben, und in der That gleicht wohl keine der anderen in allen Einzelheiten. Die bunteste Mannigfaltigkeit, bedingt durch das Hervortreten individuellen Geschmackes, tritt auch hier der alten bäuerlichen Einheitlichkeit gegenüber.

Nicht anders verhält es sich mit der Gestaltung des Lebens. Bei dem Bauern ist es aufs strengste gebunden durch Sitte und Brauch. Schon die Geburt ist von einer Reihe Ceremonien umgeben, deren Unterlassung unheilvoll sein würde. Die Taufe erfolgt möglichst bald, während die Mutter noch an das Bett gefesselt ist, in der Kirche. Die Auswahl und Werbung der Paten geschieht nach bestimmten Regeln und in überlieferten Formen. Die Wahl des Namens bewegt sich in einem engen, landschaftlich verschiedenen Kreis. Die Taufgesellschaft zieht vielfach auf einem von der Tradition vorgeschriebenen Weg in die Kirche. Auch die Art des Taufschmauses ist bis in Einzelheiten hinein durch die Sitte vorgeschrieben. Und wie bei der Geburt und Taufe, so ist es auch bei der Hochzeit und beim Begräbnis, bei der Konfirmation und an allen Festtagen. Überall feste Formen, denen sich der Einzelne ganz selbstverständlich und ohne Überlegung unterordnet. Auch das Alltagsleben des Bauern steht unter dem fortwährenden Einfluß traditioneller Anschauungen und ist durchzogen von einer Fülle altertümlicher Gebräuche. Das Verhältnis der Gatten, der Eltern zu den Kindern, des Herrn zum Knecht, der Nachbarn zu einander gestaltet sich nach bestimmten gegebenen Voraussetzungen, die der Bethätigung individueller Eigenart feste Schranken ziehen. Wie anders die Lebensführung eines heutigen Künstlers oder Dichters! Ja die ganze Weltanschauung und Lebensauffassung des Bauern hat ihr typisches Gepräge und ist nur zum geringsten Teil selbsterworbenes, individuell-persönliches Eigentum. Welch weiter Weg von da bis zu den modernen Extremen individualistischer Lebensanschauung eines Stirner oder Nietzsche!

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die bäuerliche Kunstübung. Von der Architektur war schon flüchtig die Rede. Musik

und Poesie, beide noch in inniger Verbindung, zeigen dasselbe Bild. Die Melodien der Volkslieder bewegen sich in ganz bestimmten, immer wiederkehrenden Tonfolgen; man kann auch hier Typen feststellen, durch deren Variation und Vermischung die scheinbar so bunte Mannigfaltigkeit entsteht. Der Einzelne mit seinem subjektiven Geschmack tritt ebenso zurück wie in der Volksdichtung, die in langsamer Entwickelung altüberliefertes poetisches Gut benutzt und unmerklich weiter bildet. Der unendliche Reichtum des Volkes an Liebesliedern läßt sich auf wenige Typen zurückführen. Die Auffassung und symbolische Verwertung der Natur ist überall dieselbe; derselbe Kreis der Empfindungen wird immer wieder durchlaufen; der sprachliche Ausdruck ist formelhaft; die Metren und Strophenformen sind gegeben. Und nun der moderne Kunstdichter! Sein Höchstes ist es, die Eigenart seines persönlichen Wesens zum Ausdruck zu bringen. Je individueller, desto besser! Er strebt nach Neuheit und Originalität im sprachlichen Ausdruck, nach überraschenden Bildern, nach neuen Reimen und Metren; der Natur und dem Menschenleben sucht er neue Seiten abzugewinnen oder das Gewohnte in anderer effektvoller Beleuchtung zu zeigen. Keine Tiefe der Menschenbrust bleibt unergründet, kein Winkel des Herzens verborgen. Unsere neuere Dichtung bietet hierfür so mannigfache Beispiele, daß es sich kaum lohnt, einzelne herauszugreifen. Wem Ibsen mit seiner Dramatik zu weit vom Volksliede abzuliegen scheint, der möge die Lieder von Dehmel und Holz oder die Poesie unseres hessischen Landsmanns Stefan George ins Auge fassen, um sich den Unterschied zwischen moderner Individualpoesie und alter naiver Massendichtung — denn das ist unser Volkslied — klar zu machen. Und wenn ihm die einfachen Weisen des Volkslieds noch im Ohre klingen, möge er auf die Tonschöpfungen von Richard Strauß oder Gustav Mahler lauschen, die so individuell gestaltet sind und ein so eigenartiges Seelenleben spiegeln, daß vielen ihr Verständnis vorläufig überhaupt verschlossen ist.

Ich glaube, diese Andeutungen genügen, um die Gegensätze, die hier vorliegen, in ihrer ganzen Schärfe hervortreten zu lassen. Und jetzt erst läßt sich auch die Frage beantworten, warum die Volkskunde gerade dem Bauernstand solches Interesse zuwendet: er ist ihr der Repräsentant des Volkslebens, oder, wenn man lieber will, des naiven, stammesmäßigen Massenlebens, das sich in ihm noch am reinsten zeigt. Von allen Gemeinschaften, natürlichen und künstlichen, in die der Mensch hineingestellt ist, und die sein Denken und Handeln bestimmen, ist die des Volkes, der natürlichen Stammeszugehörigkeit, die wichtigste und

die ursprünglichste. Die Entwickelung eines Volkes besteht in einer fortwährend weiter gehenden Differenzierung und Individualisierung seiner ursprünglich gleichartigeren Teile. Das Leben des Bauern stellt uns in seinen oben skizzierten Grundzügen noch den Zustand dar, in dem sich vor tausend Jahren unser ganzes Volk befand. Was in jener fernen Zeit uns verborgen liegt und nur aus wenigen kümmerlichen Resten und Zeugnissen zu erschließen ist, das breitet sich hier vor unseren Blicken aus, von dem hellen Licht des Tages beleuchtet. Wir können die Entwicklung der Jahrhunderte an den neben einander liegenden Kulturschichten der Gegenwart studieren. Diese Entwickelung führt von der Masse zum Individuum. Man möge das nicht mißverstehen. Unsere Vorfahren waren gewiß keine individualitätslosen Menschen, so wenig wie dies unsere heutigen Bauern sind, wie denn überhaupt Eigenart und Individualität relative Begriffe sind. Jedes Blatt am Baum hat schließlich seine Eigenart und jeder Schäfer kann uns über die Individualitäten seiner Schutzbefohlenen, die uns so unendlich gleichmäßig vorkommen, interessante Aufschlüsse geben. Einem Wesen, das viel höher entwickelt wäre als selbst unsere erleuchtetsten Geister, möchte wohl auch die große Verschiedenheit moderner Persönlichkeiten weniger ins Auge fallen als ihre Gleichförmigkeit. Bei der Entwickelung der Menschheit und unseres Volkes handelt es sich nur um eine immer stärkere Entfaltung der Individualität, ein immer währendes Erweitern ihres Wirkungskreises. Diese Entwickelung vollzieht sich nicht sprungweise. Von der geistigen Gebundenheit eines Menschen des neunten Jahrhunderts bis zu der souveränen Willkür unserer Modernen ist es ein weiter Weg, der durch gar viele Übergangsstadien führt. Und schließlich, so wenig es ganz individualitätslose Menschen giebt oder gegeben hat, so wenig sind auch die am weitesten Fortgeschrittenen dem inneren Zusammenhang mit der Volksmasse völlig entwachsen.

Besonders stark macht sich dieser Zusammenhang bei uns allen geltend in den Kinderjahren. Die Entwickelung des Volkes erlebt in ihren Grundzügen jeder einzelne von neuem. Auch das Kind ist im großen und ganzen ein Massenmensch; erst mit dem allmählichen Heranwachsen und Heranreifen entwickelt sich seine Individualität. So ist denn auch das Leben und Treiben der Kinderwelt eines der hauptsächlichsten Forschungsgebiete der Volkskunde, besonders da, wo es sich ungestört entfalten kann, bei Spiel und Gesang. Königssohn und Betteljunge ergötzen sich an denselben Reimen, denselben Spielen und Reigen, und in dem Verkehr der Erwachsenen mit den Kindern entfaltet sich

jene liebliche Märchenpoesie, deren Gestalten gleichermaßen in Hütte und Palast heimisch sind. Deshalb verstehen sich auch die Kinder der verschiedensten Stände unter einander, was bei den Erwachsenen desselben Standes oft nicht mehr der Fall ist. Jenes Bild der Gleichförmigkeit und inneren Einheit, das uns der Bauernstand zeigte, und das auf älteste Kulturzustände zurückwies, tritt uns im Leben unserer Kinder tagtäglich entgegen.

Aber auch späterhin sind wir in unserem Denken und Handeln vielfach durch überlieferte volkstümliche Sitte gebunden und bestimmt; nur die Grade sind je nach der stärkeren oder geringeren Kraft der individuellen Antriebe verschieden. Ich will hier nicht vom Osterhasen und vom Christkindchen reden, nicht von der Einwirkung volksmäßiger Anschauungen auf Wohnung, Nahrung, Kleidung und Lebenshaltung unserer Gebildeten; auch auf die Zusammenhänge unserer individualistischen künstlerischen Produktion mit dem alten Volksleben soll hier nicht eingegangen werden. Ein Hinweis auf ein paar ganz grobe, jedem bekannte Einzelheiten aus dem Gebiete des sogenannten Aberglaubens möge genügen. Bis in die höchsten Kreise findet sich der Glaube an Unglückszahlen und Unglückstage: in vielen unserer vornehmsten Hotels fehlt die Zimmernummer 13; Leute der besten Gesellschaft sitzen nicht gern zu dreizehn zu Tische; das Reisen am Freitag gilt nicht bloß Bauern als bedenklich. Himmelsbriefe, die den Besitzer schußfest machen, wurden noch im Kriege 1870/71 nicht bloß bei Gemeinen, sondern auch bei Offizieren gefunden. Das „Unberufen" oder dreimalige an den Tisch Klopfen, durch das man sich gegen das Berufen schützt, findet man bei den vorurteilsfreiesten Leuten. Auch der vornehme Jäger ist wohl vielfach ergrimmt, wenn ihm ein altes Weib begegnet und ärgert sich, wenn man ihm Glück wünscht. Und gar mancher Student schüttelt beim Hören des ersten Kuckucksrufes den Geldbeutel in der stillen Hoffnung, daß es nützen möge. Gerade auf diesem Gebiete, wo sich der Gebildete am stolzesten seiner Überlegenheit zu rühmen pflegt, bestehen doch die merkwürdigsten Zusammenhänge zwischen hoch und niedrig, die uns zeigen, wie fest, trotz aller kulturellen Entwickelung, die moderne Menschheit noch in Zuständen wurzelt, die in die graueste Vorzeit zurückweisen. So ist denn auch der Städter, der Arbeiter, der Handwerker, der Gebildete Gegenstand der volkskundlichen Forschung, nicht als Individualität, sondern als Glied des großen Volkszusammenhangs, in dem auch er drinnen steht.

Was das eigentliche Wesen der Volkskunde ausmacht, wird

jetzt wohl verständlich sein; es ist die Erforschung, Darstellung und Erklärung aller Lebensformen und geistigen Äußerungen, die aus dem natürlichen Zusammenhang eines Volkes unbewußt hervorgehen und durch ihn bedingt sind. Da alles individuelle Leben aus solchem Volksleben entstanden ist und noch entsteht, so wird auch es erst von hier aus richtig begriffen werden können. Das Leben und Wachstum der Sprache, die Entstehung der religiösen Vorstellungen, der Künste und der Poesie, der Sitte und Sittlichkeit, sowie deren Entwickelung bis zu der Grenze, wo das Einzelindividuum bestimmend und beherrschend eingreift, das sind die großen Probleme, deren Lösung die Volkskunde uns geben soll.



Bücherschau.

Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. Zweite vermehrte Auflage. Mit 12 Tafeln und 174 Abbildungen, Plänen und Karten. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1901. 8°. XVIII u. 581 S. M. 5.50, geb. M. 7.—.

Man darf die neue Auflage dieses schönen Buches freudig begrüßen. Der in den weitesten Kreisen bekannte und wegen seines großen ethnologischen Wissens mit Recht hochgeschätzte Verfasser hat seine Arbeitskraft mit dem neuen Werke in den Dienst der heimatlichen Volkskunde gestellt. Er baut auf breiter Grundlage und meidet doch mit sicherem Takt unmethodisches und zielloses Parallelisieren.

Seine Darstellung beschränkt sich auf das Hauptstück Braunschweigs, die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt unter Ausschließung der zu diesen Kreisen gehörigen Exklaven Thedinghausen, Harzburg und Calvörde, während die tief in das Braunschweiger Land einschneidenden Teile des hannöverschen Kreises Gifhorn aus leicht begreiflichen Gründen mit berücksichtigt werden. Das Volksleben dieses Gebietes wird geschildert nicht bloß auf Grund des von dem Verf. selbst und seinen Helfern gesammelten Materials, sondern — und darin liegt ein weiterer Vorzug des Buches — die Vergangenheit, und oft genug nicht nur die der engeren Heimat, wird gewissenhaft und ausgiebig herangezogen. Allerdings war gerade eine Volkskunde Braunschweigs besonders stark auf sie hingewiesen. Wenn der Bauer hier eher als in irgend einem anderen deutschen Lande seine persönliche Freiheit erhalten hat, wie der Verf. mit berechtigtem Stolz hervorhebt, so hat die glückliche ökonomische und soziale Lage dieses Standes, der sonst der treueste Hüter alter Volksüberlieferung ist, auch eine dadurch bedingte immer rascher sich vollziehende Loslösung von alter bäuerlicher Sitte zur Folge gehabt. Seit der im Jahre 1835 beginnenden Separation hat sich diese Entwickelung vollzogen. Der Bauer alten Schlags verschwand; das jüngere Geschlecht, das Reserveoffiziere und in Schweizer Pensionen erzogene Töchter unter sich zählt, steht auf der Höhe städtischen äußerlichen Schliffes (S. 210). So konnten manche Seiten des Braunschweiger Volkslebens überhaupt nur aus der Vergangenheit geschildert werden.

Der Verf. beginnt mit einem geographischen Abriß des behandelten Gebietes, dem er eine Darstellung der Vor- und Frühgeschichte, sowie der anthropologischen Verhältnisse folgen läßt. Ein kurzer geschichtlicher Überblick über die niederdeutsche Sprache in Br. schließt sich an, wobei hervorgehoben wird, daß durch die Ocker die Mundart des Herzogtums in zwei Untermundarten geschieden wird, und daß diese Grenze vielleicht mit der alten zwischen Engern und Ostfalen zusammenfalle. Die Ortsnamen des Landes werden sorgfältig erläutert, ältere und neuere Formen neben einander gestellt und wertvolle Folgerungen über die ältere Geschichte der deutschen Stämme aus ihnen gezogen. Ein umfangreiches Kapitel zählt die Flurnamen und Forstorte auf, die ersteren auf Grund der von Herzog Karl I. 1755 unternommenen Landesvermessung, die letzteren mit Benutzung eines Verzeichnisses der herzoglichen Kammer. Sprachliche und

geschichtliche Erläuterungen begleiten die Namen, auf deren große Bedeutung für die Kenntnis der Sprache, Kultur und früheren Beschaffenheit des Landes der Verf. mit Recht hinweist. Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit werden von Dr. F. W. R. Zimmermann in einem besonderen Kapitel behandelt. Der Abschnitt über die Dörfer und die Häuser enthält vor allem eine eingehende Schilderung des sächsischen Hauses, das in fortwährendem Zurückweichen begriffen ist, und eine wertvolle Darstellung der durch das Braunschweiger Land ziehenden Südgrenze des Sachsenhauses nach den noch vorhandenen Resten.

Mit dem folgenden Kapitel betreten wir den eigentlichen Kreis des Volkslebens: der Bauer, die Hirten und das Gesinde werden in ihren sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, wie sie in der ersten Hälfte des 19. Jhdts. noch vorhanden waren, kurz charakterisiert. Von dem alten Hirtenstand finden sich nur noch hier und da Spuren. Ein paar alte Hirtenreime werden mitgeteilt (S. 219). Auch bei der Betrachtung von „Flachs und Spinnstube“ ist der Verf. genötigt, hauptsächlich bei der Vergangenheit zu weilen. Der Flachsbau ist fast vollständig untergegangen, und an Stelle der Spinnstuben sind Strickstuben getreten; eine kleine Sammlung von poetischen „Wockenblattinschriften“ ist beigegeben (S. 233f.). Aus dem Kapitel „Gerät in Hof und Haus“ sei die Beschreibung der Kerbhölzer und der „Hillebille“ hervorgehoben (S. 247 ff.). Während jene noch bis zur Mitte des 19. Jhdts. vereinzelt in Braunschweig Verwendung fanden, wurde diese, das uralte Signalinstrument der Harzer Köhler, noch bis zum Jahre 1894 im Braunschweigischen Dorfe Walle zum Zusammenrufen der Gemeinde benutzt. Von der alten malerischen Bauernkleidung, die durch schöne Abbildungen uns anschaulich vor Augen gestellt wird, haben sich nur noch kümmerliche Reste in dem Dorfe Vortfeld erhalten. Soweit überhaupt im 19. Jhdt. noch Volkstracht vorhanden war, rührt sie im Wesentlichen aus der Mitte des 18. Jhdts. her; ihr völliger Untergang, der in Braunschweig sich schon fast vollzogen hat, ist auch sonstwo nur eine Frage der Zeit; er wird, wie der Verf. mit Recht hervorhebt, durch die an sich löblichen Bestrebungen zu ihrer Erhaltung nicht verhindert werden.

Von Geburt, Hochzeit und Tod handelt das folgende Kapitel. Der Gebärstuhl, der in der Levante, in Syrien, Aegypten, China und Japan noch im Gebrauch ist, wurde in der Stadt Braunschweig im ersten Drittel des 19. Jhdts. noch oft angewendet. Ein von Andree gefundenes Exemplar wird in einer Abbildung reproduziert (S. 287). Das Auslosen der Mädchen unter den jungen Burschen („Kabeln“, wie es in Br. heißt S. 294 f.) ist auch in Oberhessen allgemein üblich, und zwar am 1. Mai, als deutlich erkennbarer Rest eines alten Frühjahrbrauches; auch im Braunschweiger Land wird es doch wohl an bestimmte Festzeiten geknüpft sein? Von Interesse sind die Mitteilungen über das Auftreten des Schimmelreiters am Schlusse der Hochzeiten (S. 310 ff.). Die Sitte der Leichenschmäuse kommt immer mehr ab. Wie die Bauern selbst in diese Entwickelung, sie beschleunigend, eingreifen, zeigt der Beschluß der Wenzener Gemeindeversammlung i. J. 1895, künftighin keine Leichenschmäuse mehr zu veranstalten (S. 319 A. 1). Dagegen steht der Leichentrunk, selbst in der Stadt Braunschweig, noch im Flor. Zur Erklärung des

dafür üblichen Ausdruckes „dat fell versûpen“ liefert der Verf. einen beachtenswerten Beitrag (S. 320 A. 2). Interessant ist es auch, daß im ganzen Herzogtum den Toten noch bis auf den heutigen Tag ein „têrpennig“ mit in den Sarg gegeben wird (S. 322 f.), ein uralter und weit verbreiteter Gebrauch.

Aus dem festlichen Leben des Volkes seien einige besonders wichtige Mitteilungen hervorgehoben. Auf Fastnacht ziehen Knechte, Mägde und Kinder mit einem Busche aus Fichtenzweigen oder Wachholder umher und schlagen (fûen) die Begegnenden. Zu derselben Zeit ist bis heute das Fußwaschen der Mädchen durch umherziehende Knechte üblich. Noch im Jahre 1893 wurden Knechte wegen des dabei verübten Unfugs bestraft (S. 330 ff.). Osterfeuer werden überall noch angezündet (S. 335 ff.), dagegen fehlen die Johannisfeuer. Der Glaube, daß am Ostermorgen die Sonne drei Freudensprünge mache (vgl. J. Grimm, Deutsche Myth. 3. Aufl. S. 268 u. 703), ist heute noch vorhanden (S. 338). Am Gründonnerstag wird noch die „Nêgenstärke“, ein Gericht von neun grünen Kräutern, gegessen (S. 341). Über den im Absterben begriffenen Umzug des „Fistemeiers“ und der Maibraut auf Pfingsten erhalten wir wertvolle ältere Nachrichten (S. 345 ff.). Das Fahnenjagen ist um die Pfingstzeit noch sehr beliebt (S. 350 ff.). Interessant sind auch die Nachrichten über das „vergôdendêl“, die der Verf. gesammelt hat. So nennt man den letzten auf dem Felde nach dem Mähen noch übrig bleibenden Roggenstrauß, der teils unter besonderen Feierlichkeiten heimgebracht, teils auch stehen gelassen wird (S. 364 ff.). Vgl. J. Grimm, D. Myth. 3. Aufl. S. 146 ff. Mannhardt, Mythol. Forschungen S. 18 ff. u. 316 ff. Golther, Handb. der germ. Mythol. S. 290 ff.).

Es folgt ein Kapitel über die „Geisterwelt und mythische Erscheinungen“. Weit verbreitet, sogar in den Städten, ist der Glaube an das „vôrlât“, die Gabe die Zukunft vorauszusehen und in einem fernen Orte Geschehenes zu erkennen. Die Prophezeihungen des „Wickenthies“ aus dem 17. Jhdt. leben bis heute in dem Volke weiter. Das Vorlat wird nie angeboren, sondern absichtlich oder unabsichtlich erworben; es ist übertragbar (S. 372 ff.). Eine an Goethes Erlkönig erinnernde Sage wird aus Groß-Flöthe mitgeteilt (S. 378). Die Irrlichter heißen „Tückeboten“ und werden, wie auch sonst, als Geister betrachtet. Den Gottesleugnern bricht der Teufel den Hals; in einem Abzählreim aus Braunschweig wird Lessing vom Teufel geholt (S. 397). Besonders intime Beziehungen zum Herrscher der Hölle unterhalten nach dortigem Volksglauben die Freimaurer (S. 398). Eine Teufelsbeschwörung hatte noch i. J. 1897 die Braunschweiger Polizei zu untersuchen (S. 399). Auch über Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin erhalten wir reiche und interessante Mitteilungen. Eine hübsche Geschichte vom Zurückläuten der Glocken, die aus Versehen beim Begräbnis eines Selbstmörders geläutet worden waren, wird aus d. J. 1866 mitgeteilt (S. 405). Die „wickerraue“ (Wünschelrute) ist noch vielfach im Gebrauch (S. 407 f.). Daß in der Heimat des Schäfers Ast auch Volksmedizin aller Art im Schwunge ist, nimmt nicht Wunder. Aberglaube läßt sich nicht so leicht ablegen wie die Volkstracht. Noch 1894 wurden in einem Hotel zu Schwarzfeld am Harz die Kopfschmerzen von Dr. K. Peters und Major von Wißmann, die von Lauterberg aus in dem Hotel eingekehrt waren, von dem

teilnehmenden Wirt in Papier gewickelt und in die Wand genagelt (S. 420 A. 3). Sehr interessant sind auch die Erörterungen über das „Notfeuer“, das zur Vertreibung von Viehseuchen diente und bis zur Mitte des 19. Jahrh. im Braunschweigischen vorkommt (S. 427 ff.).

Wesentlich auf Mitteilungen aus seinen Sammlungen beschränkt sich der Verfasser in dem Abschnitt über „Volksdichtung und Spiele“, der wohl eine eingehendere Bearbeitung verdiente. Daß die ernsten Volkslieder, weil hochdeutsch, erst später eingewandert seien, ist wohl ein voreiliger Schluß; sie verschmähen vielfach die Mundart, während die leichtere Tagespoesie sich immer ihrer bedient. Ein letzter Abschnitt geht den Spuren der Wenden im Braunschweiger Land nach, deren Dorfanlagen noch deutlich hervortreten. Ein Kärtchen stellt die äußere Westgrenze dar, welche in dieser Gegend die Slaven im Mittelalter erreichten.

Zu besonderer Zierde gereichen dem inhaltsreichen Buche die trefflichen Illustrationen, die hier einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen. Zu wünschen wäre für eine spätere Auflage, daß der Verfasser bei den volkskundlichen Überlieferungen, die er in so großer Zahl mitteilt, immer Zeit und Ort der Aufzeichnung zufügte, bezw. Angaben über den Kreis ihrer Verbreitung macht, was öfter versäumt wird.

Möchten recht viele zu dem Buche greifen; es orientiert nicht blos über das Braunschweiger Volksleben, sondern ist auch gut dazu geeignet in die Volkskunde überhaupt einzuführen. A. S.

E. Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich, Fritz Amberger, 1902. 8°. 34 S. M. 1.—.

Daß Hoffmann-Krayer es unternahm, dieses Thema zu behandeln, ist sehr dankenswert. Es galt Klarheit zu schaffen auf einem Forschungsgebiete, dessen Grenzen und Umfang seither, wie besonders von streng philologischer Seite gerne betont wurde, mehr der Zufall und persönliche Liebhabereien, als wissenschaftliche Erkenntnis bestimmt zu haben schien. Nicht bloß im Interesse des Ansehens der jungen Wissenschaft liegt es, daß ihr Wesen und ihre Probleme einmal scharf ins Auge gefaßt werden; die volkskundliche Forschung selbst, die seit Jahrzehnten geleistete wissenschaftliche Detailarbeit drängt dazu; auch sie verspricht nur dann gedeihlichen Fortgang, wenn das höchste Ziel den Forschenden vor Augen steht. Von Hoffmann-Krayer, der das Schweizerische Archiv für Volkskunde seit seinem Bestehen leitet und der durch manche Einzeluntersuchung die Arbeit der Volkskunde gefördert hatte, durfte man wohl auch in diesen prinzipiellen Fragen Klarheit erwarten. Leider wird man enttäuscht.

Der Zweck seiner Abhandlung soll in erster Linie sein, darzulegen, „was man unter Volkskunde versteht und wie ihre Probleme wissenschaftlich erfaßt werden können“ (S. 6). Der erste Abschnitt beantwortet die Frage „Was ist Volkskunde“ dahin, daß sich diese Wissenschaft in erster Linie mit dem „vulgus in populo“ beschäftige und die dem vulgus gehörenden „primitiven Anschauungen und die volkstümlichen Überlieferungen“ darstellen wolle. Der zweite Abschnitt sucht die Volkskunde von ihren Nachbargebieten, der

Ethnographie und Kulturgeschichte, abzugrenzen (S. 7—16). Die Ethnographie befasse sich vorwiegend „mit solchen Völkerschaften, die außerhalb der Peripherie unserer modernen Kulturstaaten liegen“ und suche möglichst alle Lebensäußerungen derselben zu beobachten, während die Volkskunde ihr eigenstes Wirkungsfeld unter den modernen Kulturvölkern finde, indem sie ihr Augenmerk auf das richte, was unter ihnen „noch altertümlich, primitiv oder in volkstümlichem Sinne modifiziert“ sei. Die Kulturgeschichte stelle „die Thätigkeit des menschlichen Geistes als Willensäußerung und Entwickelungsdrang dar, sei es nun in autoproduktiver oder reproduktiver Funktion“; (!) für sie stehe „das individuell-zivilisatorische Moment“ im Vordergrund, „für die Volkskunde das generell-stagnierende“. Daß die drei Disciplinen sich vielfach kreuzen und berühren, wird an Beispielen erläutert. Der dritte Abschnitt unterscheidet zwei Gattungen der Volkskunde, die stammheitliche und die allgemeine Volkskunde (S. 16—21). Erstere suche „die primitiven Anschauungen und volkskundlichen Überlieferungen einer zusammengehörigen Gruppe, einer Gemeinschaft von Menschen darzustellen“; sie bilde die Grundlage der letzteren, die sich mit den „Prinzipien und Grundgesetzen der volkstümlichen Anschauungen, mit den allgemeinen Agentien, die die Volksseele bewegen“, beschäftige. Ein letzter Abschnitt behandelt die Probleme der Volkskunde (S. 22—34). „Für die stammheitliche Volkskunde wird das umfassendste und letzte Problem die Erforschung der spezifischen Eigenart eines Stammes oder Volkes sein. Dabei wäre es aber durchaus unrichtig a priori einen einheitlichen Grundcharakter dieses Stammes anzunehmen und diesen dann in allen seinen Lebensäußerungen auffinden zu wollen“ (S. 22). „Und wenn es auch nicht immer möglich sein sollte, bis zu rein geistesgeschichtlichen und ethischen Grundströmungen vorzudringen, so bieten schon die Rückschlüsse auf reale Daseinserscheinungen des Interessanten genug“ (S. 23). Höher liegen die Probleme der allgemeinen Volkskunde, bei der es gelte, „den seelischen Kräften nachzugehen, die bei der Bildung, Übertragung und Wandlung volkstümlicher Anschauungen im allgemeinen in Tätigkeit treten“ (S. 28); „diese Erscheinungen alle auf ihre Ursachen zurückzuführen und aus den einzelnen Fällen allgemeine Gesetze zu abstrahieren, ist die Aufgabe der allgemeinen Volkskunde“ (S. 33). Entschieden zurückgewiesen wird in längerer Auseinandersetzung die „naturwissenschaftliche Erklärung des Volkstums“, wie sie A. H. Post versucht habe. — Ich hoffe hiermit den wesentlichen Inhalt der Abhandlung so richtig und deutlich, als es in diesem Falle in kurzen Worten möglich ist, skizziert zu haben, und wende mich zur Prüfung im Einzelnen.

Der 1. Abschnitt beantwortet eine Frage in einer Weise, die sofort zu neuen Fragen herausfordert. Wenn man bei dem Volk, mit dem sich unsere Wissenschaft beschäftigt, in erster Linie an das vulgus zu denken hat, woran in zweiter Linie? Wenn gesagt wird, die Volkskunde stelle volkstümliche Überlieferungen dar, so heißt das schließlich nicht viel mehr als: Volkskunde ist Volkskunde. Was sind denn volkstümliche Überlieferungen und worin besteht eigentlich ihr Wesen? Mit einer bloßen Aufzählung, wie sie S. 6 f. gegeben wird, ist diese Frage nicht erledigt. Auch der Ausdruck „primitive Anschauungen“, der sich hier und öfter zu den volkstümlichen Überlieferungen

gesellt, scheint mir doch sehr der Erläuterung zu bedürfen, wenn er nicht eine bloße Redewendung sein soll. Aber auch die einzige klar faßbare Antwort, die gegeben wird, daß sich die Volkskunde in erster Linie mit dem vulgus beschäftige, ist falsch. Was heute vulgus ist, war vor tausend und mehr Jahren populus. Die Merseburger Zaubersprüche und die Nachrichten der Kapitularien über allerhand Aberglauben gehören in das Gebiet der Volkskunde so gut wie heute noch lebende Besprechungen und andere Rudimente alten Brauchs. Die Differenzierung von vulgus und populus ist erst ein Ergebnis der Kulturentwickelung. Und auch jetzt noch gehört zu dem Volke, mit dem wir uns in der Volkskunde befassen, so gut der Gebildete wie der Ungebildete, wenn auch nur mit einem Teile seines Wesens. Wenn in den vornehmsten Hôtels, wo das vulgus höchstens in Gestalt von Stiefelputzern verkehrt, die Zimmernummer 13 fehlt, oder die Frau Geheimrat X. in einer Gesellschaft Nervenzufälle bekommt, weil 13 zu Tische sitzen, oder unsere Freundin, die Frau Professor Y. sich weigert einen Ausflug ins Lahnthal mitzumachen, weil er auf den 13. Juli fällt, oder das Frankfurter Bauamt unter Zustimmung des Magistrats, den Wünschen der Hausbesitzer Rechnung tragend, die Hausnummer 13 in verschiedenen Straßen ausfallen läßt*), so wird sich die Volkskunde mit alle diesem gerade so befassen wie mit den im vulgus an die Unglückszahl sich knüpfenden Vorstellungen. Oder — wenn mein Freund, der Landgerichtsrat E. spazieren geht, ein Hufeisen findet und es ohne weitere Überlegung in die Tasche steckt, in der Hoffnung, daß es Glück bringe, und wenn seine Frau Gemahlin gar schon eine ganze Sammlung solcher Hufeisen hat, so gehört das so gut zu unserem volkskundlichen Material wie der Brauch des Bauern Hufeisen vor die Ställe zu nageln. Wessen aufgeklärtem Vorstellungskreis derartiges zu fern liegt, der mag an die Feier der Ostern oder des Weihnachtsfestes denken, wo Fürst und Bettelmann sich in den gleichen altüberlieferten Gebräuchen zusammen finden. Der Christbaum ist sogar, wie es scheint, erst aus den städtischen Kreisen auf das Land gewandert und hat es bis jetzt noch nicht ganz erobert. Auch die Kinderwelt, mit der sich die Volkskunde doch recht intensiv beschäftigt, wird man nicht ohne Weiteres zu dem vulgus zählen dürfen. An solches mag auch H.-Kr. gedacht haben, wenn er das vulgus nur in erster Linie heranzieht. Hätte er die zweite und dritte Linie auch gezogen, dann wäre die Nichtigkeit seiner Antwort auf die Frage, „was ist Volkskunde" klar geworden. Er wäre genötigt gewesen, die gleichartigen Erscheinungen, die sich in den verschiedensten Zeiten, unter den verschiedensten Ständen und in den verschiedensten Lebensaltern zeigen, in ihrem Wesen zu erfassen, statt sich an besonders hervortretende Äußerlichkeiten des heutigen volkskundlichen Sammelns zu halten.

Doch vielleicht bringt uns der 2. Abschnitt die Klarheit, die der erste vermissen läßt, handelt es sich doch auch in ihm schließlich darum, das Wesen der Volkskunde zu erfassen, diesmal durch Bestimmung ihrer Grenzen. Ich darf es wohl den Ethnographen und Kulturhistorikern überlassen, auf die Definitionen ihrer Wissenschaften einzugehen, von denen mir namentlich die der Kulturgeschichte (S. 10) inhaltlich und formell recht unglücklich ausgefallen

*) Andree, Braunschw. Volksk. S. 408 A. 2.

zu sein scheint. Ob überhaupt ein solcher Vergleich mit Grenzwissenschaften, wie den beiden genannten, deren Wesen selbst wieder mehr oder minder willkürlich festgestellt wird, förderlich für die Sache ist, darf man wohl bezweifeln. Die Ethnographen sowohl wie die Kulturhistoriker können schließlich mit einem gewissen Recht behaupten, die Volkskunde sei nur eine Unterabteilung ihrer Disziplinen. Viel wesentlicher als eine inhaltliche Abgrenzung, wie sie hier versucht wird, scheint mir an dieser Stelle ein Hinweis darauf, daß die Volkskunde, insoweit sie wissenschaftlich betrieben wird, von philologischer Grundlage ausgeht und in diesem engen Anschluß an die philologischen Einzelwissenschaften die sicherste Garantie für ein methodisches und zielbewußtes Fortschreiten besitzt. Immerhin war der Vergleich dem Verfasser wenigstens förderlich; er hat ihn dem eigentlichen Kernpunkt der Frage, die er behandelt, ziemlich nahe geführt. Wenn er in der Volkskunde das „generell-stagnierende Moment“, um seine Sprache zu reden, in den Vordergrund gestellt wissen will und dieses dem „individuell-zivilisatorischen“ entgegensetzt, das bei fortschreitender Kultur hervortrete, und wenn er anderseits betont, was wir oben vermißten, daß „selbst in der höheren Kultur sich mannigfache Reste altvolkstümlicher Anschauungen und Bräuche finden, so sehen wir ihn auf einem Wege, der weiter verfolgt, ihn zur Klarheit führen würde.

Auch der 3. Abschnitt zeigt Spuren einer richtigeren Erkenntnis, wenn mir auch die Art, wie stammheitliche und allgemeine Volkskunde einander entgegengesetzt werden, nicht recht einleuchten will. Nicht Volksstamm und Gesetze oder Prinzipien darf man einander gegenüberstellen, sondern die verschiedenartigen natürlichen Gemeinschaftsformen, deren geistiges Gesamtleben es zu erfassen gilt, Geschlecht, Geschlechterverband, Stamm, Volk, Völkergruppe und Menschheit sind aneinander zu reihen. Um Erkenntnis von Gesetzen entwickelungsgeschichtlicher und psychologischer Natur handelt es sich in letzter Linie schließlich überall in der Volkskunde. Und jede der bezeichneten Gruppen läßt wieder eine verschiedenartige Behandlung zu: man kann rein beschreibend, vergleichend, geschichtlich-entwickelnd und psychologisch-erklärend verfahren. Die höchste Betrachtungsweise wird diese Methoden in sich vereinigen. Aber zweierlei wenigstens sieht der Verf. in diesem Abschnitt richtig: daß es sich in der Volkskunde um Erforschung des Lebens menschlicher Gemeinschaften, um eine Erkenntnis von Gesamtindividualitäten (S. 17) handelt, und daß es gilt, sich von dem Einzelnen zu Gesetzen zu erheben.

Leider wird diese Erkenntnis im 4. Abschnitt nicht festgehalten. Merkwürdig sind schon die Ausführungen über die Aufgaben der stammheitlichen Volkskunde. Wenn ihr letztes Problem die Erforschung der „spezifischen Eigenart“ eines Stammes sein soll, so ist natürlich die Voraussetzung, daß eine solche spezifische Eigenart vorhanden ist, und wenn in demselben Atemzug gesagt wird, es sei unrichtig einen einheitlichen Grundcharakter dieses Stammes anzunehmen, so ist das ein starker Widerspruch, der sich nur daraus erklären läßt, daß der Verf. seinen Blick auf die Schweiz richtet und, wie es scheint, vergißt, daß für die Volkskunde der politische Zusammenhang etwas zufällig Gegebenes ist, wovon sie als Wissenschaft nie ausgehen darf. — Die Erörterung der Probleme der allgemeinen Volkskunde wird völlig in Verwirrung gebracht durch die einen breiten Raum einnehmende Auseinander-

setzung mit Post, aus dessen Aufsatz H.-Kr. vieles hätte lernen können; er ist, wenn man auch in Einzelheiten abweichen mag, wenigstens klar und folgerichtig gedacht. Die Frage, um die es sich für Post hauptsächlich handelt, ist, ob auch das Volksleben von Gesetzen beherrscht werde, wie die Natur, oder ob es bestimmt werde durch die unberechenbare Willkür des einzelnen Individuums. Wenn H.-Kr. wiederholt und noch am Schlusse seiner Abhandlung in Sperrdruck betont, daß die Erscheinungen des Volkslebens auf allgemeine Gesetze zurückzuführen seien, so stellt er sich in der wesentlichen Frage auf Posts Standpunkt. Was soll da eigentlich die ganze Polemik? Inwieweit sich das Geistesleben des Einzelnen mechanisch erklären lasse, ist eine ganz andere Frage, die er offenbar mit dem von Post behandelten Problem verwechselt (S. 24). Daß die Übereinstimmung der verschiedensten Völker in Bräuchen und Anschauungen aller Art, wie H.-Kr. ausführt, auf Urgemeinschaft, Übertragung und analoger Entwickelung beruhen könne, ist vollständig richtig, beweist aber nicht das Geringste gegen Posts Theorie; in allen drei Fällen wird es sich um eine unbewußte Entwickelung handeln, die im Wesentlichen nicht durch das Eingreifen von Einzelindividualitäten bestimmt ist. Es ist ein evidentes Mißverständnis, wenn H.-Kr. meint, die „Naturgesetztheorie", wie er sie nennt, erfordere, daß verschiedenartige Völker auf dieselben Naturerscheinungen immer in der gleichen Weise reagierten, daß also z. B. die Verfinsterungen eines Gestirns bei allen Naturvölkern denselben Effekt machen müsse (S. 30). Auch wenn man die strengste Gesetzmäßigkeit im Geistesleben einer Masse annimmt, so heißt das doch bloß, daß man erwartet, unter gleichen Verhältnissen werden gleiche Folgen eintreten. In dem angeführten Fall ist bloß der eine Faktor der gleiche; inwieweit die Gleichheit bei dem anderen, den Volksgemeinschaften, auf die jene Naturerscheinung wirkt, vorhanden ist, kann uns erst eingehende Forschung zeigen. Was vorausgesetzt wird, ist nur gesetzmäßige Entwickelung im allgemeinen; sie im einzelnen nachzuweisen und den Wirkungskreis der Gesetze zu begrenzen, ist Aufgabe der Forschung.

Übrigens steht Post in seiner Auffassung nicht allein. H.-Kr. dürfte wohl bekannt sein, wenn er auch nicht Bezug darauf nimmt, daß die Frage, wie die Naturwissenschaften sich zu den Geisteswissenschaften verhalten, und insbesondere, inwiefern sich in der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit und der einzelnen Völker die Wirksamkeit von Gesetzen erkennen lasse, gerade im letzten Jahrzehnt von den verschiedensten Seiten, besonders auch von den Historikern, mit großem Eifer, ja mit Leidenschaft behandelt worden ist. Ich nenne nur Lamprecht, dessen Arbeiten außerordentlich fördernd und anregend gewirkt haben, was man wohl sagen darf, ohne seiner Konstruktion der deutschen Geschichte in allen Einzelheiten zuzustimmen. Auf dem Gebiete der Volkskunde ist die Frage lange nicht so kompliziert, als auf dem der politischen oder der allgemeinen Geschichte, weil uns keine Einzelindividualitäten entgegentreten. Auch H.-Kr. sagt richtig: „Je ungebildeter ein Volk, um so weniger starke Individualitäten und um so allgemeinere, verbreitetere Anschauungen" (S. 31). Diese annähernde Gleichheit ist aber durchaus etwas Ursprüngliches, nicht etwa das Ergebnis eines Assimilisationsprozesses, wie H.-Kr. meint (S. 32). Daß jeder Mensch eine „spezielle Individualität" (S. 31 o.) besitzt, ist gewiß richtig; das gilt aber gerade so von jedem Tier, jeder Pflanze,

jedem Blatt; es fragt sich nur, wie weit sich der Wirkungskreis einer solchen Individualität erstreckt und wie stark sie sich äußert. Das Volksleben zeigt uns, wo wir es wissenschaftlich erfassen können, immer dieselbe Gleichmäßigkeit und Gebundenheit: es ist das die Form, in der geistiges Massenleben zum Ausdruck kommt. Die Fähigkeit und das Bedürfnis des Individuums, in Sitte und Brauch, in Sprache, Kunstübung und Religion seine Eigenart zu Geltung zu bringen, ist einfach noch nicht vorhanden. Der Einzelne ordnet sich in alle diesem unbewußt und ohne Widerstreben der Masse unter, an deren Leben er teilnimmt. Wenn wir sehen, wie verschiedenartige Kinder, deren Geschmack später himmelweit aus einander geht, sich an denselben Versen und Spielen erfreuen, so beruht das doch wahrhaftig nicht darauf, daß unähnliche Individualitäten sich in diesem frühen Alter einander assimilierten, während sie später ihre Eigenart wiedergewönnen, sondern es ist einfach die Folge der ursprünglichen Ähnlichkeit, aus der erst später scharf umrissene Individualitäten sich herausbilden. Im Volksleben ist es nicht anders. Was Post in dem von H.-Kr. bekämpften Aufsatz (Globus Bd. 59, S. 290) sagt, ist vollständig richtig: „Das individuelle Empfinden, Fühlen und Denken erscheint vom ethnologischen Standpunkt aus nur als ein Ausläufer der gesammten seelischen Thätigkeiten, welche im Volksleben zum Ausdruck gelangen, und von denen nur ein kleiner Teil dem menschlichen Individuum überhaupt bewußt wird". Wenn H.-Kr. meint, man müsse in der Volkskunde von der individuellen Verschiedenheit ausgehen, so mag er das selbst erst einmal tun und zeigen, wie die Verschiedenheit der Einzelindividuen in dem Volksglauben und der Volkssitte zum Ausdruck kommt. Und wenn er das für möglich hält, warum redet er dann eigentlich von der Gesamtindividualität einer Gruppe oder einer „Volksseele", deren „allgemeine Agentien" man kennen lernen müsse, „zeigen sie sich nun bei Bantunegern oder hinterpommerschen Bauern" (S. 17)?

Der Gegensatz zu den Naturwissenschaften hat hier den Philologen zu bedauerlicher Inkonsequenz und Unklarheit verleitet. Gerade dem Volkskundeforscher wäre eine gewisse Beachtung der Ergebnisse moderner Naturforschung anzuraten. Denn seine Wissenschaft steht in der Mitte zwischen Naturwissenschaften und reinen Geisteswissenschaften, insofern das Volks- und Massenleben die Stufe des Übergangs von dem reinen Naturleben zum individuellen, bewußten Geistesleben darstellt. Gesellschaft und Organismus zeigen die merkwürdigsten Analogieen, und die moderne Soziologie hat sich diese nicht entgehen lassen. In meiner oben mitgeteilten populären Darstellung des Wesens der Volkskunde habe ich eine derartige Analogie betont: die immer fortschreitende Differenzierung des sozialen Körpers in verschieden funktionierende Teile, womit ich nichts Neues sagen, sondern nur auf eine geschichtliche Tatsache hinweisen wollte. Ich hätte hinzufügen können, daß diesem Prozeß, ähnlich wie bei organischen Entwickelungsprozessen, ein zweiter parallel zu laufen scheint, derjenige der Integration oder der größeren Unterordnug und Einordnung der Teile unter die Herrschaft des Ganzen.[1]) Auch der Nationalcharakter erhält ein schärferes Gepräge erst bei zunehmender Civilisation: an Stelle der unbewußten Eigen-

[1]) Vgl. O. Hertwig, Die Lehre vom Organismus und ihre Beziehung zur Sozialwissenschaft. S. 24.

art, die das Ganze bindet, tritt bewußte Zusammenfassung und energische Entgegensetzung. Die Nationalitäten stehen sich in der Neuzeit viel schroffer gegenüber als im Mittelalter. Gerade diese geringere Ausbildung auch der Volksindividualität auf früheren Kulturstufen berechtigt, ja nötigt die Volkskunde, sich nicht auf ein einzelnes Volk zu beschränken, sondern ihre Kreise möglichst weit zu ziehen. Das Verhältnis des Volksverbands zum Stammesverband und beider wieder zum Einzelindividuum liegt übrigens in seiner inneren Geschichte durchaus noch nicht klar; die Volkskunde vermag uns wohl auch hier Aufklärung zu schaffen. Das Eine aber darf man wohl mit Bestimmtheit sagen, daß es sich in der Volkskunde um die Zeugnisse eines naiven, unbewußten Massenlebens handelt, im Gegensatz zu dem späteren bewußten Denken und Produzieren der immer entschiedener hervortretenden Individualitäten. Selbstverständlich vollzieht sich diese Veränderung weder plötzlich, noch gleichmäßig, so daß in jedem Kulturvolk die mannigfachsten Übergangsstadien und Modifizierungen beider Geistesverfassungen vorhanden sind. Die Volkskunde aber wird den Gegensatz beider immer im Auge behalten. Unser aller Meister und Vorbild auf dem Gebiete der Volkskunde, Jakob Grimm, hat ihn schon im Jahre 1810 erkannt, wenn er sagt[1]): „Die Verschiedenheit dessen, was unter dem ganzen Volke lebt von allem, was durch das Nachsinnen der bildenden Menschen an dessen Stelle eingesetzt werden soll, leuchtet über die Geschichte der Poesie (und Menschheit, dürfen wir mit Müllenhoff hinzusetzen), und diese Erkenntnis allein verstattet es uns, auf ihre innersten Adern zu schauen, bis wo sie sich flechtend in einander verlaufen. Es ist, als ziehe sich eine große Einfachheit zurück und verschließe sich in dem Maße, worin der Mensch nach seinem göttlichen Treiben sie aus der eigenen Kraft zu offenbaren strebt." So bildet die Volkskunde, wie man wohl sagen darf, die erste Hälfte der einen großen philologischen Wissenschaft, die das eigentliche „studium humanitatis" ist[2]), und die Erforschung aller Äußerungen menschlicher Einzelindividualitäten schließt sich ihr an und wächst aus ihr hervor. Die Geisteszustände der ältesten Menschheit, die zum Teil noch die unseren sind, und die Ursprünge des Höchsten, das sie hervorgebracht hat, ihrer Religion und Kunst als der wahren documenta humanitatis, soll sie uns enthüllen, soweit dies menschlicher Wissenschaft möglich ist. Ähnliches meint wohl auch H.-Kr., wenn er als höchstes Problem der Volkskunde am Schlusse seiner Abhandlung das wissenschaftliche Durchdringen des primitiven Denkens überhaupt bezeichnet, und ich freue mich, nachdem ich so vielfach mich von ihm habe entfernen müssen, am Ziele wieder mit ihm zusammenzutreffen.

A. S.

Gertrud Züricher, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern. Nach mündlicher Überlieferung gesammelt. Zürich. Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. 1902. 8°. 170 Seiten. (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. 2.)

Eine außerordentlich reichhaltige Sammlung, die durchweg auf mündlicher Überlieferung beruht. Teils ist die eigene Erinnerung der Heraus-

[1]) J. Grimm, Über den altdeutschen Meistergesang, Göttingen 1811, S. 5.
[2]) K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde I², S. XXIII.

geberin die Quelle gewesen, teils eine Sammlung, die Dr. Zahler von seinen Schülern aufschreiben ließ, teils wurden Beiträge aus den verschiedensten Kantonteilen infolge eines Aufrufs der Herausgeberin in der schweizerischen Lehrerinnenzeitung geliefert. Während fünf Monaten wurde die Sammlung betrieben, die sich, wie bemerkt wird, leicht noch beträchtlich hätte vergrößern lassen. Sie umfaßt so schon 1065 Nummern, die unter 19 Rubriken geordnet sind. Eine derselben ist überschrieben „Verschen und Lieder der Erwachsenen im Kindermund“ (No. 797—924), womit zugleich auf eine der wichtigsten Quellen des Kinderlieds hingewiesen wird; daß auch aus den übrigen Gruppen zahlreiche Lieder sowohl als Spiele den Kreisen der Erwachsenen entstammen, hebt die Herausgeberin selbst mit Recht hervor. Man darf wohl sagen, daß wenigstens die Hälfte aller Kinderlieder und Kinderspiele dorther rühren, wenn man auf ihren letzten Ursprung zurückgeht; sowohl der natürliche Nachahmungstrieb der Kinder als ihr sehnsuchtsvolles Aufblicken nach dem Treiben der Älteren, denen man es gleich thun möchte, sind die Ursache davon. Weggelassen sind in der Sammlung die „Rätsel“ mit Rücksicht auf eine von Dr. Zahler beabsichtigte Sammlung. Sie enthält ferner keine „Bastlösereime“, die in der Schweiz ganz zu fehlen scheinen, obwohl das Schneiden von Weidenpfeifen überall bekannt und beliebt ist (S. 6), eine Sonderheit, die bei der sonst im ganzen deutschen Sprachgebiet vorhandenen Gleichheit der hauptsächlichen Typen des Kinderlieds besonders hervorgehoben zu werden verdient. Den einzelnen Verschen sind häufig kurze Hinweise auf andere Sammlungen beigefügt, auch hin und wieder sprachliche Erläuterungen, die wohl etwas häufiger am Platze gewesen wären. Auch ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis vermißt man schmerzlich; die hübsche Sammlung wäre dadurch weit leichter zugänglich geworden. Eine Beigabe von 43 Melodien nimmt man um so dankbarer hin, als gerade sie den meisten derartigen Sammlungen zu fehlen pflegen, obgleich diesen einfachen melodischen Gebilde die größte Bedeutung in der Geschichte des Volksgesangs zukommt.

A. S.



Chronik der Vereinigung.

Mit einer Trauernachricht müssen wir leider unseren diesmaligen Bericht eröffnen: Am 6. Juli starb unser seitheriger erster Vorsitzender, Herr Geheimerat Provinzialdirektor Hermann von Bechtold infolge eines Schlaganfalls. In den kritischen Tagen, als die Vereinigung sich auf ihre eigenen Füße stellte, hat er die Leitung der Geschäfte übernommen. Wesentlich seiner Umsicht und reichen Erfahrung, seiner warmen Liebe zu seiner Heimat und zu unserer Sache, sowie der Liebe und Verehrung, die andererseits ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, ist die rasche und erfreuliche Entwickelung unserer Vereinigung zu danken. Sein Gedächtnis wird immer bei uns weiterleben.

Unsere Mitgliederzahl ist auf 754 angewachsen; darunter befinden sich vier Patrone, denen die Vereinigung größere Zuwendungen verdankt: die Provinz Oberhessen, der Kreis Gießen, Seine Durchlaucht Fürst Karl zu Solms-Hohensolms-Lich und der Odenwaldklub zu Darmstadt.

Am 24. Mai fand zu Frankfurt a. M. die ordentliche Mitgliederversammlung dieses Jahres statt, die in erster Linie die Satzungen zu beraten hatte. Es wurde beschlossen, die Vereinigung gerichtlich eintragen zu lassen; der betr. Antrag des Vorstandes liegt augenblicklich dem Amtsgericht Gießen vor. Der bisherige Vorstand wurde wiedergewählt und ergänzte sich vorläufig durch Zuwahl der Herren Archivdirektor Dr. G. Freiherr Schenk zu Schweinsberg und Ministerialrat Dr. Eisenhuth, beide in Darmstadt. — Dem geschäftlichen Teil folgte ein Vortrag des Herrn Prof. Dr. A. Dieterich (Gießen) über „Wesen und Ziele der Volkskunde“; derselbe wird in den Blättern zum Abdruck gelangen.

Die Gießener Mitglieder der Vereinigung veranstalteten am 9. Mai einen volkskundlichen Abend, an welchem Herr Alfred Bock (Gießen) über „Hochzeitsbräuche in Hessen und Nassau“ sprach.



Hessische Blätter für Volkskunde.

Band I. 1902. Heft 3.

Über Wesen und Ziele der Volkskunde.

Vortrag
gehalten in der ersten Generalversammlung der Hessischen Vereinigung für Volkskunde zu Frankfurt am Main am 24. Mai 1902

von

Albrecht Dieterich.

Vorbemerkung. Manche unter meinen Zuhörern in Frankfurt sprachen mir ihre Überzeugung aus, daß eine Veröffentlichung meines Vortrages, an die ich nicht gedacht hatte, in weitern Kreisen aufklärend, anregend und warnend wirken könnte. Ich habe keinen Grund mich dem Wunsche der Publikation zu widersetzen und bitte nur meine Leser zu bedenken, daß ich vor einem mannigfach zusammengesetzten Publikum sprach, dessen einem Teile gerade die Darlegungen zu umfangreich und eingehend erschienen sein mögen, die der andere zu knapp und unbedeutend finden konnte.

Die Absicht, umfangreichere Litteraturangaben beizufügen, habe ich angesichts der immer reicheren bibliographischen Hilfsmittel in den berührten Gebieten wieder aufgegeben und dem Vortrage nur einige wenige Hinweise hinzugesetzt.

Ihr Erscheinen, hochgeehrte Herren, beweist, daß Sie eine neue Vereinigung für Volkskunde nicht misbilligen, ja daß manche unter Ihnen manche Ziele der Volkskunde, für die wir uns verbündet haben, zu erreichen helfen wollen. Ob wir alle die gleichen Ziele meinen? Ich glaube es kaum und es ist auch nicht nötig: es kommt darauf nicht an, den Reichtum der Bestrebungen, den der Name der Volkskunde begreift, durch engbindende Zielsetzungen zu beschränken. Aber freilich, es wäre wol wünschenswert, daß wir uns über einige Grundauffassungen und Hauptprobleme verständigten. In kurzer Rede und Gegenrede wäre das heute schwer zu erreichen. Ich will nur zu diesem Zwecke beitragen, was ich beitragen kann: ich will meine Anschauungen vortragen, die ich mir nicht ganz leicht und

flüchtig gewonnen habe, da ich seit einer längern Reihe von Jahren in meiner wissenschaftlichen Arbeit immer wieder auf Stoffe und Probleme der Volkskunde zurückgeführt worden bin.

In den letzten Jahren ist bei uns in Deutschland immer mehr von Volkskunde die Rede gewesen. Gerade in den letzten zehn Jahren ist eine lebendige Bewegung in Deutschland immer weiter vorwärts gerückt, die sich nach der Volkskunde benennt. Eine Reihe von Gesellschaften und Vereinigungen haben sich zu ihrer Pflege, in den einzelnen deutschen Landen Schlag auf Schlag, gebildet. 1890 wurde der berliner Verein für Volkskunde gegründet; Karl Weinhold war der Gründer und Leiter. Die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde begann als Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft (von Lazarus und Steinthal) 1891 zu erscheinen. Die schlesische Gesellschaft für Volkskunde wurde 1894 gegründet, die sächsische 1897, namentlich die erstere heute durch ihre Publikationen, die Friedrich Vogt leitet, aufs rühmlichste bekannt. In Baiern ist ein Verein von Würzburg aus tätig, in Baden herrscht lebhafte Tätigkeit, namentlich von Freiburg aus ins Leben gerufen, — 1900 hat Elard Hugo Meyer ein zusammenfassendes Buch über Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert veröffentlichen können — in Mecklenburg hat ein Mann in diesen Zeiten eine umfassende Sammelorganisation und die verdienstvollsten Publikationen zu Stande gebracht. Eine Braunschweiger Volkskunde liegt seit 1896 (2. Auflage 1901) vor, verfaßt von dem ausgezeichneten Ethnographen Richard Andree. Der Verein für österreichische Volkskunde ist seit 1895 tätig, Böhmen hat seit 1896 heute bereits drei Genossenschaften, die für Volkskunde wirken und werben; die Schweizerische Gesellschaft entfaltet seit 1897 in ihrem Archiv für Volkskunde und andern besondern Veröffentlichungen eine eifrige Betätigung.

Von 1897 datieren auch die Anfänge einer hessischen Vereinigung, die seit dem vorigen Jahre in selbständiger Organisation mit über 700 Mitgliedern größern Zielen zustrebt.

Sie sehen, äußeres Leben und Streben macht sich auf diesem Gebiete nun endlich auch in Deutschland bemerkbar, und Sie begreifen, daß es in diesen Jahren nicht an Auseinandersetzungen über Wesen und Ziele der Volkskunde gefehlt hat. Fast überall in den neugegründeten Organen hat man sich prinzipiell geäußert

und es zeigt sich geradezu erschreckend, wie verschieden die verschiedenen Volkskundigen über ihre werdende Wissenschaft denken. Wenn nicht bald größere Klarheit kommt und mehr Übereinstimmung in den Hauptsachen, so ist ernste Gefahr im Verzuge.

1.

Man pflegt begreiflicherweise aus dem Namen der „Volkskunde“ deren Wesen zu entwickeln: sie sei Kunde vom Volke. Und Volk sei eben hier die Bezeichnung der untern Schichten des Gesamtvolkes, vulgus, nicht populus. Das mag richtig sein. Freilich müssen wir wol bedenken, daß es sich immer auch um alles das „Volkstümliche“ handelt, das in allen Schichten, auch den höchsten Schichten des populus, hier mehr dort weniger, lebt und wirkt. Wenn wir „volkstümlich“ sagen, verstehen wir noch am besten, was „Volk“ hier bedeuten soll: zunächst alle die, welche nicht durch eine bestimmte Bildung geistig geformt und umgeformt sind, eine Bildung, die ihre feste Tradition immer weiter zieht und ganze Volkskreise und ganze Generationen in ihre immer volksfremderen Bahnen mitnimmt und sie loslöst von der unmittelbaren Anschauung, dem frisch nachwachsenden unbewußten natürlichen Denken und Empfinden — eben „des Volkes“. Die Grenze bleibt freilich immer fließend, aber sie ist da als eine mächtige Trennung in der innern mehr noch als in der äußern Welt der Gebildeten und des Volkes. Und daß die „Gebildeten“ des „Volkes“, ihres Volkes wieder „kundig“ werden, aus dem sie ja doch alle als aus dem mütterlichen Boden emporgewachsen sind, das ist desto notwendiger, je mehr sich die Wege der Bildung verirren und verwirren, von Natur und Leben zu pedantischer Systematik und totem abstrakten Denken. Wir Leute der Studierstube oder der Aktenstube und der Bücher mögen uns wol beklagen, daß wir dem Leben unseres Volkes so entrückt werden müssen, um unseres Lebens Aufgaben zu erreichen, freilich sehr oft auch, wo wir es nicht ahnen, zum innersten Schaden unserer gelehrten wissenschaftlichen Arbeit. Mir ist unvergeßlich geblieben, wie mich mein Vater, auch ein Mann der Bücherarbeit, beklagte, daß ich habe in der Stadt, außer Zusammenhang mit dem Volke, aufwachsen müssen: das sei für jeden Menschen, was er auch werden möge, ein traurig und schädlich Ding. Wenn wir alle, die Gebildeten und Gebildetsten, wieder fühlen könnten, daß wir zum Volke mit Leib und Seele gehören, daß das Volk

unserer Heimat Fleisch ist von unserem Fleisch, Blut von unserem Blut, dann fühlten wir es auch, daß aus dem Heimatboden und dem Heimatvolke jedem Sproß dieser Heimat neue gesunde Kraft kommt: allein von unten in diesem Sinne konnte von je nur gesunden die krank gewordene Bildung.

Man meint wol ähnliche Gedanken, wenn man von der nationalen oder lieber noch von der sozialen Bedeutung der Volkskunde spricht; denn das zweite der modernen Hauptschlagwörter hat das erste an Modernität und an Schlagkraft bereits bedeutend übertroffen. Und wir sollen gewiß gar manches nicht gering schätzen, was in diesem Falle mit den großen Worten gemeint sein mag. Die treue und ehrliche Liebe zur engsten Heimat, deren Boden und Bäume und Wege und Wiesen und Menschen uns teuer sind, ist die tiefste und festeste Wurzel echter Vaterlandsliebe, fester als manches Nationalbewußtsein, das manchem wandernden Bureaukraten, dem weder Ost noch West eine Heimat ward, ein jammervoll abstraktes Ding geworden ist, und seinen Kindern, die nirgends von Herzen zu Hause sind, noch viel blasser und schemenhafter überliefert wird.

Wie sich gefährdete Nationalität bewußt den Bestrebungen der Volkskunde mit einer ganz eignen Begeisterung zuwendet, mag man an den deutschen Böhmen oder den Vlamländern beobachten. Beide gehörten zu den ersten und eifrigsten, die der Volkskunde Sammelstätten schafften, und ihnen gilt es ganz anders als sonst bei ähnlichem Tun um die Erhaltung und Stärkung des Volkslebens, das sie erkunden.

Die nationalste und zugleich sozialste Aufgabe der Volkskunde bleibt aber doch immer die, den Riß zwischen Volk und Gebildeten, zwischen den Ständen e i n e s Volkes zu mildern, den wir mit Recht immer bewußter beklagen. Und gerade der aristokratisch denkende und am selbständigsten gebildete Mensch wird dem Volke sich immer näher fühlen als dem „Bildungspöbel"; der Parvenu ist dem Volke immer am fernsten. Ich höre noch den alten Rudolf Hildebrand, einen Meister der echten Volkskunde, von seinem Katheder in der leipziger Universität — ich kann es nicht anders ausdrücken — wimmern und wehklagen über die „Bildung", die etwas dem Leben des Volkes entgegengesetztes geworden sei, über die Abstraktion, die Krankheit unserer Zeit, und dann eben immer wieder über die Trennung der höhern und untern Schichten, die keinen Mittelpunkt mehr hätten. An der Verschmelzung der beiden Mittelpunkte arbeite

die Dichtung nun schon lange; die Wissenschaft beginne damit. Ja, wenn die Volkskunde, würden wir in seinem Sinne fortfahren, den herrschenden Bureaukraten etwas Verständnis für die Eigenart ihres Volkes zuerst aufzwingen und allmählich vielleicht gar erwünscht machen könnte, das wäre ein wunderbarer Erfolg. Denn wahrlich, über das Volk herrscht doch nur, wer es kennt. Wenn wir aber auch nur auf die grünen Tische dann und wann einmal ein paar Blätter von dem so ganz anders grünen Baum des lebendigen Volkslebens flattern lassen können, so mags für einen fröhlichen Anfang genug sein.

Über die Zeit sind wir ja theoretisch wol hinaus, da der Gebildete sich bewußt verachtend trennte von allem Treiben des ungebildeten Volkes und mitleidsvoll herabsah auf Altweibergeschichten, sinnlose Bauernsitten oder den unglaublichen, der aufgeklärten Zeiten unwürdigen Aberglauben: wenigstens giebt es doch heute meist noch etwas andere Gesichtspunkte demgegenüber als den verächtlichen oder fanatischen Wunsch der Ausrottung. Wozu aber die Kenntnis, ja die liebevolle Beobachtung volkstümlicher Bräuche und volkstümlichen Aberglaubens gut sein soll, das wissen doch wirklich nur recht wenige. Es bleibt ihnen am Ende, auch wenn sie sich das nicht recht klar machen, eine Sammlung beliebiger Kuriositäten, je unglaublicher, desto interessanter. Man kann das vielen nicht einmal verübeln bei der Fülle des disparaten Stoffes, dem sie die Volkskundigen so oft planlos und ziellos nachlaufen sehen. Werden sie doch auch selten genug eine verständliche Antwort auf die Frage „cui bono?“ erhalten haben. Hier helfen doch die nationalen und sozialen Gesichtspunkte nicht, um zu rechtfertigen und zu begründen.

Nun läßt sich ja wiederum leicht von mancherlei Nutzen der Volkskunde für die Gebildeten vieles sagen. Am augenfälligsten z. B. ist es, daß der Pfarrer auf dem Lande nichts wirken kann, ohne die religiösen Kräfte des Volkslebens und des Volksdenkens zu kennen. Ein Geistlicher, der sich täuscht über die, ich möchte sagen, massiven religiösen Bedürfnisse der Bauernseelen, arbeitet schließlich immer in den Wind. Die Kirche früherer Zeiten hat es so vielfach meisterhaft verstanden, die den Völkern eingeborenen Formen religiösen Denkens umzugestalten zu ihren neuen Bildungen, hat oft genug das Alte unter neuem Namen zu dulden sich klüglich

gezwungen gesehen: heute scheinen solche Umbildungen nur gar selten zu gelingen. Manche theologische Richtung — sie mag noch so sehr den Beifall Gebildeter verdienen — würde sich nicht einbilden, das religiöse Empfinden des Volkes nähren und befriedigen zu können, wenn die abstraktionsfreudigen Herrn der Katheder die geringste wirkliche Volkskunde besäßen. Der Arzt, der nicht weiß, wie das Volk über Gesundheit und Krankheit denkt und über die Hilfe des Doktors, läßt sich die wirksamsten Kräfte entgehen, die ihm zu Gebote stehen. Die „Volksmedizin" stößt meist nur auf die plumpe Entrüstung des gebildeten, aber einsichtslosen Arztes. Ich will nicht von den einzelnen Fällen reden, in denen der Jurist das Recht nicht findet, weil er volkstümlicher Kenntnisse bar ist. Vor kurzem wurde ein Bauer in der Mark, der einen Baum vor seiner Hofraite angebohrt und mit einem Pflock wieder verstopft hatte, vor unverdienter Strafe allein dadurch bewahrt, daß der Verteidiger zufällig von dem Volksbrauch wußte, in einem Baum die Krankheit oder aber was mit der Krankheit in Berührung gewesen sein muß wie den Holzpflock einzubohren, um sie verwachsen, vergehen zu lassen*). Die Wichtigkeit der Beziehung zum Volke geht bei den Gesetzgebern viel tiefer. Von gelehrten und einsichtsvollen Juristen ist mir rundweg zugegeben, daß die Zusammenhangslosigkeit, ja Gegensätzlichkeit der Gesetzgebung mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes eine beklagenswerte Tatsache sei, ja daß die Herrn der grünen Tische sich ganz bewußt um das Volk in unserm Sinne nicht kümmerten.

Daß es etwas großes wäre, wenn die Volkskunde in solchen Dingen helfen und Wandel schaffen könnte, leuchtet uns ein. Und weil ich solche Ziele nicht unterschätzt oder vergessen haben möchte, habe ich sie mit kurzen Worten erwähnt. Aber das alles sind doch Nebenziele oder praktische Nebenergebnisse. Wol uns, wenn wir sie hier und da mit erreichen durch unsere Tätigkeit. Unsere Hauptziele müssen wissenschaftliche Ziele sein, Ziele der Forschung und der Erkenntnis.

2.

Die Kunde von einem Volke im umfassenden Sinne ist wissenschaftlich genommen Philologie; so ist die germanische Philologie die Kunde von den germanischen Völkern in allen ihren geschicht-

*) Frankfurter Zeitung vom 14. März 1902, Erstes Morgenblatt, unter „Gerichtszeitung".

lichen Äußerungen, die klassische Philologie die Kunde von der Gesamtkultur der antiken Völker, die semitische Philologie die von den semitischen Völkern. Philologie, wie wir sie heute verstehen, ist zur Geschichtswissenschaft geworden. Jeder Philologe, der ein Gesamtvolksleben wirklich erfassen will, stößt fortwährend in seiner Forschung, sei es in Litteratur oder Recht oder Religion, auf eine Schicht von Erscheinungen, die er nicht dadurch in ihrem Wesen und Werden erkennen kann, daß er sie in einzelne Akte geschichtlichen Tuns, in die Handlungen einzelner Individualitäten zerlegt. Am deutlichsten ist, was ich sagen will, an der Sprache. Sie ist geworden im Volke; wohl haben tausende von Individuen nachgeschaffen — denn das Volk hat nicht einen Mund, nur die einzelnen haben einen —, keines als eine bewußt schaffende Individualität in einem historisch faßbaren Akte, solange nicht von den vergleichsweise späten Sprachschöpfungen des gestaltenden Künstlers die Rede ist. Eine ganze Schicht unmittelbaren religiösen Denkens, religiöser Vorstellungen und Bräuche hat sich in der vorgeschichtlichen Epoche jedes Volkslebens ausgebildet, in der kein Forscher mehr individuelle Formung aufzudecken auch nur versuchen kann. Und nicht anders ist es mit den Gestaltungen in Sitte und Brauch, mit den ersten sozialen Gliederungen, ja mit einer Reihe von Schöpfungen in geformtem und gebundenem Worte, die wir Lieder und Märchen und Sagen nennen. Wir brauchen hier die Frage nicht weiter aufzuwerfen, in welcher Weise auch an all diesen Schöpfungen eines für uns ungeschichtlichen Untergrundes der Kultur die Individuen beteiligt waren; das ist klar, daß es sich hier um eine organisch zusammengehörige Unterschicht alles geschichtlichen Volkslebens handelt, aus deren Mutterboden alle individuelle Gestaltung und persönliche Schöpfung herausgewachsen ist, in dessen lebendigem Stoff geformt und umgeformt. So erwächst erst, jenen eben angedeuteten Haupterscheinungen des vorgeschichtlichen und ungeschichtlichen Lebens entspringend, geschichtliche Religion durch die große Persönlichkeit, die Offenbarung erlebt und giebt, die eine Volksreligion reinigt und umformt; so erst geschichtliche Rechtsformen und Gesetzgebung, geschichtliche Staatsformen, die geschichtlichen Gestaltungen in Litteratur und Kunst.

In jener untern Schicht des Lebens sehen wir, wie die Sprache Form und Mittel alles reichern Werdens ist, wir sehen, wie das religiöse Denken zunächst überhaupt alles Denken ausmacht, und sich nur ganz langsam und allmählich z. T. überhaupt erst in geschicht-

lich faßbarer Zeit Sitte und Brauch, soziale Gestaltung und die Formen des Lieds und der fest überlieferten Erzählung aus diesen Gedanken als selbständigere Erscheinungen loslösen. Mit andern Worten, Volkssitte und Volksbrauch, Volkssage und Volksmärchen und Volkslied sind eng verbunden mit der Volksreligion. Sie ist darum das wichtigste in der Erkenntnis dieses Volkslebens überhaupt. Volk ist eben — das ist nun ohne weiteres klar — die Bezeichnung der Unterschicht der Kulturnationen, in dem Sinne, den ich im Anfange meiner Darlegung zu bestimmen suchte. Volkskunde ist eben Erforschung und Erkenntnis der „Unterwelt" der Kultur.

Jede geschichtliche Forschung, die ihre Probleme tiefer faßt, führt zu diesem Untergrund, jede Philologie, die wirklich nach dem Werden und der Entwicklung der Religion, der Rechts- und Staatsformen, des Liedes und der Poesie überhaupt und nach deren ursprünglichsten Formen fragen will, muß die zu der Kultur, die sie erforscht, gehörige Volkskunde treiben. Je fließender die Grenzen zwischen dem Gebiete des volkstümlichen Glaubens und Dichtens und der geschichtlichen Religion und Poesie sind, desto notwendiger muß jeder Philologe die Grenze nach unten überschreiten, die Grenze des unmittelbaren Volkstums. Es giebt nicht nur eine deutsche Volkskunde, es giebt eine französische und englische, es giebt eine griechische, eine römische, eine semitische und eine jüdische, eine indische Volkskunde. Wo geschichtliche Kultur erwachsen ist, erwuchs sie aus dem Mutterboden des „Volks". Und nicht blos wo Kultur erwachsen ist, giebt es Volkskunde: auch wo keine erwachsen ist aus einem „Volke", ist eben dieses „Volk" der Kunde nicht minder wert. Die Unterschicht, so zu sagen, ist allein da ohne die Oberschicht geschichtlicher Entwicklung bei den kulturlosen Völkern, die man Naturvölker zu nennen sich gewöhnt hat. Es ist hier nicht der Platz, auseinanderzusetzen, welche Bedeutung es haben muß, „Volk" zu untersuchen, das nicht durch eine geschichtliche Kultur in allen Äußerungen seines Lebens affiziert und modifiziert worden ist.

Diese letzten Studien fallen nun freilich aus dem Rahmen der heute arbeitenden Philologien heraus. Und wenn es bei der vorher besprochenen Volkskunde nur darauf ankäme, daß jede Philologie die Volkskunde ihrer Kulturnation erforschte, so könnte man wol innerhalb der Aufgaben einer Philologie von der Abteilung der Volkskunde sprechen — es wäre kein Grund, von einer wissenschaftlichen Volkskunde im allgemeinen zu sprechen. Aber gerade bei allen

Äußerungen unmittelbaren, ungeschichtlichen Volkslebens gilt das Gesetz in ganz anderm Sinne, als bei den geschichtlichen Produkten einer Kultur, daß eine Erscheinung nicht aus sich selbst erklärt werden kann, daß die Erscheinungen eines Volkslebens deren Sinn und Ursprung nur in den seltensten Fällen erkennen lassen. Aus einem Objekt läßt sich in diesen Dingen bei aller Anstrengung nicht dessen Wesen und Inhalt heraussaugen. Den Bau der eignen Sprache hat niemand je erkennen können ohne Vergleich fremder Sprachen und überhaupt ist hier wiederum das schlagendste Beispiel das der Sprachwissenschaft. Wer da weiß, daß sie nur als eine vergleichende Sprachwissenschaft ihre gewaltigen Erfolge errungen hat, der wird leicht einsehen, daß auch die Kunde der andern unmittelbaren Schöpfungen des Volkslebens nur dann zu wirklichen Ergebnissen durchdringen kann, wenn sie als vergleichende Volkskunde zu arbeiten lernt. Ich drücke mich für mein Teil gern bescheidener aus: die so häufig unvollständigen Erscheinungen des Volksdenkens, des Volksglaubens, des Volksbrauchs sind nur zu erkennen durch die Analogie der Erscheinungen, die anderswo vollständiger zu beobachten sind. Diese wissenschaftliche Arbeit mit der Analogie wird ja auch tatsächlich nirgends entbehrt, wo es sich um eine Erkenntnis handelt, die über die äußerliche Konstatierung des Tatsächlichen hinausgeht. Wenn aber an der Bezeichnung vergleichender Sprachwissenschaft heute auch der strengste Philologe keinen Anstoß mehr nimmt, weil sie den Erfolg für sich hat, so sollen wir auch den Mut haben, von vergleichender Volkskunde zu reden, wenn wir wissen, daß die Elemente des Volksglaubens und Volksdenkens prinzipiell nur in genau derselben Weise in Ursprung und Zusammensetzung zu untersuchen sind wie die Elemente der Sprache. Es wird die Zeit kommen, da auch hier der Erfolg den Widerspruch verstummen macht. Auch hier kommt alles auf die Leistung selber an — dann fragt niemand mehr nach ihrer prinzipiellen Berechtigung.

Deshalb mag ich mich auch nicht in Erörterungen darüber verlieren, ob die Volkskunde, wie ich sie verstehe, eine selbständige Wissenschaft sei oder nicht. Ich bin der Überzeugung, daß sie wissenschaftlich nur der treiben kann, der in irgend einer Philologie d. h. in dem Studium einer gesamten Volkskultur, so zu sagen, mit beiden Füßen steht. Nur er kann die Probleme rückwärts verfolgen von dem festen Boden geschichtlicher Überlieferung aus. Nur den Sprachvergleicher erkennen wir an, der wenigstens eine Sprache genau kennt und beherrscht. Es haben denn auch

semitische und indische, germanistische und klassische Philologen bereits glänzende Erfolge in dieser Art vergleichender Volkskunde zu verzeichnen. Freilich kann hier wiederum keine Einzelphilologie das ganze Gebiet bearbeiten und für sich parat und nutzbar halten. Daß sich gerade der Forschungskreis, den ich zu umschreiben versucht habe, mit Notwendigkeit heute als eine Einheit wissenschaftlicher Probleme zusammenschließt, das zeige ich besser als durch prinzipielle Erörterungen durch einen kurzen Überblick über das Hervortreten und Zusammenwachsen dieser Probleme selbst im letztverflossenen Jahrhundert.

3.

Wie unsere Litteratur und die philologische Wissenschaft mit ihr im 18. Jahrhundert zu neuem Leben erwuchsen, hauptsächlich durch die Einwirkung der geradezu neu entdeckten Volkspoesie, das ist jedermann bekannt. Man weiß, wie Goethe durch Herder auf das Volkslied und auf Ossian hingewiesen wurde. Rückkehr zur Natur wie zur echten Volkspoesie war ja eine zeitlang ein vielerstrebtes Ideal. Die Philologie erwuchs wieder am Studium und am eben durch die Kenntnis der Volkspoesie vermittelten Verständnis Homers: F. A. Wolfs Prolegomena ad Homerum sind das Dokument der ersten stärkeren Einwirkung der „Volkskunde“ auf die klassische Philologie. Die griechischen Lyriker wurden unter der gleichen Einwirkung so zu sagen neu entdeckt. Man darf gerechter Weise nicht verschweigen, daß die ersten Anregungen zu dieser ganzen Bewegung von England ausgingen. Auch die erste Sammlung von Volksliedern, die überhaupt ediert ist, stammt von einem Engländer, dem Dichter Percy, und ist 1765 erschienen; das erste Buch, das in dem neuen Geiste zu reden anfing, war Woods Schrift über das Originalgenie Homers vom Jahre 1769.

Ich will nicht allzu bekanntes wiederholen. Wie sehr Goethe selbst bis auf das Einzelne der Volksbräuche sein Interesse ausdehnte, haben wir kürzlich gelernt, da die Schrift des Sebastian Grüner über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer aus zwei Handschriften herausgegeben wurde*): der Ratsherr der Stadt Eger schrieb sie 1825 für Goethe nieder, der ihn auf seinen Fahrten nach Karlsbad kennen gelernt hatte.

*) Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde IV 1, von Alois John, Prag 1901.

Die ersten in wissenschaftlichem Sinne Volkskundigen sind die Brüder Grimm. Was die Herausgabe der Kinder- und Hausmärchen 1812 bedeutete und noch bedeutet für die Wissenschaft und für das Leben und Denken jedes einzelnen, brauche ich Ihnen nicht auszuführen. Noch heute lernt auch der Verbildetste und Volksfremdeste durch sie wenigstens ahnen, was Fühlen und Sagen des Volkes sei. Der Leistung Jakob Grimms in der deutschen Mythologie vom Jahre 1835 ist überhaupt so leicht keine andere wissenschaftliche Tat an die Seite zu stellen. Dieser Gewaltige unter den Großen der Wissenschaft bleibt das bis heute unerreichte Vorbild im intuitiven Verständnis des tiefsten Lebens des Volkes und im Formen und Fassen des bisher Ungekannten, des Ungeahnten, ja des scheinbar Unfaßbaren zu wissenschaftlicher Betrachtung und Darstellung. Seine Taten sind riesengroß auf dem Gebiete der Volkskunde, ich brauche ihr Herold nicht zu sein. Seine Nachfolger sind gering gegen ihn. Von den vielen, die sich nach ihm bemüht haben, Volkssagen, Volksüberlieferungen, Volksbräuche zu sammeln und zu erläutern, will ich nur einen nennen, einen der Verdienstvollsten und früher am meisten Verkannten; ich meine Wilhelm Mannhardt. In einem äußerlich gar armen Leben voller Leiden und Enttäuschungen hat er bewundernswerte Leistungen als Sammler und Organisator zu Stande gebracht. Er hat das ganze Gebiet der agrarischen Volksgebräuche im weitesten Umfange bearbeitet: 1875 erschienen die Wald- und Feldkulte. Die „Mythologischen Forschungen", die 1884 aus seinem Nachlasse herausgegeben wurden, beschäftigen sich ebenfalls mit diesem Gebiet, und besonders in ihnen wie im 2. Band der Wald- und Feldkulte hat er durch die Analogie antiker und germanischer Agrarbräuche — „Ländliche Bräuche diesseit und antike Kulte jenseit der Alpen" hatte Müllenhoff als Titel gewünscht — eine Reihe tiefster Erkenntnisse gewonnen, die auch heute noch von sehr wenigen ganz verstanden und gewürdigt werden.

Schon Jakob Grimm hatte mannigfache Analogien anderer Völker zur Erklärung herangezogen, sehr reiche und verschiedene in den Erläuterungen zu den Märchen. Die Berechtigung solcher Analogien für das Verständnis volkstümlicher Überlieferung aus ebenfalls volkstümlichen Überlieferungen irgend welcher Völker war für Jakob Grimm unmittelbar selbstverständlich. Eine bestimmter umrissene Gruppe zu vergleichender Völker und Kulturen wurde ja in jenen Jahrzehnten durch die Bekanntschaft mit indischer Sprache und Kultur immer mehr in den Vordergrund gerückt. Auch über die

Sprache hinaus griff die Vergleichung und das Streben, die Urheimat dieser und jener Erscheinung aufzuzeigen. Benfeys Untersuchungen über die Wanderungen der Novellenstoffe von Indien zum Westen hat viel Anregung gegeben, viel berechtigten Widerspruch erfahren und bis heute wenig ernste Nachfolge gefunden. Die vergleichende Mythologie, die in ein paar genialen Hochbauten und einer Menge Strohhütten eilends sich anzusiedeln begann, ist zum großen Teil von den Bodenerschütterungen in der wissenschaftlichen Welt der Folgezeit umgeworfen worden. Ja, der Name erregt manchem noch ein gelindes Gruseln. Leute wie Max Müller waren auch gar zu unsolide Baumeister, als daß sie auf der unsicheren Stätte hätten neu aufbauen können. Der hauptsächliche Grund des Niedergangs — wenn man das mit einem Wort sagen kann — war der, daß alles auf die Sprache gebaut war, ehe wirkliche „Volkskunde" überhaupt die Möglichkeit geschaffen hatte, mit Hilfe der Sprache richtiges zu finden.

Alles aber, was von Volkskunde schon durch die Grimms zu so reichem Leben gediehen war, faßte man nicht als einen in sich zusammengehörigen Studienkreis auf und man bedurfte keiner besonders zusammenfassenden Bezeichnung dafür. Eine solche ward in England aufgebracht. Am 27. August 1846 erschien in der englischen Wochenschrift Athenaeum (S. 862/3) ein Artikel, überschrieben „Folklore". Unterschrieben stand Ambrose Merton, zu welchem Pseudonym sich dann über Jahresfrist William John Thoms bekannte. Er erklärt, Folklore umfasse the traditional beliefs, legends and customs, current among the common people oder weiterhin manners and customs, observances, superstitions, ballads and proverbs. Was man in England bezeichne as popular Antiquities or popular Literature, das könne man passend benennen by a good Saxon compound, Folk-Lore — the Lore of the people*). Der Verfasser nimmt ausdrücklich für sich die Ehre in Anspruch, die Benennung Folk-Lore einzuführen, as Disraeli, fügt er charakteristischerweise hinzu, does of introducing fatherland into the literature of this country. Der Name bezeichnet also das Wissen, die Weisheit des Volkes, mündlich fortgepflanzte Volksüberlieferung (more a Lore than a Literature), was das Volk weiß, nicht die Kunde vom Volke. Der Name fand

*) Ich schöpfe aus Murreys engl. Wörterbuch und aus G. Kossinnas Aufsatz in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde VI (1896) 188.

allgemeinsten Anklang, wie sein Schöpfer bereits 1847 im Athenäum dankbar und triumphierend verkündet. Und die Sache, die dieser Name bezeichnet, gewann in England alsbald große Dimensionen, bis dann im Jahre 1877 die jetzige große Folk-Lore society in London gegründet wurde, den mannigfachen Bestrebungen einen Mittelpunkt zu geben. Eine fruchtreiche Tätigkeit hat sie entfaltet und lange Reihen von Publikationen — darunter sehr wertvolle — sind ihr Werk.

Auch in diesen Dingen zeigt sich deutlich, wie das britische Kolonialreich den wissenschaftlichen Horizont erweitert hat. Von vornherein gehört zum Folklore das Studium der beliefs and customs, institutions and superstitions der Naturvölker. Die klare Erkenntnis, daß wir zu verlorenen Stufen der Entwicklung, zu geschichtlich nicht mehr faßbaren Perioden des Lebens der Menschheit nur vorzudringen hoffen können durch das Studium der auf den ersten Stufen der Entwicklung, nach gewöhnlichem und nicht misverständlichem Sprachgebrauch „kulturlos" gebliebenen Völker der Erde, ist, ich kann nicht genau sagen, ob hier zuerst gewonnen und ausgesprochen, jedenfalls zu einem der treibenden Gedanken in der lebendigen Bewegung der Folklorebestrebungen geworden.

Der größte Bahnbrecher für diese Gedanken und für das ernste Studium der Naturvölker überhaupt ist ein Deutscher, der Marburger Professor Theodor Waitz gewesen, der in einer Umgebung, die ihn nicht verstand, lange Jahre gelehrt und gelitten hat*). Ihm kam es ja mit seiner Anthropologie der Naturvölker zunächst wesentlich darauf an, „die Vermittlung des naturwissenschaftlichen und des historischen Teiles unseres Wissens vom Menschen zu erstreben", „gerade an dem Punkt seines Übergangs aus der Isolirtheit in das gesellschaftliche Leben" zu erfassen „und die Bedingungen und Folgen seiner Weiterentwicklung zu untersuchen"; aber heute noch ist eben durch die Fülle des fleißig und sorglich zum ersten Male vereinten und gesichteten Materials sein großes Werk „die Anthropologie der Naturvölker", das der jetzige Straßburger Geograph Gerland mit hingebender Sorgfalt zu Ende geführt hat, ein Haupt- und Grundbuch für alle, die wegen irgend einer Frage bei den Naturvölkern nachzufragen sich genötigt sehen, und für uns alle

*) Bahnbrechend in anderem Sinne hätte vielleicht auch das 1856 in Riga erschienene Buch von C. Schirren sein können über „die Wandersagen der Neuseeländer und den Mauimythus": er hat mit damals unerhörter Bestimmtheit die Bedeutung der primitiven Völker für Mythenforschung erkannt. Weil das Buch so vergessen ist, nenne ichs hier.

eine eindringliche Mahnung, diesen Reichtum nicht ungefragt zu lassen, wenn es sich um die Probleme der vorgeschichtlichen Menschheit handelt. Unter dem Namen der Anthropologie sind seitdem vielfach die Aufgaben befaßt oder mitbefaßt worden, die wir der Volkskunde stellen. Und gerade in England sind unter diesem Namen die Probleme einer Forschung nach dem Ursprung und der ersten Entwicklung der Kultur ergriffen und durch glänzende Leistungen gefördert worden. Wenn ich von den weitwirkenden Anschauungen Herbert Spencers und ihrer Bedeutung auch in diesem Gebiet hier absehe — vornehmlich wegen meiner unzureichenden Kenntnis —, so darf ich um so nachdrücklicher die großen Werke Edward B. Tylors hervorheben, dem vielleicht einmal eine Volkskunde der Zukunft nächst Jakob Grimm am meisten wird danken müssen. Namentlich die zwei Bände der Primitive Culture enthalten fast auf jeder Seite fundamentale Erkenntnisse oder doch weittragende Anregungen für eine vergleichende Volkskunde. Die bedeutendste Erscheinung unter denen in England, die sich direkt zu der Arbeit des Folklore bekennen und sie fördern, ist Andrew Lang. Er hat den oben aufgestellten Satz von der Art der Verwendung der Naturvölkerkunde mit Energie zur Geltung gebracht und in seinen Büchern wie „Custom and Myth“, „Myth Ritual and Religion“, „The making of Religion“, „Magic and Religion“ wird jeder Philologe und jeder Volkskundige, der sie kennt, wie weit er auch immer der glänzenden Beredsamkeit wird folgen können, die tiefste und ernsteste Förderung zu verdanken haben. Wenn ich unter der reichen Zahl eifriger Nachfolger und Mitarbeiter der Genannten, von deren Arbeiten mir natürlich viele bisher unbekannt geblieben sind, noch einen anführen möchte, so bin ich dessen sicher, einen Namen zu nennen, an den sich schon jetzt gar manches Philologen ehrlicher Dank knüpft. Unter einem Titel, unter dem man es nicht vermutet, ist uns nun schon in zweiter Ausgabe in drei Bänden eine wahre Schatzkammer von wertvollstem Material und klugen Abhandlungen über eine Menge für uns wesentlicher Probleme geschenkt worden: ich meine The golden bough, a study in Magic and Religion von J. G. Frazer, London 1900. Ich gehe nicht auf die mancherlei Gegensätze und Streitpunkte bei den Aufstellungen der englischen „Folkloristen“ ein, noch weniger auf den zum größten Teil unbegründeten Argwohn, der ihnen von deutschen Philologen vielfach entgegengebracht wird. Die Mängel, die manchen, aber durchaus nicht allen Büchern der genannten Art in England

anhaften, sind meist dadurch veranlaßt, daß die Autoren zu keiner philologischen Forschung und Erkenntnis in rechtem Verhältnis stehen. Aber es ist heute, scheint mir, viel wichtiger, daß die großen englischen Werke, die ich genannt, gelesen und verwertet, als daß sie nicht gelesen und verurteilt werden.

Den Anregungen der englischen Folklore-Bestrebungen sind andere Völker gefolgt, und es ist erfreulich für uns zu beobachten, wie dann meist, sobald sie tiefer steigen, der gewaltige Schatten Jakob Grimms beschworen wird, zu helfen und den Weg zu weisen. Amerika hat seine Gesellschaft und sein Journal of Folklore seit über 10 Jahren. Frankreich hat schon viel länger seine lange Reihe von Veröffentlichungen, den Traditions populaires, eröffnet — die Mélusine des vortrefflichen Gaidoz ist leider mit dem 10. Jahrgang zu Ende gegangen —; in Italien erscheinen die Traditione populari, von Pitré begründet, in Belgien giebts Veröffentlichungen für wallonische und vlämische Volkskunde, in Schweden und Dänemark giebt es bereits achtungswerte Leistungen, organisierte Vereine und Publikationen soviel ich weiß seit etwa den letzten 20 Jahren. Ich brauche dergleichen hier nicht weiter anzuführen: in einer jüngst erschienenen Bibliographie*) findet der Suchende leicht mehr als er zu wissen wünscht.

4.

Die Umgrenzung der Volkskunde, meist mit der Bezeichnung als Folklore**), ist im großen und ganzen in den genannten Ländern übernommen und man wandte ja auch in Deutschland bis in die 90er Jahre viel häufiger den Ausdruck Folklore, sogar mit den allerdings abscheulichen Ableitungen Folklorist und Folkloristik an, als eine andere Bezeichnung. Wann zuerst das Wort Volkskunde für einen entsprechenden bestimmten Studienkreis in Anspruch genommen ist, weiß ich nicht. Das aber ist eine der seltsamsten Verwandlungen der Bezeichnung und mit ihr allmählich des Wesens einer Wissenschaft, daß man mit Volkskunde das englische Folklore zu über-

*) In Vollmöllers Jahresbericht über die romanische Philologie IV, Heft 3, haben Schermann und F. S. Krauß über die allgemeine Methodik der Volkskunde und die Erscheinungen 1890—1897 einen reichen Bericht geliefert.

**) Das Kapitel von Andrew Lang The Method of Folklore in Custom and Myth 2. ed. 10 ff. wird am präzisesten die Hauptgesichtspunkte geben, die einstweilen fast durchweg dort maßgebend blieben.

setzen glaubte und nun statt der Wissenschaft von der Weisheit und den Überlieferungen des Volkes eine Wissenschaft, eine Kunde vom Volke überhaupt hatte. Durch diese seltsame Umdrehung und Umdeutung des Wortes und Begriffes ist nach meiner Überzeugung die Volkskunde auf die bedenklichen Bahnen geraten, die sie heute immer wilder verfolgt. Ich sehe mit einigem Schrecken die Folgen der Benennung für den Inhalt dieser Studien. Wer eine Definition der Volkskunde geben soll, saugt an dem Worte, bis er das große Diktum von sich gegeben hat: Volkskunde ist die Kunde vom Volke in allen seinen Lebensäußerungen. Und mit Stolz betont man wol, daß die Volkskunde viel umfassender sei als der Folklore, „sie umfaßt auch die Kunde des Folklore, aber sie ist nicht selbst Folklore". Sehen wir, wohin das führt. Weinhold hat 1890*) definiert: „Die Volkskunde hat die Aufgabe, das Volk, das ist eine bestimmte, geschichtlich und geographisch abgegrenzte Menschenverbindung von Tausenden oder Millionen, in allen Lebensäußerungen zu erforschen", und in der programmatischen Aufstellung der Aufgaben im 1. Heft seiner Zeitschrift zählt er dann in der Tat sogar zunächst die physische Erscheinung des Volkes dazu, Knochenbau und Schädelbildung, Muskelausbildung bei Mann und Weib, Gesichtszüge (dabei Farbe der Augen und Haare), er beginnt die eigentliche Volkskunde mit den äußern Zuständen, mit der Volksnahrung einst und jetzt, Bereitung derselben, dann Tracht und Wohnung; weiter folgen erst die Dinge, von denen oben immer die Rede gewesen ist. Ich finde am weitesten getrieben diese Ausweitung der Aufgaben in dem Arbeitsplan, den der sächsische Verein für Volkskunde gegeben hat: nicht blos Geologie des Landes, alles, was man im engern Sinne Geographie nennt, die Besiedelung, die gesamte Bevölkerungsstatistik samt Konfessions- und Religionsstatistik, Schulwesen, Kriminalstatistik, Berufsstatistik, ja Besitz und Einkommen, Natural- und Feldwirtschaft, die ganze Nationalökonomie, im Ausschnitt für Sachsen, gehören dazu. Man verstehe mich nicht falsch. Mir fällt gar nicht ein, die Berechtigung all der Aufgaben zu bestreiten oder auch nur zu verkleinern: aber dies Conglomerat von Aufgaben ist doch weder eine Wissenschaft, der einheitliche Probleme feste Gesetze geben, noch ein Forschungsgebiet, dem menschliche Forscher sich widmen können. Der Einheitspunkt ist in dem letzterwähnten Plan nur das Land, für das die verschiedensten

*) In dem Aufsatz „Was soll die Volkskunde leisten?" im letzten Bande der Zeitschrift für Völkerpsychologie XX S. 2.

Wissenschaften und die verschiedensten Gelehrten — so ist ja auch die Zusammenarbeit der verschiedensten Fachleute in Sachsen geplant — eine „Landeskunde“ mannigfaltigsten Wertes liefern können. Nur dagegen darf ich Verwahrung einlegen, daß diese Art der „Landeskunde“ wissenschaftliche Volkskunde sei.

Viel eher noch ist es das, was die Kunde vom Volke in allen seinen Lebensäußerungen umfaßt, aber das ist so allgemein eben die geschichtliche Philologie, die diesem Volke gilt, und beschränkt man die Volkskunde, wie zu geschehen pflegt, auf die kulturlose Unterschicht, auf vulgus in populo, so ist das wohl äußerlich eine Unterabteilung jeder Philologie; andererseits stehen wir wieder einer grenzenlosen, einstweilen ordnungslosen Fülle der Aufgaben gegenüber, die mit einer eignen Bezeichnung besonders abzutrennen ein schwerlich berechtigtes Vorgehen wäre. Daß die germanistische Wissenschaft, wie es die klassische Philologie für die Erforschung der antiken Völker schon lange getan hat, die Forderung prinzipiell aufstellt, das deutsche Volk in allen seinen Lebensäußerungen und eben auch das niedere, das eigentliche Volk in allem Denken und Schaffen und Handeln aufzusuchen, ist nur recht und rühmenswert. Und daß unsre Volkskunde auf jeden Fall in diesem Kreis zu arbeiten hat, in der Erforschung deutschen Volkes, geleitet von der germanistischen Wissenschaft, ist nur selbstverständlich. Wenn eine Volkskunde als ein besonderer Forschungskreis umgrenzt wird, so heißt das noch etwas anderes. Der Vergleich mit der Sprache redet wieder am deutlichsten: es giebt eine Wissenschaft der deutschen, der griechischen u. s. w. Sprache innerhalb der betreffenden Philologie und es giebt eine allgemeine, eine vergleichende Sprachwissenschaft, die freilich keiner, ohne eine jener spezielleren Wissenschaften zu beherrschen, betreiben kann. So auch hier. Es giebt eine Kunde von nächst der Sprache unmittelbarsten Äußerungen des Menschen, Glaube, Sage, Sitte, in jeder Philologie diejenige von Glaube, Sage, Sitte des betreffenden Volkes, und es giebt und muß geben eine Forschung, die sich auf Glaube, Sage, Sitte der verschiedenen Völker, soweit sie die in sicheren Bereich ihrer Studien ziehen kann, richtet: die Bezeichnung Folklore ließ für die Engländer keinen Zweifel, was gemeint war, und sie sind nie schwankend geworden in den Wesens- und Grenzbestimmungen. Aber nur für das gleiche kann der besondere Name einer Volkskunde, einer vergleichenden Volkskunde Berechtigung haben, wie ich sie oben bereits in ihrer selbständigen Bedeutung zu charakterisieren versucht habe.

Wir müssen zunächst einsehen, daß der Name unglücklich gegriffen ist; die Verwechslungen und falschen Ausdeutungen sind gar nicht zu vermeiden. Daher auch die endlosen Debatten über das, was Volkskunde sei und umfasse. Es ist nun einmal nicht zu ändern; der Name ist festgewurzelt und zu dem englischen Folklore wollen und können wir nicht zurückkehren. Aber es ist die höchste Zeit, daß das Streben nicht auf grenzenlose Erweiterung des Gebiets gehe, sondern umgekehrt auf straffe Einspannung in die wirklich zusammengehörigen und wirklich einheitlichen wissenschaftlichen Probleme. Manche, dem nächsten Wortsinn nach ganz mißverständliche oder nichtssagende allgemeine Benennung einer Wissenschaft (wie z. B. der Physik), ist durch einfachen Usus auf ein bestimmt umrissenes Gebiet spezialisiert worden, so daß sie jederman richtig versteht. Jedenfalls muß erreicht werden, daß die Kunde vom Denken und Glauben, von der Sitte und Sage des Menschen ohne Kultur und unter der Kultur den Kern der Forschung der Volkskunde bildet. Was außerdem herangezogen werden muß, kommt nur in Betracht so weit es dieses Volksdenken, Volksglauben, Volkssagen, Volksbrauch und Volkskunst, wenn das Wort gestattet ist, erklärt. Das können natürlich auch sehr materielle Dinge sein — nicht bloß immaterielle (A. Lang) — wie Tracht und Hausbau, Möbel und Schnitzwerk, die Anfänge einer Kunstübung. Aber alles dient nur der Erkenntnis jener geistigen Funktionen.

5.

Alles einzelne ergiebt sich bei der Arbeit selbst. Und so will ich mich denn auch nicht mit subtilen Grenzregulierungen gegenüber den Bestrebungen der Anthropologie und Ethnologie abgeben. Diese leiden in der Tat wie eine Anzahl ähnlicher noch junger Wissenschaften an einer unglücklichen Grenzenlosigkeit, ja, wie etwa die Geographie an einer fast wie es scheint unheilbaren Rückenmarkskrankheit ihres wissenschaftlichen Organismus. Nicht selten hat in solchen Fällen der äußere Name den unendlichen Erweiterungsdrang hervorgerufen oder doch verstärkt. „Anthropologie" als die Wissenschaft vom Menschen umfaßt ja alle Studien, die sich auf physische Beschaffenheit und auf geschichtliche Entwicklung des Menschen beziehen und man mag ja alle Anatomie und Biologie, alle Philologie und Geschichte unter dem Namen begreifen und sich so die prinzipielle Einheit aller Wissenschaft vom Menschen gegenwärtig

halten. Es hätte aber etwas geradezu herausfordernd komisches, wenn sich in solchem Sinne ein einzelner als „Anthropologen" bezeichnen wollte, wenn nicht in der Praxis die Anthropologie ganz bestimmte engere Gebiete der Menschenforschung, in freilich bei den einzelnen Forschern noch sehr verschiedener Umgrenzung und Auffassung, zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht hätte. Ein namhafter Gelehrter auf dem Gebiete der Ethnologie oder Völkerkunde hat rundweg die Geschichte eine Hilfswissenschaft der Völkerkunde genannt, da sie in Wahrheit nichts anderes sei als historische Völkerkunde; denn die letztere willkürlich auf die Zustände der Gegenwart zu beschränken, liege kein Grund vor. Sie irgendwie innerhalb des geradezu allumfassenden Gebietes zu beschränken, liegt in der Tat nur der eine sehr triftige Grund vor, daß erst dann Ethnologie der Name einer zu gesondertem Betriebe berechtigten Wissenschaft wird. Das ist er ja tatsächlich längst geworden und ein Blick in die Litteratur und in die Sammlungen der Völkerkunde lehrt ja, daß Steinthal im großen und ganzen recht hatte, wenn er in der Völkerkunde die Wissenschaft für das Leben der „ungeschichtlichen" Völker sehen wollte. Die Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, der geschichtlichen Völker war ihm Philologie. Friedrich Ratzel erkennt die Aufgabe der Völkerkunde darin, die Menschheit, wie sie heute lebt, in allen ihren Teilen kennen zu lernen. Es treten aber die Kulturvölker mit ihren geschichtlich begründeten komplizierten Lebensäußerungen ganz von selbst in den Hintergrund, da eben hier die Philologien die Schlüssel der Erkenntnis verwahren, die der Völkerkundige von heute handhaben zu lernen meist verschmäht. Sie wissen es ja nicht, daß fast immer der einzelne Sterbliche nur mit ihrer einem wirklich aufzuschließen lernt Pforten wahrer und tiefer Erkentnis. Am nächsten steht den Problemen der „Volkskunde" in unserm Sinne, was die Völkerpsychologie früher öfter denn heute als besondere Wissenschaft in Anspruch nahm. Für Wilhelm Wundt sind Sprache, Mythus und Sitte die drei Grundprobleme der Völkerpsychologie und dieser umfassende Geist geht in der Tat auf seinen eignen, vielleicht nur gar zu geraden und direkten Wegen zu den gleichen Zielen, die einer „Volkskunde" der Zukunft gesteckt sind.

Die Hauptsache für die Philologen und die Ethnologen und Völkerpsychologen ist es aber heute wahrlich nicht, sich durch prinzipielle Gebietsstreitigkeiten zu entfremden. Es ist zunächst das wichtigste, daß wir in einander gerade in den Problemen, die ich hier

erörtere, natürliche Bundesgenossen erkennen, und daß wir ernsthaft beginnen, von einander lernen zu wollen. Statt immer wieder auf das Unmethodische und Dilettantische einzelner oder vieler Leistungen der einen herabzusehen und von der Zurückgebliebenheit und Verknöcherung der anderen sich verächtlich abzuwenden, sollten beide wissen, daß so vielfach gerade was ihnen fehlt auf der anderen Seite zu finden ist. Die Ethnologen können von uns Philologen viel lernen, aber wir Philologen können auch von ihnen sehr viel lernen, dessen wir zur Lösung, ja überhaupt zur Stellung vieler großer Probleme gar nicht entraten können. Es muß sich rächen, wenn unsere Fachgenossen an so außerordentlich bedeutsamen Schriften wie etwa denen von Heinrich Schurtz achtlos und ahnungslos vorübergehen. Das letzte Buch von Schurtz über Altersklassen und Männerbünde giebt eine erste Grundlage, die Entwicklung gesellschaftlicher Gestaltungen der Menschheit nicht mehr blos zu konstruieren, sondern geschichtlich zu erfassen.*) Ein Buch wie das von dem Nationalökonomen Karl Bücher über „Arbeit und Rhythmus", eine glänzende Leistung der Volkskunde in dem rechten Sinne, den wir meinen, hat wieder einmal gezeigt, wie die Verbindung der Arbeit verschiedener Studienkreise zu den wesentlichsten wissenschaftlichen Erkenntnissen führt und es hat — ein seltener Fall — den Beifall aller beteiligten Zünfte gefunden. Die Ethnologen sollten aber an ihrem Teile einsehen, daß Philologie nicht nach der Erinnerung an irgend einen schlechten Lehrer oder der Begegnung mit irgend einem armseligen Wald- und Wiesenphilologen zu beurteilen ist. Wenn sie wollten, würden sie leicht sehen, wie gerade die klassische Philologie, die sie für die Toteste der Toten halten, in den letzten Decennien die größten, sie würden wol sagen die modernsten Probleme auf allen Gebieten geschichtlicher Forschung mit jugendfrischem Mut und glänzenden Erfolgen, in Wahrheit die Führerin der heutigen Geschichtswissenschaft, angegriffen hat. Sie hätten sehen sollen, welch brennendes Interesse vor Jahren von den Steinens herrliches Buch „Unter den Zentralvölkern Brasiliens" unter einem Kreise von germanistischen und klassischen Philologen hervorrief und nach allen Seiten anregend und aufklärend auf ihre Studien wirkte. Ich muß dann freilich auch des hochverehrten Fachgenossen gedenken,

*) Ich rede absichtlich nicht von Bastians Werken, um nicht die schuldige Hochachtung vor dem bedeutenden Manne zu verletzen. Englisch kann man lernen, wenn mans nicht kann; die Sprache Bastians kann man nicht lernen.

der meinen Abfall vom heiligen Geiste der Philologie für besiegelt hielt, als ich ihm von der Lektüre des Steinenschen Buches erzählte.

Wenn wir Philologen wissen, daß wir in etlichen, ja allen Hauptgebieten unseres Faches nicht zu wirklich wissenschaftlicher Erkenntnis vordringen können, ohne die Analogien zu verwerten, die eben die Volkskunde liefert, wie ich sie umgrenzt habe, so ist es unsittlich, trotzdem bei der Arbeit an eben jenen Problemen auf diese Analogien in traditionellem Zunftbetrieb verzichten zu wollen. Wer den Weg zur Wahrheit kennt und geht ihn doch nicht, wenn er zu dieser Wahrheit will, auch der ist in der Wissenschaft ein erbärmlicher Wicht.

Die Historiker, die sich über die Bedeutung des Individuums und der Massen im geschichtlichen Völkerleben streiten, reden Wind, so lange sie sich nicht ernsthaft über das Wesen der Vorgänge des unmittelbaren Volkslebens in Glauben und Sitte, Recht und sozialen Gestaltungen am wirklichen Material belehrt haben. Nur so kann man im Verständnis der Äußerungen und Schöpfungen der „Massen", bei denen wol Individuen beteiligt, aber Individualitäten für geschichtliche Forschung nicht zu unterscheiden sind, und bei der Entwicklung der schöpferischen Persönlichkeit aus dem Mutterboden des „Volkes" über Phrasen und Wortstreitereien hinauskommen.

Darum ist gewiß nicht jeder Philologe oder Historiker verpflichtet, an der Arbeit für die der Volkskunde im besondern gestellten Probleme sich zu beteiligen. Die wesentlichen Resultate wird einst jeder von ihnen, das wage ich vorauszusagen, zu den hauptsächlichsten Fundamenten seiner Forschung zu rechnen haben. Denn es handelt sich um nichts weniger als darum, mit induktiv-geschichtlichen Methoden zu Gesetzen der Entwicklung menschlichen Denkens vorzudringen. Ich will über diese schwierigen und vielen anstößigen Dinge nur wenige Worte sagen; das aber kann ich nicht ganz unterlassen. Wenn wir gewisse Tatsachen des Volksglaubens und der Volksbräuche in den unteren Schichten unseres Volkes feststellen, da wo wir sie in unsers eignen Volkes Leben am sichersten erkunden und in ihren Hauptformen erfassen können, wenn wir die gleichen Tatsachen in eben diesen klar erkennbaren Hauptformen für das Volksleben eines geschichtlichen Kulturvolkes, also z. B. der Griechen und Römer, als geschichtlich bezeugt vorfinden, und wenn wir endlich die gleichen Tatsachen in den wiederum klar erkennbaren Hauptformen für sogenannte Naturvölker an weit von einander entfernten Punkten der Erde einwandfrei und zweifellos erforscht, bezeugt und klar gestellt

bekommen, so stehen wir — falls in eben den vorliegenden Fällen gegenseitige Übertragung im gewöhnlichen Sinne mit Sicherheit auszuschließen möglich ist (und das ist in zahlreichen Fällen möglich) — so stehen wir, sage ich, vor dem Material zur Erfassung von Gesetzen der Entwicklung des menschlichen Denkens. In den Fällen, die ich im Auge habe, handelt es sich um religiöses Denken und dessen Formen. Freilich wird das primitive Denken in gewissem Sinne immer und überall „religiös" sein. Ich will nur auf ein Beispiel hinweisen, das ich einmal später in ausführlicher Untersuchung vorzulegen hoffe. Wenn ganz konkrete Zauberbräuche in allen wesentlichen, sehr leicht kontrollierbaren und von jeder Deutung unabhängig festzustellenden Einzelheiten (sogar öfter die Hauptformeln und Wendungen der Zauberspüche) in unserm Volksbrauch, im Volksbrauch der Alten (von deren Zauberbüchern wir wieder viele besitzen) und im Brauche etwa der Malayen von Malakka, der Neger am Kongo, der Indianer von Nordamerika übereinstimmen, wenn gegenseitige Übernahme bis auf ganz verschwindende Einzelheiten und einige ganz zurücktretende Möglichkeiten ausgeschlossen ist, (die Übertragung ähnlicher Dinge ist ein sehr interessantes geschichtliches Problem für sich), so müssen an solchem Material bestimmte Formen zu erforschen sein, die das menschliche Denken auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung durchgemacht hat. Irgendwelche Theorien vom gemeinsamen oder nichtgemeinsamen Ursprung des Menschengeschlechts ändern an dieser Problemstellung gar nichts.*) Man meint, das könnte gar niemand abstreiten. Und wenn es nicht abzustreiten ist, muß dann nicht jeden eine Ahnung von der Größe der hier gestellten Probleme überkommen?

Sie liegen, so fern sie noch von irgendwelcher Lösung sind, heute näher als die, von deren Lösung schon jetzt eine optimistische Völkerpsychologie träumt. Die Denkformen der Psyche jedes einzelnen Volkes in ihrer Verschiedenheit, in ihrer charakteristischen Differenzierung wissenschaftlich zu erforschen, ist bis heute eine völlige Utopie, wie noch so manche ähnliche Fragestellungen, von denen man lesen und hören kann.

---

*) Im übrigen möchte ich nur aussprechen, daß ich einen Streit darum, ob man bei solchen Gesetzen, wie ich sie meine, von Naturgesetzen sprechen dürfe oder nicht, für ganz müßig halte. Wir werden ja erst finden, welcher Art die Gesetze sind, und es sind eben Gesetze geistiger Entwickelungen, die anders sind und so viel schwerer zu finden und zu formulieren als die der Naturvorgänge.

Aber weder Utopie noch Phantasterei, sondern eine sehr gebieterische Forderung gerade an die wissenschaftliche Arbeit unserer Zeit — denn verschiedenen Zeiten sind verschiedene Probleme gestellt — sind die Aufgaben einer philologisch-psychologischen, vergleichenden Volkskunde, wenn ich denn auch einmal ein paar große Worte zusammensetzen darf.

6.

Es handelt sich ganz und gar nicht um eine neu zu gründende oder neu gegründete Wissenschaft; kein Prophetentum neuer wissenschaftlicher Offenbarungen soll getrieben, auch keine neuen Lehrstühle für Volkskunde sollen gefordert werden. All dergleichen ist mir in der Seele verhaßt. Es ist mir auch eigentlich im innersten gleichgiltig, ob man „Volkskunde“ als eine selbständige Wissenschaft anerkennt oder nicht. Vor Leuten, die nur Volkskunde als ihre Wissenschaft betreiben, mag uns der Himmel in Gnaden bewahren. Viel wichtiger ist es, der namentlich unter Philologen nicht selten geäußerten Anschauung entgegenzutreten, daß es noch nicht Zeit sei, den oben skizzierten Aufgaben näher zu treten. Das Material sei noch zu spärlich und man dürfe zu vergleichen überhaupt erst beginnen, wenn alle Einzelforschung vollständig getan sei. Die den ersten Grund geltend machen, zeigen sträfliche Unwissenheit. Wir verfügen bereits, so unendlich viel auch noch zu tun bleibt, über ungeheure Mengen einwandfrei vorgelegten Materials sowol was Deutschland anbetrifft als auch z. B. was die Naturvölker angeht. Eine ganze Reihe ausgezeichneter, namentlich englischer Werke (ein Muster in unserer Litteratur, das Werk von den Steinens, nannte ich oben) und reicher Sammlungen, soweit sie für diese Dinge in Betracht kommen, verdienen absolut nicht den Verdacht der Ungenauigkeit oder Zweifelhaftigkeit des Berichteten. Man darf wol sagen, daß es höchste Zeit ist, daß neben dem Sammeln und Sichten des Materials die Aufgaben der wissenschaftlichen Verwertung ernsthaft in Angriff genommen werden. Hätten wir, um das oben gegriffene Beispiel wieder zu verwenden, eine geschichtlich-philologisch, vom Deutschen oder Antiken als philologischen Fundament ausgehende Untersuchung und Darstellung der Hauptformen des Zauberbrauchs und Zauberspruchs mit einer Art Urkundenbuch aller hauptsächlichen Gestaltungen, so wäre der heute völligen Planlosigkeit und Zwecklosigkeit der zahllosen Publikationen von immer wieder demselben Aberglauben und denselben Zaubersprüchen an allen möglichen

Orten der Litteratur sofort abgeholfen. Dann wäre in jedem Falle sogleich zu erkennen, wo neuer Aufschluß gegeben wird.

Kann man wirklich mit dem Heranziehen von Analogien warten, bis die einzelnen Tatsachen ganz erforscht sind? Wie oft kann die Forschung erst wieder durch die Anregung der Analogie weiter gehen. Gerade durch diese Wechselwirkung wird der Fortschritt so oft bewirkt. Sollte Erwin Rohde warten, uns den Dionysoskult in seiner tiefsten Natur ganz verständlich zu machen durch die Analogie etlicher orientalischer und gewisser Bräuche der Naturvölker, bis die griechische Religion in allen ihren Einzelheiten erforscht war? Und ich behaupte, daß wir eben in der antiken „Mythologie" — und wahrlich nicht blos der Mythologie! — überall gerade da festsitzen oder falsch fahren, wo die Volkskunde, wie ich sie meine, nicht weiter hilft. Ist das Gebiet hier und da „verschwommen" — nun, alles Gebiet war verschwommen, bis feste Fundamente gelegt und feste Wege gebaut wurden. Und im Gegenteil: mythologischer Forschung, in der wieder, von glänzenden Ausnahmen abgesehen, ein wahres Narrentreiben sich breit macht, kann die ernste Beschäftigung mit den Dingen der Volkskunde festere Zucht verleihen. Ein Mann, der mit dem Denken und Empfinden des „Volkes" innerlich gar keine Fühlung hat, der auch von Glaube und Brauch seines eignen Volkes nichts weiß noch wissen will, kann ebensowenig „Mythologie" treiben oder auch nur irgend eine Religion verstehen, wie einer, der gar kein religiöses Empfinden in seinem Innern besitzt. Es ist ein Gesetz, das keiner ungestraft übertritt: Fremdes können wir nur verstehen, wenn wir Analoges in uns und unserm Volke verstehen, wenn es irgend wie verwandt in unserm eignen Leben lebt. Dann erst können wir uns weiterhin durch philologische Arbeit „zum Nachempfinden erziehen" der Empfindungen längst vergangener Zeiten und Menschen. Freilich sind dem wissenschaftlichen Arbeiter durch seine Eigenart verschiedene Wege gewiesen. Ich könnte davon reden, daß bei manchem die Liebe zur engern Heimat und das Verständnis seines Volkes mit den höchsten wissenschaftlichen Aufgaben, die scheinbar damit gar nichts zu tun haben, im innersten wesentlichen Zusammenhang steht.

7.

Die Volkskunde, die wir meinen, haben ja in den letzten Jahrzehnten gar manche Philologen, namentlich klassische und semitische,

in großem Stile und mit glänzendem Erfolge getrieben, ohne viel Aufhebens davon zu machen, meist auch ohne unsre Bezeichnung zu gebrauchen. Wir können nicht vermeiden, öffentlich von unseren Zielen zu sprechen und der gemeinsamen Arbeit einen Namen zu geben, weil wir eine Vereinigung gegründet haben und sie ausbreiten wollen. Die eigentlichen höchsten wissenschaftlichen Aufgaben, von denen ich zuletzt andeutend sprach, werden gewiß nie von Vereinigungen gelöst werden, sondern von einzelnen. Aber anderes kann der einzelne nicht leisten, am wenigsten in diesem Gebiete, das so unendlich ausgedehnten Materiales bedarf. Für viele Dinge sind Vereine höchst überflüssig und es kann mit Recht heute ohne weiteres eine frivole Belästigung der Mitmenschen scheinen, einen neuen Verein zu gründen. Hier ist Vereinigung notwendig, soll irgend wie ernsthaft ein Ziel erreicht werden. Der einzelne kann nur verschwindend wenig sammeln und selbst kennen lernen, mancher kann das überhaupt nicht, der die Sammlungen doch braucht und zu brauchen weiß. Sammeln in diesen Dingen ist viel mehr als ein äußerliches Auffangen und Notieren, was jeder besorgen könnte, der fragen und sehen kann. Ohne die Eigenart des Volkes selbst zu kennen, kann ihm niemand sein Leben ablauschen, meist kann es nur der Sohn dieses Volkes selbst, der in ihm, in wirklicher Gemeinsamkeit mit ihm aufgewachsen ist. Und es gehört eine wenn auch nur allgemeine Vorstellung von den Zwecken, für die gesammelt wird, unmittelbar dazu. Einer muß dem andern Verständnis und Interesse vermitteln helfen. Ohne eine fest organisierte Vereinigung der verschiedensten Elemente läßt sich Material in diesem Falle nie in der rechten Weise sammeln und für die Forschung parat legen. Und man soll diese vorbereitende Tätigkeit des Sammelns nicht gering schätzen; es ist auch eine wissenschaftliche Tätigkeit, und wie oft ist ein ganzes der Wissenschaft gewidmetes Leben nichts anderes als ein vorbereitendes Sammeln und ihm wird doch sein Lohn im Danke der Nachfolger nicht vorenthalten. Ja, es gehört ein gar feiner Sinn dazu, Sammlungen über Volksbrauch und Volksglauben, Volkssitte und Volkssage zu unternehmen. Die Angst vor dem Dilettantismus ist meist übertrieben, in einer gut organisierten Vereinigung fast überflüssig. Der rechte Sinn für das Tatsächliche, für unbestechliche Bewahrung des Gehörten und Gesehenen sind die Tugend, die jeder, der helfen will, vor allem in sich erziehen muß. Vor allem muß jeder gegenwärtig haben, daß zunächst niemand wissen kann, wozu das Geringste, das einstweilen unverstanden bleibt,

später vielleicht helfen wird. Die sogenannte Deutung hat für jeden Sammler zunächst nur die Gefahr, daß sie unmittelbar die Objektivität der Angaben beeinflußt. Es handelt sich heute vor allem um Rettung reichen Materials, ehe es zu spät ist. Wer es weiß oder ahnt, welche Reichtümer gerade in hessischen Landen verborgen liegen und mit jedem Tage, mit jeder Stunde geringer werden und verloren gehen, der muß die Verpflichtung fühlen, an seinem Teile zur Rettung beizutragen und zu mahnen, wenn er dazu irgend welchen Beruf hat. Unsere hessische Vereinigung ist jetzt die letzte und jüngste derer, die sich in Deutschland gebildet haben. Aber es wäre nicht unnatürlich, wenn das Heimatland Jakob Grimms im Südwesten Deutschlands, in dem es wenig Anfänge solcher Organisationen giebt, in der Anregung und Leitung der Rettung unserer reichen Volksüberlieferungen voran ginge.

Der Name dieses Mannes ohne Gleichen muß wie eine stete Mahnung über uns sein: in seiner Nachfolge wollen wir die Arbeit tun, die wir vermögen. Es mag uns wohl stolz machen, aber vor allem soll es uns verpflichten, daß der größte Philologe und zugleich der größte Volkskundige des vergangenen Jahrhunderts ein Hesse war.

Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte.[1])

Von Hermann Usener in Bonn.

Daß ein klassischer Philologe einen Gegenstand zur Sprache bringen 22 möchte, der seinem Arbeitsgebiet scheinbar recht fern liegt, wird keinen Philologen befremden, der seine Wissenschaft kennt und den Glauben an sie nicht verloren hat. Gesetzt, es wäre wahr, was man sich einredet, daß die klassische Literatur von der modernen Kultur ausgenutzt, und weiter, daß sie darum auch für uns überflüssig geworden wäre, daß Homer, die Tragiker, Platon künftigen Geschlechtern nicht mehr als Erzieher nützen könnten, so wird doch dies niemand behaupten wollen, daß von der Wissenschaft und für die Wissenschaft das klassische Altertum erschöpft wäre. Von der Wissenschaft schon darum nicht, weil in unserem Menschenalter fast jedes Jahr neue Funde bringt, deren Verwertung den Wetteifer der gelehrten Arbeitskräfte herausfordert, und weil das Neue, das an uns herantritt, unser Urteil über das Alte fortwährend zu berichtigen nötigt. Noch weit weniger für die Wissenschaft. Das klassische Altertum ist beschlossen in zwei Völkern von einer so reichen, vielseitigen und mustergültigen Entwicklung, daß die Wiederentdeckung dieser Kultur den modernen Völkern am Ausgang des Mittelalters eine Erneuerung aller Künste und Wissenschaften, ja der gesamten Weltanschauung bedeutet hat. Die philologische Wissenschaft, die an der Aufgabe, diese geistigen Schätze zu heben und zu vermitteln,

[1]) Der obige Vortrag der XLII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893 (Verhandlungen u. s. w. S. 22 ff.) war ohne die Nachweise in der Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung 1893 Nr. 148 und 150 abgedruckt gewesen, und erscheint hier auf Wunsch der Redaktion mit einigen Änderungen und Zusätzen.

heranwuchs, war schon zu Anfang des XIX. Jahrhunderts so kräftig in die Breite wie in die Tiefe ausgebildet, daß an ihr zum ersten Male der Inbegriff der modernen Geschichtswissenschaft in der ganzen Ausdehnung ihres Querdurchschnitts anschaulich wurde; die Systeme der
23 klassischen Philologie, wie F. A. Wolf und Aug. Böckh sie entwarfen, haben die erste Umschreibung der Geschichtswissenschaft an dem besonderen Objekte des griechischen und römischen Altertums gegeben. Je reicher und tiefer aber eine Einzelwissenschaft ausgebildet ist, desto näher ist sie den centralen Fragen gerückt; die tiefere Ergründung des Einzelnen führt über die Schranken des Fachwerks hinaus zu allgemeinen Aufgaben. Von der anatomischen und physiologischen Untersuchung des Menschen, zu welcher die Medizin genötigt war, ist die vollständige Umgestaltung vorausgegangen, welche in unserem Jahrhundert die Zoologie und in ihrem Gefolge die Botanik erfahren hat. Die klassische Philologie hat eine ähnliche Bedeutung für die Geschichtswissenschaft. Wie einst alle modernen Wissenschaften, eine nach der andern, sich von dem Stamm der klassischen Philologie abgelöst haben, nachdem sie an den alten Vorbildern gereift und selbständig geworden waren, so hat die klassische Philologie die Grammatik, die Metrik, die Literatur- und Kunstgeschichte überhaupt geschaffen und nimmt, wenn auch natürlich von den jüngeren Schwestern angeregt und gefördert, nach wie vor wesentlichen Anteil an der allgemeinen Vertiefung dieser Disciplinen. Solcher Dienste wird und soll unsere Philologie der geschichtlichen Wissenschaft noch mehr als einen leisten. Aber ich habe nicht der Zukunft die Wege zu zeigen, sondern die Beziehung darzutun, welche die Philologie zu vergleichender Sitten- und Rechtsgeschichte hat.

Diese tritt sofort hervor, wenn wir nur auf den elementarsten Stoff der Philologie eingehen. Ihre oberste Voraussetzung und eigenstes Kennzeichen ist die Beherrschung der Sprache. Die Form der sprachlichen Mittel ist Gegenstand einer bedeutenden geschichtlichen Wissenschaft, der Grammatik. Und der Stoff der Sprache, der Wortschatz? Notdürftig gesammelt und geordnet steht er im Lexikon. Wo ist statt des Alphabets das wissenschaftliche Princip, das gestattete, die chaotische Masse des Wortschatzes zu ordnen und zu durchdringen? Das ist, was man mit einem unliebsamen, aber noch nicht ersetzten Wort Kulturgeschichte nennt. Der Wortschatz ist das große Buch, in dem die ganze geistige Geschichte des Volkes, wenn auch nicht von den frühesten, doch von sehr frühen, um Jahrtausende über die bezeugte Geschichte zurückliegenden Anfängen an bis zur Vollendung eingetragen ist. Wer dies Buch zu lesen verstünde, zu lesen als geschichtliches Denkmal, vor dem

läge die ganze Entwicklung des Volkslebens von dem einfachen Familienverband bis zu den ausgebildetsten Formen staatlicher Verfassung, der Kultur von der Nomadenstufe der Viehzucht und der Erfindung des Feuers bis zu der Höhe eines verfeinerten Luxus, des Geistes von den ersten tastenden Versuchen an der Sinnenwelt bis zu dem höchsten Flug nach dem Unendlichen. Daß das teilweise möglich ist, kann seit den denkwürdigen Versuchen Adalbert Kuhns und Jakob Grimms, ältere geschichtliche Zustände durch Wortvergleichung zu erschließen, nicht bezweifelt werden. Den unschätzbaren Dienst, den die Sprachvergleichung leistet als Hebel, um untergegangene Schichten des Völkerlebens zu Tage zu fördern, kennt heute jeder. Daß aber die geschichtliche Belebung und Verwertung des Wortschatzes im weitesten Umfange möglich ist, dafür bürgt die Natur der Sprache selbst. Die Thatsache des Wortes und seiner Anwendungen legt sicheres Zeugnis auch da ab, wo bis auf den längst abgeschliffenen und umgewerteten Lautkomplex alle Spur der ursprünglichen Vorstellung, alle zugrunde liegenden Zustände und Einrichtungen verloren gegangen sind. Die Seele, die dem Wort bei seiner Schöpfung eingehaucht wurde, ist freilich ein leichtes, flüchtiges Wesen; aber wenn auch lose, haftet sie lange und treu an dem 24 Laut, der für sie geschaffen war; und selbst vertrieben, kehrt sie zuweilen noch zurück zu ihrem Leib und küßt ihn in Seherworten des Dichters. Hier vermag feinsinnige Nachempfindung der Sprache nicht nur das geschriebene Wort lebendiger zu erfassen, sondern auch verblaßte Bilder geschichtlichen Lebens aufzufrischen. Dazu aber ist philologische Bildung und Beobachtung in vollem Maß erforderlich. Nur ein Lobeck konnte in der Redensart ἀνεῖλεν ὁ θεός die Thatsache durchfühlen, daß auch für das Delphische Heiligtum das ursprüngliche Mittel, den Willen des Gottes zu erkunden, das Aufheben von Losstäbchen war. Das ist ein Beispiel aus tausenden und abertausenden, welche der Sprachschatz birgt, die zu heben und zu verwerten nur Aufgabe des Philologen sein kann. An der vergleichenden Kulturgeschichte, von welcher vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte nur ein hervorragender Abschnitt ist, gebührt also der Philologie ein wesentlicher Anteil; sie findet hier ein ungemessenes, fast jungfräuliches Feld lohnender Arbeit: dreifach lohnender darum, weil die Ergebnisse zu vollerem Verständnis nicht nur des schriftstellerischen Gedankens, nicht nur der Geschichte des Volkes, sondern auch der allgemeinen Gesetze des Menschenwesens hinführen, wohin alle unsere geschichtliche Arbeit zielt.

Gleichwohl wäre es ein Irrtum, vergleichende Kulturgeschichte und die geschichtliche Verarbeitung des Wortschatzes einfach zusammenfallen

zu lassen. Das mag angehen für die Gebiete der Begriffswelt, welche unveränderlich sind, wie die Gegenstände der Natur oder die Verwandtschaftsverhältnisse; hier bringen wir die Voraussetzungen in uns selbst hinzu. Aber was wir nicht schon wissen und kennen, das können wir durch bloße Worte nicht lernen. Ohne eine Anschauung des alten Brauches würden wir nie wissen, wie συντίθεσθαι *obligare contrahere* oder συνιέναι und *conicere* zu ihrer abgeleiteten Bedeutung kommen. Wir müssen also von der Sache, nicht vom Wort ausgehen und die geschichtlichen Erscheinungen um ihrer selbst willen verfolgen; und vorab ist das unerläßlich in der vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte, deren Begriffe durchaus wandelbar sind. Aber eine Gehülfin von unschätzbarem Wert ist dabei die Analyse des Wortschatzes, indem sie uns gleiche Entwickelungen oder Einrichtungen, welche die sachliche Forschung uns zu fordern nötigt, sicher und unanfechtbar bestätigt. Die Entwicklung von Hausgemeinschaft zur Dorfgemeinde liegt in der Geschichte der Worte οἶκος *vicus villa*. Von Mutterrecht bei einem indogermanischen Volke Europas wird nicht reden, wer die sprachlichen Akten der Verwandtschaftsbezeichnungen überblickt hat.

Der Gegenstand der Wissenschaft, für die ich Mitarbeiter werben möchte, ist die Entstehungsgeschichte der sittlichen Lebensordnungen, der Institutionen, durch welche das Leben des Einzelnen, der Familie, der Gemeinde, des Stammes sich regelt, und somit auch der sittlichen Begriffe. Ich fasse Sitten- und Rechtsgeschichte als eine Einheit zusammen, weil das gewachsene Recht, von dem allein die Rede sein kann, der objektiv gestaltete Ausfluß der Sitte ist und beide ohne Schaden der Erkenntnis nicht isoliert werden können. Vergleichende Rechtsgeschichte ist nicht neu. Schon Klenze, der Freund K. Lachmanns, hat sie 1828 in seiner großen Abhandlung über das Familienrecht der Cognaten und Affinen geübt. Die Scheidewand, welche den Romanisten das griechische Recht fernhielt, hat ein Wiener Gelehrter, Franz Hofmann [1]), im Jahre 1870 durchbrochen. Leist [2]) hat dann versucht, ein gräco-italisches Recht zu konstruieren. Inzwischen ist man schon über Indien hinaus bis zu Birmanen und Negerstämmen vorgedrungen. Von dem rüstigen und vielseitigen Betrieb dieser Forschungen giebt eine von Franz Bernhöft, Georg Cohn, neuerdings auch von J. Kohler geleitete „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft“ seit dem Jahr 1878 Zeugnis. Wir sind weit entfernt zu verkennen, daß es wünschenswert, ja nötig ist, an

---

[1]) Beiträge zur Gesch. des griechischen u. römischen Rechts. Wien 1870.

[2]) B. W. Leist, Graeco-italische Rechtsgeschichte. Jena 1884.

möglichst vielen und verschiedenen Orten der Erde den Stoff zu sammeln und zu bereiten; aber wir sind der Meinung, daß wir vor jedem Versuch, die allgemeinen menschlichen Grundzüge der rechtlichen Ordnungen zu zeichnen, darnach streben müssen, die ursprünglichen nationalen Grundlagen unsrer eignen Sittlichkeit zu erkennen. Das soll eine vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte der uns verwandten, zunächst der europäischen Völker leisten. Ein reicher Stoff liegt schon vor durch die von J. Grimm begründete Volkskunde, oder, wie man wohl nachsprechen hört, Folklore, der längst auch in Italien, Frankreich, England und anderwärts rüstige Mitarbeiter erwachsen sind. Es gilt, diesen Stoff zu nutzen.

Vergleichend nennt sich diese Wissenschaft. Ob wohl die vielen, welche heute diesen Ausdruck im Munde führen, alle der Ziele und Mittel sich klar bewußt sind? Vergleichung kann man auf mancherlei Weise üben, und nicht bloß als ein Spiel des Witzes. Dem Forscher kann dadurch das Licht des Verständnisses aufgehen; noch häufiger wird er so vor dem Mißgriff behütet, die Einzelerscheinung unter falschen Gesichtspunkt zu rücken, oder als eine Besonderheit zu nehmen. Sie ist dann ein Hilfsmittel des Forschers, aber noch nicht der Forschung an sich: sie bildet nicht ein Glied in der Kette der Beweisführung, das nicht auch fehlen könnte. Alle solche Vergleichung, wie sie z. B. Welcker gern und mit Vorteil übt, ist tatsächlich nur anregender Schmuck der Darstellung, und da sie nicht um ihrer selbst willen, sondern beiläufig geübt wird, können wir ihr das Prädikat des Dilettantischen nicht ganz versagen.

Vergleichende Forschung und Wissenschaft auf dem Gebiete der Geschichte (ähnlich auch in den Naturwissenschaften) verfolgt ein bestimmtes Ziel: aus Übereinstimmung und Abweichung verwandter Völker ältere, jenseit der bezeugten Geschichte liegende Stufen herzustellen und das Werden fertiger Erscheinungen zu erklären.

Die Geschichte kennt im allgemeinen nur das Mannes- und Greisenalter der Völker. Die Zeit des Wachstums und der Entwicklung liegt jenseit der bezeugten Geschichte, wie der Einzelmensch seines ersten Wachstums sich nicht bewußt ist. Alles, was das Volk in sein geschichtliches Leben hineinbringt, Sprache, Glaube und Sitte, ist mit ihm gewachsen; und es ist fertig ausgestaltet, wenn das Volk zum Selbstbewußtsein gelangt und in das geschichtliche Leben eintritt. Der Inhalt dessen, was wir Geschichte zu nennen pflegen, ist also nicht das Wachstum, sondern der Verfall des Besitzes und der Ausstattung, wovon das geschichtliche Volk zehrt. Die Umbildung des angestammten Besitzes,

wie sie neue und wechselnde Verhältnisse fordern, kann nur so vor sich gehen, daß Stück für Stück von dem Alten dahinfällt. Diese Einbuße und Umgestaltung des angestammten Erbes erfolgt bei dem einen Volk rascher, beim anderen langsamer, in dem Maß als sie vom großen Strom des geschichtlichen Lebens erfaßt und fortgerissen werden. Tritt das in einem früheren Zeitpunkt der nationalen Entwicklung ein, so
26 kann es geschehen, daß das Volk, weil der überkommene geistige Besitz in ihm noch nicht hinlänglich erstarkt und zu unveräußerlichem Bestand des Volkstums geworden war, in einem anderen, geistig entwickelteren Volke förmlich aufgeht oder doch wesentliche Bestandteile der angestammten Sitte gegen fremde vertauscht. Beispiele stellt das Keltentum in Gallien, Spanien und Asien, die Jonier gegenüber der orientalischen Kultur, selbst die Römer, indem sie griechischer Religion und Literatur ihre Thore öffneten:

Graecia capta ferum victorem cepit et artis
Intulit agresti Latio. (Hor. ep. II 1, 156.)

Wenn nun in solchen Fällen genauere Kunde erst nach Ablauf des Umbildungsprozesses aufgezeichnet wurde, so können uns von dem ursprünglichen Gut des Volkes nur vereinzelte Reste oder Spuren, zufällig noch nicht abgestoßene Rudimente zu Gebote stehen, die an sich unverständlich sein müssen.

Vielgliedrige Volksstämme, wie Griechen und Germanen, tragen in gewissem Sinne in sich selbst die Mittel zur Ergänzung solcher Lücken. Es wiederholt sich auf dem Gebiet der Sitte, was wir von der Sprache her kennen. Jedes Individuum, jeder Zweig des Volkes stellt in sich immer nur eine Brechung des ursprünglichen Gesamtgutes dar. In abgelegenen Gebirgsthälern erhält sich in voller Geltung, was in Landschaften, wo das geschichtliche Leben rascher pulsiert, längst vergessen ist. Hier ist eine alte Ordnung Grundlage weiterer Gestaltung geworden, während sie anderwärts zur Seite geschoben wurde. Besäßen wir noch die Aristotelischen Politieen, so würde es uns möglich sein, abgerundete Typen ionischer, dorischer, nordgriechischer Lebens- und Rechtsordnung aufzustellen und zu einem allgemein griechischen aufzusteigen. Jetzt stehen uns nur traurige versprengte Bruchstücke zur Verfügung.

Unser Wissen muß an einer doppelten Lückenhaftigkeit leiden; die eine liegt in der Natur der Sache selbst, die andere in der Unzulänglichkeit der Überlieferung. Suchen wir Wissen, suchen wir auch nur volles Verständnis des Einzelnen, so können wir nicht anders, als uns vergleichender Forschung bedienen. Wir müssen das Trümmerhafte an

die Überlieferung solcher verwandter Völker, bezw. Stämme halten, die, länger auf sich gestellt und durch den Einfluß überlegener Kultur nicht gestört, das angestammte Erbe zu festerem Eigentum sich gleichsam angelebt hatten. Der Brauch, die Lebensordnung ist da, wo sie in vollerer und sicher erkennbarer Gestaltung vorliegt, aufzusuchen; nach Prüfung und Abscheidung dessen, was Ergebnis besonderer geschichtlicher und lokaler Bedingungen ist, kann diese Gestaltung gleichsam als Typus oder Grundform benutzt werden, wonach die bruchstückartige Überlieferung anderer Völker zu einem Ganzen wiederhergestellt und begriffen werden kann. Wir brauchen nicht darauf auszugehen, gräco-italische, europäische, indogermanische Typen aufzustellen, die als solche Phantasiegebilde sein würden, aber wir erhalten einen Rahmen, in dem die oft bis zur Unkenntlichkeit verkümmerten Reste unserer Überlieferung ihre sichere Stelle und dadurch Zusammenhang und Verständnis erhalten[1]).

Häufig werden uns Gebräuche überliefert, welche eine über- 28
raschende Altertümlichkeit nur dadurch sich bewahrt haben, daß sie an Fällen von besonderer Feierlichkeit hafteten, und doch uns unverstandene Reliquien höheren Altertums so lange bleiben müssen, bis es gelingt, sie in den Zusammenhang zurück zu versetzen, aus dem sie ehemals auf den besonderen Fall übertragen worden waren. Hier, wie so gewöhnlich auf mythologischem Gebiete, muß man sich hüten, die Erklärung erzwingen zu wollen: sie pflegt sich dem Forscher, den das Rätsel beschäftigt hat, ungesucht einzustellen; eine verwandte Erscheinung, oft ganz verschiedener Art, an weit entlegenem Orte auftauchend, giebt das vermißte Etwas, das den verlorenen Zusammenhang herstellt.

Jeder kennt den altitalischen, von Varro aus Etrurien hergeleiteten Ritus der Stadtanlage[2]). Vor einen Pflug mit eherner Schar wurde ein Rinderpaar von weißer Farbe, die Kuh nach innen, der Stier nach außen, gespannt: so zog der Stadtgründer eine Furche um den für die neue Stadt bestimmten Raum; wo ein Thor angebracht werden sollte, hob er den Pflug, um keine Furche zu ziehen[3]). Er hatte den

---

[1]) Das hierfür herangezogene Beispiel des attischen Gerichtsgottes Lykos und der alten Gerichtshegung (Verhandlungen S. 26—8) ist inzwischen von mir Götternamen S. 193 ff. weiter ausgeführt worden.

[2]) Vgl. K. O. Müllers Etrusker III 6, 7 Bd. II[1] 142 f. Jordans Topogr. Roms I 1 S. 166 f. Nissens Pompej. Studien S. 466 ff. Die weiße Farbe des Rinderpaares bezeugt Ovidius fast. IV 826. Ueber die Heiligkeit von Mauer und Wall s. Lübberts Quaestt. pontific. p. 48, Jordan a. O. S. 170 Anm. 30, vgl. auch lex coloniae Genetivae c. 73 (Ephem. epigr 3, 94).

[3]) S. Plutarch qu. Rom. 27 p. 271a.

Pflug so zu halten, daß die Schollen nach innen fielen. Die Furche bezeichnete den künftigen Graben, die Schollen den Wall oder die Mauer der Stadt. Und durch diesen altheiligen Brauch begründet, galt nun die Stadtmauer als heilig und unüberschreitbar: eine Anschauung, die der Legende von Remus' Tod eingeprägt ist und noch den Juristen der Kaiserzeit lebendig war [1]), auch den Griechen einst geläufig gewesen sein muß, wie die Sage von dem Sohne des Oineus [2]) beweist. Es ist eine symbolische und zweifellos gottesdienstliche Handlung, welche hier ausgeübt wurde. Aber welchen Sinn und Zweck hatte sie? Wir kennen symbolische Jochung eines Rinderpaares und Pflügung zur Heiligung der Ehe, zur Weihe der Fluren: aber es giebt meines Wissens keine Verwendung der Symbolik im Altertum, welche irgendwie auf unsern besonderen Fall Licht werfen könnte.

Im Jahre 1885 erhielt ich durch die gütige Aufmerksamkeit eines Freundes eine Zeitungsnachricht [3]), welche die Auflösung des Rätsels
29 brachte. Nach Angabe des Swjet hatten die Bewohner des Fleckens Kamenka, als eine Viehseuche ringsum im Bezirke verheerend auftrat, auf folgende Weise versucht, die Seuche von ihrem Dorfe fernzuhalten. Sie wählten sieben jungfräuliche Mädchen, einen fleckenlosen Jüngling und zwei fromme alte Frauen aus. Um Mitternacht vom 15. auf 16. Juni jenes Jahres zogen sie feierlich um das Dorf, die alten Frauen

---

[1]) Mommsen, Römisches Strafrecht S. 562, 3.

[2]) Apollod. bibl. I 8, 1 γήμας δὲ (Oineus) Ἀλθαίαν τὴν Θεστίου γεννᾷ Τοξέα, ὃν αὐτὸς ἔκτεινεν ὑπερπηδήσαντα τὴν τάφρον.

[3]) Magdeburger Zeitung vom 18. Sept. 1885, Abendblatt Nr. 436 (mitgeteilt von Dr. P. J. Meier). Hier möchte ich noch auf eine Sage hinweisen, die ich der Kölnischen Zeitung vom 2. Nov. 1878 Nr. 305 (Blatt 2) entnehme. Die Bewohner von Dietrichswalde, dem durch die Muttergotteserscheinungen des Jahres 1877—1878 bekannt gewordenen Dorf im Regierungsbezirk Königsberg, Ostpreußen, waren ehemals sehr gottlos und sollten deswegen von den umliegenden Bergen verschüttet werden. Da die Berge dem Orte immer näher rückten, „gieng das Volk in sich, unterließ die geschlechtlichen Sünden und flehte um die Barmherzigkeit Gottes und der heiligen Jungfrau. Bald darauf hatte in einer Nacht eine alte und fromme Frau einen wunderlichen Traum. Es erschien ihr die Mutter Gottes und teilte ihr mit, daß die Dietrichswalder erhört worden seien, jedoch sollten sie nicht aufhören zu beten. In kurzem würde ein Kälberpaar geboren werden, mit welchem man, sobald es herangewachsen sein würde, um das Dorf eine Furche ziehen solle, über welche Furche hinaus dann die Berge nicht mehr schreiten würden. Und so geschah es. Die Berge blieben wiederum stehen und sind bis zum heutigen Tage noch nicht weiter gerückt, und stehen wie riesige Wächter über Dietrichswalde, damit sich in dem heute so sehr begnadeten Dorfe nichts böses zutrage".

voran mit den Heiligenbildern, dann die sieben Mädchen als Gespann vor einer Pflugschar, welche der Bursche zu lenken hatte. So wurde rings um das Dorf eine Furche gezogen, welche nach dem Volksglauben die Seuche nicht zu überschreiten vermag. — Das ist nur eine Anwendung eines allgemein bei den Russen verbreiteten, auch den Litauern und Slovenen bekannten Brauchs, um Pest, Viehseuche, Cholera und dergleichen zu bannen. Die Einzelheiten wechseln: bald sind es sieben, bald zwölf Jungfrauen, auch wohl zwölf Burschen und zwölf Mädchen, welche vor den Pflug gespannt werden und dann ihn gewöhnlich siebenmal durch die Furche zu ziehen haben [1]).

Bei aller Verschiedenheit, welche der Einschlag christlicher Vorstellungen mit sich brachte (wie die Siebenzahl), ist der Brauch in beiden Fällen wesentlich derselbe. Aber die russische Anwendung hat vor der italischen das voraus, daß sie den Zweck deutlich erkennen läßt, die Abwehr des Übels. Auch der italische Furchenzug hatte also keinen andern Sinn, als von der künftigen Stadt das Übel, sei es in Gestalt von Pest und Verderben bringenden Dämonen, sei es von menschlichen Feinden, abzuhalten. Die gottesdienstliche Heiligkeit der Handlung gab dem Symbol der Furche dieselbe Kraft der Wirkung, wie sie in altdeutschem Brauch der Seidenfaden besitzt, mit dem die Gerichtsstätte umspannt wurde [2]), oder nach der Dichtung der Wormser Rosengarten Kriemhiltens eingehegt war; nach älterem griechischem Brauch wurde das Allerheiligste der Tempel durch einen Wollfaden abgesperrt. Die

---

[1]) Mannhardt's Wald- und Feldkulte 1, 561 ff. Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Heidelberg 1883) 1, 249 Nr. 61, 2—3. Fr. S. Krauß, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven (Münster 1890) S. 66 f. Von den alten Preußen berichtet Praetorius (Deliciae Prussicae im Auszug herausgegeben von Pierson Berl. 1871 S. 9) nach Bretkius: „Wenn sie sich im Felde gelagert, haben sie mit einem Spieß einen Platz umbgefahren und daselbst den Spieß eingesteckt, anzudeuten, daß der Ort von einem Herrn schon angenommen, daran sich ein ander nicht machen soll"; der eingesteckte Spieß bezeichnet die Besitzergreifung, aber der mit dem Spieß gezogene Kreis hat gleichzeitig den Zweck der Übelabwehr.

[2]) J. Grimm, D. Rechtsalt. p. 182 f., vgl. 809 f. W. Grimm zum Rosengarten p. VIII. LXXVIII, Weinhold in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1891 p. 553 f. Heilige Räume werden durch Wollfäden eingehegt, die den βέβηλοι den Zutritt wehren: ἐν ᾧ ἂν τόπῳ περιστεμματώσωντι οἱ ἱεροί Mysterieninschr. von Andania Z. 34 f., vgl. Dionysios Hal. Arch. 1, 15 p. 24, 12 Jac. Pausanias VIII 10, 3 bezeugt von dem Tempel des Poseidon Hippios zu Mantinea: ἐσόδου δὲ ἐς αὐτὸν εἴργοντες ἀνθρώπους ἔρυμα μὲν πρὸ τῆς ἐσόδου προεβάλοντο οὐδέν, μίτον δὲ διατείνουσιν ἐρεοῦν, und erzählt die Geschichte von

praktischen Italiker haben freilich der Heiligkeit etwas nachgeholfen, indem sie aus Furchen tiefe Gräben machten und an Stelle der Schollen hohe und feste Mauern erbauten. Aber die Vorstellung der Heiligkeit und Unverletzbarkeit haftete auf italischem Boden weit über das Ende des Römerreiches hinaus an den Mauern der Stadt, während die nicht geheiligten Thore durch das **fascinum**, das Zeichen des **Mutunus Tutunus**, gefeit wurden, wie man noch heute am Albansthore zu Basel sehen kann. Noch bis ins XVI. Jahrhundert setzen die Statuten italienischer Städte, wie von Verona oder Bergamo [1]), schwere Buße auf jeden Versuch, über Mauer oder Graben hinwegzusetzen; ist das Bußgeld von 50 **librae imperiales** nicht binnen 20 Tagen entrichtet, so soll nach dem Stadtrecht von Bergamo dem Schuldigen ein Fuß abgehauen werden. Zweifellos ist die Anschauung, der die betrachteten Mittel der Übelabwehr entsprangen, ebenso alt als allgemein gewesen. Ein Volkswitz, mit dem in Schwaben die Bopfinger gehänselt werden [2]), erhält nun seine Unterlage, wenn auch darin der Faden die Stelle der Furche vertritt. In einem strengen Winter zogen, so sagt man ihnen nach, die Bopfinger ein Seil um die Stadt: so weit durfte die Kälte und weiter nicht, sagten sie. Der Bürgermeister streckte den Finger über das Seil hinaus, zog ihn aber schnell wieder zurück und schrie: O, då dusse isch kalt. Auch im Aberglauben hat sich die Vorstellung erhalten. Ein Hessischer Waffensegen (s. diese Zeitschr. 1, 17d) beginnt:

Aipytos, der über den Faden sprang um in den Tempel zu dringen und dafür das Augenlicht verlor. Den altertümlichen Brauch der Hegung verstand man zu Pausanias Zeit nicht mehr, ehemals konnte man ihn von Delphi kennen: wenn bei Euripides Jon 1309 f. auf Kreons Worte ἤν γ' ἐντὸς ἀδύτων τῶνδέ με σφάξαι θέλῃς Jon antwortet τίς ἡδονή σοι θεοῦ θανεῖν ἐν στέμμασιν, so kann er nur von dem durch die Wollfäden, die στέμματα, abgegrenzten Raum des Gottes reden.

[1]) Stat. von Bergamo (Druck von 1491 fol.) coll. IX c. 169, von Verona (Druck von 1588) l. III c. 25. Herr Staatsarchivar Philippi erinnert mich an die Angabe von C. Stüve, Geschichte des Hochstifts Osnabrück II S. 169 zum J. 1555: „Dazu wurde die alte strenge Ordnung, nach der jeder, welcher die Stadtmauer überstieg, das Leben verwirkte, wieder in Kraft gesetzt und Bernd Maschman, der das gewagt, mußte barfuß das entblößte Schwert tragend um sein Leben bitten", und an eine Bestimmung im Freiheitsbrief des Städtchens Melle von 1443: „Stege wer over de planken des vurgescrevenen unsses wickboldes tages off nachtes off de vestnisse unsses wickboldes delgede, van dorheit wegene, wonede he in der vurgescrevenen wickbolde, de sal breken eine marck" (Philippi, Verfassungsgeschichte der westfäl. Bischofsstädte p. 90).

[2]) Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 440. Eine Spur im altskandinavischen Brauch des Zweikampfes giebt Weinhold a. a. O. (s. S. 203 Anm. 2) p. 552.

„Um mich Rudolf ist ein Graben,
Den haben gemacht heilige Knaben,
Die werden mir heute bewahren mein Fleisch und Blut" u.s.w.

Wichtiger ist es, daß die alte Gerichtsstätte nicht nur durch Schranken von der profanen Welt abgegrenzt war, sondern ihre Unverletzbarkeit auch durch heilige Furchenziehung erhielt. Das ergiebt sich aus einer gewöhnlich mißverstandenen und daher durch Conjecturen heimgesuchten Stelle der Aristophanischen Wespen 850, wo der alte Heliast, nachdem er sich durch eine Schweinehürde (830—46) die unerläßlichen Schranken besorgt hat, auch noch den Wunsch hat, den Ort des Gerichts (τὸ χωρίον) durch eine Furche zu heiligen:

ἐγὼ δ' ἀλοκίζειν ἐδεόμην τὸ χωρίον.

Mit einem Worte wenigstens möge darauf hingewiesen werden, daß die durch sakramentale Handlung der Stadtmauer verliehene Unverletzbarkeit wenigstens in der Sage durch andere Mittel der Übelabwehr verstärkt wird[1]). Der alte König Meles hatte den Löwen, den ihm ein Kebsweib geboren, auf dem angreifbaren Teil der Stadtmauer von Sardes umgetragen, um die Stadt unverletzbar zu machen. Zu Tanagra hatte Hermes einen Widder auf seinen Schultern um die Mauer getragen und dadurch eine Pest abgewendet. Tegea galt als uneinnehmbar, seitdem Athena dem Kepheus Haare der Medusa geschenkt hatte.

Man wird an diesen Beispielen bestätigt finden, was sich schon aus allgemeinen Erwägungen folgern ließ, daß Griechen und Römer uns weit weniger Hoffnung geben, ältere Zustände rein und deutlich bei ihnen zu erkennen, als die bei weitem später in die Geschichte eingetretenen nordeuropäischen Völker, Germanen, Litauer, Slaven. Abgesehen von dem einzigen Denkmal der Homerischen Gedichte, das doch auch mit Vorsicht zu gebrauchen ist, gehören die Überlieferungen der klassischen Völker Epochen hoch gesteigerter Entwickelung und Bildung an. Mit ihnen verglichen, sind die Nordeuropäer noch des Mittelalters Barbaren, weil sie auf einer Kulturstufe verharren, welche von Griechen und Römern längst überwunden ist, wo ihre selbstbezeugte Geschichte beginnt.

Das klassische Volk der Rechtsbildung sind freilich die Römer. Aber wir suchen nicht das kunstmäßig aufgebaute, logisch durchgearbeitete Recht, sondern dessen Grundlage und Voraussetzung, das volkstümliche,

---

[1]) Sardes: Herodot 1, 84. Tegea: Pausanias VIII 47, 5. Tanagra: ders. IX 22, 1.

in der Volkssitte wurzelnde. Dafür sind das klassische Volk die Germanen. Ich stehe nicht an, dem germanischen Recht für die vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte dieselbe maßgebende Bedeutung beizumessen, wie sie das Sanskrit für die vergleichende Sprachforschung besitzt.

Bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts lassen die Rechtsordnungen, in denen sich das bäuerliche Leben Deutschlands bewegt, die alte Grundlage erkennen. Ein schier unübersehbares Aktenmaterial in den Archiven, daneben gründliche zeitgenössische Darstellungen, wie z. B. Kopps Hessische Rechtsgeschichte, machen die letzte vergangene Phase dieses Rechtes fast zu einer gegenwärtigen. Das alte überkommene Recht, wie es sich in den einzelnen Dorfgemeinden und Gemeindeverbänden festgestellt hatte, liegt urkundlich vor in Tausenden von Weistümern, wie sie meist im XV. und XVI. Jahrhundert aufgezeichnet wurden. Hier fließt eine unerschöpfliche Quelle naturwüchsiger, oft überraschend altertümlicher Volksüberlieferung. Einen berühmten Romanisten habe ich einmal das Papier bedauern hören, das mit diesem Quark bedruckt werde: es sei genug, wenn ein Weistum gedruckt wäre, um sich zu überzeugen, daß von dieser Bauernweisheit nichts zu lernen sei. Der alte Reynitzsch hätte die würdevolle Antwort bereit gehabt: „Nur Unbelehrte verachten die Zeiten des alten Teutschlandes"; wir dürfen sagen, daß die ungeschichtliche Richtung, die in der sogenannten historischen Schule der Rechtswissenschaft herrschend geworden ist, sich nicht treffender schildern konnte. Als J. Grimm, um den hohen Wert dieser Quelle zu zeigen, die erste größere Sammlung veranstaltete, mußte er die Aufzeichnungen nehmen, wo und wie er sie fand. In der Sammlung der österreichischen Weistümer ist inzwischen ein Muster der Bearbeitung aufgestellt worden. Das Rheinland hat begonnen nachzufolgen, wo sich eine weit über Erwarten große Fülle von Stoff gefunden hat und der Veröffentlichung entgegensieht. Rechtsbücher und Urkunden des Mittelalters schlagen dann die Brücke zu den Kapitularien und weiter zurück zu den bald nach der Völkerwanderung niedergeschriebenen Volksrechten. Und diese fast ununterbrochene Kette der Überlieferung, die von, man darf sagen, heute bis zum V. Jahrhundert zurückreicht, vermögen wir zu ergänzen durch zahlreiche Züge hohen Altertums, wie sie die Rechtsquellen der Skandinavier, Friesen, Angelsachsen, Vläminge bewahren, und durch die Bilder, welche Tacitus
31 und Cäsar entwerfen. Kein Wunder, daß unsere großen Germanisten von J. Grimm und Eichhorn bis auf Konr. Maurer und Brunner echte Historiker sind.

Man hat treffend bemerkt, daß die Geschichtswissenschaft sich

dadurch zu ihrem Vorteil von den Naturwissenschaften unterscheide, daß sie in der Lage sei, ihre Tatsachen nicht nur festzustellen und in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, nicht nur zu erklären, sondern auch zu verstehen. Aber das Verstehen hat seine Grenze; der Fortschritt des geschichtlichen Erkennens selbst lehrt es. Voll und wirklich verstehen können wir nur, was wir selbst empfunden und erlebt haben, kurz was in unserm Bewußtsein seine Analogie findet. Es leuchtet ein, von wie unschätzbarem Werte für die Sitten- und Rechtsgeschichte unsre heimischen Überlieferungen sein müssen, die wir meist zu voller Anschaulichkeit zu erheben vermögen, gelegentlich selbst beobachten konnten. Ein treuer Sohn seiner Heimat, wie J. Grimm es war, fühlt auch im Fremdartigen und Wunderlichen noch den Tropfen Bluts heraus, das in seinen Adern rinnt: er fühlt sich „angeheimelt". Hier ist lebendiges Mitempfinden, Nacherleben. Da öffnet sich das geistige Auge und vermag nun auch Trümmer zu einem Ganzen zusammenzuschauen.

Trotz der exemplarischen Bedeutung, welche der germanischen Überlieferung für Sitten- und Rechtsgeschichte zukommt, kann jedoch keines der verwandten Völker ganz zur Seite geschoben werden. Es gilt, volle Bilder der ursprünglichen Lebensordnungen zu gewinnen, mit welchen die europäischen Völker in den Wettbewerb der Geschichte eingetreten sind. Wir haben also die Vorbilder oder Typen da aufzusuchen, wo sie am besten erhalten und am deutlichsten erkennbar sind. Die Südslaven geben uns die klarste Vorstellung von der alten Hausgemeinschaft und von der Blutrache, die Russen von der Landgemeinschaft. Selbst bei Griechen und Italikern tritt mancher Zug mit überraschender Frische hervor; und das Wichtigste ist, daß wir hier, in Erinnerungen einer Zeit, wo der nationale heidnische Glaube noch volle Kraft besaß, meist in der Lage sind, den sacralen Hintergrund zu erkennen, ohne den ursprünglich keine Ordnung des sittlichen Lebens denkbar war.

Durch kurze Darstellung einer besonderen Gruppe von Erscheinungen werden diese allgemeinen Erörterungen anschaulicher werden. Ich wähle dazu eine Institution, welche darum vielleicht ein allgemeineres Interesse erwecken kann, weil sie schärfer als andere den Unterschied von Sonst und Jetzt empfinden und den sittlichen Wert von Sitte und Herkommen erkennen läßt: die Genossenschaften der noch unverheirateten jungen Leute, Junggesellenvereine, Bubenbruderschaften, oder, um den jüngsten Ausdruck zu gebrauchen, Burschenschaften. Mit überstürzter Hast hat die Gesetzgebung der sechziger Jahre durch Freizügigkeit und Gewerbefreiheit die Schranken niedergerissen, welche der ungehinderten Entfal-

tung fabrikmäßiger Gewerbthätigkeit im Wege standen. Durch diese Gesetze sind alle Bande heimatlicher Sitte, welche dem Einzelnen bis dahin sittlichen Halt gaben, ein für allemal zerschnitten. Von Jahr zu Jahr treten die unheilvollen Folgen greifbarer vor Augen. Es hilft nichts zu klagen. Die vollständige Umbildung der Gesellschaft, die sich vollzieht, muß sich selbst ihre Ordnungen schaffen und wird es. Behaglich kann eine Zeit gährenden Werdens nie sein.

Ehedem hat die heranwachsende männliche Jugend in festgeschlossenen, straff gebundenen Vereinen sich selbst zu Ordnung und Sittlichkeit erzogen. Wir begegnen dieser Einrichtung, soweit wir nachkommen
32 können, überall bei den europäischen Völkern: nur über die slavischen Stämme ist mir nichts bekannt geworden. Aber nirgends zeigt sich die Einrichtung schärfer ausgeprägt und von zäherer Dauer als im deutschen Land, wo sie bis auf unsere Tage in Dorfgemeinden sich erhalten hat, um nun den veränderten Verhältnissen rasch zu weichen. Der alte Stamm ist gefällt, aber die Wurzeln sind so tief eingewachsen in das deutsche Wesen, daß ihre Lebenskraft sich in üppigem, zuweilen krankhaftem Triebe neuer Reiser äußert. Auch unsre studentischen Verbindungen, Burschenschaften, Landsmannschaften, sind der gleichen Wurzel entsprungen; ohne die Unterlage alter und lebendiger Volkssitte wären diese eigentümlichen Gebilde des deutschen Hochschullebens undenkbar. Wir dürfen hoffen, bei uns selbst die Voraussetzungen zu finden, um verwandte Erscheinungen fernerer Zeit zu verstehen. [Die zu erörternden Erscheinungen haben inzwischen durch das Werk von Heinrich Schurtz in Bremen „Altersklassen und Männerbünde: eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft" (Berlin 1902) eine erhöhte Bedeutung gewonnen. In umfassender Beherrschung der Reiseberichte usw. wird hier die Verbreitung und Gestaltung der Altersgenossenschaften bei den kulturlosen Völkern der Erde und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Sippe nachgewiesen. Es ist mir eine Freude, die Leser auf das bahnbrechende Werk aufmerksam zu machen. Die Erscheinungen, die wir zu betrachten haben, stellen sich nun als Reste oder Neubelebungen uralter Sitte dar; ihre Darstellung darf auch heute so gegeben werden wie im Jahre 1893, da die Gestaltung der Jugendverbände bei Griechen, Römern und Deutschen von wesentlich verschiedenen Verhältnissen und Bedürfnissen bedingt war, als sie es bei kulturlosen Völkern ist.]

In vielen griechischen Städten finden wir die jungen Leute, die ἔφηβοι und νέοι, zu geschlossenem Verbande vereinigt. Aber soweit die meist inschriftlichen Thatsachen Näheres erkennen lassen, zeigen diese Verbände die Organisation einer jüngeren Zeit. Am bekanntesten ist

uns das Institut der athenischen Ephebie [1]). Wie wir es kennen, durch Aristoteles (Staat der Athener Kap. 42) und namentlich die Inschriften, ist es nicht aus dem Volk selbst hervorgewachsen, sondern eine rein staatliche Einrichtung, eine militärische und politische Vorschule der künftigen Bürger. Mit vollendetem 18. Lebensjahre wird der junge Mann in die Bürgerrolle seines Demos eingetragen und erhält den Kriegsmantel, die Chlamys. Zwei Jahre lang hat er dann im Corps der Epheben einen fest geregelten, wesentlich militärischen Dienst durchzumachen (ἐπὶ διετὲς ἡβῆσαι). Obwohl demnach diese Kameradschaft der militärischen Obrigkeit untersteht, hat sie doch (abgesehen von den Turnlehrern und Instructoren) ihre besonderen, vom Staat bestellten Beamten, die über die Epheben je einer Phyle gesetzten zehn, beziehungsweise zwölf Zuchtmeister (σωφρονισταί), und als obersten Leiter des Ganzen den Kosmeten, dessen Name ohne weiteres an die gute Ordnung (εὐκοσμία) gemahnt, welche er unter der Jugend aufrecht erhalten soll. Eine wesentliche Umbildung erfuhr das Institut dadurch, daß es, wahrscheinlich durch Demetrios den Phalereer, in unmittelbare Verbindung mit der höheren Jugendbildung gesetzt wurde. Es wurde so zu einer Universitätskorporation, und die Folge war u. a., daß auch Fremde, welche auf der hohen Schule Griechenlands Bildung suchten, aus dem Norden und namentlich aus dem Osten, Aufnahme fanden. So konnte sich zwar mehr und mehr ein genossenschaftlicher Charakter herausbilden, aber die Anstalt blieb, wie sie es gewesen, staatlich und unter staatlicher, nicht frei gewählter Behörde. Nach allem dem müßte die attische Ephebie den Jugendgenossenschaften ganz ferne gehalten werden, wenn nicht die Rolle, die ihr im Gottesdienst vorbehalten war, auf eine ältere Grundlage zurückwiese. Die Epheben treten darin als geschlossene Körperschaft auf, nicht nur bei den Prozessionen und indem sie im eigenen Namen sich an Opfern des Staats beteiligen: es fallen ihnen auch besondere Obliegenheiten zu, wie Abholung und Geleit des Dionysosbildes und der eleusinischen Heiligtümer, die Begehung von

---

[1]) A. Dumont, Essai sur l'ephébie Attique, Par. 1875—6, II voll.; vorher Böckh, Kl. Schr. 4, 137 ff., W. Dittenberger, De ephebis Atticis, Göttinger Diss. 1863. Zwei wichtige Urkunden sind hinzugekommen, eine noch aus dem Archontat des Ktesikles (334—3 v. Chr.) Bull. de corr. hell. 13, 253 ff., und ein Ehrendekret für den Kosmeten, die 12 σωφρονισταί und den διδάσκαλος der Epheben aus dem J. 306, Athen. Mitteil. 4, 327. Die inschriftlichen Zeugnisse für andere griechische Staaten findet man in M. Collignons Thèse: Quid de collegiis epheborum apud Graecos excepta Attica ex titulis epigraphicis commentari (so) liceat. Paris 1877.

Erinnerungsfesten an die Großtaten der Vorfahren; vor allem waren sie die Träger zahlreicher Festspiele, wie der Fackelläufe, der Schiffskämpfe usw., anderwärts der Waffentänze u. a.

33 Auch nach den Ephebenjahren schlossen sich die jungen Leute zu Genossenschaften zusammen, welche sich der regelmäßigen Betreibung gymnastischer Übungen hingaben, σύνοδοι τῶν νέων [1]). Selbst vorgerücktere Altersstufen (πρεσβύτεροι, γέροντες) betätigen die Freude an Vereinsleben und Leibesübung durch ähnliche Verbände. Alle derartigen Vereinigungen der „jungen Leute" und der Älteren müssen zunächst aus freiem Entschluß ihrer Mitglieder zustande gekommen sein. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß sie vielfach von seiten der Stadtbehörde nicht nur sich wohlwollender Fürsorge zu erfreuen hatten, sondern auch geradezu unter Aufsicht genommen wurden. Unter der Regierung des Antoninus Pius suchen die Kyzikener [2]) für das bei ihnen bestehende '*corpus quod appellatur* νέων' die Bestätigung des römischen Senats nach. Durch Andeutungen von Schriftstellern werden wir berechtigt, auch hier Beziehungen zum Gottesdienst vorauszusetzen [3]).

In den Ländern lateinischer Zunge sehen wir gleichfalls allenthalben (bis auf Afrika und Britannien) die *iuvenes* zu festen Verbänden zusammengeschlossen. Die Inschriften sprechen häufig schlechthin von *iuvenes,* aber genossenschaftlichen Verband bezeugt die an den verschiedensten Orten auftretende Bezeichnung *collegium iuvenum,* zu Turin *sodalicium,* zu Reate *corpus,* zu Beneventum *studium iuvenum* [4]). Ein engerer Zusammenhang dieser Vereine mit der römischen

---

[1]) M. Collignon, 'Les collèges de νέοι' in den Annales de la Faculté de Bordeaux t. II p. 135 ff. O. Liermann in den Dissert. philol. Halenses 1889 t. X p. 1 ff. E. Ziebarth, Das griechische Vereinswesen (Preisschr. der f. Jablonowskischen Gesellschaft Nr. XXXIV, Leipz. 1896) S. 110 ff.

[2]) Ephemeris epigr. 3, 156 ff. (Mordtmann in den Athen. Mitteil. 6 122), vgl. Hermes VII p. 37 n. 11 und p. 43 f. Über die den attischen nachgebildeten Einrichtungen auf Delos s. Fougères Bull. de corr. hell. 15, 268 ff.

[3]) Beteiligung der νέοι an der Geburtstagsfeier des Apollon und der Artemis zu Ephesos: Strabo XIV p. 640, am Plutonfest zu Acharaka bei Nysa: ders. p. 650. Unter dem Kultuspersonal des Apollon erscheinen zu Kolophon ἤϊθεοι (Publikationen der evang. Schule in Smyrna 1878—80 p. 220), bei den Ioniern κοῦροι in der Zahl von mindestens zehn (ebendas. p. 130): die daraus sich ergebenden Folgerungen können nur in anderem Zusammenhang begründet werden.

[4]) *Collegium iuvenum* zu Setia CIL t. X n. 6465, zu Brescia ebd. V 4416. 4355, in Germanien bei Brambach n. 1138 und 1410, in Noricum CIL V 5678; *collegius iuvenum* Anagnia CIL X 5928, *collign(ium) iuvenum Nemesiorum* in den Seealpen XII 22, *collegium iuvent(utis)* zu Brigetio in Pannonien

Heeresverfassung ist völlig ausgeschlossen. Dafür scheinen sie dem städtischen Gemeinwesen von Amts wegen eingegliedert. An ihrer Spitze pflegt ein ***magister iuvenum*** (beziehungsweise zwei, s. Anm. 3) zu stehen, dessen Amt jährig ist [1]). Mit seltenen Ausnahmen werden dazu hochgestellte Beamte der Municipien, *IV viri* oder *VIII viri* oder höhere Offiziere, gewählt [2]). Und das gleiche gilt von dem anderwärts 34
begegnenden, wohl die gleiche Thätigkeit ausübenden *praefectus* und *curator iuvenum (sodalium)* [3]). Diese beiden Ausdrücke legen es nahe anzunehmen, daß die Gemeinde selbst, d. h. der *ordo*, diese Beamten erwählte zur Beaufsichtigung und Leitung der Genossenschaft. Gegenüber diesen amtlich gesetzten Vorstehern zeigt die Jugendschaft durchweg das Bedürfnis, durch selbstgewählte „kooptierte" *patroni* [4]),

---

III 4272, vgl. 4045 und Brambach 1551; daher *iuvenes collegiati* zu Casulum bei Orelli n. 3948. *Sodalicium iuvenum* Turin CIL V 6951, *corpus iuv.* Reate IX 4696, *studium iuvenum* Benevent (wo der Ausdruck auch sonst von Collegien gebraucht wird) IX 1681. Einmal begegnet der bezeichnende Ausdruck *thiasus iuventutis* in Dalmatien III 1828. Die Mitglieder bezeichnen sich als *sodales lusus iuvenalis* zu Tusculum XIV 2640 vgl. 2636 u. ö.

[1]) *Magister iuvenum* in Lucus Feroniae CIL XI 3938, Nursia IX 4543. 4549, Reate IX 4691. 4696. 4753. 4754; *mag. iuvent(utis)* zu Amiternum IX 4457. 4520; Trebula Mutuesca IX 4885. 4889. 4483. 4488, auf Capri X p. 681; *mag. iuni[orum?]* zu Carsioli X n. 4069; Aquileia V 8211. Die wiederholte Bekleidung des Amts wird bei einem *mag. iuv.* hervorgehoben in Lucus Feroniae CIL XI 3938 und Trebula Mutuesca IX 4889.

[2]) Mit einziger Ausnahme der einzelnen Steine von Amiternum (IX 4457) und Capri, auf denen dem Namen als einzige Würde *mag. iuv.* folgt, ist es immer ein hochgestellter Beamte, der dazu ersehen ist: *IV vir i(uri) d(icundo)* zu Reate CIL IX 4753 f. und Nepet XI 3215, *VIII vir aed pot.* zu Nursia IX 4543. 4549 und Carsioli X 4069, *VIII vir* in Trebula Mut. IX 4483. 4489, Amiternum IX 4520; oder ein Offizier: ein *tribunus militum* zu Trebula Mut. IX 4888, *trib. sem(enstris) leg.* ebd. 4885; *VI vir Aug(ustalis)* zu Reate IX 4691. 4696.

[3]) Ein *praefectus iuvenum* zu Neapel CIL X 1493 und Sutrium XI 3256. *praef. iuventutis* zu Lanuvium XIV 2121, auch diese hochgestellte Leute; *curator iuvenum* zu Falerii XI 3123, *curator sodalium* zu Tusculum XIV 2636: und bei dieser Benennung haben wir einen sicheren Beleg für doppelte Besetzung des Postens; eine Inschrift aus Hispania Baetica CIL II 2008 nennt *L. Calpurnius Gallio et C. Marius Clemens Nescanienses curatores iuvenum Laurensium.* Als Agonothete wird der Vorsteher bezeichnet durch den später (S. 213 Anm. 4) zu belegenden Ausdruck *curator lusus iuvenum* bezw. *iuvenalis.*

[4]) *Patroni* der Jugendschaft bezeugt für Lanuvium CIL XIV 4178 *b* p. 487, Ostia XIV 409, Lucus Feroniae XI 3938, Pisaurum Or. 4069, Anagnia CIL X 5928, Capua X 3909, Fabrateria vetus X 5657, Neapel X 3909, Beneventum IX 1681 (hier: *patronum cooptandum* und *et ideo cooptamus Rutilium Viatorem patronum cum iis qui infra scripti sunt*), Nursia 4546, Novara V 6515, Turin V 6951.

etwa „Ehrenmitglieder“, Fühlung mit den oberen Schichten der Gesellschaft zu suchen und der Körperschaft Glanz und Ansehen zu sichern. Diese Ehrenerweisung verfolgte wohl meistens auch reelle Zwecke. Nicht nur die Griechen der späteren Zeit verstanden sich darauf, die Wurst nach der Speckseite zu werfen. Es fallen so der Genossenschaft testamentarische Legate zu, und bei freigebigen Spenden erhalten sie ihren Anteil [1]). Besonders lohnte es sich, dem reichen Patron eine Ehrenstatue zuzuerkennen. Er ist dann mit der Ehre zufrieden und übernimmt selbst die Kosten der Herstellung [2]); oder er läßt sich zwar das Denkmal gefallen, aber lohnt es durch freigebige Schenkung oder eine Stiftung, welche die Festfeier der Brüderschaft erleichtern soll [3]). Freilich ist es auch vorgekommen, daß die verehrungsvollen Geber mit langer Nase abziehen mußten. Der *collegius iuvenum* in Anagnia setzte *P. Vegellio Primo patrono dignissimo* eine Statue [4]); die Inschrift schließt mit den Worten *ob quam honoris huius oblationem die natalis sui eidem collegio V kal. oct.*: mehr hat nie auf dem Stein gestanden, der Geehrte hatte also den dankbaren Stiftern keine Gelegenheit gegeben, den erwarteten Akt seiner Freigebigkeit vom Steinmetzen hinzufügen zu lassen [5]).

Steine mit Mitgliederlisten solcher *collegia* sind bis jetzt nicht gefunden worden; es fehlt uns daher eine Vorstellung von der inneren Gliederung und Ordnung derselben. Einmal (zu Benevent) sehen wir

---

[1]) So zu **Aquila** *Sex(tus) Aiadius Agatheme(rus) iuventuti test(amento) reliquit a(gri) pl(us) m(inus) iug(era) c(entum)* **CIL IX 3578.** Anteil an freigebigen Verteilungen: **Reate IX 4691, Casulum Orelli 3948, Alsium CIL XI 3723, Ficulea XIV 4014.**

[2]) Zu **Trebula Mut.** der Offizier **Q. Livius Velenius** *qui oblata sibi statua ab eis honore contentus impensam remisit* **CIL IX 4885,** zu **Capua** der Quinquennale **Ti. Claudius Rufinus X 3909.**

[3]) Zu **Ameria T. Petronius Proculus IV vir i. d.** *ob statue dedicationem dedit iuvenibus s. II S XXX n. adiecto pane et vino epulantibus* **Orelli 3949 = 4100;** zu **Setia** schenkt **C. Oppius** dem *coll. iuv.* zum Dank für die Statue ein Kapital, *quam summam ita donata habebit, (ut) per annis sing. die natali ipsius ex usuris summa[e] s(upra) s(criptae) sportulas presentib(us) dividant* **CIL X 6465.** Schenkung und Stiftung vereinigt **Septimius Herennianus** zu **Fabrateria vetus X 5657.**

[4]) **CIL X 5928 (Orelli 4101),** vgl. dort Mommsen **p. 588.**

[5]) Der Cooptation solcher *patroni* nahe verwandt ist es wohl, wenn wir einigemal Frauen als Mitglieder, geradezu als *sodales* der Jugendschaft genannt finden, in **Tusculum CIL XIV 2631** und **2635, Reate IX 4696.** Ein von Kaiser **Commodus** begünstigter Pantomime **Agilius Septentrio** ist zu **Lanuvium** *allectus inter iuvenes* **CIL XIV 2113.**

einen Unterschied zwischen den älteren *(maiores)* und jüngeren Mitgliedern [1]), etwa Burschen und Füchsen, gemacht. Selbstgewählten Beamten, einem *praetor, aedilis, quaestor iuvenum*, begegnen wir nur in Latium und Etrurien, besonderen Priestern *(sacerdotes)* häufiger in Oberitalien *(Gallia transpadana)* [2]). In Rom selbst ist die Benennung *princeps iuventutis*, die seit der Zeit des Augustus kaiserlichen Prinzen erteilt wurde, eine Reliquie älterer Organisation [3]).

In die Öffentlichkeit traten diese Genossenschaften durch ihre Spiele, den *lusus iuvenalis*, auch *Iuvenalia* genannt [4]). In ihnen gipfelten die gemeinsamen Bestrebungen der Genossen. Nirgends werden sie *ludi*, wie die vom Staat und seinen Organen veranstalteten, genannt: sie sind *lusus*, also παιδιά, wie der von Knaben des Adels aufgeführte *lusus Troiae*. Der Agonothete heißt *curator lusus iuvenalis* und pflegt ein hochgestellter Munizipalbeamter zu sein. Welcher Art diese Spiele

[1]) CIL IX 1681 (Henzen 6414) *studi iuvenum cultorum dei Herculis maiores retulerunt patronum cooptandum.*

[2]) *L. Sulpicio Clementi . . . mag(istro) iuben(um) seviro [eq]uitum, praetori iuventutis* zu Nepet in Etrurien CIL XI 3215; *aedilis iuvenum Tiburi* XIV 3684 und zu Tusculum ebend. 2636; *q(uaestor) iuvenum* zu Ostia XIV 409. Ein *sacerdos iuventutis* (oder *Iuventutis?*) zu Anagnia X 5919, *sacerdos collegii iuvenum Brixianorum* V 4416, *sacerdos iuvenum* ebenda 4459, zu Verona das. 3415, Mailand das. 5894.

[3]) Man könnte gerade aus dem Titel *princeps iuventutis* den Schluß ziehen wollen, es gehöre zu Rom die Jugendgenossenschaft dem Heere selbst an. Das wäre irrig. Allerdings wird er seit der Augusteischen Zeit kaiserlichen Prinzen gleichsam als Ehrenpräsidenten der in sechs *turmae* gegliederten städtischen Reiterei erteilt (s. Mommsen zum *monum. Ancyr.* p. 55 ff. der zweiten Ausg.), und schon zur Zeit der Republik trägt ihn gelegentlich ein hervorragendes Mitglied der Reiterei. Aber in der Zeit Ciceros war *princ. iuv.* durchaus nicht ein während einer Censusperiode an einer Person haftendes, sondern ein freies Ehrenprädikat (s. Garatoni zu Cicero *pro Sulla* 12, 34 p. 93 f. bei Halm, und Halm zur *interr. in Vatin.* 10, 24 p. 82): unter Augustus hat dasselbe eine neue Wertung erhalten. Man darf daraus gewiß einen Rückschluß machen auf ältere Verhältnisse; aber wenn auch die Reiterei die Blüte der *iuventus* sein mag, so bleibt sie doch nur ein bescheidener Teil derselben. — In Rom hat sich die Inschrift gefunden: *Fabius Demetrius et Caecilius Philon aedem cum sigillo Apollinis iuvenibus Occiani(s?) d. d. d. d.* CIL VI 26.

[4]) Belege für Tusculum (82—83 n. Chr.) CIL XIV 2592, Velitrae X 6555 vgl. p. 652, Anagnia X 5928, Ostia XIV 409 (Orelli 4109), Ameria Or. 3949 = 4100, Capua CIL XI 3904; für die Zeit des K. Gordianus Scrr. hist. Aug. vita Gordiani c. 4 p. 28, 17 der Berl. Ausg. Der *curator lusus iuvenalis* kommt auf allen oben genannten Steinen außer dem von Anagnia und von Capua vor.

waren, wird nirgends gesagt. Selbst die redselige Grabschrift des S. Julius Felicissimus aus Aquae Sextiae geht nicht näher ein, aber durch das eine Wort *harenis*[1]) giebt sie uns die Gewißheit, daß es gymnastische Wettkämpfe waren; in erster Linie werden wir an den nationalen Faustkampf zu denken haben.

Solche Spiele sind im Altertum ohne Anschluß an einen Cultus nicht möglich. Außer Hercules, dem Gott der griechischen Palästra, ist es vor allem die *Iuventas* (jünger *Iuventus*) selbst, welcher der Cultus dieser Genossenschaften gewidmet ist, auf germanischem Boden ersetzt durch den *genius (collegi) iuventutis*[2]). Ein *flamen Iuventutis* be-
36 gegnet zu Grenoble. Der römische Cult dieser Göttin, einer durchsichtigen Abstraction der *iuvenes* selbst[3]), führt uns in hohes Altertum zurück. Schon in dem heiligsten, noch in die Königszeit verlegten Tempel des Jupiter auf dem Kapitol befand sich ein Altar und Kapellchen *(aedicula)* der *Iuventas*, der Sage nach bereits vor der Erbauung des Tempels an dem Ort errichtet; wie der Altar des *Terminus*, hatte das Heiligtum seinem Zweck nicht entfremdet werden können und war darum in den Tempel einbezogen worden, wo es sich in der Cella der Minerva befand[4]). Dort war es Brauch für jeden jungen Römer, der die *toga virilis* genommen, eine Münze zu weihen[5]); und der Bittgang,

[1]) CIL XII 533 (bei Bücheler Carm. e. epigr. n. 465) v. 5 *qui docili lusu iuvenum bene doctus harenis.*

[2]) Hercules zu Benevent CIL IX 1681, Fabrateria vetus X 5657, Aquila IX 3578, Mailand V 5742; Apollo s. S. 213 Anm. 3; Kaisercultus zu Capua X 3909, Ameria Or. 3949, Tibur CIL XIV 3638. *Iuventuti Artanorum posuit collegium* zu Cremona Or. 4090, *flamen Iuventutis* zu Grenoble Or. 2213; *genio collegi iuventutis vici Apollinesis* bei Brambach 1138 vgl. 1410, *genio iuventutis Vobergensis* ebd. 1000. Münzen des M. Aurelius aus dem Jahre 140 stellen die *Iuventas* dar, s. Eckhel *d. n.* 7, 45. Zu Agen in Südfrankreich begegnen *iuvenes a fano Iovis* Or. 4097: das ist nicht anders zu beurteilen als die *iuvenes Nepessini Dianenses* zu Nepet CIL XI 3210 oder die *iuvenes forenses* zu Pisaurum Or. 4069 oder *iuventutis Manliensium gentiles* CIL V 4779, d. h. nicht als Zeugnis für besonderen Cultus der Jugendschaft, sondern als Ortsbezeichnung.

[3]) Vgl. Festus Pauli p. 104, 20 *Iuventutis sacra pro iuvenibus sunt instituta.*

[4]) Livius V 54, 7 Dionysios III 69, 6 vgl. IV 15 Plinius *n. h.* 35, 108 Augustinus *civ. dei* IV 23, vgl. W. A. Beckers Topogr. p. 397 f. Daher der Gott selbst als *Iuppiter iuvenis* verehrt wurde, Eckhel 7, 120; sogar an *Iovi Iuventuti* findet Weihung statt zu Sutrium CIL XI 3245 und Sanseverino IX 5574.

[5]) Dionysios IV 15, 5. Bittgang aufs Kapitol, *cum pueri togam virilem sumpserint* Serv. zu Verg. *ecl.* 4, 50. — Ein besonderer Tempel wurde der

den die jungen Leute selbst bei dieser Gelegenheit aufs Kapitol zu machen pflegten, konnte kein anderes Ziel haben.

Der Schluß aus dem Cultus auf das Alter der lateinischen Jugendgenossenschaft wird bestätigt durch den Nachweis der gleichen Institution bei anderen stammverwandten Völkern Italiens. Es genügt dazu die Thatsache, daß ein Osker *vereiiai Púmpeiianai*, d. h., wie Bücheler gesehen hat, *iuventuti Pompeianae* testamentarisch eine Summe vermacht hatte, von welcher die Palästra zu Pompeji erbaut wurde [1]).

Obwohl ich Detail und Controversen nach Kräften zurückgedrängt habe, wird dieser Ueberblick unsrer griechischen und römischen Ueberlieferungen vielen schon zu lang erschienen sein. Das liegt am Stoff selbst. Alles Zusammenhanglose ist dürr und langweilt — νόον οὐ φύει würde Herakleitos sagen. Aber es mag auch den Durst nach lebendiger, Zusammenhang schaffender Erkenntnis wecken. Wir sehen uns nach der deutschen Sitte um.

Der deutsche Junggesellenverband umfaßt durchweg die der Schule entwachsene mannbare Jugend bis zur Verheiratung. Er stellt sich dar als eine Vorschule für die höhere, bereits volle Selbständigkeit fordernde Stufe, den Verein der Verheirateten und Hausbesitzer, die Nachbarschaft. Man tritt aus der Burschenschaft, wann und indem man selbständiges Mitglied der Nachbarschaft wird. Aber es wird sich zeigen, daß die Burschenschaft auch eine besondere Bedeutung hat als Trägerin des alten Cultus.

Aus der Überfülle der Tatsachen, die in den verschiedensten Gegenden deutscher Zunge beobachtet sind, wird es genügen, einige charakteristische, vollständig bekannte Erscheinungen als Typen herauszugreifen. Ich gehe aus von der Gestalt, welche die Einrichtung bei den Sachsen Siebenbürgens angenommen und Fr. Fronius [2]) uns geschildert hat.

Jede sächsische Gemeinde hat eine „Bruderschaft", welche alle 37
„Knechte", d. h. ledigen Bursche, von der Konfirmation ab bis zum Eintritt in die Nachbarschaft umfaßt. Am zweiten Sonntag nach Ostern

---

Iuventas 191 v. Chr. am Circus Maximus geweiht, Livius XXXVI 36, 5 vgl. Cicero *Brut.* 18, 73 *ad Att.* I 18, 3 (auch Plin. *n. h.* 29, 57 ziehe ich hierher) einen zweiten errichtete Augustus *Mon. Ancyr.* c. 19, der 16 v. Chr. verbrannte (Cass. Dio LIV 19, 7).

[1]) Nissen, Pompeianische Studien S. 168 f.

[2]) Fr. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen (Wien 1885), Kap. IV, S. 48 ff. Für die Schwaben im Banat bezeugt ähnliche Stitte J. H. Schwicker, die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen (Die Völker Österreich-Ungarns Bd. III), Wien 1881, S. 479.

werden an der Kirchtüre die Konfirmanden des Jahres zur Versammlung der Burschen geladen und dann, meist mit gewissen stehenden Neckereien, eingeführt. Die protestantische Geistlichkeit hat sichtlich den Eintritt verfrüht, um die der Schule entwachsenen Jungen sofort von der Bruderschaft in Zucht nehmen zu lassen.

Durch förmliche Gesetze, die „Bruderschaftsartikel", wird Sitte und Anstand in allen Beziehungen, in und außer der Bruderschaft, in der Kirche und auf der Straße, namentlich gegenüber dem weiblichen Geschlecht, aufrecht erhalten. Die öffentliche Lustbarkeit des Tanzes ist nach fester und strenger Ordnung geregelt.

An der Spitze steht der Altknecht; er bewahrt die Artikel, führt den Vorsitz und hat die Rechtsprechung; ein Vergehen bringt ihm doppelte Buße. Sein Stellvertreter ist der „Gelassenknecht" oder „Wortknecht", der Schatzmeister der Genossenschaft und Wortführer für die neu zutretenden Mitglieder. Zwei „Unteraltknechte" führen über die ihnen zugeteilten Hälften der Bruderschaft die Aufsicht und haben Verstöße und Vergehen einzuklagen. Zwei „Kellner" haben den Tanzboden zu bestellen und bei gemeinsamem Schmause („Wirtschaft") Schüsseln und Becher vorzusetzen. Ein „Schaffner" endlich besorgt die Botengänge und etwaige Schreibereien. Das sind die jährlich neu erwählten „Amtsknechte" der Gesellschaft, ihrer sieben, wie die Diakone der alten Kirche. Die Kirchenbehörde bestellt ihrerseits zwei „Knechtväter" als oberste Instanz bei Streitigkeiten, welche zwischen Amtsknechten und Burschen entstehen.

Jeden zweiten oder dritten Sonntag tritt die Bruderschaft zu einer Sitzung, „Zugang" genannt, zusammen, der nach der Kirche „ausgeschrien" wird und nach Tische beginnt. Der Altknecht bietet Ruhe mit einem hölzernen Teller. Es wird dabei ein Rügegericht abgehalten. Dreimal ergeht die Aufforderung, sich selbst zu verklagen (wodurch die Strafe um die Hälfte gemindert wird); dann treten die Amtsknechte vor und melden ihre Klagen, ohne eines Zeugen zu bedürfen; gewöhnliche Brüder haben ihre Klagen durch sieben Zeugen zu erhärten. Vor der Abstimmung tritt der Beklagte ab. Hat er Einwendungen, so befährt er im Falle erneuter Verurteilung doppelte Buße. Bei Appellation an die Knechtväter ist ein Zwölfer als Wette in die Bruderschaftskasse zu legen; wird sie abgewiesen, so ist die Wette verfallen und das Strafgeld dreifach.

Tanzfeste pflegen jetzt auf vier Sonntage im Jahre beschränkt zu sein. Ebenso oft gehen die Brüder zum heiligen Abendmahl, nicht geschlossen für sich, sondern mit der Gemeinde; jedesmal findet davor ein

feierlicher „Versöhnungsabend“ statt, wobei nach Abhaltung des Rügetages mit feststehenden Ansprachen und Antworten die gegenseitige Versöhnung besiegelt wird.

Durch die Verheiratung treten die Knechte aus der Bruderschaft in die Nachbarschaft. Der ausscheidende hat den Brüdern ein Mahl mit vorgeschriebenen Gerichten und zwei „Keepen Bier“ herzurichten. Dafür stellt der Altknecht dem Hochzeiter vier „Ladeknechte“, welche am Sonntage vor der Hochzeit an alle Thüren des Dorfes schlagen und rufen „Bringt Rahm“, und nun strömt alles, was man in Küche und Keller brauchen kann, von allen Seiten reichlich ins Hochzeitshaus.

Stirbt einer der Brüder, so halten sechs Knechte Leichenwache, 38
sechs andere besorgen das Grabgeläute, die sieben Amtsknechte graben das Grab; dem Sarge folgt mit Gesang die ganze Bruderschaft und dazu die ledigen Dirnen, welche gleichfalls eine Art Genossenschaft bilden.

Die siebenbürgische Gestalt der deutschen Volkssitte verrät deutlich die Hand der protestantischen Geistlichkeit, die in diesem Falle gegen ihre Gewohnheit erhaltend, aber in manchem Betracht auch umbildend gewirkt hat. Ich stelle ihr ein Gegenbild aus katholischer Landschaft zur Seite, die durch Maximilian Schmidts fesselnde Erzählung („der Bubenrichter von Mittenwald“) bekannte Bubenbruderschaft zu Mittenwald in der alten Grafschaft des Hochstifts Freising, für welche eine Art Weistum aus dem Jahre 1645 und weitere Urkunden vorliegen[1]).

Dieser Junggesellenverband führt seine Entstehung auf das große Sterben im Jahre 1480 zurück. Damals soll er behufs Abwendung der Seuche zu Ehren der Himmelskönigin Maria, des Evangelisten Johannes und anderer Heiligen gegründet sein. Das Wahre daran wird sein, daß damals der alten Bruderschaft ihr kirchlicher Charakter aufgeprägt wurde, der seit dem Jahre 1860 allein übrig geblieben ist. Aber auch vordem war ihr sichtbarer Zweck die Selbsterziehung der männlichen Jugend zu Zucht und Sitte. Mit eiserner Strenge wurde auf ehrbaren Wandel in jeder Hinsicht gehalten; vor allem hatten sie unter sich alle Art von Beleidigung zu meiden. Zu dem Ende bestand folgende Ordnung.

An jedem Ostermontage erneuert sich die Bruderschaft durch Neuwahl ihres Vorstandes, der aus einem Richter (dem Bubenrichter) und

[1]) Bayerische Annalen von 1835 (Jahrg. III) Nr. 34 p. 358 ff. mit urkundlichen Mitteilungen. J. Baader, Chronik des Marktes Mittenwald (Nördlingen 1880) giebt p. 261 ff. die Statuten der Bubenbruderschaft in der obrigkeitlich überarbeiteten Fassung von 1652, und p. 269 ff. in der Umarbeitung von 1754.

seinen sechs Beisitzern (dem „Rat"), einem Schreiber und einem Amtmann oder Ratsdiener besteht. Sonntags darauf, an den weißen Ostern, wird die Mitgliederliste neu aufgestellt und die inzwischen Herangewachsenen aufgenommen. Von nun an haben sich die Mitglieder allsonntäglich beim Ave-Maria-Läuten um fünf Uhr morgens in der Kirche einzufinden, wo der Meßner für jeden ein fingerlanges Wachslicht aufsteckt und nach dem Ende des Geläutes anzündet: wer vor dem Erlöschen seines Lichtleins nicht zur Stelle ist, verfällt einer Buße. Nachdem sie aus der Kirche getreten sind, sagt auf Geheiß des Richters der Amtmann die Sitzung an. Alle begeben sich in das Haus des Bubenrichters, wo nun nach Entfernung der nicht zur Bruderschaft gehörigen Hausgenossen ein förmliches Rügegericht abgehalten wird, dessen Hergang jenes Weistum überaus anschaulich schildert. Die Bußen bestehen in Geldstrafen, in Lieferung von Wachs — beides fällt der Kirche zu — und darin, daß der Schuldige „in den Bach gelegt" wird. Die letztere Strafe wird sofort nach dem Urteil vollstreckt. Vor dem Haus des Richters hat der Amtmann das Wasser zu stauen, Richter und Rat den Verurteilten zu fassen und einzulegen. An dem Bestraften darf kein trockener Faden zu entdecken sein, und ebenso müssen die sieben Strafvollstrecker mit einem Fuß im Wasser gestanden[1]) haben, andernfalls trifft sie wegen mangelhafter Ausführung des Richterspruches ganz dieselbe Strafe. Das ist nur eine lokale Besonderheit einer alten allgemein
39 germanischen[2]) Strafe; das Merkwürdigste dabei, die Nebenbestimmung über die Strafvollstrecker, kann nur auf dem Gedanken beruhen, daß diese, um nicht selbst durch die Berührung des Frevlers befleckt zu werden, an derselben Reinigung teilnehmen müssen, welcher der letztere unterzogen wird: daß dieser Gedanke und seine humoristische Ausführungsform in heidnische Vorzeit zurückreicht, braucht kaum gesagt zu werden. Die nicht zur Bruderschaft gehörigen jungen Leute des Ortes nannte man „Bachbuben": sie werden damit als unreine bezeichnet.

Durch die Verheiratung scheidet der Bursche aus dem Verbande aus, hat sich aber durch eine besondere Geldgabe gewissermaßen von

---

[1]) Siehe Dreyer, Antiqu. Anmerkungen über Lebens-, Leibes- und Ehrenstrafen (Lübeck 1792) S. 122 ff.

[2]) In dem Weistum von Rommersheim, einem der Abtei Prüm zugehörigen Dorf, wird dem Verbote, in den Bächen zu fischen, die Ausnahmebestimmung zugefügt: „idt enwere dan sach, dat ein frauwe ein khindt truege off bethsueg (d. i. bettkrank) lege, die mach dhoin vischenn in den bechen mit eyme voisz in dem wasser, ind dem andern up dem lande, und daruber nith" (Grimms Weist. 2, 517).

der Kirche loszukaufen. Stirbt einer in ledigem Stande, so übt die Bruderschaft die Pflicht der Leidfolge in feierlicher Weise aus; Richter und Rat tragen die Leiche zur Kirche. Am St. Margaretentage (13. Juli) haben sich alle Mitglieder in der Kirche einzufinden, um den Jahrestag für die abgestorbenen Brüder zu begehen.

Ganz wesentlich ist, daß die Versammlungen der Bubenbruderschaft nur von Ostern bis zu Mariä Geburt (8. September) stattfanden. In unmittelbarer Folge dieses Endpunktes muß das Hauptfest gelegen haben, für welches jene geschlossene Zeit gleichsam zur Vorbereitung diente. Denn es ist deutlich, daß weder der sittliche Zweck der Bruderschaft noch das erzieherische Bestreben der Geistlichkeit Herbst und Winter von der Geltung der strengeren Zucht ausschließen konnte. In der That wurde die Kirchweihe der Gemeinde am zweiten Sonntage nach Mariä Geburt begangen, und noch heute, nachdem der alte Kirchweihtag durch Gesetz aufgehoben ist, wird der Hauptmarkt am 10. September abgehalten. Aus einem sogenannten Tanzbriefe des Jahres 1655 geht hervor, daß gewisse Tanzfeste für die Bruderschaft eine besondere Bedeutung hatten; es wird darin gesagt, daß „die von alters her gebräuchlichen Tänze oder Freudenspiele so lange als die Bruderschaft fortdauern sollen". Wer von den Buben dazu am Sonntage nach den heil. drei Königen, am Fastnachtsdienstage oder am Kirchweihsonntage, sich nicht einfand, wurde mit zwei Pfund Wachs bestraft, d. h. dem fast hundertfachen Betrag der Buße, welche auf das Versäumnis des Gottesdienstes gesetzt war.

Was wir bei den bisherigen Formen nur ahnen konnten, der Zusammenhang der Jugendgenossenschaft mit altem Cultus, tritt schon deutlicher hervor in der Kirchweihfeier, wie sie bei Franken und Thüringern üblich ist, dem sogenannten Plantanz[1]). Um die Dorflinde wird ringsum ein Tanzraum geebnet, der Plan oder Blō. Ein Platzmeister, anderwärts zwei Platzknechte, meist Blotzknechte genannt, was wohl einen schon an den *blotz* oder *blötzer*, auch die *blötze* für Messer, erinnert hat, werden vorher zur Leitung des Festes erwählt. Kein unbescholtener Junggeselle darf sich ausschließen. In feierlichem Zuge ziehen sie, der Vorstand voran, jeder sein Mädchen an der Hand, von der Gemeinde begleitet zum Blō. Dort tanzt jeder nach einer durchs Los festgesetzten Reihenfolge mit seinem Mädchen dreimal um

[1]) E. Fentsch in der Bavaria 3, 850 ff. 972 f. Fr. Panzer, Beitrag zur d. Mythol. 2, 242 ff. Fr. Schmidt, Sitten und Gebräuche in Thüringen p. 38. Platzknechte haben auch die Halloren bei ihrem Pfingstbier (Über Land und Meer 1872 Nr. 9 p. 178).

die Linde. Außer den Platzburschen und ihren Mädchen darf, wenigstens im Mistelgau, niemand den Blō betreten; dort wird daher dieser Ort in der Dämmerung verlassen, und nun kann im Wirtshause die allgemeine Tanzlustbarkeit sich entfalten. Vieler Orten wird zum Beschluß
40 des Festes die Kirchweih feierlich und mit Musik begraben, bald indem ein gefüllter Bierkrug in ein Loch unter der Linde versenkt wird, dessen Inhalt dann im nächsten Jahre vor Beginn der Kirchweih geleert werden muß, „es mag schmecken, wie es will“, bald indem einer der Burschen sich tot stellen muß, in eine Grube gelegt und ihm Bier und Wein nachgegossen wird. Altertümlicher war noch am Ende des vorigen Jahrhunderts der Brauch zu Wolfsbähringen, einem in der Mitte zwischen Gotha und Eisenach liegenden Dorfe, wie ihn der wunderliche, aber mit offenem Blick für Volkstum begabte Reynitzsch beobachtete [1]). Der Platz um die Linde, durch große Steine abgegrenzt, war dort noch die Malstätte der Gemeinde und hieß geradezu das „Mal“ oder „Gemein-Anger“; unmittelbar unter der Linde befand sich ein großer roher Stein, auf vier kleineren Steinen wie ein Tisch ruhend. Dort werden bei der Kirmes, der ein feierliches Gabensammeln (ἀγυρμός) vorausgeht, die großen Bierkannen aufgestellt, aus denen die Gläser gefüllt werden, um jedem ankommenden Mädchen der Burschen den Willkomm zu trinken und diese Bescheid trinken zu lassen. „Kein Fremder darf am Anger vorbei, zu Fuß oder zu Pferde, er muß aus dem Glas Bescheid thun, und man bietet ihm einen Reihen an“. Am dritten Tage zogen die Burschen, buntgeputzt und bewaffnet, alle zu Pferde, hinaus auf die Weide, um einen Hammel zu holen. Unter Musikbegleitung wurde derselbe, mit roten Bändern geschmückt, von dem Metzger aufs Pferd genommen und, empfangen von dem Jauchzen des ganzen Dorfes, zur Linde gebracht, wo er auf jenem großen Steine geschlachtet wurde. Bei dem Abendschmause wurde er dann von den Burschen und Dirnen verzehrt.

Verblaßter ist das Herkommen in Hessen und Nassau [2]). Aber um so deutlicher ist der Zusammenhang des Junggesellenverbandes mit der Kirchweihfeier gewahrt. Die jungen Leute werden einige Jahre, nachdem sie die Schule verlassen, wie sie sich eben als „tüchtige Kerle“ zeigen, mit gewissen Feierlichkeiten in die Genossenschaft aufgenommen,

[1]) Wilh. Reynitzsch, Uiber Truhten und Truhtensteine, Barden u. s. w. (Gotha 1802) p. 171 ff.

[2]) Mülhause in der Zeitschr. des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 1867 N. F. 1, 290 f. Kehrein, Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau 2, 176 ff. Einiges gebe ich auch aus eigner Erkundigung.

sie werden „geburscht“; man macht sie mit den Gesetzen bekannt und nimmt ihnen wohl einen Eid auf die Befolgung und Geheimhaltung derselben ab. Vom Zweck und Inhalt ihrer Versammlungen schweigen die Berichterstatter; zweifellos wurde wenigstens früher Rügegericht abgehalten. Durchweg sind diese Vereine die Träger und Ausrichter der Kirmes oder Kirb. Diese wird, wie überall, jährlich gefeiert. Aber an manchen Orten Nassaus findet mit längeren Zwischenräumen, „höchstens alle sieben Jahre“, eine größere Feier, die „Hauptkirmes“ statt, die sich von der alljährlichen durch das Hervorholen älteren Brauchs unterscheidet. Es gehört dazu das „Aufführen“ der Kirchweih, d. h. feierlicher Aufzug der ganzen Gemeinde mit Fahne und Hammel und Tanz im Freien um die Linde; weiter Auslosung des Hammels; endlich Begräbnis der Kirchweih mit schalkhafter Grabrede und Trauermusik.

Am lehrreichsten ist die am Niederrhein, sicher schon von Neuwied ab, und in der Eifel noch heute nicht erstorbene Volkssitte[1]), zu der sich beachtenswerte Anklänge auch in Lothringen, sogar in Südfrankreich
finden. Ehemals reichten die Grenzen viel weiter: die Sitte bestand 41
z. B. in St. Goar, im XVI. Jahrhundert auch im gegenüberliegenden nassauischen Gebiet, wo sie schon am Ende jenes Jahrh. von der Geistlichkeit unterdrückt ward[2]); auch im Hessenlande war sie allgemein verbreitet und ist bezeugt für die Schwalmgegend, Wetterau usw.[3]).

Die jungen Burschen jeder Gemeinde bilden eine Innung, welche sich selbst ihren Schultheiß, ihre Schöffen und Schreiber setzt. Die Aufnahme setzt Mannbarkeit voraus und wird gelegentlich in scherzhafter

---

[1]) J. H. Schmitz, Sitten und Sagen ꝛc. des Eifler Volkes 1, 32 f. 48 f. Über Heddesdorf bei Neuwied verdanke ich musterhafte Aufzeichnungen Herrn Direktor Dr. K. Reinhardt zu Frankfurt am Main. Wertvolle Mitteilungen konnte ich im Jahre 1871 über Stieldorf am Siebengebirg einziehen; auch sonst habe ich umgefragt. Über die lothringische Sitte s. Augsb. Allgemeine Zeitung 1878 Beilage Nr. 324 S. 4926. Hierhin gehört das Luxemburgische Amecht; s. unten S. 229 ff.

[2]) Al. Grebel, Geschichte der Stadt S. Goar p. 202 f. In einer *relatio visitationis de anno 1599* (22. Juni) aus dem Vierherrischen (Gegend von Nastätten in Nassau), die ich in dem Idsteiner, jetzt Wiesbadener Archiv fand, wird Teil II, Artik. 8 von neuem eingeschärft, „daß die Sonn- und Feiertagsdäntze, Faßnachts- und Kirbmessenfeyer, Lehen ausruffen, Eyer aufheben, Johansfewer sampt dergleichen sündhaftigen und ergerlichen Leichtfertigkeiten mit Ernst abgeschafft werden“.

[3]) Schwalm: s. Soldan, Hexenprozesse S. 248; Wetterau: Dieffenbach, Urgeschichte der Wetterau S. 234. Vgl. Menzel in Pfeiffers Germania 1,64 und namentlich Landau in der Zeitschr. f. hess. Geschichte 2,272 ff., Mannhardts Wald- und Feldkulte 1,451 ff.

Weise, wie durch fiktives Bartscheeren, vollzogen. Die gewöhnlichste Bezeichnung der Mitglieder ist „Reihjungen“, ihr Schultheiß heißt auch wohl „Reihmeister“: darin ist der Hauptzweck des Verbandes, die Aufführung des festlichen Reigens, ausgesprochen. Am bestimmten Tage, meist am Vorabend des Walpurgistags (1. Mai), in der Eifel vier bis fünf Wochen vor der Kirchweih (in St. Goar weiland am Ostermontag), halten die Reihjungen mit Trommelklang oder Musik einen Umzug durchs Dorf, um dann unter der Linde oder auf dem Kirchplatz eine Versteigerung der unbescholtenen Mädchen vorzunehmen (das Lehenausrufen). Der Schultheiß der Innung leitet dieselbe und hat die Vorhand; dann ersteigert sich jeder andere ein Mädchen; das wird dadurch seine „Maifrau“ oder „Mailehen“; die des Schultheißen, des Königs, heißt zu Eupen „Königin“. Die Preise (bis zu 3—5 Mark) fließen in eine Kasse, aus der die gemeinsame Lustbarkeit bestritten wird. Noch desselbigen Abends hat jeder Bursche seinem Mailehen einen „Maien“ auf den Giebel des Hauses zu stecken und wird dadurch belohnt, daß ihm das Mädchen den Hut mit Bändern und Blumen schmückt. Diese Verhältnisse gelten nur für eine bestimmte Zeitdauer, vielfach „bis die dicken Bohnen blühen“ oder bis zur Kirchweih (Eifel); in der Gegend des Siebengebirgs (Stieldorf) vom 1. Mai bis zur Pfingstfeier. Aber für diese bestimmte Zeit sind sie von ausschließender Verbindlichkeit. Das Mädchen darf so lange mit keinem andern tanzen, vieler Orten nicht einmal plaudern, als mit dem, der sie zum Mailehen ersteigert hat. Mit strenger Polizei wird darüber gewacht. Besondere Beamte werden aus den Burschen erwählt, die sog. „Schützen“ oder „Hüter“, gewöhnlich in Zweizahl (in Gerolstein vier „Gensdarme“), um etwaige Übertretungen der strengen Etikette, welche das Mailehen Burschen und Mädchen auferlegt, zu beobachten und anzuzeigen. Am Siebengebirg kommt zu den zwei Hütern noch der Arzt: diese drei müssen wöchentlich wenigstens zweimal einen gemeinsamen Rundgang bei den Mädchen machen, wobei nicht ohne mancherlei Scherz Gesundheit und Aufführung des Mädchens erforscht wird. Der Zweck des ganzen Brauchs tritt in den Tänzen der Pfingsttage, in der Eifel der Kirchweih, hervor, welche von dem Reihmeister und seiner Maifrau eröffnet und ausschließlich von jenen Paaren aufgeführt werden. Zu Birresborn in der Eifel sollen diese Reigen ehemals „um die Kirche herum“ aufgeführt worden sein. Die Heddersdorfer bei Neuwied verbinden mit der Pfingstfeier noch den alten, weitverbreiteten Mairitt: vor dem Orte
42 findet dabei ein Wettrennen statt, der Sieger gilt als „der beste Mann“. Mit dem Beschluß des Tanzfestes zu Pfingsten, bezw. an der Kirchweih,

hören die Verpflichtungen des Mailehens auf, und der Verkehr der Geschlechter ist wieder freigegeben.

Wir sind überrascht, noch vor unsern Augen uralten heidnischen Brauch in ungetrübter, durchsichtiger Form fortleben zu sehen. Eine geschlossene heilige Zeit, welche vollständige Reinheit erfordert, ein *castum* im vollen Sinne des Wortes ist es, in der das Mailehen Geltung hat. Keuschheit und Reinheit können von den Reihjungen und Maifrauen nur darum erfordert werden, weil sie sich würdig machen müssen zu einer heiligen gottesdienstlichen Handlung, in welcher sie die Gemeinde zu vertreten haben. Der Arzt, der am Siebengebirg zu den Hütern tritt, ist gewiß ursprünglich nicht bloß eine scherzhafte Beigabe; sein Amt wird aus der Forderung voller leiblicher Gesundheit und Unversehrtheit für die zum Reigen erlesenen Mädchen hervorgegangen sein. Da, wo die geschlossene Zeit von Walpurgis bis Pfingsten währt, ist auch das heidnische Fest selbst noch erkennbar. Das „Maispiel" war die germanische Form des ἱερὸς γάμος, die Feier der himmlischen Hochzeit. Der Reihmeister und seine Maifrau, der König und die Königin, sind bei dieser Darstellung die irdischen Vertreter des himmlischen Paares; ihnen tanzt der Reigen der übrigen nach. Jeder Zweifel muß schwinden, wenn man die in vielen Gegenden Norddeutschlands bewahrte alte Pfingstfeier mit ihrem Maikönig oder -Graf und der Maibraut[1]) in Betracht zieht, besonders durchsichtig ist der von Kuhn geschilderte Brauch, der am Südrande des Drömling geübt wird[2]).

Es wird nun jedem einleuchten, daß auch die allgemeine Kirchweihfeier, der fränkische Plantanz u. a., bei denen den Junggesellen die führende Rolle zufällt, ebenso aus altem heidnischem Gottesdienst hervorgegangen ist. Das Mailehen, das in der Eifel zum Zweck der Kirchweih veranstaltet wird, verbürgt es. Vieles, was wir beobachtet, wird nun deutlich; wir wissen nun, weshalb die Bubenbruderschaft von Mittenwald nur in der Zeit vom Ostermontag bis Mariä Geburt Tagung hielt.

Manche Erscheinungen, welche auf gleichen Ursprung weisen, kommen hinzu. Die Volksjustiz wird in der Rheinprovinz von denselben Reihjungen ausgeübt, welche sich am Mailehen beteiligen; unter dem Namen „Tiertreiben" wird dieselbe dort als ein Akt des Übelaus-

---

[1]) Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1,422 ff.

[2]) Ad. Kuhn, Märkische Sagen u. Märchen S. 321 f., anderes bei Wegener in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg 1880 S. 269 f. und Kuhns Westfäl. Sagen usw. 2,164 f.

treibens vollzogen[1]). Wären wir über die Organisation der Haberfeldtreiber in Südbayern besser unterichtet, so würden wir denselben Zusammenhang wiederfinden.

Das Grundbuch des Dorfes Kirchheim im Kreis Rheinbach birgt die juristische Sonderbarkeit, daß die „Junggesellen“ der Gemeinde als Eigentümer eines Landstückes eingetragen sind. Es ist ein kleines Gärtchen, die „Hohnsheck“, wohin alljährlich am Montag des in den Oktober fallenden Kirchweihfestes die Burschen ziehen und ein merkwürdiges Aktenstück, dessen heutige Fassung im XVII./XVIII. Jahrhundert entstanden sein wird, das sog. Hohnsheckenprotokoll, verlesen lassen[2]). Ehemals soll bei der Gelegenheit der Garten umritten worden sein. Hier hat sich also heiliges Land bis zu unserer Zeit im Besitz der alten Träger des Cultus erhalten.

Auch das Institut des Bannweins ziehe ich hierher. Vielfach hatten die Grundherren, namentlich geistliche, für gewisse Zeiten das ausschließliche Recht, Wein zu schenken, das dann zu ihrem Nutzen verpachtet wurde. Diese Zeiten sind durchweg geschlossene heilige Zeiten.
43 Es genügt das Beispiel von Merzig. Dort gilt der Bannwein von ‘S. Walpurgen Abend’ ‘bis uff halb Brachmonat’, d. h. 11. Juni[3]). Der „Halbbrachmonattag“ ist aber der dortige Kirchweihtag, an den auch der Hauptjahrmarkt des Ortes sich anschloß. Das Recht des Bannweins ist also dort genau an die Zeit des Mailehens gebunden. Es wäre eine Injurie, wollte man sagen, die Erzbischöfe von Trier hätten sich ihre Duldung des heidnischen Cultus damit bezahlen lassen. Aber wer weiß, ob nicht die Kirche die Rechte des abgeschafften Opferpriesters für sich beansprucht hat?

* * *

---

[1]) Schmitz a. a. O. 1, 68: „Tierjagen“ an der Ahr, sonst gewöhnlich „Tiertreiben“. Es wird davon in anderem Zusammenhang zu handeln sein.

[2]) Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein Heft VI (Cöln 1859) S. 215 und XXIV S. 132. 151 f. Ich denke in einem späteren Heft auf den Gegenstand zurückzukommen.

[3]) Merziger Weistum von 1529 § 13, bei Grimm 6, 427: „danach wist der Scheffen den Banwein hie zu Merzich zu allen siben Jarn, und die geht an uf Walpurgen Abent und wert bis uff halb Brachemonat“; über die Kirmes § 7, p. 426. Vgl. v. Briesen, Urkundl. Geschichte des Kreises Merzig p. 192. — Ähnlich in dem benachbarten Neunkirchen und Wallen, s. Grimms Weist. 6, 451 § 12; in Orten der Abtei Prüm wird als Frist „zwischen Ostern und Pfingsten“, „sechs Wochen und drei Tage“ angegeben (Grimm 2, 528. 545); zu Selz im Unter-Elsaß liegt die Frist von Samstag vor weißen Ostern bis zum Pfingstabend, Grimm 1, 761 f. Der Kurfürst der Pfalz hat zu Ottersheim das Recht, „Bann- und Kürbenwein“ in jedes Haus zu legen (Grimm 5, 634 § 6).

Es verlohnt sich jetzt, zum klassischen Altertum zurückzukehren und einige Erscheinungen ins Auge zu fassen, die vereinzelt unverständlich bleiben mußten.

Wiederholt gedenken römische Dichter bei Beschreibung von Opfergebräuchen der „bäuerlichen männlichen Jugend“ (*rustica pubes, pubes agrestis)* in einer Weise, daß wir sie als geschlossenes Ganzes an den gottesdienstlichen Handlungen beteiligt denken müssen. Vom Flurbegang *(ambarvalia)* sagt Vergilius *(georg.* 1, 343):

Cuncta tibi Cererem pubes agrestis adoret,

alle müssen zur Beteiligung verpflichtet sein; das Opfer an die Ceres beschreibt er dann:

cui tu lacte favos et miti dilue Baccho,
terque novas circum felix eat hostia fruges,
omnis quam chorus et socii comitentur ovantes,
et Cererem clamore vocent in tecta.

Den Hausgöttern *(Lares)* seines Landgutes verspricht Tibullus (I 1, 23 f.):

Agna cadet vobis, quam circum rustica pubes
clamet: io, messes et bona vina date.

Anschaulich beschreibt Grattius das Lustrationsopfer, das die Jäger am 13. August der Diana auf dem Schneidepunkte der Waldschnaisen darbringen:

idcirco aeriis molimur compita lucis
spicatasque faces sacrum ad nemorale Dianae
sistimus et solito catuli velantur honore,
ipsaque per flores medio in discrimine luci
stravere arma sacris et pace vacantia festa.
tum cadus et viridi fumantia liba feretro
praeveniunt teneraque extrudens cornua fronte
haedus et ad ramos etiamnum haerentia poma
lustrali de more sacri, quo tota iuventus
lustraturque deo proque anno reddit honorem.

Auch hier erscheint die „Jugend“ als die eigentliche Trägerin der gottesdienstlichen Handlung. Ähnliches läßt sich für die Palilien und das Fest der Fors Fortuna beibringen [1]). Hier haben wir die alte Grundlage der lateinischen *collegia iuventutis.*

[1]) Von der ländlichen Feier des Palilienfestes Tibullus II 5, 95 *tunc operata deo pubes,* vom Fest der Fors Fortuna Ovidius *fast.* 6, 779 *ferte coronatae iuvenum convivia lintres, multaque per medias vina bibantur aquas.*

Theophrast erzählte, wahrscheinlich aus eigner Jugenderinnerung, von weiblichen Schönheitswettkämpfen (καλλιστεῖα), die auf den Inseln Lesbos und Tenedos abgehalten wurden, und stellte dazu die ihm von Barbaren bekannte Sitte, daß Frauen Preise für Sittsamkeit und Sparsamkeit ausgesetzt wurden [1]). Ohne gottesdienstlichen Zweck sind solche Wettbewerbungen undenkbar. Meist war die Absicht, dem Festzug durch erlesene männliche oder weibliche Schönheit Glanz zu geben. Wie die
44 Athener an den Panathenäen den Wettkampf der εὐανδρία veranstalteten [2]), um für die Anführer der Zweigträger (Thallophoren) die schönsten Leute zu ermitteln, so wurden zu Elis drei Ehrenämter des Athena-Festes mit den Siegern im Wettkampf männlicher Schönheit besetzt und bei den Parrhasiern am Alpheios die schönsten Frauen, die aus einem Wettkampf um die Schönheit als Siegerinnen hervorgegangen waren, zu „Goldträgerinnen" (χρυσοφόροι) der eleusinischen Demeter bestimmt [3]). Vollends zur Darstellung der himmlischen Hochzeit war sorgfältige Auswahl des schönsten Jünglings und Mädchens unerläßlich; das ist selbstverständlich, wird aber zum Überfluß bezeugt durch den Komiker Anaxandrides [4]):

ἂν μὲν γὰρ ᾖ τις εὐπρεπής, ἱερὸν γάμον καλεῖτε,

d. h. einen besonders schönen Menschen erklärt man für berufen zur Darstellung der himmlischen Hochzeit. Die lesbischen Schönheitswettkämpfe wurden im Heiligtum der Hera abgehalten [5]). Es ist mir zweifellos, daß die Erlesene die Göttin selbst darzustellen hatte in dem heiligen Spiele, das die himmlische Hochzeit nachbilden sollte. Ich werde darin bestärkt nicht nur durch die deutsche Sitte und die Maiköniginnen des Südens, welche mehrfach aus Wettkampf hervorgehen [6]). Zu Olympia war bekanntlich der Wettlauf durch das Stadion das älteste und ursprünglich einzige Preisspiel. Es kann nicht zufällig

---

[1]) Theophrastos bei Athen. XIII p. 610a. vgl. Welcker Kl. Schrr. 2, 96. Bei seinen Barbaren könnte Theophrast an Italiker gedacht haben, vgl. S. 227 Anm. 2. Aus der Legende von Lucretia ist der Streit der königlichen Prinzen über die Tugend ihrer Frauen bekannt: *muliebris certaminis laus penes Lucretiam fuit* schließt Livius I 57, 10 seinen Bericht von diesem Streit.

[2]) Belege bei A. Michaelis, Parthenon p. 326 Nr. 119—123.

[3]) Elis: Athen. XIII. p. 565f und (unter Anführung von Theophrast und Dionysios aus Leuktra) p. 609f — 610a; Parrhasier: Nikias bei Athen. XIII p. 609e, vgl. auch Preller-Robert Gr. Myth. I 780, 1.

[4]) Meineke Com. Gr. III p. 177 aus Athen. VI p. 242e. Casaubonus hat die Stelle etwas richtiger verstanden als Meineke (p. 178).

[5]) Schol. AD zu Il. IX 129: παρὰ Λεσβίοις ἀγὼν ἄγεται κάλλους γυναικῶν ἐν τῷ τῆς Ἥρας τεμένει λεγόμενος καλλιστεῖα.

[6]) Z. B. zu Manosque in der Provence, s. A. de Nore (d. i. marquis Chesnel de Charbouclais), Coutumes, mythes et traditions des provinces de France-

sein, daß in dem dortigen Heradienst sich das gleiche Preisspiel für Jungfrauen wiederholt: dieser Wettlauf stand unter der Obhut der 16 Ehrendamen (γεραιραί), welche der Göttin den Peplos webten, und fand jedes fünfte (ursprünglich zweifellos jedes neunte) Jahr im Stadion statt (Paus. V 16, 2). Die Legende brachte den Brauch in Verbindung mit der Hochzeit des Pelops und der Hippodameia: gewiß in soweit richtig, als ursprünglich der Sinn des doppelten Wettlaufs nur sein konnte, das tüchtigste Paar zur Darstellung der Hochzeit von Zeus und Hera zu ermitteln. Daß Hera selbst einst in der Sage die Rolle der Hippodameia gespielt habe, läßt uns die Verehrung der Hera als „Läuferin" auf der Insel Thera ahnen. Selbst für den Heracultus zu Amathus auf Kypern haben wir diese Darstellung der himmlischen Hochzeit bezeugt: die „Brautführer" (παρανυμφεύσαντες), die eine Inschrift aus der Zeit des K. Claudius [1]) nennt, sind von dem Herausgeber Perdrizet treffend darauf bezogen worden. Es steht uns noch eine Überlieferung zu Gebote, welche den Ring schließt.

Von dem kernhaftesten Volksstamm des italischen Zweigs, den Samniten, erzählt Nikolaos von Damaskos [2]), daß bei ihnen alljährlich die Burschen und Mädchen öffentlich geprüft wurden; wer als der Tüchtigste erklärt worden, dürfe sich aus den Mädchen nehmen, welche ihm gefalle, dann der Zweittüchtigste und so weiter. Genauer, aber zugleich durch unzeitige Einmischung von Sentimentalität getrübt, ist was Strabon, wohl nach Poseidonios, giebt: „Ein schöner und zur Tugend anspornender Brauch soll bei den Samniten bestehen. Dort steht es nicht frei, die Tochter zu verheiraten, an wen man will; sondern alljährlich werden aus der Zahl der Jungfrauen und der jungen Leute die besten, je zehn, auserlesen und nun dem tüchtigsten Burschen das schönste Mädchen und so weiter nach der Reihe zur Frau gegeben." Wir sind in Samnium, nicht im Staate Platons. Nicht den bürgerlichen Eheschluß, sondern die gottesdienstliche Mai-Ehe bezweckt die Veranstaltung. Warum sind es doch gerade zehn Paare? Die Bestimmung der Reihenfolge konnte nur aus vorangegangenen Wettkämpfen sich ergeben: das entspricht der Neigung des Altertums, während

(Par. 1846) p. 9 f. — Über die *maia* in Südfrankreich s. Henri de La Madeleine in der Revue des deux mondes 1872 t. 101, 904 f.; in Spanien kennt die *maia* schon das Poenitentiale Vigilanum c. 84 (Wasserschleben, Die Bußordnungen der abendländischen Kirche p. 533); s. J. Grimm D. Myth. p. 738.

[1]) Thera IG Ins. III n. 513 ἱέρειαν Ἥρας Δρομαίας Βασιλόκλειαν. Amathus: Bulletin de correspondance hellénique XX (1896) p. 351 f.

[2]) Nikolaos Damask. *Parad.* fr. 109 bei Stob. *flor.* 44, 41 (Müllers FHG. III 457), Strabon V p. 250.

bei uns die Reihenfolge im Reigen außer für den erwählten Ersten durchs Los festgestellt wird. Aber das Ursprüngliche muß der Wettkampf darum nicht gewesen sein, weil er bei den Samniten sich findet. Die Mädchenversteigerung unseres Rheinlandes ist uralt. Herodot (I 196) berichtet als eine Merkwürdigkeit der Babylonier, daß dort in jedem Dorfe einmal im Jahre die Mädchen an den Meistbietenden versteigert würden, und fügt daran die Bemerkung, daß dem Vernehmen nach auch ein illyrischer Stamm, die Veneter, denselben Brauch hätte. Die Babylonier stehen unserm Zusammenhange fern. Aber die Mädchenversteigerung, welche bei einem Gliede der griechisch-italischen Völkerfamilie im Schwang war, kann nicht anders beurteilt werden, als die entsprechende deutsche Erscheinung.

Wir müssen nicht bei Italikern und Illyriern stehen bleiben, sondern dürfen die Sitte auch als ursprüngliches Besitztum des griechischen Zweigs erklären. Wenigstens ein Glied dieser Völkergruppe, das länger als die eigentlichen Griechen vom Strom der Kultur unberührt geblieben war, das makedonische Volk, hat ihn bis in das III. Jahrhundert vor Christus gekannt. Am Hofe des Antigonos Gonatas wurde die Volkssitte nachgebildet, um das Trinkgelage durch eine belustigende Scene zu beleben, und selbst ein strenger Philosophe beteiligte sich ernsthaft an dieser Mädchenversteigerung[1]).

Ich habe mich darauf beschränkt, die einzelnen Gestaltungen und Überlieferungen, wie sie sich darboten, vorzuführen; die verschiedenen Züge gestalten sich auf der deutschen Grundlage von selbst zu einem lebendigen Bilde. Wenn der Leser sich dabei mit der Überzeugung durchdrungen hat, daß es für das Verständnis der von den Kulturvölkern geschaffenen Lebensordnungen unerläßlich ist, die Grundlage derselben durch vergleichende Forschung wiederherzustellen, wenn die alte Liebe für die Überlieferungen der Heimat ihm neu und stärker erwacht ist, dann habe ich erreicht, was ich wünschte.

---

[1]) Persaios bei Athen XIII p. 607d εἶθ' ὕστερον πωλουμένης τῆς αὐλητρίδος, καθάπερ ἔθος ἐστὶν ἐν τοῖς πότοις γίνεσθαι ἔν τε τῷ ἀγοράζειν πάνυ νεανικὸς ἦν καὶ τῷ πωλοῦντι (dem Versteigerer) ἄλλῳ τινὶ θᾶττον προσθέντι (zugeschlagen hatte) ἠμφισβήτει καὶ οὐκ ἔφη αὐτὸν πεπρακέναι.

Anhang.

Das Amecht in Luxemburg.

Neben den Beispielen von Organisation und Tätigkeit der „Burschenschaften“, wie sie oben S. 221 ff. angeführt sind, kann ein weiteres Beispiel aus luxemburgischem Volksbrauch eine besondere Bedeutung beanspruchen. „Amecht“ war der Name der Feierlichkeit, die an vielen Orten Luxemburgs alljährlich von der Burschenschaft eben dieser Orte nach einer festen Ordnung begangen wurde. Der Brauch ist mitgeteilt und untersucht von Dr. N. Gredt im Programm des Großherz. Athenäums zu Luxemburg 1871 (Anhang II S. 45 ff. zu der Abhandlung „Die Luxemburger Mundart, ihre Bedeutung und ihr Einfluß auf Volkscharakter und Volksbildung“). Da die wichtige Sache allgemein unbekannt und deren Mitteilung wenigen zugänglich sein dürfte, so geben wir hier wenigstens den von Gredt ermittelten Talbestand des Brauchs wörtlich wieder; a. a. O. S. 45—50.

* * *

Aus dem Amecht[1]), einem unserer alten Bräuche, der mit der französischen Revolution oder doch während der Herrschaft der Franzosen über unser Land (1795—1814) erloschen, läßt sich für altdeutschen Brauch und Sitte in unserem Vaterlande Bedeutendes gewinnen. Bis jetzt kenne ich vierzehn unserer Ortschaften, wo diese Feier stattgefunden, allerdings mit einigen Abweichungen sowohl in Bezug auf die mitspielenden Personen, als auf einige Einzelheiten der Handlung selbst. Ich muß meiner Untersuchung natürlich die Beschreibung des ganzen Brauches vorhergehen lassen, indem ich die Berichte der verschiedenen Augenzeugen in ein Ganzes zusammenfasse.

Das Amecht war eine Feierlichkeit, welche alljährlich die Burschenschaft (Borscht) eines Ortes auf einem freien Platz beging. Die Erlaubnis dazu wurde von dem Gerichte, von dem die Ortschaft abhängig war, eingeholt. Gewöhnlich sechs Wochen vor der Kirmes trat die Borscht

---

[1]) Altd. ambaht, ambahti, n., nhd. Amt; — judiciaria potestas; judiciariam potestatem, quae ambaht vocatur teutonice. Urk. von 1088. Brinkmeier, glossarium diplomaticum I, 67: Ambaht, ampaht, ammacht, ammecht etc.

an jedem Samstag-Abend, ausnahmsweise am Sonntag nach der Vesper, zusammen; am ersten Abend der Zusammenkunft wurden die Vorsteher gewählt, die trotz der verschiedenen oft modernisirten Bezeichnungen ihrem Wesen nach so ziemlich überall dieselben sind.

1. Der Amechtsmeister. (Gewöhnlich der älteste Junggeselle.)
2. Der Hochgerichtsherr.
3. Die sieben Gerichtsherren.
4. Der Hochgerichtsschreiber.
5. Der Dichtmeister (Dîchtmeschter).
6. Der Woennebrêder.
7. Der Thauschüttler.
8. Der Müller.
9. Der Birnschmecker (Bireschmâcher).
10. Der Sternseher (Stèrekiker).
11. Drei Freimänner: der Scharfrichter nebst zwei Knechten.
12. Der Profoß mit zwei Knechten.
13. Der Feldscher mit zwei Knechten.
14. Die sieben Läufer (anderwärts drei oder vier, nämlich Kinder von sieben Jahren).
15. Der Scherenschleifer mit zwei Knechten.
16. Die drei Husaren.
17. Der Amechtsbote.
18. Zwei Fahnenträger.
19. Zwei Wildschützen, und endlich
20. Der Hanswurst (Paiaz).

Alle übrigen waren die Amechtsbrüder im engeren Sinne.

Jeden Abend, wenn die Amechtsbrüder versammelt waren, zündete man sieben Feuer (zuweilen bloß drei) auf dem Platze an und trug hernach diese Feuer in eins zusammen. Dazu mußte jeder Amechtsbruder ein Scheit Holz mitbringen. Dann steckte der Dichtmeister den Kreis ab; die Pfähle wurden eingeschlagen und der Kreis bis auf den Eingang mit einem Seil umzogen. Obgleich diese wöchentlichen Versammlungen nur eine Probe zum Hauptfeste waren, so wurden doch hier Klagen vorgebracht, Urteil gesprochen und vollzogen. Wer ohne gegründete Ursache einer Übung nicht beiwohnte oder zu spät kam, erhielt eine Geldstrafe oder Prügel.

Jeder Amechtsbruder brachte des Abends ein Stück Brod mit, das so groß sein mußte, daß es nicht zwischen den ausgestreckten Daumen und Zeigefingern durchfiel. War das Stück zu klein, so war der Amechtsbruder straffällig. Dieses Brod erhielt der Woennebrêder, ein armer Tropf.

Das Amecht hatte die Aufsicht über die Felder, über die reifenden Früchte, die der Ernte harrten. Garten-, Feld- und Waldfrevel wurde äußerst streng geahndet. Auch hatte das Amecht die Polizeigewalt über die Amechtsbrüder und verhängte Geldstrafen für alle Vergehen gegen die Sitten; konnte das Mitglied die Geldstrafe nicht erlegen, so wurde er dem Profoß und seinen Knechten überliefert, um sein Vergehen mit einer gewissen Anzahl Pritschen abzubüßen.

Bei den Feuern zu Uselbingen wurden alle Vergehen der Amechtsmitglieder gegen die Amechtsregel und überhaupt aller Feldfrevel bestraft. Vergehen gegen die Amechtsregel waren folgende: 1. So lang das Amecht dauerte (vom „weißen Ostersonntag" bis zu Michaelis), durfte kein Jüngling sich mehr als auf sechs Schritte einem Mädchen nahen; 2. keiner durfte sich betrinken; 3. keiner durfte unnütze Reden führen oder die Mitglieder anders als mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! anreden; 4. keiner Schimpfwörter gegen andere aussprechen; 5. keiner bei einer Versammlung fehlen und 6. keiner sich eines Ungehorsams gegen die Vorgesetzten des Amechts schuldig machen.

Sonntag vor der Kirmes fand eine Art Vorfeier zum Feste statt. Nach der Vesper begab man sich auf die Wiese, was denn auch gewöhnlich die ganze Woche hindurch geschah. Dort wurde einem dazu mit vier Kronen bezahlten Mann als symbolisches Zeichen der Enthauptung der Hut abgeschlagen.

Am eigentlichen Festtage, am Kirmessonntag, welcher zumeist nach der Erntezeit fiel, begab sich das ganze Amecht, womöglich zu Pferd, Musik an der Spitze, auf den ausgewählten Wiesenplatz, nachdem man vorher einen Umzug im Dorf und vielleicht auch in den benachbarten Dörfern gehalten. Auf einem Wagen führte man einen Strohmann um; vorauf saßen der Henker und seine Gehülfen. Die Amechtsbrüder trugen auf dem Hut einen grünen Zweig und eine Schärpe um die Brust. Gewöhnlich waren auch die Pferde geschmückt. Die Kunde von dem „Ausreiten" des Amechts hatte sich im ganzen Lande verbreitet und von Nah und Fern hatten sich Zuschauer eingefunden. Nachdem die sieben Feuer angezündet, zusammengetragen, der Kreis abgemessen, die Pfähle eingerammt und das Seil darum geschlungen war, reitet das Amecht in den Kreis; jeder begibt sich an die ihm angewiesene Stelle. Der Dichtmeister steckte den Kreis ab, indem er zweimal maß, einmal rundum und einmal kreuzwegs, worauf er den Amechtmeister fragte, ob das Herrenkreuz richtig sei und dieser ihm erwiderte, daß zwei Schritte, drei Zoll und zwei Linien fehlten. Der Dichtmeister hieß die Umstehenden zurücktreten und maß zum zweitenmal

auf obige Weise. Man trat wieder vor, und der Dichtmeister fragte wiederum, ob richtig abgemessen sei. Auf die bejahende Antwort des Amechtsmeisters sagt dieser: „Es steht im Winkel, wie der Kuhfuß im Zirkel".

Um den Kreis liefen die sieben Läufer, weiß gekleidet mit roten Gürteln und Schuhen, um die Umstehenden zurückzuhalten.

Die Freimänner gingen um den Kreis und boten den Umstehenden Schnupftabak und Branntwein. Wer annahm, mußte eintreten und war unehrlich; er mußte darauf mit geschwenkter Fahne wieder ehrlich gemacht werden.

Der Amechtsmeister stellt sich in den Kreis und ruft alle näher Beteiligten vor:

Der Hochgerichtsherr.

Amechtsmeister. Was haben Sie hier zu tun?

Der Hochgerichtsherr. Ich spreche das Urteil über den Verbrecher.

Der Woennebröder.

A.-M. Was hast Du hier zu tun?

W. Ich bin hier, um das überflüssige Brod zu essen, und um meinem Herrn Wind zu machen.

Der Thauschüttler.

A.-M. Was hast Du hier zu tun?

Th. Ich bin hier, um meinem Herrn den Thau abzuschütteln, (damit er sich die Füße nicht naß mache, wird zu Steinsel zugefügt).

Der Müller.

A.-M. Was hast Du denn hier zu tun?

M. Ich mahle meinem Herrn die Kleien. (Währenddem läuft er im Kreise herum und streut Kleien.)

Der Birnschmecker.

A.-M. Was hast Du hier zu tun?

B. Ich bin hier, um meinem Herrn kund zu tun die verschiedenen Obstsorten, die da wachsen. Ich schmecke jeden Tag an allen Bäumen die Birnen.

Der Sternseher.

A.-M. Was haben Sie hier zu tun?

St. Ich bin hier, um jeder Zeit zu schauen, ob es Zeit zum Richten sei.

Die drei Freimänner in Amtstracht.

A.-M. Was haben Sie hier zu tun?

Fr. Wir sind hier, um zu richten denjenigen, der verurteilt werden soll.

Der Profoß mit seinen Knechten.

A.-M. Was haben Sie hier zu tun?

Pr. Ich bin zur Bestrafung derjenigen hier, die das Gesetz übertreten.

Der Hanswurst in gestückter Kleidung, einen mit Kleie gefüllten Flegel schwingend.

A.-M. Na, was bist denn Du?

H. Ich bin der Paiaz.

A.-M. Was hast Du denn hier zu tun?

H. Ich bin hier, um zu verbessern, was verdorben ist.

Er läuft im Kreise herum, seinen Dreschflegel schwingend.

Ist dies vorüber, so wird ein Wagen mit 9 Rädern, bespannt mit Ochsen und Kühen (nicht mit Pferden), vor den Stuhl des Hochgerichtsherrn in den Kreis gefahren[1]); auf dem Karren sitzt ein Strohmann, neben ihm Hanswurst und Scharfrichter. Im Kreise war an einigen Orten zum voraus eine Strohhütte errichtet worden, aus deren Mitte sich ein hoher Baum erhob; oben am Baum hing ein Korb mit einer lebendigen Katze. Der Strohmann wird unmöglicher Verbrechen angeklagt, z. B. einen Wagen samt Pferden zum Hühnerloch herausgenommen zu haben. Der Hochgerichtsherr ruft den Stèrekiker und fragt ihn, ob es Zeit zum Richten sei. Dieser nimmt einen alten blechernen Deckel vor die Augen und schaut gen Himmel, sagt aber, er sehe nichts, weil ein altes Weib vor die Sonne ....; zum Richten sei es noch nicht Zeit. Dies wiederholt sich mehrere Male, bis der Hochgerichtsherr, dessen müde, den Sternseher mit den Worten fortjagt: Sternkiker, geh zum Teufel in die Hölle; ich glaub, du siehst nichts. Es findet auch eine Verteidigung des Angeklagten statt. Endlich werden die drei Freimänner gerufen. Da sie vor dem Eingange sind, und die drei Husaren sich weigern, sie einzulassen, so müssen sie mit diesen kämpfen, bis es ihnen gelingt einzudringen. Sind sie im Kreise, so sagt ihnen der Hochgerichtsherr: Na, ihr Untertanen, ihr habt jetzt euere Pflichten zu erfüllen; ihr habt hier den zum Tod Verurteilten hinzurichten. Der Verurteilte wird vom Wagen genommen und die Freimänner schlagen ihm den Kopf auf einem Blocke ab; der Rumpf wird mit der kleinen im Kreise errichteten Strohhütte verbrannt.

Da jetzt die Freimänner unehrlich sind, so kommen die Amechtsvorsteher und mit ihnen die Fahnenträger in die Mitte, um die Freimänner, die auf Befragen erklären, von ihrem Handwerk ablassen zu wollen, wieder ehrlich zu machen. Der Scharfrichter tritt vor und zwischen die beiden Fahnenträger; diese schwenken dann die Landesfarben über seinem Haupte, während die Musik spielt. Seinen beiden Knechten wird die Ehre ebenso wiedergegeben.

[1]) Zuweilen ist es ein 6rädriger Wagen, mit 6 Ochsen bespannt, auch ein Mistwagen, woran eines der Hinterräder fehlt, und den ein Joch Ochsen zieht.

Der Feldscher reitet vor mit zwei Knechten.

A.-M. Was machst Du hier?

F. Ich komme von König und Kaiser,
Von Berlin aus Preisen;
Hier will ich euch meine Potenten weisen.

Er zeigt dem A.-M. ein Stück Papier, das dieser als untauglich zur Erde wirft. Dann zeigt er ein anderes Blatt vor, das ebenfalls verworfen wird. Erst das dritte Blatt wird als gültig vom A.-M. angenommen mit den Worten: „Solche Papiere sind wahrhaft gültig", worauf der Feldscher zu einem Knecht sagt:

Steig herunter vom Pferde,
Nimm die Papiere von der Erde.

Die 7 Läufer, leicht gekleidet, mit engen Beinkleidern.

A.-M. Was haben Sie denn hier zu tun?

L. Wir sind hier, um den Kreis zu beschützen.

Der Scherenschleifer.

A.-M. Nun, mein Freundchen, was haben Sie hier zu tun?

Sch. Ich bin hier, zu rasiren denjenigen, der hingerichtet werden soll.

Er singt einige Strophen, die ich ihres zotenhaften Inhaltes wegen hier übergehen muß; nach jeder Strophe wirft er das Messer rückwärts über die Schulter und der Hanswurst muß es wiederbringen.

Die drei Husaren mit Waffen und Uniform.

A.-M. Wo kommt Ihr her?

H. Wir kommen aus Böhmen, Sachsen und verschiedenen Weltteilen.

A.-M. Was habt Ihr hier zu tun?

H. Wir sind hier, die Ordnung zu halten.

Die Husaren reiten vor den Kreis und bewahren den Eingang.

Der Amechtsbote.

A.-M. Was hast Du hier zu tun?

A. Ich trage die Botschaft in der ganzen Gesellschaft herum.

Die beiden Fahnenträger.

A.-M. Was habt Ihr denn hier zu tun?

F. Wir sind hier mit den Landesfarben und geben die Ehre demjenigen zurück, dem sie genommen war.

Die beiden Wildschützen.

A.-M. Was habt Ihr hier zu tun?

W. Wir sind hier, um der Herrlichkeit Wild zu erlegen.

War das Spiel beendigt, so belustigte man sich bei Tanz und Wein in Zucht und Ehren bis zum Abend. Der Tanz wurde an manchen Orten Amechtstanz genannt. Das Geld, welches nach Bestreitung der Kosten übrig blieb, fiel den Amechtsbrüdern insgesamt zu; man kaufte dafür Wein. So hatte man in Uselbingen das letztemal ein ganzes Fuder Rotwein gekauft, womit die Mitglieder sich belustigten.



Zeitschriftenschau

von dem Herausgeber.*)

1902.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 12. Jahrgang, Heft 1. Anton E. Schönbach, Zeugnisse zur deutschen Volkskunde des Mittelalters: Sehr wertvolle Mitteilungen aus dem 1439 entstandenen Traktate de decem praeceptis des Thomas Ebendorfer aus Haselbach in Niederösterreich. Unter den Sünden gegen das erste Gebot werden u. a. genannt: das Anrufen des Mondes nach Neumond oder der Sonne bei Sonnenfinsternissen, das Hinsetzen von Speisen oder Getränken für Perchta oder Frau Habundia in der Epiphaniasnacht, das Aufhängen von Kleidern an den Bilwitzbaum, der Mißbrauch des Vaterunsers, das Daumenhalten, das Tragen von Schwertbriefen und Amuleten aller Art, Liebeszauber und -orakel, Glauben an Anzeigen und Vorzeichen, Wahrsagen. Von Segen gegen Krankheiten werden angeführt zwei gegen Zahnweh (wie Christus den weißen, schwarzen und roten Wurm fand und sie tötete, und wie er Petrus befiehlt Wasser in den Mund zu nehmen), der Blutsegen in qua dicitur, quod vulnera Christi non sunt passa tumores nec livores und einer contra opilationem („Ungenannt was der schoenist man so in dy welt ye gewan", vgl. S. 225 f.). Gewarnt wird endlich davor, mit Berufung auf Chrysostomus, Teile der Evangelien am Hals zu tragen.

Julius von Negelin, Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult; II. Fortsetzung einer im 11. Jahrgang begonnenen Abhandlung, die das Pferd

*) Unsere Zeitschriftenschau ist zunächst ein Versuch, einen Überblick über die volkskundliche Zeitschriften-Litteratur zu geben; vollständig wird sie vorläufig noch nicht sein, aber immerhin so umfassend, daß sie die Orientierung auf diesem weiten Gebiete wesentlich erleichtern und für die wissenschaftliche Arbeit ein Hilfsmittel sein wird. Sie mag eine Brücke schlagen zwischen Volkskunde, Ethnologie und den philologischen Einzelwissenschaften; auch Religions- und Rechtswissenschaft, Geschichte, Philosophie sollen, soweit sie sich mit volkskundlichen Stoffen beschäftigen, Berücksichtigung finden. Im nächsten Jahrgang hoffen wir auch die Bücherschau so auszugestalten zu können, daß sie aller wertvolleren Erscheinungen des Jahres gedenkt. Hier wie bei der Zeitschriftenschau sind wir allerdings wesentlich auf die Unterstützung angewiesen, die uns Autoren und Verleger durch Übersendung der einschlägigen Litteratur gewähren. Den Schluß der Zeitschriftenschau für 1902 wird der nächste Band bringen, wobei auch oben noch fehlende Zeitschriften und Zeitschriftengruppen, wie die altphilologischen und historischen, berücksichtigt werden sollen.

als Seelenträger betrachtet. Behandelt die Anschauung, daß das Pferd der Seele des bereits Verschiedenen nachträglich habhaft werden könne. Die enge Zusammengehörigkeit von Reiter und Roß überdauert den Tod. Enge Beziehungen zu den Pferden haben die Hausgeister: Mahrenritt. Besondere Rolle des Roßhauptes im Aberglauben, das als Spielinstrument benutzt wird. Verwandlung von Hexen in Rosse; aus psychopathischen und mythischen Elementen zu erklären (Alpdrücken, Traumreisen, Wotan und die Walkyrien).

Elisabeth Lemke, Die Eibe in der Volkskunde. I. Namen der E. II. Abgeleitete Ortsnamen. III. Abgeleitete Personennamen. IV. Die Verwertung des Holzes (hauptsächlich nach Conwentz).

Arthur Kopp, Alter Kernsprüchlein und Volksreime für liebende Herzen ein Dutzend: Behandelt 12 Liebesreime, deren Verbreitung seit dem 16. Jhdt. nachgegangen wird, wie z. B. „Disteln und Dornen stechen sehr, die falschen Zungen noch viel mehr". Eine sehr beachtenswerte Sammlung für den, der Wesen und Wachsen des Volksliedes begreifen will.

Johannes Bolte, Italienische Volkslieder aus der Sammlung Hermann Kestners: Von den Volksliedern, die Lotte Kestners Sohn in den 30er Jahren des vorigen Jhdts. in Italien sammelte, werden im Urtext und in der Kestner'schen Übersetzung mitgeteilt: 1. Liebesprobe (der aus der Fremde heimkehrende Liebste). 2. Die Versuchung (der Gatte verlangt unter fremder Maske Einlaß). 3. Die schöne Cäcilia (C. opfert vergebens dem Hauptmann ihre Ehre, um den Gatten vom Tode zu befreien). Dazu zahlreiche wertvolle Litteraturnachweise.

Rudolf Reichhardt, Sagen aus Nordthüringen: Fortsetzung früherer Mitteilungen. IV. Sagen von Steppchen (vgl. J. Grimm d. Myth.[4] S. 855 f.). V. Wasser- und Müllersagen (darunter solche von Pumput dem Müllerdämon). VI. Allerlei Spuk.

Max Bartels, Märkische Spinnstubenerinnerungen und Bauernleben in Ützdorf, Kr. Niederbarnim 1847 ff. Spinnstubenlieder.

Max Höfler, St. Nikolaus-Gebäck in Deutschland.

Bernhard Kahle, Über Steinhaufen insbesondere auf Island: Steinhaufen in Island und Norwegen als Wegemarken errichtet (vardha); die Steinmandl'n der Alpen und pyramidenförmige Wegsignale in Asien werden damit verglichen. Auch der über einem Grabe errichtete Steinhaufen (altwestnord. vardha und vardhi) zur Orientierung benutzt. Der Brauch des Steinwurfes vielleicht von den Gräbern auf die Wegezeichen übertragen. Auch Dämonen werden durch Steinwurf verehrt (die mongolischen Obos).

Kleine Mitteilungen: Jakob Grimm über Volkskunde. — J. Bolte, Zum deutschen Volksliede: 1. Susanna, wilt du mit. 2. Das Mädchen und die Hasel (ein 1609 von Benedikt von Watt gedichtetes Meisterlied). 3. Ein Leed van einer Fischerinne. 4. Das Wirtshaus am Rhein (bei Erk-Böhme N. 858 erwähnt). 5. Die Melodie des Schäfflertanzes (vgl. auch H. 2, 215 A. 1). — Else Roediger, Segen aus Rollsdorf. — R. Haupt, eine Zauberfigur aus Mecklenburg. — R. Mielke, Volksaltertümer aus dem Schwarzwalde (Ein alter Bandwebestuhl. Bemalte Schüssel). — G. Zeller, Maibaumsetzen am Abersee (Salzburg). — Th. Zachariä, Durchkriechen als Mittel zur Erleichterung der Geburt. — A. Gebhardt, Zum Namen „höfdhaletur" (= litterae capitales).

Heft 2. R. Steig, Jakob Grimms Plan zu einem altdeutschen Sammler: Mitteilung einer 1811 an Brentano zur Begutachtung geschickten Aufforderung J. Grimms zur Sammlung aller mündlichen Volksüberlieferungen, die in dem „altdeutschen Sammler“ veröffentlicht werden sollten.

Bagrat Chalatianz, Die armenische Heldensage. I. Einleitendes (Heimat, Erzähler, Technik, Einfluß fremder Sagenkreise). II. Inhalt der einzelnen Sagenkreise. 1. Sanasar und Aslimelik. 2. Der ältere Mher. 3. David.

Karl Dieterich, Die Volksdichtung der Balkanländer in ihren gemeinsamen Elementen: 1. Die Stoffe. Vier Sagenkreise: vom toten Bruder (verwandt mit der Lenorensage), vom Bau der Artabrücke (Einmauerung eines Menschen zum Gelingen eines Baus), von Digenis Akritas (Marko Kraljewitsch bei den Slaven), von Hero und Leander.

R. F. Arnold, Die Natur verrät heimliche Liebe: Typische Form des südosteuropäischen Volksliedes für dieses Thema. Ketten, wie: der Mond sagt's dem Meer, das Wasser dem Ruder, das Ruder dem Schiffer, der Schiffer macht ein Lied und so hören's die Leute. 10 Texte werden in Übers. mitgeteilt und ihr Verhältnis untersucht.

J. Bolte, Ital. Volksl. aus der Samml. H. Kestners (Fortsetzung): 4. Vermählung des Grashüpfers und der Ameise. Hinweis auf die Tierhochzeiten. 5. Und wenn der Himmel wär Papier (Ergänzung von R. Köhlers Sammlung hierüber).

Josef Bacher, Von dem deutschen Grenzposten Lusérn im wälschen Südtirol. (Forts.): 5. Vorkommnisse im täglichen Leben. (Redensarten und Aberglauben. Vampyrglaube).

M. Bartels, Märk. Spinnstubenerinner. (Forts.): Weitere Lieder. Regeln f. Spinnen. Beschreibung der Spinnräder und eines „Wockenplaasters“.

E. Lemcke, Die Eibe in der Volksk. (Forts.): V. Heilkunde. VI. Allerlei (die E. im Brauch und Glauben des Volkes).

M. Höfler, St. Nikol.-Gebäck in Deutschl. (Forts.): Aus der Zusammenstellung der Nikolaus-Gebildbrote ergiebt sich, daß sich in denselben Reste des altgermanischen Kultbrauchs bis auf unsere Tage erhalten haben.

B. Kahle, Über Steinhaufen insbes. auf Island. (Forts.): Weitere Belege abergläubischer Ausübung des Steinwurfes. Die isländischen vordhur. Belege dafür, daß dem Steinwurf im deutschen Volksaberglauben der Gedanke des Opfers zu Grunde liegt.

Kleine Mitteilungen: Ida Hahn, Eierlesete im schweizerischen Rheintal (Rüti, Kanton St. Gallen). — G. Zeller, Die Klebern: Ein der Harzer und Braunschweiger Hillebille ähnliches Lärminstrument, das bei den Salzburger Gebirgsbauern nachgewiesen wird. — J. Bolte, Zum deutschen Volksliede (Forts.): 6. Der heimkehrende Soldat (dänische Fassung aus Grundtvigs Nachlaß). 7. Vom andern Land („Wir fahren in ein ander Land“). 8. Tanzlied aus Göttingen (aus Olla Potrida 1789). — M. Elizabeth Marriage, Bona dies, Bock (Scherzgespräch, der Schneider und sein Kunde). — John Meier, Zu den beiden Volksliedern aus dem Geiseltal (XI. 459). — J. Bolte, Eine Predigtparodie. — Auf Winternitz' Untersuchungen über die Flutsagen und Langes Forschungen über Japanische Frauennamen weist M. Rödiger hin.

Zeitschrift f. österreichische Volkskunde. VIII. Jhrg. I.—II. Heft. Max Höfler, Das Linzer Flössel (ein Gebildbrot): Das in Linz übliche Gebäck, das die

Gestalt einer Haarflechte mit der eines Flosses vereinigt, als altes Schiffbruchsopfer erklärt.

Katharine Haberlandt, Beiträge über Wohnort und Tracht im Montavontal in Vorarlberg.

Fr. Edmund Ruzersdorfer, Sagen aus Klaffer und Umgebung in Oberösterreich: Entstehung des Plöckensteiner Sees; die Fische im Plöckensteiner See; Tiefe des Plöckensteiner Sees; Zauberbann; Zauberschmiere; Teufelstritte; Zauberverwandlung; der Teufel in der Kirche; der Versehgang zum Schwarzkünstler.

Stefan Weigel, Haus- und Dorfanlagen im Kuhländchen.

J. Polek, Aus dem Volksleben der Zipser in der Bukowina: Geburt und Taufe. Verlobung und Hochzeit. (Am Hochzeitsmorgen vor dem Kirchgang eine Art Trauung im Hause der Braut; dreitägige Hochzeitsfeier.) Tod und Begräbnis (Vorzeichen, Totenbretter, Geld mitgegeben).

Ivan Merhar, Aus der Werkstätte der sagenschaffenden Volksphantasie: Eine Sage von der Entstehung des Capic-Sees im nordöstlichen Istrien.

Ludwig Mlynek, Góra Marcina (der Martinsberg); Sagen vom Martinsberg bei Tarnow in Galizien, mit höchst bedenklichen Etymologieen.

Kleine Mitteilungen: H. Ankert, Bienenzucht und Bienenzauber im nördlichen Teile Böhmens. — Vid Vuletic-Vukasovic, Die Moresca von Curzola: (Beschreibung eines jährlich am 15. Nov. in C. aufgeführten Ritterspiels. Text in ital. Übers. mitgeteilt.) — Demeter Dan, Volksglauben der Rumänen in der Bukowina (Schluß).

III. — IV. Heft. A. Dachler, Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayrischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern: Sucht, ausgehend von dem in früheren Ausführungen nachgewiesenen in dem nördlichen Teile von Niederösterreich und bei den Heanzen herrschenden fränkischen Haustypus durch Aufzählung einer Reihe der gangbarsten Wörter in altbayerischer, manhartsbergischer, südostböhmischer und südmährischer, heanzischer, oberpfälzischer, egerländischer, nürnbergischer und allgemeinfränkischer Mundart den Nachweis zu führen, daß die bezeichneten österreichischen Dialekte sprachlich dem fränkischen näher stehen als dem bayrischen und daß diese Gebiete ursprünglich von Franken besiedelt worden seien.

Arthur Petak, Die Fischerhütten in der österreichischen Laguna: Beschreibt die an urzeitliche Zustände erinnernden Wohnungen und die Lebensweise der im Küstenland der westlichen Hälfte der Grafschaft Görz-Gradisca wohnenden Fischerbevölkerung.

Maryan Udziela, Ein Beitrag zur Volkstierheilkunde in Bosnien.

Raimund Fr. Kaindl, Beiträge zur Volkskunde des Ostkarpathengebietes (Forts.), XV. Volksüberlieferungen aus Panka (Vom Schatzgraben und dem Grunde der Feindschaft zwischen Hunden, Katzen und Mäusen; letztere Erzählung ähnlich bei uns im 16. Jhdt., z. B. bei Hans Sachs). XVI. Hexenprozesse in der Bukowina (Volksjustiz gegen Wetter machende Frauen in den letzten 120 Jahren). XVII. Zauberbräuche aus Werenczanka. (An Weihnachten und Ostern sich anschließend.) XVIII. Sagen über Tataren und Türken. XIX. Schatzsagen. XX. Luisenthal. (Entstehung dieser deutschen Ansiedelung in der Bukowina.) XXI. Erntegebrauch in Witelówka. XXII. Hausbaugebräuche in Czernowitz. (Heiligenbild unter den Grundstein gelegt, am

Samstag, denn am Montag darf keine große Arbeit begonnen werden.) XXIII. Weihnachtskrippenspiel in Kaliczanka. XXIV. Das Kirchweihfest in Lukawetz. (Fest des Schutzpatrons.)

Kleine Mitteilungen: Josef Blau, Der Gemeindeschmied in den deutschen Orten der ehemaligen Rautherherrschaft. — F. Rutsch, Kirchweihtänze im Orte Kohlheim (Böhmerwald).

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 6. Jahrg. Heft 1. Joseph Volmar, Us et coutumes d'Estavayer: E., am Neuenburgersee, zeichnet sich durch die Altertümlichkeit seiner Sitten aus. I. Fêtes religienses. 1. Fêtes de Pâques: Am Ostersamstag mitternächtlicher Fackelzug mit kirchlichen Gesängen; auf Ostern gefärbte Eier für die Kinder, die sie aneinander stoßen. Bei der Prozession am Palmsonntag kletterten früher die Sänger auf den Kirchturm, um den Engelsgesang nachzuahmen. 2. Fête-Dieu: Fronleichnamsprozession. 3. Le Rosaire: Prozession der kleinen Mädchen am Rosenkranzfest. 4. La Sainte-Catherine: Die Heilige der Mädchen, sehr beliebt im Kanton Freiburg; an ihrem Feste (25. Nov.) ein Lied gesungen, dessen Text und Melodie mitgeteilt werden. Ampelartige, aus Rüben angefertigte Behälter am Katharinentage mit Erde gefüllt, mit Getreidekörnern, Erbsen oder Bohnen besäet und an der Decke des Wohnzimmers aufgehängt. Das Gedeihen der Saat bedeutet Glück. 5. La Saint-Nicolas: Ein noch vor 30 Jahren von 12 — 15 jährigen Knaben am 5. Dez. vor den Häusern gesungenes Nikolauslied mitgeteilt. Jetzt nur noch Fest der Kleinsten; ähnlich wie in Deutschland. Der Nikolaus trägt eine Bischofsmütze. Die Kinder setzen vorm Schlafengehen ans Fenster ein Glas Wein mit einem Stück Brot für den Diener des hl. Nikolaus und Heu und Salz für seinen Esel. 6. La Saint-Sébastien: Mitteilungen über die 1582 gestiftete und 1857 erneuerte Sebastiansbrüderschaft und ihre Festfeier.

M. Höfler, St. Martini-Gebäck: Auf den Martinstag (Schluß der Weidezeit) sind manche Gebräuche des alten auf den Michaelstag fallenden Neujahrs verschoben. Die an diesem Tage üblichen Speisen und Gebäcke Reste des früheren Opfer-Kult-Mahles. So ist das Martinshörnchen die Ablösung des Opfers des gehörnten Schlachttiers durch ein das Opfer vorstellendes Teiggebäck.

A. Zindel-Kressig, Volkstümliches aus Sargans. Dämonische Wesen: Das „Gräággi", der „Schrättlig" und die „Hüllä-Muätter". Volksspeisen: Tatsch, Ribel, d'Fluttä, Strizzli, Türkenmus, Türkenbrot. Getränke: Most. Mahlzeiten: Zeit und Art. Trachten: Keine Volkstracht. Sitten und Gebräuche: Taufe, Erziehung, Firmung, erste Kommunion, Totenwache, Begräbnis.

Miszellen: V. Pellandini, Alcuni esempi di medicina popolare Ticinese. Ders. Credenze popolari nel Cantone Ticino. — A. Küchler, Panner-Musterungsaufzug (am 8. Juli 1776 zu Sarnen). — Marie Pometta, Toten-Brauch und -Glaube im Maggiatal. (Stirbt ein Gemeindemitglied, so hinterläßt es jeder Familie seines Heimatdorfes einige Kilo Salz; Land, Ställe und Wohnungen den Toten vermacht; die Seelen der Verstorbenen in dem großen Schlot; Kinder unter 7 Jahren werden nicht betrauert). — G. Jenny, Aderlaßregeln (aus dem 17. Jhdt.). — S. Gfeller, Blütenlese aus einem alten handschriftl. Arzneibuche.

Heft 2. G. Fient, Hemd und Hosa. Kulturskizze in Prättigauer Mundart.

J. Volmar, Us et coutumes d'Estavayer (Suite et fin). II. Fêtes profanes. 1. Le dimanche des Brandons: Am ersten Sonntag der Fastenzeit (Invocavit) wurden bis vor Kurzem Reisighaufen von der Jugend angezündet. Bis 1850 begann an diesem Tag la danse du rond; der Tanz wurde von Hoch und Niedrig, Alt und Jung auf einem öffentlichen Platz, den eine große Linde ziert, mit Gesang von Tanzliedern, deren Gegenstand die Liebe war, abends von 8—10 Uhr ausgeführt, zum ersten Mal an jenem Sonntag, dann auf Ostern und den Sommer hindurch jeden Sonntag bis zur Kirchweihe im September. Das Gebäck des dimanche des brandons gleicht unseren Krapfen. Früher fand an dem Tage auch eine Art Schifferstechen auf dem See statt. 2. Fêtes de mai: Il y a une quinzaine d'années, de vraies troupes de „sauvages" et de „maïentses" arrivaient encore de la campagne à la ville, le matin du premier mai, pour chanter de porte en porte le réveil du printemps. Ein älteres Mailied (Heischelied) mitgeteilt. Die Knaben (sauvages) tragen Schellen. Die Hauptpersonen sind Maikönig und -königin (maïentso und maïentsetta). Am ersten Sonntag des Mais werden weiße oder gelbe Blumenkronen, in deren Mitte sich eine Flasche befindet, an den Giebeln der Häuser und den Turmspitzen aufgehängt, die die Knaben mit Leitern zu erlangen suchen. Mädchen und Knaben verspotten sich, erstere indem sie gelbe Blumen (caltha palustris) nach den Knaben, letztere indem sie weiße Blüten (Vogelkirsche) nach den Mädchen werfen. Der letzte Sonntag des Mais wurde noch am Anfang des 19. Jhdts. durch einen besonderen Brauch ausgezeichnet („benosi"; Armbrustschießen; der Beutel mit dem die Gaben heischenden Burschen umherzogen in dem Schnabel eines Sperbers). 3. La Bénichon: Kirchweihe am zweiten Sonntag des Septembers; rein weltliches Fest. Kuchen und Gebäcke aller Art. Das Fest dauert drei Tage und drei Nächte. Getanzt wurde früher auf einem Rasenplatz, jetzt auf Tanzböden im Freien. Am Sonntag Umzug der Kirchweihburschen; den städtischen Würdeträgern wird ein Ständchen gebracht; um 4 Uhr eröffnen die Kirchweihburschen den Tanz, jeder mit einem dazu bestimmten Mädchen; erst dann folgt das allgemeine Tanzvergnügen. Am Montag wird der Tanz der Mädchen und der der Burschen getanzt, wozu früher ein Teil oft in Verkleidung erschien. Am letzten Abend wird das Fest begraben unter dem Gesang: Buvons, rions, chantons! Adieu la Bénichon. Die Wiederholung des Tanzes nach 14 Tagen (Récrotzon = Nachkirchweih) jetzt verboten.

S. Meyer, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt (dritte Serie). Bekanntschaft, Kiltgang, Verlobung, Nachtbubenstreiche: Gekiltet wird häufig in allen Ehren mit Erlaubnis der Eltern. Eine besondere Rolle bei Hochzeiten spielt das Schenken von Taschentüchern. Auch ältere Hochzeitsgebräuche werden geschildert.

A. Sprenger, Einige Sagen aus dem St. Galler Oberlande. Aus mündlicher Überlieferung: „Die Jungfrau im Schilztobel" (Verzaubert, Erlösung) und einige Sagen von „wilden Leuten".

J. Häberlin-Schaltegger, Aus dem thurgauischen Volksleben: Nahrungsverhältnisse, Volkstrachten, Sitten, Gebräuche und Feste. St. Niklaus; noch kein Christbaum; kurz vor dem Chlaustag erscheint eine Art „Knecht

Ruprecht", um nach dem Betragen der Kinder zu fragen. Silvester; der zuerst Aufstehende der „Stubefuchs", der Letzte der „Silvester". Neujahr. Dreikönigstag. Lostage. Fastnachtssonntag. Aprilscherze. Karwoche. Ostern (Eierstoßen, aber kein Osterhase). Himmelfahrt (Eierlesen). Kirchweih. Märkte. Volksbelustigungen; auf Laetare (Liechtlisunntig) von den Jungen kleine tannene Schiffchen mit brennenden Kerzchen den Dorfbach hinuntergelassen. Hausbau. Bei der Feier der Aufrichtung ein Tannenbäumchen mit Nastüchern aufgesteckt, die die Zimmerleute erhalten. Vermischte Sitten, Gewohnheiten, Aberglauben und dgl.: Würgen am Geburtstag, Liechtstubete (Spinnstuben); bei der Ernte drei Halme stehen gelassen. Kinder- und Scherzreime. Pfänderspiele. Ortsneckereien.

Miszellen: E. Peschier, Zur Polyphemsage. — S. Gfeller, das „Eiern" im Emmental. (Eierheischen für einen erlegten Habicht.) — K. F. Kuhreihen. — A. Fluri, Bericht über eine seltsame Naturerscheinung (St. Elmsfeuer 1538). — Das Berner „Mattenenglisch". — Nachträgliche Bemerkungen (Würgen, Kleffeli, barlott).

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.

Heft IX. Nr. 1. Vogt, Deutsche Monatsnamen in Schlesien. Umfrage.

W. Walter, Ein Besuch vor 40 Jahren in einem Gute des Goldberg-Haynauer Kreises. III. Ein Wochentag: Arbeitsbeginn, Frühstück, Leichenansage, Mittagessen, Abendbrot, Spinnen.

Stäsche, Schlesische Sagen. I. Drei Erzählungen aus Klein-Ellguth, Kreis Oels, im Dialekt des Dorfes. II. Hochd., von einer Grafenfamilie, aus der Leobschützer Gegend.

Stäsche, Der Nickel in Oberschlesien: am 6. Dez. mit Bischofskappe und langem Bart. Sitzt 6 Wochen im Schornstein.

Bruno Bauch, Bemerkungen über einige Tiere im Glauben des Volkes. A. Regeln für die Behandlung und den Gebrauch der Haustiere: Beim Eintritt in einen fremden Stall wünscht man „Viel Glück!" Am Weihnachtsabend erhält das Vieh Brot. B. Deutungen einiger Erscheinungen aus dem Tierreich überhaupt. 1. Das Pferd besitzt ein „Vergrößerungsauge". 2. Heulen des Kettenhundes als schlimme Vorbedeutung. 3. Kauz als Todesvorbote. 4. Feuerkröte. 5. Feuerhase. 6. Katze über den Weg laufend bedeutet Unglück. 7. Alte Jungfern und Mäuse. 8. Fledermäuse. 9. Schwalbennester.

Wahner, Noch eine Variante des Marlborough-Liedes.

Meier, Liebeslied aus Heidau, Kreis Neisse (Scheidelied).

Nr. 2. O. Scholz, Die Pfingstscheune: Ein Fest der Burschen am 2. Pfingstfeiertag mit Umzug (Großkönig, Kleinkönig u. s. w. und Rauhvies) und Tanz.

O. Scholz, Lohnverhältnis von 1850.

O. Scholz, Drei schlesische Volkslieder: „Es waren zwei Königskinder". „O Breslau, du wunderschöne Stadt" (Soldatenlied), Erntefestlied.

Kühnau, Wasserdämonen: Darin der Aberglaube erwähnt, daß man die Leiche eines Ertrunkenen finde, wenn man ein Brot mit einem Licht aufs Wasser setze und es der Strömung überlasse. (Ähnlich bei Mark

Twain, Abenteuer und Fahrten des Huckleberry Finn, Stuttgart, Lutz, 1892 S. 53 f. Mitt. S. 58).

Wahner, Sagen aus dem Grottkauer Oberkreise: Vom Aufhucken, vom Alp, der Feistergeist, Feuermänner, Fenichsmännchen, Hexen, Otterkönig, vom Sterben.

A. Bartsch, Sagen aus Oberschlesien: Die Mora, die armen Seelen, die Schlange, Subella.

Waldemar Walter, Ein Besuch vor 40 Jahren bei den Großeltern in einem Freibauergute des Deichsatales. IV. Ein Sonntag.

Monatsnamen und Zeitbestimmungen in Schlesien: Antworten auf die Umfrage in Nr. 1 von Hauptmann Cogho in Warmbrunn, Dr. Wahner in Gleiwitz und Dr. Pautsch in Breslau.

Nr. 3. Franz Skutsch, Sternglauben und Sterndeutung in Altertum und Neuzeit: Zur Erläuterung einiger schlesischer Hefte astrologischen Inhalts wird ein sehr lehrreicher Überblick über den astrologischen Aberglauben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart gegeben, der auch auf die wieder wachsende Zahl seiner Anhänger in den höheren Gesellschaftsschichten hinweist.

Wahner, Zum Mickespiel: ein sehr beliebtes schlesisches Knabenspiel.

O. Scholz, Der jüngste Tag: poetische Schilderung aus Herzogswaldau („Vom Himmel fallen die Sternelein", vgl. Erk-Böhme Nr. 1278).

Nr. 4. Kühnau, Die Feuermänner: Verfehlungen bestimmter Art werden damit bestraft, daß der Betreffende als Feuermann umgehen muß, bis er durch Dienste, die er den Menschen leistet und für die er ein „bezahls Gott" empfängt, erlöst wird.

August Görlich, Volkslieder aus Ziegenhals: Bruchstück eines Lügenmärchens, Wiegenlied, Kinderlieder, Scherzaufgaben und Rätsel, Spottreime auf Namen.

P. Grosser, Gründonnerstaggebräuche in Gallenau, Kreis Frankenstein: Die „Klapperjungen" sammeln Gaben ein, die aus gefärbten und rohen Eiern, „Bägeln" (ringförmiges Gebäck) und Geld bestehen. Am ersten oder zweiten Osterfeiertage beschenken die Paten die Kinder mit dem „Grindornschtich" (Gebäck und Zuckerwerk).

Helene und Anna von Rudzinski, Der „Gesellschaftsball" aim Duhrf; in oberschlesischer Mundart.

Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde. II. Bd.

9. Heft: Ernst John, Aus einer alten Dorfkirche (Schluß).

Alwin Bergmann, Beiträge zur Geschichte der Christmetten in Sachsen: Auszug aus den Berichten der unter dem Leipziger Konsistorium stehenden Superintenduren über die Abhaltung der Christmetten aus den Jahren 1810—1811.

G. Planitz, Die Gemeindeordnung von Lauterhofen und die Brau- und Schankordnung von Obercrinitz (1536).

G. Planitz, Zwei Nägel für Spitzbuben: Ermittelung des Diebes dadurch, daß man in Teufels Namen den betreffenden Nagel in seine Fußspur steckt; er bekommt dann böse Füße.

Paul Benndorf, Haus- und Schutzbrief.

Emil Reinhold, Der Hexenprozeß gegen die Witwe Magdalena, Alber und ihre Verwandten in Leisnig im Jahre 1615.

E. Teichmann, Antwort (über Postsäulen).

10. Heft. G. von Rosenberg u. J. G. Michael, Eigenartige Tore in Ortschaften nördlich der sächsischen Schweiz.

A. Bergmann, Beiträge zur Geschichte der Christmetten (Schluß): Zeitungsartikel aus dem Jahre 1815 über die Fortdauer der Christmetten im Erzgebirg und Voigtland. Berichte der Superintendenten über die Art der Feier. 1815 erneuter königlicher Erlaß gegen jede ungeziemliche Feier der Christmette.

W. C. Pfau, Rochlitzer Einzelheiten aus der Volkskunde: Das Maiensetzen, Verstoß gegen die Siegelordnung, Ausschreitungen im geselligen Leben, Verstöße gegen die Kleiderordnung, die Schandhaube für unzüchtige Dirnen, der Marktwisch (Mitteilungen aus alten Gemeinderechnungen).

Beschorner, Zur Frage nach den sächsischen Meilensäulen.

F. Tetzner, Werdauer Altertümer. 4. Das Pröpeln, Hexen, Zaubern, Versprechen.

Korrespondenzblatt des Vereins f. siebenbürgische Landeskunde. XXV. Jahrg.

Nr. 1. H. Siegmund, Die Volkskunde als Wissenschaft: gegen Hoffmann-Krayer.

Ss. Siebenbürgisch-sächsische Verwandtschaftsnamen: im Anschluß an Schoofs Abhandlung über die deutschen Verwandtschaftsnamen; Ergänzungen und Berichtigungen.

Kleine Mitteilungen: Datierbare Redensarten.

Nr. 2—3. Zweiter Bericht über den Fortschritt der Vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuch.

Zum Wörterbuch. I. Aus der Kinderwelt. 1. Unwillige Antworten auf zudringliche Fragen. 2. Woher kommen die Kinder?

Kleine Mitteilungen: 1. Datierbare Redensarten. 2. Gerhard von Siebenbürgen. 3. Redensarten. 4. Zum Rößchentanz.

Nr. 4. Plan für die Neuaufnahme agrarhistorischer Forschungen auf dem Gebiete sächsischer Kolonisation in Siebenbürgen.

Nr. 5. Zum Wörterbuch. 3. Wie man den Kindern droht und wie man sie schilt.

Zu den siebenbürgisch-sächsischen Verwandtschaftsnamen.

Kleine Mitteilungen: Splitter zur Volkskunde. a) Zum Wörterbuch. b) Anekdoten.

Nr. 6—7. Zur Einwanderung im 18. Jahrhundert.

M. Binder, Aus den Matrikeln und anderen Büchern der ev. Kirchengemeinde A. B. zu Katzendorf.

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde. 6. Jahrg.

Nr. 1. A. John, Die Glocke im Volksglauben des Egerlandes: Wetterläuten, Irrglocke, Bierglocke, Inschriften.

Georg Schmidt, Zur Geschichte des Bauernhofes Nr. 14 in Voitersreuth.

Franz Wilhelm, Alte Kreuzsteine im Egerlande.

Nr. 2. Michael Müller und seine Egerländer Sammlungen.

A. John, Die Glocke im Volksglauben des Egerlandes (Schluß): Verzeichnis der Glockeninschriften, Glockensagen und Aberglaube.

G. Schmidt, Zur Geschichte des Bauernhofes Nr. 14 in B. (Forts.)

Nr. 3. u. 4. Alois John, Begründer und Obmann des Vereins für Egerländer Volkskunde in Eger.

A. John, Saat und Ernte im Egerland.

Derselbe. Aus Alteger: Mitteilungen aus dem städt. Archiv aus dem 15. u. 16. Jahrhundert. Klopfengehn zu Weihnachten und Gollengehn zu Neujahr. Johannisfeuer. Rockenstube.

Ders. Die Glocke im Volksgl. d. E. (Nachträge.) Weitere Inschriften.

Das deutsche Volkslied. Herausg. vom deutschen Volksgesangverein in Wien. 4. Jahrg.

1. Heft: Karl Liebleitner, Über Dialektdichtung u. d. Dialektdichter Thomas Koschat II (Schluß): scharfe Verurteilung der K.schen Dialektdichtung.

Entlaubet ist der Walde. Satz von Heinrich Rietsch. Weise und Wort aus den Gassenhawerlin 1535.

P. Rosegger und das Volkslied: Betrachtungen Roseggers über Volks- und Kunstlied aus seinem „Heimgarten“ nebst Anmerkungen Pommers.

K. Kronfuß, Neue Funde aus Niederösterreich: Jodler.

2. Heft: F. W. Frh. v. Ditfurth, Poesie alten deutschen, noch jetzt fortbestehenden Volksglaubens, besonders in Bezug auf Brauch und Sitte. 8. Forts.: Schutz gegen Diebe.

Auch ein Flanderer. Vierst. Satz von Pommer (vergl. A. Bender, Oberschefflenzer Volkslieder Nr. 23).

Str. A Lüfterl a kalts. Volkslied aus Miesenbach.

F. J. Ramisch, Die Pflege des Volksliedes in Schule und Kindergarten.

W. Madjera, Die himmlischen Freuden: aus Schlesien (vergl. Erk-Böhme N. 1765).

J. Kränzl, Nachtwächterruf aus Ried.

3. Heft: Augusta Bender, Sammelt und pflegt das Volkslied.

H. Wagner, Das tote Deandl (aus Deutsch-Altenburg aufgezeichnet).

Heinrich Rietsch, Wilhelmus von Nassouwe: für Klavier, taktisch eingeteilt.

Richard Kralik, Die Entstehung der deutschen Volkspoesie. (Aus der „Deutschen Arbeit“ entnommen.)

Fieg, Grabgesang aus Tragöß, Steiermark: Text und Melodie („Alle Menschen müssen sterben“).

C. K. Blümml, Zu dem Liede „Da Veichtl“: Litteraturangaben dazu. („Unsa Knecht da Veichtl will er a Reida wern“).

Öhler, Wachauer Schifferlied („Das Schifflein schwingt sich dani von Land, ade!“).

K. Kronfuß, Hiaz ham ma koan Heu (Schnadahüpfel).

J. Stibitz, Buhlerliedla. (Schnaderhüpfel aus der Iglauer deutschen Sprachinsel.)

R. Zoder, Jodler.

4. Heft: F. W. v. Ditfurth, Poesie alten deutschen Volksglaubens u. s. w. 9. Forts.: Gegen Angriff von allen möglichen Feinden (Schutzbriefe, Besprechungen).

H. Wagner, Die Nonne: Text und Melodie aus Orth („Einst stand ich auf hohem Felsen“ s. Erk-Böhme Nr. 89 u. 90).

A. Reißmann, Das ältere deutsche Volkslied.

Elise Planner, Im Frühjahr („Im Frühjahr, wenns grün wird“): aus St. Agyd am Neuwalde.

5. Heft: A. Hartmann, Ein Wort über das Krippenspiel aus Traismauer. I. Der Wildbratschütz (Wildschützenlied aus dem Krippenspiel). II. Der Salzburga Baur.

A. Reißmann, Das ältere deutsche Volkslied (Schluß).

R. Zoder, Das tote Deandl (Aufzeichnung aus Hainfeld).

Prahl, Das Volkslied an der westpreußischen Wasserkante: P. hat von einem Dienstmädchen aus Oliva 128 Lieder aufgezeichnet, die sie alle in Wort und Weise beherrscht. Ihre Quelle.

V. Feldegg, Eine Schwammbeschwörungsformel (Liedchen beim Pilzsuchen).

K. Kronfuß, Nachtwächterruf.

A. Einspinner, Weihnachtsmette.

F. F. Kohl, Der Kloabua und der Gräßbua. (Spottlied.)

J. Deutl, Fensterspruch aus St. Veit.

Felder, ein Schweizer Jodler.

6. Heft: A. Bender, Wie es mir mit meiner Oberschefflenzer Volksliedersammlung ergangen ist.

J. Pommer, Hoam: Volkslied aus Kärnten.

Prahl, Das Volkslied an der westpreußischen Wasserkante (Schluß): Weitere Mitteilungen über die von jenem Mädchen gesungenen Lieder und Verzeichnis der Textanfänge.

L. Keller, Wann die Nachtigall singt (Vierzeiler aus Schützenkasten).

Str., Her über d' Schneid: Volkslied aus Wiesenbach. („Gehn i's her über d' Schneid“).

Die Liebschaft ist aus („Drei Winta, drei Sunma“). — Mein liabe Agatha.

H. Wagner, Ein Jodler aus Tragöß.

7. Heft: A. Bender, Wie es mir mit meiner Oberschefflenzer Volksliedersammlung ergangen ist (Schluß).

J. Pommer, Schneiders Höllenfahrt: 4 stimmiger Satz.

K. Kronfuß, Zwei niederösterreichische Kindergeschichten: Katzerl und Mauserl, Lumpl und Leber.

L. Riemann, Zwei Nachtwächterlieder in Altenbruch, Provinz Hannover.

K. Kaufmann, Der Fensterstock-Hiasel: Verunglückter Besuch beim Mädchen. („Znachst hat ma mein Dianderl a Briaferl zuag'schriebn“).

P., Der Grobschmied: Varianten zu dem alten Studentenlied „Ein Grobschmied saß in seiner Ruh“.

Warnung der Donauschiffer: „Hahnteufel“ und „Lainfaden“ erklärt. — R. Wolf, Bastlösereim aus Guntramsdorf. — Heinrich Heine vom deutschen Volkslied.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore, onder redactie van Pol de Mont u. A. de Cock. 14e jaargang.

1e—2e aflevering: Jos. Schrijnen, Nachtmerrie: Kurze Bemerkungen über die Nachtmahren mit Beziehung auf die Niederlande.

Maurits Sabbe, De sage van den hertog van Luxemburg: im Anschluß an Rippenbergs Buch über die Sage vom Herz v. L.

A. de Cock, Spreekwoorden en zegswijzen afkomstig van oude gebruiken (de weverij) 392—399: Sprichwörter und Redensarten, die an die Weberei anknüpfen, sorgfältig erläutert.

Virginie Loveling, Menschenzalf (Menschensalbe).

J. D. C. Naar aanleiding van Vampyrsagen: anläßlich des Buches von Hock über die Vampyrsagen, die in den Niederlanden fehlen.

A. de Cock, Het liedje van de drie tamboers: das auch in Deutschland bekannte Lied von den 3 Tambours wird in verschiedenen Fassungen mit Melodieen aus Ostflandern mitgeteilt; auch in einem 1901 vom belgischen Kriegsministerium herausgegebenen Soldatenliederbuch findet es sich. (Vgl. Erk-Böhme Nr. 852.)

G. J. Boekenoogen, Nederlandsche sprookjes en vertelsels: Niederländische Volksmärchen: 10. Van den ondeugenden jongen die in een ton gekuipt werd 11. Hou ik aan'n koamer vol geld kwam. 12. Janmainje mit wortelkoar.

F. van Veerdeghem, Uit een oud volksboek: 3 Erzählungen und einige Rätsel aus dem 1671 erschienenen Volksbuch von Jan de Grieck, De droeve ende blyde wereldt.

3e—4e aflevering: J. D. C. Een landelijk huwelijk: Beschreibung einer ländlichen Hochzeit, die am 16. und 17. August 1901 in Herdersem bei Aalst gefeiert wurde.

Medard Verkest, Rutten-Mei: Beschreibung eines Festes, das am 1. Mai in Rutten, einem kleinem Dorf im Südlimburgischen, zur Erinnerung an den Märtyrertod von St. Evermaar gefeiert wird.

Hermelijn, De stoet der Reuzen en der legenden te Brussel.

A. de Cock, Spreekwoorden en zegswijzen etc. (Fortsetzung) 400—409 B) Verschillende ambachten en neringen. C) Landbouw en Scheepvart.

A. de Cock, Het liedje van de drie tamboers: zwei Strophen werden nachgetragen.

Boekenoogen, Nederlandsche sprookjes en vertelsels: (Forts.) 12 bis. Van Katje-matje. 13. Van een hond en een musch (Grimm, Märchen Nr. 58). 14. Van Blowboard. 15. Van Janmainje in't pepier'n hoeske. 16. Van den koningszoon met de honden.

5e—6e aflevering: A. de Cock, Taalvervorming in den Kindermond: Volksetymologie und Entstellungen in Kinderreimen und Kinderspielen.

J. D. C. Uitvaartbrood: Spendebrot bei Sterbefällen.

A. de Cock, Spreekwoorden etc. (Forts.) 410—414. D) Onderwijs en Geneeskunde 415—419. Naschrift: Nachträge zu 401—403.

M. S. en A. d. C., De noot in de volksgeneeskunde. (Die Nuß in der Volksmedizin): ein Gedicht aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts (Lofsangh der okernoten) erläutert.

Boekenoogen, Nederlandsche sprookjes en vertelsels (Forts.): 17. Van Kannegien vul. 18. Van het gevonden geld. 19. Van den kikvorsch die in een prins veranderde. 20. Van den prins die zijn vrouw vergat (Grimm, Märchen Nr. 113).

Kroniek: Oude huwelijks gebruiken: een bruiloft en oude bruilofts-liederen te Broek in Waterland.

7e—8e **aflevering: A. de Cock, Allerheiligen — Allerzielen:** Der auch in Belgien sich noch findende Gebrauch auf Allerseelen ein besonderes Gebäck („Seelenbrot") zu backen und dieses zu essen, um die Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen, wird angeknüpft an die alten heidnischen Totenopfer.

Virginie Loveling, Verleid worden.

A. de Cock, Spreekwoorden en zegswijzen (Fortsetzung). **E) Andere oude gebruiken, zeden en toestanden 420—428.**

A. de Cock, Het liedje van den uil: 2 neue Texte des Liedes („**Den Uil die op den pereboom zat**").

A. de Cock, Sagen betreffende de stalkaars (Irrlichter).

W. Zuidema, Allerlei Groninger volkswijsheid. (Volksvertelsels, bijgeloof, spreekwoorden.)

9e—10e **aflevering: A. de Cock, Allerheiligen — Allerzielen** (Fortsetzung): Weitere Gebräuche und Vorstellungen auf Allerheiligen und Allerseelen werden an das germanische Heidentum angeknüpft. Die Seelen zu dieser Zeit aus dem Fegefeuer freigelassen. Sie halten sich auf den Kirchhöfen, auf Grasplätzen auf; auch besuchen sie die Häuser, wo am Abend Vorbereitungen (Feuer, Speisen u. dgl.) für diesen Besuch getroffen werden. Lichtopfer. Blumen auf den Gräbern.

J. D. C., Goethe en de folklore: Sagenhafte Elemente in Goethes Dichtungen.

A. de Cock, Spreekwoorden en zegswijzen (Fortsetzung) **429—37.**

Boekenoogen, Nederlandsche sprookjes en vertelsels: 21. Van den Prins mit de appelen van Damasko.

11e—12e **aflevering: A. de Cock, Naar't klooster Affligem:** Fälle, in denen die Hilfe der Mönche in Anspruch genommen wird; Aberglaube aller Art.

A. de Cock, Spreekwoorden etc. 437—42.

A. de Cock, Leugenliedjes.

Boekenoogen, Nederl. sprookjes en vert. (Forts.): **22. Van het tooverfluitje en het tooverhoedje. 23. Van den boer die zijn koe aan Sint-Antonius verkocht. 24. Van den jongen met den arend.**

A. D. C. Allerheiligen — Allerzielen: Nachtrag.

Wallonia: 10me année.

Nr. 1. **Olympe Gilbart, Louis Wesphal. Deux chansons de M. Louis Wesphal.**

Ernest Doudou, Une apparition de Nutons: Durch Ausgrabungen, die D. nächtlicher Weile in einer Höhle vornimmt, wird der Glaube der Landleute an dort wohnende Zwerge verstärkt.

Légendes locales. I. Massaux, La Grange de „la Malplaquée" à Longueville (Brabant): Der Teufel erbaut eine Scheuer, wird aber durch die Frau des Besitzers, die den Hahn zum Krähen bringt, an der Vollendung des Werkes gehindert. (Ganz ähnlich bei Bindewald, Oberh. Sagenbuch S. 158 ff.; vgl. Br. Grimm, Deutsche Sagen. N. 184. 186. 187. 189.) — **II. O. Colson, La Grange, du Diable:** Ähnl. wie I. — **III. Léon Pirsoul, L'origine des Briques:** Vgl. das nächste Heft S. 51.

A. Body, Le mur du Diable à Pepinster.

Documents et Notices: O. C., Sur l'origine et le sens de „nuton" (Kobold, Ableitung von Neptunus).

Nr. 2. Ch. Bihot, Le grand feu du Carême: Beschreibung des früher in Couvin, Prov. Namur, auf den ersten Sonntag der Fastenzeit am Ende der Spinnstubenabende üblichen Gebrauchs Feuer auf den Höhen anzuzünden, um die getanzt wurde (der „Siebensprung"). Lied vom Schäfer und der Schäferin.

E. Hublard, Les Caramaras. Etres fantastiques du Hainaut-Ouest: Koboldartige Wesen, die bei dem Fastenfeuer angerufen werden und die die Fruchtbarkeit, nützend oder schadend, beeinflussen.

Légendes locales. IV. Les lutons qui ne veulent pas parler: Wie eine Frau die Zwerge zum Sprechen brachte. — V. La mort d'une sorcière: Raben decken das Dach der Hexe ab und holen ihren Leichnam. — VI. Le Chat noir de Momalle: Eine Hexe als schwarze Katze verwundet. — VII. Une habitation de sotais: Zwergwohnung.

Nr. 3. G. Delaw, Un mois sur les Hauts-Plateaux. Souvenirs de Biévre-en-Ardenne: Schilderung eines Aufenthalts daselbst. S. 62. Heischelied während des Karnevals. Rätsel. Ortsneckereien. Auf Ostern werden die Eier vom Hahn gelegt, dem man auf den Schwanz klopfen muß. S. 71. In der Christnacht ein Schwarzdornzweig gepflückt und mit drei Weihrauch- oder Salzkörnern in eine Flasche gesteckt; 6 Wochen danach blüht er. (Vgl. Wolf, Beitr. z. D. Myth. I, 123.) Wohnung der Zwerge.

Chronique Wallonne: O. Colson, L'âme belge.

Nr. 4 u. 5. Schuermans, Neptune et Nutons: führt die nutons zurück auf den auf einem Votivstein des 3. Jhdts. bezeugten „Neutto".

E. Matthieu, La Promenade des Durmenés à Jemappes: Eselsritt am Dienstag des Kirchweihfestes (1. Sonntag des Oktober), veranstaltet von den Burschen des Ortes (vgl. den Aufs. von J. R. Dieterich in unseren „Blättern" I).

O. Colson, Comment il faut aimer. Romance populaire: Aus Herstal 1892. („Rossignolet du bois, rossignolet sauvage" etc.; der abgewiesene Liebhaber.)

E. Doudou, Les Chasseurs de Rats.

Fr. Garnier, Une Association de malfaiteurs au XVIII. Siècle: Mitteilungen über eine Räuberbande, die zu Ende des 18. Jhdts. die Lütticher Gegend unsicher machte und den Namen „Verts-Boucs" (Bockreiter) trug; man beschuldigte sie eines Bündnisses mit dem Teufel.

Documents et Notices: La légende des géants de Bouvignes. — Une roche à légendes, à Baudour. — „Le Rossignol", chanson loraine. — Une légende de saint Gangulphe. — Un sorcier guérisseur.

Nr. 6. P. Jaspar, Propos d'un architecte. I. Les études archéologiques betont die Notwendigkeit an die heimische Baukunst anzuknüpfen.

Ch. Semertier, Recettes médicales et vétérinaires du XVIII siècle (Arzneibücher).

Nr. 7. „La Jeunesse", association traditionnelle. I. E. Matthieu, La J. en Hainaut: Interessante geschichtliche Mitteilungen über die im Hennegau seit alter Zeit bestehenden Jugendbünde (Burschenschaften), die in Stadt und Land, besonders bei der Kirchweihe hervortraten. Durch die Heirat schied

man aus dem Verband aus. II. C. Nicolet, La J. de Ster-Francorchamps: Dortige Besonderheit, daß die Burschenschaft des Ortes Witwern oder Witwen, die sich wieder verheiraten, Katzenmusiken bringt, von denen sie sich aber loskaufen können.

O. C., Deux crâmignons liégeois: 2 Lütticher Tanzlieder mit Melodieen.

P. Jaspar, Propos d'un architecte. II. Conservation, restauration: Sehr verständige Bemerkungen über die richtige Art alte Baudenkmäler zu erhalten.

J. Ernotte, Un procès de sorcellerie à Strée (Beaumont) en 1705. (Hexenprozeß.)

Documents et notices: Saint Remacle, géant populaire, à Bodeux. — Le droit de coultèdje (Heiratssteuer, an die Burschen des Ortes bezahlt).

The journal of American Folk-Lore. Editor A. F. Chamberlain Vol. XV.

No. LVI. L. Frank Russell, Know, then, thyself: Bedeutung der anthropologischen und volkskundlichen Forschung für die Erkenntnis des menschlichen Wesens und für das praktische Leben.

J. Walter Fewkes, Sky-God personations in Hopi worship. Die verschiedenen Darstellungen des Himmelsgottes bei den Hopiindianern; er führt im Februar die Ahnenseelen herbei als Sonnengott und im Juli bringt er sie wieder zurück in die Unterwelt als deren Herrscher und Gott des Wachstums.

A. E. Jenks, The Bear-maiden: Ein indianisches Märchen aus Wiskonsin von dem Bärenmädchen.

G. Wh. James, A. Saboda Origin-Myth: Sage von der Herkunft der Sabodaindianer in Südkalifornien. (Wanderung über See aus dem fernen Westen.)

H. C. Bolton, The vintners bush: Behandelt den seit alter Zeit üblichen Gebrauch, grüne Zweige oder Kränze vor Weinschänken zu hängen, der in einem von Publius Syrus bis zu Shakespeare und der Gegenwart in Frankreich, Italien und England üblichen Sprichwort Veranlassung gegeben hat („Good wine needs no bush").

No. LVII: F. Staar, The Tastoanes: Aufführung eines Festspiels am 25. Juli durch Eingeborene in einer Vorstadt von Guadalajara zu Ehren des Santiago, das an alte Volksbräuche der Azteken anknüpft.

L. Meeker, White man. A Siouan myth.

G. H. Pradt, Origin of summer and winter: Sage vom Kampf zwischen dem Geist des Sommers (Mischin) und dem Geist des Winters (Shakok); der Sommer siegt, aber sie teilen sich in das Jahr.

W. M. Beauchamp, Onondaga Plant Names.

J. W. Hudson, An Indian myth of the San Joaquin basin: Im westlichen Californien bei den Eingeborenen verbreiteter Mythus von der Reise der Seele ins Jenseits (die große Brücke, die über das Wasser führt, fehlt nicht).

A. F. Chamberlain, Memorials of the Indian: Der Name „Indian" in der Geographie, Botanik, den Kinderspielen und Kinderreimen der Vereinigten Staaten.

Völkerschau. Illustrierte Monatsschrift. Herausgegeben von B. Clara Renz, Dr. phil. II. Jahrg.

Heft 1: Therese Prinzessin von Bayern, Einiges über die Puebloindianer: Wohnungen, Lebensweise und Tracht der am Oberlauf des Rio Grande del Norte sitzenden Puebloindianer werden z. T. nach eigener Anschauung geschildert.

Kopffeste bei den Dajaken: Behandelt die für die D. auf Borneo charakteristische Sitte, die Köpfe der erschlagenen Feinde Monate lang aufzubewahren und ihnen zu Ehren Feste zu feiern.

J. Sepp, Das Deutschtum in Palästina.

S. Günther, Die Völkerkunde bei Alexander von Humboldt.

Heft 2: Scenen aus dem unabhängigen Batalande: Nach Brenners „Besuch bei den Kannibalen Sumatras".

Therese Prinzessin von Bayern, Einiges über die Puebloindianer (Schluß): Christentum der P., Tanzfeste.

Sepp, Das Deutschtum in Palästina. II.

S. Günther, Die Völkerkunde bei A. v. Humboldt (Schluß).

Uzinto oder treue Kaffernliebe (Nach J. Shooter).

Heft 3: B. C. Renz, Jenseits bei Natur- und Kulturvölkern: Auffassung des jenseitigen Lebens bei den Dajaken, Assyriern, Santalen, Kamtschadalen, Ägyptern, Goldküstenbewohnern und Hottentotten.

Eine Kampfesscene aus Südaustralien.

A. Lejeune, Reisebriefe aus den Tropen: Seereise durch holländisch Indien. Taufe beim Passieren des Äquators.

L. Mayer, Selbsterlebtes bei einer Revolution auf Guatemala (1897).

Sepp, Das Deutschtum in Palästina. III.

Heft 4: B. C. Renz, Jenseits bei Natur- und Kulturvölkern (Schluß): Die Jenseitsvorstellungen bei Stämmen Amerikas, Madagaskars, der Inseln Mangaia, Neuseeland und Raiatea.

A. Conrads, Ruanda und seine Bewohner.

M. Geistbeck, Georgischer Charakter und georgisches Menu.

Heft 5: Die 42 Gebote der Ägypter.

A. Seidl, Das Bild der Menschheit.

A. Lejeune, Reisebriefe aus den Tropen. II: Batavia.

B. C. Renz, Totenzeremonien in den Battaländern auf Sumatra: Vergleichung der Berichte von Marsden (1811), Junghuhn (1847) u. Brenner (1896).

Globus. Illustr. Zeitschrift für Länder- u. Völkerkunde. Bd. LXXXI.

Nr. 1: Th. Koch, Die Guaikurustämme I. Schildert auf Grund eigner Anschauung und der einschlägigen Litteratur die zu den Guaikuru gehörenden Kadiueo (an der Südwestgrenze von Brasilien und Paraguay). Stammesgeschichte, leibliche Erscheinung, Lebensweise, Tracht und Schmuck.

H. Schurtz, Afrikanisches Steingeld: Stücke aus dem Evhelande in Südwestafrika, die ersten Beispiele eines derartigen Umlaufsmittels aus Afrika.

M. Hörnes, Tönerne Becherfigur aus der Neumark.

Nr. 2: A. Grünwedel, Über Darstellungen von Schlangengöttern (Nâgas) auf den Reliefs der sogen. gräkobuddhistischen Kunst.

G. Fritsch, Das Problem der Rasseneinteilung des Menschen im Lichte des Werkes von Stratz „Die Rassenschönheit des Weibes".

Nr. 3: Th. Koch, Die Guaikurustämme II. Körperbemalung, Eigentumsmarken, Kleidung, Waffen und Geräte, eigenartige Keramik, soziale Verhältnisse, Eheschließung, Feste, Krankheit, Tod, Religion.

G. Thilenius, Die Tätowierung der Frauen auf den Laughlaninseln (bei Neu-Guinea): In früheren Zeiten ausschließlich bei Frauen und Töchtern der Häuptlinge angewendet und religiös motiviert (Reise ins Totenland). Das Muster einer solchen Tätowierung wird reproduziert.

Nr. 4: W. Krebs, Geologische und meteorologische Motive einiger an Thüringer Seen geknüpften Sagen: Nixen- und Teufelssagen durch Erdfälle veranlaßt.

M. Lehmann-Filhés, Grabhügelraub im isländischen Altertum: Mitteilung einer Episode aus der „Hardharsaga ok Hólmverja", wie Hördhr das Grab Sotis beraubt.

Nr. 5: Th. Koch, Die Guaikurustämme III: Behandelt die Toba, den noch heute volkreichsten Stamm der Guaikurugruppe, erbitterte Gegner europäischer Kultur. Wohnungen (Schmutz). Nomaden. Trinkgelage. Als Becher häufig die Hirnschale des getöteten Feindes benutzt. Tracht u. Schmuck: Halsketten, Ohrenpflöcke. Nur die Frauen tätowieren sich. Waffen und Geräte. Industrie: Wolldecken, auf einem primitiven Webstuhl hergestellt.

Höfler, Dalmatinische Volksmedizin.

Nr. 6: W. Schmidt, die Cambridge-Expedition nach der Torresstraße: An der Hand des jetzt erschienenen II. Bds. der Reports of the Cambr. Anthrop. Exped. to Torres-Straits beschäftigt sich Sch. besonders mit dem Farbensinn der Bevölkerung dieser Gegenden, wobei hervorgehoben wird das Schwanken bei der Bestimmung von Grün und Blau und das vielfache Zusammenfallen der Bezeichnungen für Blau und Schwarz.

B. Adler, Pfeifende Pfeile und Pfeilspitzen in Sibirien.

Behrens, Der Kannibalismus der Chinesen: Im Anschluß an das Buch von de Groot werden die Teile des menschlichen Körpers aufgezählt, die eine Rolle als Medikamente spielen.

Nr. 7: R. F. Kaindl, Neuere Arbeiten zur Volkskunde und Ethnographie der Rumänen.

Th. Koch, Die Guaikurustämme IV (Schluß): Soziale Verhältnisse der Toba. Eheschließung. Feste und Spiele. Schwächliche Kinder, Alte und unheilbare Kranke häufig getötet. Totengebräuche um die Rückkehr der Seele zu verhindern. — Kürzer betrachtet werden die Stämme der Mokovi, Abipon, Payagua und Guatschi. Eine vergleichende Wörtertabelle beschließt den Aufsatz.

Nr. 8: G. Thilenius, Ethnographische Pseudomorphosen in der Südsee. I: Häufig werden einem Volk Erzeugnisse als eigentümlich zugeschrieben, welche ihm nicht zukommen; die Stücke selbst treten auf einem ihnen ursprünglich fremden Boden auf und erhalten eine ethnographische Bewertung, die sie nicht beanspruchen können. Bewegungen der Bevölkerung.

G. Knosp, Anamitische Volkstypen.

Nr. 9: Thilenius, Ethnographische Pseudomorphosen II (Schluß).

E. Jung, Giesenhagens Reise auf Java und Sumatra.

Nr. 10: E. Förstemann, Eine historische Maya-Inschrift.

P. Ehrenreich, Steward Culins Forschungsreise zu den Indianern des fernen Westens: Aus dem Berichte Culins werden Mitteilungen über die Umatillareservation in Oregon gemacht. Spiele und Abbildungen.

R. v. Seidlitz, Neue Mitteilungen über den Babismus in Persien.

Nr. 11: G. Schwalbe, Neanderthalschädel und Friesenschädel.

Die Tierzeichnungen in der Höhle von Combarelles. (Auf Grund der Comptes rendus der Pariser Akademie vom 19. Dezember 1901.)

A. Rzehak, Moderne Pithoi: handelt von den spanischen „tinajas", großen Tongefäßen, die zur Aufbewahrung von Wein, Öl u. dgl. dienen und die den antiken „Pithoi" entsprechen.

Nr. 12: H. Klose, Religiöse Anschauungen und Menschenopfer in Togo: Skizze der alten Ehvereligion. Der große Mawu hat ein schwarzes und ein weißes Menschenpaar erschaffen, deren Nachkommen sich später trennen. Die eigentlichen Regierungsgeschäfte hat Mawu an Untergötter und Geister abgetreten, während er das höchste Glück besitzt, daß er nicht mehr zu arbeiten braucht und vollauf zu essen hat. — Die Seelen der Verstorbenen werden von dem Fährmann Akotia in seinem Kanoe über den breiten Fluß Assisa zum Reiche der Toten übergesetzt. Zum Bezahlen des Fährmanns werden ihnen Kaurimuscheln mit ins Grab gegeben. — Die Furcht vor den bösen Geistern und Fetischen treibt zu Opfern und Grausamkeiten. Von der Küste her dringt der Jewekult vor. Einer seiner Untergötter ist So, der die Blitze in Gestalt von runden oder axtförmigen Steinen schleudert (So-Steine). — Gottesurteile durch Gifttrunk. — Blutrache. — Kannibalismus. Bei den Dahomeern noch bis vor Kurzem beim Tode eines Herrschers Menschenopfer in Gebrauch. In Togo nur noch Nachklänge. Die Trauerzeit der Ehve beträgt 6 Monate, so lange braucht der Geist des Verstorbenen zu seiner Reise. Strenge Abgeschiedenheit während der Trauerzeit. Der trauernden Frau Haupthaar und Nägel abgeschnitten, bei anderen Stämmen der toten Frau. — Zwillingsgeburten gelten als böses Omen. — Auch Trauerzeit für getötete Tiere. — Geschichte des Fetischgottes Odenta in Kratyi (Menschenopfer). — In der Landschaft Kueya werden zu Ehren des Fetisches Sia nach der Regenzeit 36tägige Feste abgehalten; Trinkschalen aus Menschenschädeln.

Nr. 13: C. A. Winter, Töten und Aussetzen Neugeborener bei den Esthen in vorgeschichtlicher Zeit: An der Hand eines alten Volksliedes wird geschlossen, daß auch bei den Esthen einst das Recht des Vaters über das Leben seiner Kinder bei ihrer Geburt zu entscheiden bestanden habe, und wird vermutet, daß diese Sitte durch skandinavisch-germanischen Einfluß gemildert worden sei.

Fr. v. Gabnay, Ungarische Puppen.

Nr. 14: E. Voigt, Die germanische Besiedelung des nördlichen Schwedens.

A. Struck, Die verborgenjüdische Sekte der Dönmé in Salonik.

Nr. 15: R. F. K., Zur Volkskunde Bayerns im 17. Jahrhundert: Bringt interessante Mitteilungen aus Linggs Buch „Kulturgeschichte der Erzdiözese Bamberg seit Beginn des 17. Jahrhunderts auf Grund der Pfarrvisitationsberichte".

P. L., Lieder im Gē-Didakt (Klein-Popo, Togo).

Nr. 16: C. Mehlis, Das neolithische Grabfeld von Alzey.

B. Förster, Geographische und ethnographische Ergebnisse der Expedition F. Fourreaus (1898—1900): Nach dessen Buch „D'Alger au Congo".

F. Tetzner, Die Drawehner im hannöverschen Wendlande um das Jahr 1700. I: Quellen.

Nr. 17: J. Knudsen, Zur Kennzeichnung der Färinger: Körperliche und geistige Eigentümlichkeiten der Bevölkerung der Faröer. Hohe poetische Begabung. Improvisierte Verse beim Herumgehen des „Drunnurs" (Lämmerschwanz) auf Hochzeiten. „Tattir" (Spottverse). Lieder beim Tanz. Erst seit 100 Jahren eine gedruckte und geschriebene faröische Litteratur.

F. Tetzner, Die Drawehner im hannöverschen Wendland. II: Feste. Errichtung des Kreuzbaums (Eiche), der an die Rolandsäulen erinnert auf Mariä Himmelfahrt (15. August). Am Johannistag wurde der „Kronenbaum" (Birke) auf dem Dorfplatz aufgerichtet. Freudenfeuer. Capelfeste (Kirmessen). Donnerstag und Sonnabend nicht als Arbeitstage gerechnet. In den Zwölften unterließ man ebenfalls das Spinnen und Aufmisten. Christbrand. Strohseile um die Bäume in der Neujahrsnacht. Hochzeit; in Clenze die junge Frau dreimal um den Feuerherd geführt. — In Waltersdorf mußten die Leichenpferde über eine Hand voll angezündetes Stroh steigen. Auf den Leichnam Bier gegossen. — Ein altes, durch Herder und Goethe bekanntes polabisches Lied mit Melodie wird mitgeteilt (Vogelhochzeit: „Wer soll Braut sein?").

G. Thilenius, Prähistorische Pygmäen in Schlesien.

Nr. 18: Fr. Müller, Fetischistisches aus Atakpame (Deutsch-Togo): 1. Die Geheimschrift der Fetischpriester. 2. Die Beschneidung. 3. Die Giftprobe: Ein von dem Fetischpriester gereichter Gifttrank dient dazu die Wahrheit einer Anklage auf Mord durch Zauber festzustellen. 4. Die Bahrprobe: Dem Toten werden Haare und Nägel abgeschnitten, um mittels ihrer den Mörder festzustellen. 5. Der Mysteriendienst des Omolu. 6. Der Sakpadé-Fetisch (Personifikation der Pocken).

W. Foy, Über Schilde beim Bogenschießen.

Notfeuer gegen Rinderpest im Kaukasus.

Die Hanfbereitung in der Gegend von Bologna.

v. M., Ein Zauberhemd der Filipinos.

Nr. 19: M. Winternitz, Dr. M. A. Steins Forschungsreise in Ostturkestan und deren wissenschaftliche Ergebnisse I.

E. Greeger, Anamitische Tiergeschichten: Mitteilungen aus der Cadière'schen Sammlung: Der große Uhu; das Kaninchen; die Kröte (Wettlauf zwischen ihr und dem Tiger); der Taucher; der Pfau; der schwarze Kuckuck; der Seidenspinner; die Wespe; der Rabe; die kleine Eidechse; die Büffel.

Nr. 20: C. Spieß, Zaubermittel der Evheer in Togo: 32 Zaubermittel, die der Missionar Spieß in Togo gesammelt hat, werden abgebildet und erläutert; z. B. Zauberschnüre, Fetischglocke, Diebsamulett (Pulver aus Frosch-, Menschen- und Schlangenherzen in einer Büchse), Hausgötze, Schutzmittel gegen Verwundungen oder Schüsse, Regen spendender Fetisch.

M. Winternitz, Dr. M. A. Steins Forschungen in Ostturkestan II (Schluß): Ausgrabung alter buddhistischer Kultstätten in Dandan-Uiliq; handschriftliche Funde. In Ruinen am Niyafluß wurden zahlreiche Holzdokumente

in Kharoshthischrift gefunden, die von größtem Wert für die Kulturgeschichte Zentralasiens sind. Ruinen von Rawak.

Nr. 21: J. Kollmann, Pygmäen in Europa und Amerika.

G. Thilenius, Alfred C. Haddons Forschungen auf den Inseln der Torresstraße und in Neu-Guinea: Mitteilungen aus Haddons Werk Head-Hunters, Black, White and Brown, London 1901: Zogos (Steinhaufen, wunderthätige Gegenstände, geheiligte Orte) leisten den dortigen Eingeborenen dieselben Dienste wie Tempel, Moschee und Kirche. Bruderschaft auf der Insel Mer, die sowohl für die Lebensführung als auch für wirtschaftliche Kenntnisse sorgt; Zeremonien bei Aufnahme der mannbar gewordenen Jünglinge; Tänze; Festessen. Heiratsgebräuche (die Frau wirbt, aber sie wird Eigentum des Mannes), Totenfeste; Aufbewahrung der maskenartig präparierten Schädel.

L. Conradt, Die Ngumba in Südkamerun I. Schilderungen auf Grund längeren Aufenthalts unter den Ngumbas. Glaube an Zauberei: wer beschuldigt wird, durch Zaubermedizin die Krankheit oder den Tod von jemand verursacht zu haben, muß eine Giftprobe über sich ergehen lassen. Bei Diebstählen entscheidet der Fetischpriester durch bestimmte magische Mittel die Schuld. Kaufheirat. Merkwürdiger Gebrauch bei der Geburt.

Nr. 22: K. Th. Preuß, Die alten Ansiedelungen von Chacula (Guatemala): Nach dem Buche von E. Seler über seine 1895—97 ausgeführte Reise durch Mexiko und Guatemala (I. Bd. 1901).

L. Conradt, Die Ngumba in Südkamerun II: Namengebung. Krankheiten; Arten und Behandlung; Anzauberung von solchen. Begräbnis; Totenmahl. Trauer. Merkwürdige Reinigungsfeier nach dem Tode eines Dorfbewohners. Götter und Sagen. Fetischpriester. Blitzsteine. Speiseverbote. Das Land der Seelen. Kriegszauber. Erklärung der Wettererscheinungen (der Regenbogen soll eine Art Schlange gewesen sein). Häuserbau.

Nr. 23: A. S. Gatschet, Frank Hamilton Cushing und die Mythen und Märchen der Zuni-Indianer: Aus der kürzlich erschienenen Sammlung des verstorbenen C. werden hübsche Proben, vor allem Tiermärchen mitgeteilt.

R. Palleske, Das Pferd auf Island, den Faröern und Grönland.

L. Conradt, Die Ngumba in Südkamerun III (Schluß): Speisen; Zahnpflege; Bekleidung; Schmuck; Tänze; Musikinstrumente; Tätowierung; Zahndeformierung; Beschneidung (im 8. Jahr); Waffen; Jagd und Fischfang; Schiffahrt; Ackerbau; Haustiere; Handel; Gewerbe.

Nr. 24: Ciro Truhelka, Der vorgeschichtliche Pfahlbau von Dolnje Dolina im Bette des Saveflusses.

G. M. Stenz, Arzt und Apotheker in China.

A. Huonder, Die Völkergruppierung im Gran Chaco im 18. Jahrhundert: Abdruck eines Manuskripts eines Jesuitenmissionars von Paraguay, das kurz vor 1767 verfaßt sei.

Politisch-anthropologische Revue. Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker. I. Jahrgang.

Nr. 1: L. Gumplowicz, Die ältesten Herrschaftsformen: In der Umgebung der ältesten polnischen Burgen Ortschaften, deren Namen verschiedene Berufe bezeichnen, wie Bäcker, Fischer u. dgl. Dieselbe Erscheinung

aus den Urzeiten des alten Ägyptens berichtet. Primitive Herrschaftsformen: Die Eroberer setzen sich auf Burgen fest und verpflichten die einzelnen umliegenden Ortschaften zur Lieferung bestimmter Lebensmittel.

Nr. 2: J. Lange, Die Aufgaben der Anthropologie.

Nr. 3: J. G. Vogt, Die historische Bedeutung der natürlichen Rassenanlagen.

J. Kohler, Blutrache bei den Albanesen.

L. Geislar, Ursprung und Entwickelung des Schamgefühls: Auf Grund von H. Ellis, „Geschlechtstrieb und Schamgefühl".

H. Türck, Pandora- und Sündenfall-Mythus. Ein Beitrag zur vergleichenden Religionspsychologie.

Nr. 4: B. Rawitz, Die Urheimat des Menschengeschlechts.

W. Schallmeyer, Natürliche und geschlechtliche Auslese bei wilden und bei hochkultivierten Völkern.

E. Kraus, Rassenkämpfe in Rußland.

J. Lübke, Zur Naturgeschichte der Kunst und Schönheit.

Nr. 5: R. du Bois-Reymond, Die physiologischen Wirkungen der Kultur auf den Menschen.

J. Kohler, Recht und Völkerpsychologie.

Nr. 6: L. Sofer, Über Vermischung und Entmischung der Rassen: Kräftige Rassen entfernen fremde Beimischungen wieder aus ihrem Organismus, sodaß sie trotz vielfacher Blutmischung ihren Rassencharakter bewahren.

L. Katscher, Die neuesten Forschungen über die Naturgeschichte der Ehe und Familie: Analyse von E. Westermarcks „Geschichte der menschlichen Ehe".

Th. Achelis, Ethnologie und Ethik.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 46. Bd.

1. u. 2. Heft: Matthäi, Die bairische Hunnensage in ihrem Verhältnis zur Amelungen- und Nibelungensage: Simon von Kezas **Gesta Hunorum** sind im wesentlichen magyarisiertes bairisches Sagengut. Die bairische Hunnensage hat die fränkisch-burgundische Nibelungensage und die bairisch-alemannische Amelungensage beeinflußt.

Hermann, Die Überlieferung des Liedes vom hörnenen Siegfrid.

Schönbach, Zur Geschichte der mhd. Lyrik: Aus einer Grazer Handschrift aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts der Anfang einer lateinischen Predigt mitgeteilt, die fünf Namen für deutsche Liedergattungen mit kurzen Erklärungen überliefert: Tanzlied, Loblied, Klaglied, Minnelied und „Leticie" (vreudenliet, wie es in dem von Sch. früher veröffentlichten Predigtentwurf heißt, = Chorgesang mit Tanz). Eine weitere Predigt aus demselben Codex verwendet ebenfalls zur Disposition die Gattungsnamen weltlicher Lieder (taglied, loblied, senlied) und teilt den Anfang eines Liebesliedes mit.

Stickelberger, Zum Lied und zum Volksbuch von Herzog Ernst.

v. Grienberger, Die nordischen Völker bei Jordanes.

3. Heft: Heusler, Der Dialog in der altgermanischen erzählenden Dichtung: I. Umfang von Rede und Erzählung in der Edda (bis zu 80,8% Redeverse), in der Skaldendichtung, die im allgemeinen ohne Dialog

erzählt, in der westgermanischen Stabreimdichtung. II. Reine Redegedichte der Edda, verschiedene Gattungen, die sog. gemischte Form (prosaische Erzählung und poetische Reden), in deren Beurteilung H. von Müllenhoff abweicht: Umfang und epischer Gehalt der Prosateile sehr geringfügig, Erzählung durch Rede, jüngere Kunstform. Prosa mit lausavísur, die wahrhaft gemischte Erzählweise. III. Aufgaben der Rede. Handelnde und beschauliche Rede, Beowulfstil und Liedstil; das alte Helden- und Götterlied hatte seine Kraft im handelnden Dialog. Die Rede in den Balladen, im Nibelungenlied. Vorlagen des Saxo Grammaticus. IV. Formen der Rede: Monolog, selten in den westgermanischen Gedichten und in den eddischen Ereignisliedern. Wechselreden: „Die entwickelte dramatische Unterhaltung liegt im allgemeinen nicht im Bereich des germanischen Erzählers". Wortaufnahme in den Eddaliedern häufig, in der westgermanischen Dichtung sehr selten. Die Stichomythien fehlen. Grenzverhältnis zwischen Rede und metrischer Periode. Oratio directa innerhalb der Rede. Indirekte Rede ein jüngeres Stilmittel. V. Einführung der Rede im allgemeinen. VI. Die einführenden Verben.

Ilg, Die ältesten Namen des Mondseer Codex.

J. Schlecht, Regensburger Augensegen des XI. Jahrhunderts.

Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXVIII.

1. 2: G. Schütte: Ethnographie der germanischen Stämme von O. Bremer: Verlangt stärkere Berücksichtigung und quellenkritische Behandlung der ethnographischen Überlieferungen volkstümlicher Art, so der altgermanischen Wandersagen von dem Ursitz der Germanen in Skandinavien und der alten Völkerverzeichnisse; Kritik der Ingwiaiwentheorie. Weist auf den mangelhaften Stand der Namenkunde hin. Verschiedene Nachträge und Einwendung zu B.s Einzelausführungen.

A. Hauffen: Unsere volkstümlichen Lieder von Hoffmann v. Fallersleben. 4. A. ed. Prahl. Nachträge zu den Anmerkungen. Betrachtungen über den Anteil einzelner Dichter und verschiedener Litteraturperioden an dem Schatze unserer volkstümlichen Lieder. Hoffmann selbst (52) und Goethe (51) sind am zahlreichsten vertreten. Der Zeitraum von 1770—1830 am fruchtbarsten. Von den nach 1850 entstandenen Liedern sind auffallend wenige volkstümlich geworden. Volkstümliches Lied und Volkslied. Unterschied zwischen Volks und Kunstlied festgehalten.

Wrede, Berichte über Wenkers Sprachatlas des deutschen Reiches XIX: schreien, schneien, Bauern.

E. Sch., Eine altsächsische Münzinschrift.

P. Singer, Der altschwäbische Liebesbriefsteller: Besserungsvorschläge.

3: W. Ranisch: Grettis saga Asmundarsonar. Herausgegeben von R. C. Boer

C. Borchling: Das Predigtwesen in Westfalen in der letzten Zeit des Mittelalters von F. Landmann. S. 239: Kulturgeschichtlich wichtig die Neujahrspredigten. „Eine interessante Neujahrspredigt geht auch von den beim Wechsel des Jahres gesungenen Volksliedern aus und knüpft daran ihre Betrachtungen". S. 240: Aus einer lateinischen Predigthandschrift eine kleine Abhandlung „de reliquiis Bachi" angeführt, die speziell die Münsterschen

Lustbarkeiten zusammenstellt: Die Frühjahrstänze um die meyboken, die Gastmähler beim Erntefest im Oktober, an den Kirchweihfesten und den Reinigungstagen und die Fastnachtsfeierlichkeiten. Auch eine Sammlung von Liebesliedern unter dem Namen „tytyrel" angeführt.

Steinmeyer: Die Sage vom Herzog von Luxemburg und die historische Persönlichkeit ihres Trägers von A. Kippenberg: St. stellt den volksmäßigen Charakter der Sage in Abrede.

A. L. Jellinek: Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma von H. May: Abfällige Besprechung des Buches mit Nachträgen, S. 262 A. 1 Litteraturangaben über das „Schwert zwischen Liebenden".

Kleine Mitteilungen: E. Dümmler, Hamsterschrank: Schrank, in dem Bräute Geschenke und kleine Erwerbungen aller Art zu sammeln pflegen. Eine Briefstelle des Petrus Damiani zeigt, daß die Sitte schon im 11. Jahrhundert bestand. — H. Fischer, Gutentag: Der schwäbische Gutentag hat mit dem westfälischen u. s. w. Gudenstag gar nichts zu thun.

Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 34.

Heft 1: R. Nebert, Eine alemannische Fronleichnamspredigt aus einer St. Florianer Handschrift 1325—50. Darin: „vnd reht ze glicher wise als ir sehent daz ein mensch tuot, der einen reht lieben friunt hat, dem er lange vnd vil gedienet hat — — so der denne von im sich scheiden wil so lat er im gerne etwas kleinodes daz in ermane siner liebi vnd siner triuwe" (S. 56); „ze glicher wise als daz gewürme alles fliuhet von der reben so sie blüjet" (S. 58).

A. Hauffen: Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels von R. Petsch: Besprechung mit Ergänzungen.

F. Panzer: Studien zum Liederbuch der Klara Hätzlerin von K. Geuther.

F. Panzer: Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied; Uhl, Das deutsche Lied und Bruinier, Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesangs.

J. Meier: G. Züricher, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern: Besprechung mit einigen Nachträgen.

Euphorion Bd. 9.

1. Heft: Arthur Kopp, Die niederrheinische Liederhandschrift: K. setzt seine Inhaltsangabe der niederrheinischen Liederhandschrift fort (1574—76), mit Hinzufügung zahlreicher wertvoller Quellen- und Litteraturnachweise. Vielleicht dürfte er mit der Mitteilung solcher Lieder, die sonst schwer zugänglich sind, oder von Varianten schon bekannter etwas weniger zurückhaltend sein. Von seinen Ausführungen seien besonders die zu der „Liebesprobe" (Erk-Böhme 2, 217) und über die Turteltaube (S. 27 ff.) hervorgehoben. Entgangen ist ihm, wie es scheint, daß das Lied Nr. 32 in seinen beiden ersten Strophen („Ich zempt mir einen Falken vil lenger als sieben Jahr") ein direkter Abkömmling des alten unter dem Namen des Kürenbergers gehenden Volksliedes vom Falken ist.

S. F. Nagel, Helena in der Faustsage: Dem Verfasser des Faustbuches von 1587 lag die Tradition von Simon Magus vor, in welcher die Helena an der Seite des Magiers auftritt, jedoch erst nach dem Erscheinen

der Clementinischen Rekognitionen des Sichardus (1526) dem Faust, sei es durch ihn selbst, sei es durch andere, an die Seite gestellt wurde. Daraus entstand das Kapitel 59. „Außerdem aber lag ihm die Zaubertradition vor, in welcher auch die Helena eine Rolle spielt, und in der ihre Erscheinung mit den typischen Schönheitsmerkmalen aus den Trojanerdichtungen ausgestattet wird (Kapitel 49). Die beiden Traditionen sind nicht so schroff von einander abgezweigt, als es den Anschein hat, sondern fließen in mannigfachen Motiven ineinander, und alle diese Motive vereinigten sich, um diese beiden gewaltigsten Erscheinungen der Weltlitteratur einander an die Seite zu stellen".

A. L. Jellinek: K. Euling, Studien über Heinrich Kaufringer: Stoffgeschichtliche Nachträge zu 1. Legende vom Einsiedler und Engel. 2. Bekehrung eines Juden: Teufelsversammlung. 3. Rätselfragen zur Lösung aus Gefahr. 4. Der Bürgermeister von Erfurt und der König von Frankreich. 5. Der zurückgegebene Minnelohn; die Nachtigall, deren Gesang die gesuchte Beruhigung verschafft. 6. Das Schädlin. 7. Der Beichtvater als postillon d'amour. 8. Vom glücklichen Ehepaar. 9. Decamerone. VIII. Tag. 7. Novelle. 10. Die zurückgelassene Bruch. 14. Die unschuldige Mörderin. 15. 17. Die fromme Müllerin. 18. Vom üblen Weibe. 19. Leben und Schachspiel. 20. Der bestechliche Richter. 21. Der Kozze. 23. Stärke der Eintracht. 25. Von den 7 Todsünden. 27. Die 4 Töchter Gottes.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte II. Bd.

Heft 1: J. Zeidler, Romeus Capelletus et Julietta. Ein Zeugnis für „Romeo und Julie" in der Jesuitenlitteratur.

K. Voßler, Zu den Anfängen der französischen Novelle: behandelt die Vatikan. Handschrift aus dem Fonds der Königin Christine Nr. 1716.

P. Toldo, Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter III. Die Buße der Heiligen: Lehrreiche Zusammenstellung nach sachlichen Gesichtspunkten mit Angabe der Quellen und Hinblick auf die indischen Überlieferungen.

Heft 2: G. L. Stiefel, Zu den Quellen der Fabeln und Schwänke des Hans Sachs.

A. Brachmann, Alexei Koljzow, der bedeutendste Volkslyriker Rußlands.

Heft 3: P. Steinthal, Aus den Geschichten früherer Existenzen Buddhas (Jâtaka).

F. Lindner, Über die Beziehungen des „Ortnit" zu „Huon v. Bordeaux". Während die germanische Sage den Alberich als Schwarzelben auffaßt, ist er im Ortnit fast reiner Lichtelbe, wie Auberon. Darin erblickt der Verfasser einen Einfluß des Huon von B. auf den Ortnitdichter.

Toldo, Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter: IV. Die Versuchungen der Heiligen. V. Die Heiligen und die Teufel.

M. Weyrauch, Eine Umbildung des Motives vom Entzauberungskuß (im Gui de Warwick).

Zeitschrift für deutsche Wortforschung III. Bd.

1. u. 2. Heft: W. Steglich, Über die Ersparung von Flexions- und Bildungssilben bei kopulativen Verbindungen.

E. Baumgartner, Materialien zur nhd. Wortbildung. 2. Die neuhochd. Adverbia auf -lings.

W. Fabricius, Zur Studentensprache.
P. Albert, Badener oder Badenser?
K. Bohnenberger, Hërre und plân.
F. Kluge, Kneipe.
O. Weise, Firlefanz, Quirlequitsch, Tripstrille.
J. Stosch, Müdling.
V. Hintner, Troje = Tribweg, Viehweg, Viehtrieb.
R. Sprenger, Kleine Beiträge zum nhd. Wortschatz: Altkatholisch, Blättchen, Hunger in Zusammensetzungen, kurrig, Herr Urian.
F. Schwally, Die Planetennamen in Wolframs Parzival.
A. Goetze, Gleich (= entsprechend, gerecht).
A. Gombert, Richard Arnold über R. Meyers 400 Schlagworte.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Jahrg. III.

Heft 1 u. 2: K. Brandstetter, Die Mundart in der alten Luzerner Dramatik.

E. Hoffmann-Krayer, Suffix —is, —s in schweizerischen Mundarten.

O. Weise, Ad calendas Graecas und Verwandtes: Volkstümliche Umschreibungen des „niemals" wie „auf Maienostern" oder „zu Martini, wenn die Störche kommen". Neujahrs- und Geburtstagswünsche, wie „Gott lasse dich so lange gesund, bis eine Rose gelt ein Pfund"; Beteuerungen und Versicherungen der Treue, wie „Wenn der Mühlstein trägt Reben und daraus fließt süßer Wein; wenn der Tod mir nimmt das Leben, hör ich auf dein Freund zu sein"; scherzhafte Wendungen in Form irrealer Bedingungssätze, wie „Er wäre ein Ochse, wenn er Hörner hätte" oder „Wenn es Taler tät regnen und Dukaten möcht schnein, tät ich den Herrgott schön bitten, es möchte 's Wetter so bleib'n"; unerfüllbare Wünsche und Versicherungen wie „Da möchte man aus der Haut fahren". Eindringen solcher Wendungen in die Poesie höheren Stils. Verhältnisse in anderen Sprachen.

K. Reichardt, Nordthüringer Kinderreime. 1. Auszählreime. 2. Pfeifenreime. 3. Schnurrreime.

W. Unseld, Schwäbische Sprichwörter und Redensarten: XXIII. Männliche Schimpfnamen.

H. Weber, Wörtersammlungen von Eichstädt und Umgebung.

O. Philipp, Zu E. Gerbets „Westerzgebirgisch und Südostthüringisch".

O. Heilig, Zum Wortschatz der Kenzinger Mundart.

O. u. L. Hertel, Die Pfersdorfer Mundart.

O. Meisinger, Lothekölisch. Ein Beitrag zur Kenntnis der fränkischen Händlersprache.

Th. Gartner, Fremdes im Wortschatz der Wiener Mundart.

Heft 3: K. Bohnenberger, Von der Südostecke des Schwäbischen: 1. Die schwäbisch-alemanische Grenze. 2. Die schwäbisch-bayrische Grenze.

V. Hintner, Mundartliches aus Tirol.

O. Heilig, Aus badischen Ortsnamen. I. Mhd. e zu nhd. ö geworden. II. Kontraktion von mhd. age u. ege. III. Umstellung von Konsonanten. IV. Ausfall des h vor ch oder s.

Th. Gartner, Fremdes im Wortschatz der Wiener Mundart. (Forts.)

O. Weise, In die Wicken gehen, flöten gehen und Verwandtes.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 16. Jahrg.

1. Heft: A. Wünsche, Die Pflanzenfabel in der neueren deutschen Litteratur. I. Die Pflanzenfabel im Unterschiede von der Tierfabel. II. Die Tierfabel in der vorklassischen Zeit.

Sprechzimmer: H. Stickelberger, Die Lösung der Frage, Was heißt „den Stier bei den Hörnern packen".

2. Heft: A. Wünsche, Die Pflanzenfabel u. s. w. (Schluß): in der klassischen und nachklassischen Zeit.

Sprechzimmer: K. Schmidt, Schweizerdeutsch. — F. Weidling, Zu XV, 726 ff. der Zeitschrift. (Fremdwörter in der Kölner Mundart.) — Nestle, Die Präp. ob im Genitiv.

3. Heft: Ph. Keiper, Imperativische Namen: Nachträge zu Vilmars Sammlung, teils aus eigener Beobachtung, teils aus Zeitungen.

Sprechzimmer: K. Schmid, Weitere Beispiele volkstümlicher Onomatopoesie. [Das am Schluß erwähnte Kartenspiel kenne ich aus meiner Kinderzeit als „Schnipp, schnapp, schnorum, baskulorum" S.]

4. Heft: F. Söhns, Volksetymologische Plaudereien. Orts- u. Straßenamen.

5. u. 6. Heft: Ph. Keiper, Imperativische Namen (Schluß).

Sprechzimmer; R. Sprenger, Zu Grimms Märchen „Hänsel und Gretel" (Hinweis auf ein ähnliches lettisches Märchen).

7. Heft: Sprechzimmer: K. Linde, Zur Redensart „den Stier bei den Hörnern fassen".

8. Heft: Ph. Keiper, Imperativische Namen (Nachtrag).

Sprechzimmer: R. Sprenger, Ein „Carino" sein. — K. Löschhorn, Die Grabschrift auf den Lübecker Bürgermeister Kerkering. — Ders., Der deutsche Ursprung des schwedischen „Smörgaastisches".

Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. Jahrg. 1902.

Nr. 1: M. Wingenroth, Kachelöfen und Ofenkacheln des XVI., XVII. u. XVIII. Jahrhunderts im germanischen Museum auf der Burg und in der Stadt Nürnberg (Fortsetzung): Dritte Phase der Hafnerei Nürnbergs; Georg Vest und die Leupolds; beginnt gegen 1600. „Das streng Architektonische tritt zurück hinter einem reicheren plastischen Schmuck, ferner an den Ecken und auf den großen Kacheln reiche, in flachem oder hohem Relief vorzüglich modellierte Scenen oder große Porträts".

H. Heerwagen, Fränkische Dorfordnungen. 2. Dorfordnung von Serrfeld (im Grabfeld): Abschrift vom Jahr 1535. Ein „Schultes" wird eingesetzt. Streitende Frauen sollen einen Stein um die Kirche tragen. Der Schultes und die zwei „Heilgenmeister" haben den neuen Schultes zu wählen. Klagen sollen erst an den Schultes gebracht werden. Derselbe soll auch die Vollmacht haben „**lassen lewten oder schreien den hawsgenossen zw einer mael**".

H. Heerwagen, Aus einem Nürnberger Bürgerhause zu Ausgang des 15. Jahrhunderts. **Inventarium Dorothea Hanns Wynnterin seligen geschäffts vormunde oder Executorum.** 1486: Verzeichnis des gesamten Nachlasses der genannten Dorothea Winter.

Nr. 2: A. Lichtwark, Festrede: Ueber Meister Bertram (Ende des 14. Jahrh.).

F. Schultz, Zur mittelalterlichen Holzplastik in Schleswig-Holstein (Fortsetzung und Schluß).

H. Stegmann, Die Holzmöbel des germanischen Museums, Einleitung: Kurzer historischer Überblick über die Entwickelung der Möbel. Von den Bauernmöbeln wird gesagt: „Wann und wo zuerst eine deutliche Scheidung des bäuerlichen Lebens, seiner Gewohnheiten, seiner Einrichtungen vom höfischen und städtischen in Deutschland stattfindet, läßt sich in einer allgemein gültigen Weise nicht feststellen. Soweit überhaupt von einer bäuerlichen, besonderen Kultur die Rede sein kann, wird dieselbe schwerlich vor dem spätesten Mittelalter an einzelnen Stellen eingesetzt haben. — — Von einer eigentlichen bäuerlichen Art der Wohneinrichtung kann wohl erst seit dem 17. Jahrhundert gesprochen werden. Recht eigentlich finden wir aber die bäuerlichen Möbel erst im 18. Jahrhundert".

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Bd. XXVII.

1. Heft: R. Löwe, Ostgermanisch-westgermanische Neuerungen bei Zahlwörtern: 4—20.

C. Uhlenbeck, Zur gotischen Etymologie.

W. van Helten, Über Marti Thincso &c.: (Altarinschrift zu Borcovicium). H. hält Thincso für die überlieferte Schreibung, durch die der Steinmetz *þinhso wiedergeben wollte; dieses unter Heranziehung des Aslov. als „Kämpfer" erklärt; alaesiagis = „den Kriegsehre, Sieg verleihenden"; Bede = die „Schrecken erregende Göttin", Fimmilenie = die „Kriegsgewandtheit verleihende". Exk. I: Langobard. gairethinx. Exk. II: Tuihanti.

F. Saran, Zu den Liedern der Jenaer Handschrift (Nachträge zur Rhythmisierung).

F. Saran, Zu Walther 84, 30 und 18, 1—28: Wachskerzen als Symbol zur Freilassung?

2. Heft: H. Molz, Die Substantivflexion seit mittelhochd. Zeit. I. Teil.

H. Osthoff, Fechten.

F. Solmsen, Über einige Abkömmlinge der Zweizahl in den germanischen Sprachen.

W. van Helten, Weiteres zu langob. gairethinx und thinx.

B. Kahle, Zu Beitrag 26,1 f. 319 f.: Kampf des Vaters und Sohnes in Island (Landnáma).

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. Bd. 108.

1. u. 2. Heft: E. Bleich, Die Märchen des Musäus, vornehmlich nach Stoffen und Motiven: I. In „Dämon Amor" frei erfindende Dichterthätigkeit, in „Libussa", Behandlung einer gedruckten Vorlage. II. Erzählungen nach volkstümlichen Überlieferungen. „Richilde" und Sneewittchen mit einander verglichen.

M. Förster, Das lateinisch-altenglische Fragment der Apokryphe von Jamnes und Mambres: Hinweis auf den Aufsatz von James in dem „Journal of theological studies" 1901 und erneuter Abdruck des Fragments nebst Erörterung über das in ihm belegte Wort heagorūn und Anführung von 2 Anspielungen auf die Apokryphe in altenglischen Werken.

E. Köppel, Lydgates „Vowes of pecok“: Sitte beim Verspeisen eines Pfaues Thaten zu geloben (Pfauengelübde).

F. Holthausen, The pride of life: Versuch einer Wiederherstellung des Textes der alten Moralität.

Kleine Mitteilungen: K. Burdach, Zum Ursprung der Salomo-Sage: In den magischen Werkzeugen (Ring und Horn) und den fabelhaften Lokalitäten (Krypta am See Bethesda), die von den Jerusalempilgern angestaunt wurden (wofür Zeugnisse beigebracht werden), liegt der Ausgangspunkt für die Salomosage des M. A.s.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen: S. 152 ff. Bericht Brandls über den gegenwärtigen Stand der Beowulfforschung; S. 157 f. Mackel, über Wesen und Entstehung der Dialekte; 158 f. Roediger, über Braunes Untersuchung der Nibelungenhandschriften; 163 f., Berneker, über die Volksepik der Russen; 164 f. Krüger, Wie werden Abstrakta zu Konkretis.

3. u. 4. Heft: E. Bleich, Die Märchen des Musäus (Fortsetzung): „Die Nymphe des Brunnens“ verglichen mit Grimms Allerleirauh und Marienkind, sowie Perraults Peau d'âne und La belle au bois dormant. „Ulrich mit dem Bühel“, Hinweis auf Perraults Riquet à la houpe, auf Frau Holle und die Gold- und Pechmarie; auch dem Motiv des goldene Eier legenden Huhns wird nachgegangen. „Die Bücher der Chronika der 3 Schwestern“ und die 3 Tierbrüder im Pentamerone.

F. Holthausen, Die Quelle des mittelenglischen Gedichtes „Lob der Frauen“: Abdruck der altfranzösischen Quelle und des verbesserten englischen Textes.

Beurteilungen und kurze Anzeigen: R. Much: F. Panzer, Hilde-Gudrun: M. nimmt nur Verwandtschaft der Geschichte von Hetel und Hilde mit dem Goldenermärchen (dem Grimmschen Nr. 136 entsprechend), nicht direkte Abstammung von demselben an. Zu dem Gärtnermotiv werden orientalische Parallelen gebracht. Das Motiv der Totenerweckerin zeige germanischen Charakter. Die Ableitung der eigentlichen Kudrungeschichte aus dem Apolloniusroman wird zurückgewiesen, vielmehr erblickt M. in der Hilde und Kudrunsage zwei Jahreszeitmythen, die an den Gegensatz von Winter und Sommer anknüpfen. Ludwig stammt aus der Sage von Chlodwigs Brautwerbung, die mit der vom König Snio (bei Saxo) große Ähnlichkeit hat. Auch Herwig bezw. Herbort sind mythologischen Ursprungs.

Anglia. Zeitschrift für englische Philologie. Bd. XXV.

2. Heft: F. Holthausen, Das Spiel der Weber von Coventry. I. Text.

3. Heft: S. 238 f. Eine Erzählung der Aphra Behn beruht auf dem Brauch, am Hohneujahrsfest diejenigen zum Bohnenkönig und zur Bohnenkönigin zu ernennen, denen zwei in einen Kuchen gebackene Bohnen zugefallen waren.

Englische Studien Bd. 31.

1. Heft: M. Förster, Frühmittelenglische Sprichwörter: Die ersten 18 aus einem lateinisch-französischen Miscellancodex der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Cambridge sind bereits gedruckt in der ersten Ausgabe

von J. Kemble's **Salomon and Saturnus**, die indessen bis auf 20 Exemplaren vom Verfasser eingezogen worden ist, die übrigen 6 werden aus Publikationen P. Meyers und Stengels wieder abgedruckt.

Zeitschrift für romanische Philologie. Bd. XXVI.

1. Heft: **Massèra, Su la genesi della raccolta Bartoliniana.**

Gignoux, La terminologie du vigneron dans les patois de la Suisse romande.

C. Michaëlis de Vasconcellos, Randglossen zum altportugiesischen Liederbuch (Fortsetzung).

Andresen, Bruchstück eines altfranzösischen **Mystère**: aus einer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, in Versen, den Märtyrertod der Apostel Petrus und Paulus behandelnd.

G. Baist, Die Kasseler Glossen.

2. Heft: **L. Gignoux, La terminologie du vigneron** 2c. (**Suite**).

O. Klob, Beiträge zur Kenntnis der spanischen und portugiesischen Gral-Litteratur.

Michaëlis de Vasconcellos, Randglossen (Fortsetzung).

Th. Gartner, Fünf rumänische Mundarten der Bukowina.

3. Heft: A. Becker, Der pseudohistorische Alberich: Alberich, Chlodios Sohn, der aus den Annalen des Hennegau von Jakob v. Guise bekannt ist, ist eine willkürliche, bewußt lügenhafte Erfindung eines Chronisten des 13. Jahrhunderts ohne sagengeschichtlichen Hintergrund.

L. Sütterlin, Zur Kenntnis der heutigen pikardisch-franz. Mundarten.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur Bd. XXIV.

Heft 1 u. 3: J. Ulrich, Die altfranzösische Sprichwörtersammlung. **Proverbes ruraux et vulgaux**: Neue Ausgabe der **Proverbes** mit französischen Parallelen.

E. Wechßler, Frauendienst und Vassalität (bei den Troubadours).

Heft 5 u. 7: J. Ulrich, Die Sprichwörtersammlung **Jehan Mielot's**: Abdruck dieser Sammlung aus dem Jahre 1456.

Revue Celtique. Vol. XXIII.

Nr. 1: **H. Dottin, Une version inlandaise du Dialogue du corps et de l'âme attribué à Robert Grosseteste.** (Ausgabe.)

J. Strachan, The Vienna fragments of Bede.

Th. Reinach, L'Hercule gaulois à Salins: R. vermutet, daß die von **Aymar du Rivail** mitgeteilte Inschrift **Herculei Ogmio** zu lesen sei.

Nr. 2: **E. Ernault, Chansons populaires de la Basse-Bretagne.**

Indogermanische Forschungen. XIII.

Heft 1 u. 2: R. Löwe, Die Krimgotenfrage.

Annalen der Naturphilosophie, herausgegeben von W. Ostwald. I. Band.

2. Heft: Chr. D. Pflaum, Prolegomena zu einer völkerpsychologischen Untersuchung des Zeitbewußtseins: Erörterungen prinzipiellen und methodologischen Inhalts, die in 4 Gruppen gegliedert sind: 1. über die Natur und den Wert der Tatsachenquellen: 2. über die Verwendbarkeit der

ermittelten Tatsachen in Rücksicht auf ihre von einander verschiedenen Bedingungen; 3. über den geeignetsten Gesichtspunkt für die Ordnung des Materials; 4. über den Erkenntniswert der Tatsachen der Völkerpsychologie in Konkurrenz mit den Ergebnissen der Individualpsychologie. Man darf nach diesen Vorerörterungen auf die in Aussicht gestellte Untersuchung des Zeitbewußtseins gespannt sein.

3. Heft: B. Delbrück, Das Wesen der Lautgesetze.

Fr. Ratzel, Die Zeitforderung in den Entwickelungswissenschaften I.: Den phänomenologischen Wissenschaften (Physik, Chemie, Physiologie) stellt R. die Entwickelungswissenschaften oder geschichtlichen Wissenschaften gegenüber, für die Bestimmung der Zeitfolge und der Zeiträume die Hauptaufgabe ist. Auch in ihnen lassen sich Gesetze erkennen, nur muß man die Gesetze des äußeren Verlaufes von denen der inneren Entwickelung getrennt halten. Die Bewegungen des Lebens auf der Erde werden hauptsächlich bestimmt von Gesetzen des Raumes (z. B. dem Gesetz der wachsenden Räume), Gesetz der Lage (z. B. Gesetz der räumlichen Sonderung) und allgemeinen Bewegungsgesetzen (z. B. Fortschreiten zu größeren Bewegungsleistungen). Schwieriger ist die Erkenntnis der inneren Entwickelungsvorgänge; man darf heute nur von einem einzigen allgemeinen inneren Entwickelungsgesetz sprechen, dem der Variation. — Die weiteren Teile der auch für die Prinzipien der Volkskunde wertvollen Abhandlung behandeln: Rückblick auf Hulton, Lamarck, von Hoff, Lyell; Reste und Spuren zeitarmer Anschauungen; die Rastvorstellungen.

4. Heft: K. Lamprecht, Der intellektualistische und ästhetische Charakter des individualistischen Zeitalters der deutschen Geschichte (16.—18. Jahrhundert): In den Einleitungsworten stimmt L. den Ausführungen Ratzels in Heft 3 zu, hält aber einige Ergänzungen und Umdeutungen für nötig. Die Erkenntnis von Entwickelungsgesetzen in der Geschichtswissenschaft noch in ihren Anfängen; einen Beitrag hierzu die nun folgende geistreiche Darstellung der Entwickelung des Denkens und der Auffassung innerhalb des deutschen Volkes vom 16.—18. Jahrhundert.

Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 15. Bd.

III. Heft: J. Kohler, Rechte der deutschen Schutzgebiete. V. Recht der Betschuanen: Zerfall alter Einrichtungen und Übernahme rationeller moderner Ideen. Totemismus bei den Barongas. Cult der Verstorbenen. Zum Teil noch Kaufehe. Avunculat bei den Basutos. Namengebung. Jünglingsweihe. Frühere Gottesprobe zur Bezeugung der Keuschheit. Vermögensrecht. Staatsrecht. Strafrecht. Rechtsgang. VI. Das Recht der Hottentotten: Totemistische Züge nur noch in der Sage. Glaube an ein Fortleben der Ahnen. Trauerjahr. Die Ehe bei den heidnischen H. polygyn. Spuren der Raub- und Kaufehe. Tobiasnächte. Reste des Mutterrechts. Rest der Jugendweihe bei den Mädchen. Gastfreundschaft. Blutrache und Talion früher.

Géza Révész, Das Trauerjahr der Witwe: Einl.: Vorstellungen primitiver Völker von dem längere Zeit dauernden irdischen Fortleben der Seelen nach dem Tode. Die Furcht vor schädlichen Einwirkungen dieser Geister führt bei einer Gruppe von Völkern dazu, durch Gewalt oder List ihr

Fortwirken unmöglich zu machen; eine andere allgemeinere Gruppe will die Geister aussöhnen: den Toten werden Speisen, Waffen, Kleider, Geld mitgegeben; Tier- (Pferd-) und Menschenopfer. Zu letzteren rechnet der Verfasser auch die Vendetta. Im Verlauf der späteren Entwickelung weicht die Furcht der Ehrfurcht. § 1. Das Trauerjahr der Witwe beruht auf dem Aussöhnungsgedanken; daraus entsteht zunächst der Suttiismus, die Witwenverbrennung. § 2. Ferner das Verbot einer zweiten Heirat, das ewige Trauerjahr, aus dem sich das Trauerjahr von fest bestimmter Dauer entwickelt. Die längeren Trauerjahre von 3—7 Jahren werden allmählich verringert. Materielle Momente, wie Weiberknappheit, die Notwendigkeit der Versorgung der Kinder drängen die Grenzen des Trauerjahrs abwärts, während andere Faktoren, wie das Eigentumsrecht des Mannes nach aufwärts wirken. § 3. Der Gedanke der Unreinheit des Toten und der Witwe beeinflußt das Festhalten des Trauerjahrs. § 4. Auf noch höherer Stufe wirkt in dieser Richtung die Erkenntnis der Wichtigkeit der Familienzugehörigkeit, die die Krystallisierung des Trauerjahres herbeiführt.

Archiv für Religionswissenschaft. 5. Bd.

1. Heft: J. v. Negelein, Bild, Spiegel und Schatten im Volksglauben: Leben der Seele an den Leib geknüpft; daher Substituierung von Körperteilen oder Bildern für Verstorbene. Vorstellung vom Doppelgänger. Nachbildungen treten im Zauber an Stelle des Originals. Abneigung gegen das Malen und Photographieren. Der Schatten vielfach mit dem Leben oder der Seele identifiziert. Mit den vom Schattenbild hervorgerufenen abergläubischen Anschauungen und Gebräuchen sind wesensgleich die vom Spiegelbild erzeugten. Daraus Folgerungen für das Wesen des primitiven Seelenglaubens gezogen. Ein Anhang berührt die Frage der Vererbung und Namengebung mit Hinweis auf Fr. Giesebrechts Buch über die alttestamentliche Schätzung des Gottesnamens.

A. Döhring, Kastors und Balders Tod: nimmt einen gemeinsamen altindogermanischen Sagenstoff an, der die Liebe von Sonne und Mond behandelt. Kastor und Balders Tod durch den Idas-Hotherus, den mondbeglückten, von dem Dunkelgott abstammenden Berggeist, den Blinden bedeutet den Sonnenuntergang, Lynkeus-Loki den Abendstern, der Mistelzweig dessen Strahl.

Miscellen: Sartori, Ersatzmitgaben an Tote: Ersatz des verlorenen Leichnams durch Puppen u. dgl., oder einzelner Glieder durch künstliche Nachbildungen; figürlicher Ersatz der Menschen- und Tieropfer; auch Besitztümer des Toten, insbesondere Waffen und Werkzeuge aller Art werden in wertlosen Nachbildungen oder in Verkleinerungen den Leichen mitgegeben; endlich auch Speisen in ungenießbarer Nachbildung oder Nachbildungen von Fahrzeugen. Zahlreiche Belege für alle Arten der Ersatzmitgaben.

2. Heft: Döhring, Kastors und Balders Tod (Schluß).

E. Siecke, Max Müllers mythologisches Testament: Eine Beurteilung von M. Müllers Wirksamkeit, die sich an seine „Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie" anschließt. Seine Gesamtauffassung wird verteidigt, aber getadelt wird, daß er die Etymologie zum Ausgangspunkt macht, und daß er

oft unbestimmte und verschwommene Erklärungen bevorzugt. An 2 Beispielen wird dies gezeigt, an den Deutungen der vedischen Mythen von den Açvins und ihren Verwandten und der Demetersage.

Miszellen: Hardy, Narrenfest in Altindien — ein Fest zur Austreibung der bösen Geister? (Glaubt, daß der Bericht über ein Narrenfest in Buddhagosas Kommentar zum Dhammapada auf tatsächlicher Grundlage beruhe und sucht durch Parallelen darzutun, daß es sich um eine volkstümliche Feier der Geisteraustreibung handele). — J. v. Negelein, Die Luft- und Wasserblase im Volksglauben. — F. Branky, Himmelsbriefe. (3 aus Nordböhmen werden abgedruckt, sowie eine gereimte „Biblische Stundenuhr für fromme Christen" mit biblischen Belegen für die Zahlen von 1—12.)

3. Heft: W. Geiger, Buddhistische Kunstmythologie: Skizze auf Grund der beiden Bücher von Grünwedel: „Buddhistische Kunst in Indien" und „Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei".

E. Lehmann, Zur Charakteristik des jüngeren Avesta.

B. Meißner, Babylonische Bestandteile in modernen Sagen und Gebräuchen: Fortleben des Kampfes des Bel gegen das Chaos im sog. Weltschöpfungsepos in dem Kampf des Babylon. Marduk gegen Tiamat; letztere lebt als Hule noch heute im Volksglauben des Irak. Der Gerichtstag des Marduk auf Neujahr lebt weiter im Talmud und hat seine Spuren in Neujahrsgebräuchen der modernen Juden hinterlassen. Der Nisuthros des Gilgamosepos lebt weiter als Chidr. Einen Brauch aus Bagdad erzählt v. Oppenheim: „In B. pflegt, wenn ein Kind den ersten Schwimmunterricht nimmt, die Mutter ein oder mehrere Lämpchen angezündet auf einem Stückchen Holz den Fluß herabschwimmen zu lassen, damit Chidr-Elias nicht die Seele des Kindes behalte. Nach dem Volksglauben soll Chidr selbst im Tigris wohnen". Tammuz-Adonis lebt in dem islamischen Hoseins weiter. Wichtigkeit der folkloristischen Erforschung des modernen Irak.

R. Lasch, Die Ursache und Bedeutung der Erdbeben im Volksglauben und Volksbrauch: I. Die Erdbeben entstehen durch den Einfluß von Dämonen, die meist ihren Sitz in der Erde haben. II. Der erdbebenerzeugende Geist trägt die Erde. 1. Geister und Reisen. 2. Tiere als Erdträger. a. Schildkröte. b. Fisch. c. Schlange.

Miszellen: J. v. Negelein, Die abergläubische Bedeutung der Zwillingsgeburt: Zu dem Glauben, daß Zwillingsgeburten Unglück bedeuten, wird Material aus der altindischen Litteratur, aus Assyrien und Babylonien und von heutigen Naturvölkern beigebracht. In einem indischen Text Doppelgeburt auf Doppelbefruchtung zurückgeführt. Ehebruch.

Zeitschrift für Sozialwissenschaft. V. Jahrg.

Heft 1: T. Thomas, Der Ursprung der Exogamie: Sein Material nimmt der Verfasser aus dem Leben der australischen Eingeborenen. Die jüngeren Männer in dem Erwerb von Frauen durch die älteren beeinträchtigt. Sexuelles und wirtschaftliches Interesse derselben, die Weiber ihrer Gruppe nicht aus der Hand zu geben. Sitte des Entlaufens. Raub dagegen wird selten ausgeübt. Man sicherte sich Weiber aus fremden Gruppen durch Tausch gegen Schwestern oder Töchter. Das bewegende Interesse bei der Exogamie ist die Vertrautheit mit den Frauen innerhalb der Gruppe und das Fehlen

einer solchen gegenüber den Weibern außerhalb der Gruppe. Liebesleidenschaft unter den Naturvölkern.

Miszellen: Fortschreitende Volksbildung in der Schweiz. (Ergebnisse der Rekrutenprüfungen in den letzten 2 Jahrzehnten.)

Heft 2: R. Lasch, Über Vermehrungstendenz bei den Naturvölkern und ihre Gegenwirkungen. I. Populationszunahme und präventive Hemmungen bei den Sammlern (unsteten Völkern). 1. Australien: künstlicher Abortus und Kindermord häufig geübt und dadurch die wünschenswerte Stabilität der Bevölkerungsziffer hergestellt. 2. Eskimos und andere Hyperboräer. 3. Indianer: die Vermehrungspotenz ist bei der indianischen Rasse geringer, trotzdem Abortion und Kindermord, Beseitigung der Altersschwachen und Kranken in hohem Maße üblich. 4. Die Sammelvölker Afrikas.

Miszellen: Zur Frage der Entwicklung von Handwerk und Mittelstand.

Heft 3: R. Lasch, Über Vermehrungstendenz u. s. w. (Fortsetzung): II. Bevölkerungszunahme und Vorkehrungen gegen dieselben bei den niederen Ackerbauern. Auch bei den Südseeinsulanern Kindermord und Abortion häufig.

Miszellen: Das Steingeld in Afrika und in der Südsee. (Nach H. Schurtz und Senfft.)

Heft 4: R. Lasch, Über Vermehrungstendenz u. s. w. (Schluß): Malayen, südliches Asien, Guanchen. — Mit der Zunahme des Nahrungsreichtums wird auch der Wert der Nachkommenschaft mehr geschätzt: Verachtung der Sterilität bei Negervölkern. — Maßregeln zur Erzielung der Sterilität beim Mann kommen selten vor. — Alten- und Krankentötung, dort am meisten üblich, wo auch Kindermord und Abortion herrschen. Resultate: 1. Die Bevölkerung hat bei den Naturvölkern nicht die Tendenz, über die Unterhaltsmittel hinaus zu wachsen. 2. Das Fehlen der Tendenz erklärt sich damit, daß die potentielle Vermehrbarkeit bei den Naturvölkern durch physiologische und biologische Momente reduziert und dem Ernährungsspielraum angepaßt wird. 3. Künstliche Hemmungsmaßnahmen verschiedener Natur sind ausgiebig im Werke und führen selbst dazu, daß zwischen Volksmenge und Unterhaltsmitteln ein Mißverhältnis besteht, derart, daß letztere über die ersten hinauswachsen.

Heft 5: J. Lippert, Über den Ursprung des Adels an der Hand der Geschichte des Adels in Böhmen.

Miszellen: Die Entstehung der Gesellschaft. (Nach Vorträgen von H. Schurtz.)

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie. XXVI. Jahrg. (N. F. I.)

1. Heft: S. R. Steinmetz, Der erbliche Rassen- und Volkscharakter: 1. Aktualität und Bedeutung des Problems für Theorie und Praxis. 2. Die richtige Fassung des Problems. 3. Die Möglichkeit von erblichen Rassencharakteren. 4. Die Geistesanlage der Naturvölker. 5. Die Rassencharaktere der Semiten und Germanen. 6. H. Europaeus contra H. Alpinus. 7. Die Volkscharaktere innerhalb einer Rasse.

2. Heft: A. Vierkandt, Die Selbsterhaltung der religiösen Systeme: Einl.: Das Problem die Zweckmäßigkeit des sozialen Lebens kausal zu begreifen. — Die Gründe für die Selbsterhaltung der religiösen Systeme:

1. Betrug. 2. Falsche Statistik (des Gedächtnisses). 3. Das Urteil wird dem Erfolge angepaßt. 4. Unkontrollierbare Behauptungen oder unerfüllbare Forderungen werden aufgestellt. 5. Suggestive Wirkungen. 6. Wirkungen der Furcht. 7. Folter und Gottesurteile. 8. Träume und Ekstasen.

3. Heft: C. M. Gießler, Über den Einfluß von Kälte und Wärme auf das seelische Funktionieren des Menschen: S. 327 f. Bei heftiger Kälte erfährt unsere Empfindung für das Ästhetische eine Abschwächung. — — Die grönländischen Eskimos legen eine auffallende Gleichgiltigkeit für Unästhetisches an den Tag. „Sie dulden in unmittelbarer Nähe ihrer Erdhütte die ekelhaftesten Dinge. Die Frauen halten nur so lange auf Reinlichkeit ihres Leibes, als sie unverheiratet sind, nachher legen sie keinen Wert mehr darauf." S. 333. Ungünstige Beeinflussung des Vorstellens durch Hitze. Neigung der unzivilisierten Kaffern zur Gedankenlosigkeit. — Der Schönheitssinn der Südländer, durch die Hitze erschlafft, „vermag durch die stille Schönheit der Natur nicht erregt zu werden". Vorliebe für grotesken Schmuck, zwecklose Pracht, Überladung. „Die Empfindung für das Unästhetische wird durch Hitze bei Nordländern im allgemeinen stärker". Reinlichkeit der Neger der nördlichen Gegenden Amerikas. Bei den Tropenbewohnern das Gefühl für das Unästhetische abgestumpft. S. 334 f. Auf das affektive Leben wirkt die Hitze im allgemeinen dämpfend ein; jedoch erzeugt längere Beeinflussung durch Hitze einen gleichsam latenten Erregungszustand. Die Kaffern gewöhnlich träge, aber, wenn einmal erregt, zu Exzessen geneigt. In moralischer Hinsicht bewirkt die Hitze eine Schwächung der Tatkraft. Ausschweifungen, Trinkgelage, Grausamkeit, Leichtsinn und Leidenschaftsausbrüche der Neger.

A. Vierkandt, Natur und Kultur im sozialen Individuum. 1. In welchem Sinn sich die Begriffe Natur und Kultur auf den Bewußtseinsverlauf des Einzelnen anwenden lassen. 2. Geisteswissenschaften, wie die Psychologie, allgemeine Kultur- und Gesellschaftslehre, vergleichende Sprach- und Rechtswissenschaft, Völkerkunde haben es in absteigender Intensität mit der Naturseite des Menschen zu tun, haben also in diesem Sinne einen naturwissenschaftlichen Charakter. 3. Der Sprachgebrauch des täglichen Lebens legt der Natur des Menschen die Prädikate der Niedrigkeit, Armut und Unverfälschtheit bei. 4. Auseinandersetzung mit Heinrich Rickert.

Register.[1]

Von Karl Helm, Gießen.

[1]) Geographische Namen jeder Art sind in Antiqua gedruckt.



Hessische Blätter für Volkskunde

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Adolf Strack

Band II.



Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1903

Beiträge und Rezensionsexemplare wolle man an den Herausgeber, Prof. Dr. Adolf Strack in Gießen, Alicestr. 16 senden.



Hessische Blätter für Volkskunde

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Adolf Strack

Band II.



Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1903

Inhalt.

Bücherschau:

Zeitschriftenschau für 1902: Seite

Beiträge für die „Blätter", Tauschschriften und Rezensions-exemplare wolle man an die Redaktion (Prof. Dr. Strack, Gießen, Alicestr. 16) senden.

Hessische Blätter für Volkskunde

Band II 1903 Heft 1

Worin erkennt der Bauer des nördlichen oberen Vogelsberges Dasein und Wirken Gottes?

Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde Hessens

von

O. Schulte, Beuern.

Es sei mir gestattet, gewissermaßen als Einleitung, zu erzählen, wie ich dazu kam, mich mit religiöser Volkskunde zu beschäftigen.

Ein einsames Dorf, Engelrod, weitab von jedem Verkehre gelegen, war die erste Stätte meiner geistlichen Wirksamkeit. Nach den nächstgelegenen Eisenbahnstationen Lauterbach und Mücke hatte man 3, bezw. 4 Stunden zu gehen. Wohl ging durch das Dorf die Staatsstraße Schotten—Lauterbach, aber eine belebte Verkehrsstraße war sie nicht. Es war so recht ein Platz, wo „die Welt mit Brettern zugeschlossen" war. Die Bevölkerung war in der Hauptsache richtige Bauernbevölkerung, die noch an den Werktagen das selbstgewebte Zeug trug und mit einer gewissen Geringschätzung auf die Leute von der „Zwirnseite" herabsah. In dieses Dorf schlugen die Wellen der großen geistigen Strömungen, die unser Volk bewegten, nicht. Auch die pietistischen Gedanken waren diesem Volke ganz und gar ferngeblieben, wenn auch einzelne Familien einmal im Jahre in alter Überlieferung von einem Prediger der Brüdergemeinde aufgesucht wurden. Der Bauer kam selten — nur an den Markttagen — nach Lauterbach und Schotten, und zwar nur Geschäfte halber. Seine Zeitungen waren in der Hauptsache das Kasseler und — in geringem Maße — das Hessisch-evangelische Sonntagsblatt. Einige wenige in den 5 die Pfarrei bildenden Dörfern hielten das Kreisblatt, vor allem die Wirte, und die Bürgermeister daneben von Amtswegen die Darmstädter Zeitung, die meist,

nachdem die Ernennungen, Todesanzeigen und Einiges aus dem „Vermischten“ und dem „Großherzogtum“ gelesen waren, rasch ad acta gelegt wurden.

Wie ich mich in das praktische Amt hineinstürzte, vor allem in die Krankenseelsorge! Und wie töricht mir damals jenes Wort eines älteren Geistlichen schien, der lange im Gebirge stand, daß man in Predigt und Seelsorge erst dann rechte Erfolge erziele, wenn man 1000 Predigten gehalten! Waren wir nicht auf der Universität wie im Seminar vortrefflich vorbereitet worden! Glühte nicht in allen Herzen der Eifer für das Evangelium? Was brauchte man da noch mehr!

Von Jugend auf in der Stadt aufgewachsen, kam ich in das Dorf mit den Anschauungen vom Lande, die auch wohl die meisten Städter haben. Der Bauer ist derselbe Mensch, wie dieser, hat dieselben Grundanschauungen, dieselben Grundbegriffe. Nur fehlt ihm das Wissen und der Schliff, die Bildung. Ein wenig Dummheit ist auch dabei. Man hat also demgemäß möglichst einfach und verständlich zu predigen; mit solchen großartigen Ausdrücken wie „christliche Weltanschauung“, „in sich geschlossene Persönlichkeit“ und ähnlichen, die wenigstens zu meiner Zeit in vielen Kandidaten-Predigten, -Vorträgen und -Ansprachen auftraten, überhaupt mit der abstrakten Redeweise, die die Beschäftigung mit den Wissenschaften so leicht gibt, hat man aufzuräumen oder, besser, sie ins Konkrete zu übersetzen, die Bilder und Gleichnisse möglichst dem Gebiet zu entnehmen, das der Bauer kennt, — dann hat man so ziemlich, was zu einer rechten Wirksamkeit in bäuerlichen Verhältnissen gehört.

Ich habe in ernstem Vornehmen, mich an solche Grundsätze zu halten, mein Amt begonnen. Und wie es dem Menschen geht, der eine Sache für ganz selbstverständlich ansieht, es ist mir in den ersten Jahren gar nicht eingefallen, diese Anschauung auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Wohl wurde es mir befremdlich, daß ich bei der Krankenseelsorge, in der Besprechung religiöser Gedanken und der Predigt mit Einzelnen nicht das Echo hörte, auf das ich wartete. Ich schrieb es der eigenen Ausdrucksweise zu und machte mir Vorwürfe. Später, als ich etwas besser mit dem Charakter des Bauern bekannt wurde, schob ich die Schuld auf seine große Verschlossenheit. Aus diesem Wahne wurde ich gewaltsam aufgerüttelt durch zwei Erlebnisse, die mich eine Zeit lang ganz verwirrten. Ich erzähle sie so, wie ich sie mir unmittelbar nachher selbst aufgezeichnet habe.

Es hatte im Herbste fortwährend geregnet, und die Frucht konnte nicht heimgefahren werden. Da traf ich einen sehr tüchtigen, braven Mann, den Vorsitzenden eines Gesangvereins, und wir redeten über diese Not. Als ich die Hoffnung aussprach, es werde wohl jetzt bald besseres Wetter werden, da die Zeitungen das Herannahen anderer Witterung meldeten, meinte er: „Herr Parr, das ist auch naut. Zuerst hab' ich gedacht, in der vergangenen Woch' müßt' es anners werden. Denn der 100 jährige Kalender hat's gesagt. Aber das war auch naut. Dann ging ich letzten Sonntig mit Mutter, Frau und Schwester in die Kirch' und schlossen 's Haus zu. Da wird's doch sonst anners. Aber das war auch naut. Und da soll das aut sein, das in der Zeitung steht?"

Das war das eine Erlebnis. Und das andere, das kurz nachher folgte, war dies:

Es kam eines Tages aus einem Filialorte zu mir ein älterer Bauer, der in der Gemeinde das Rechneramt bekleidete, und meldete mir den Tod seiner Mutter an. Ich frug, wie lange sie krank gewesen sei. „Ach, Herr Parr, so ner Wochener sechs. Es war e hart Stickelche für uns", sagte er. Ich frug weiter, warum er mich nicht früher von der Krankheit benachrichtigt habe, da er doch wisse, daß ich sie gern besuche. „Ja", antwortete er, „um Ihne die Wahrheit zu sagen, dazu war uns die alt' Frau doch zu lieb". Erstaunt frug ich, was das heißen sollte. „Nu", sagte er, „Se kenne doch den Glauben. Wenn der Herr Parr zu dem Kranken kommt und über ihn bet', dann scheidt sich's (d. h. er bringt mit seinem Gebet die Entscheidung über Leben und Tod), und das wollten wir ihr doch nicht antun. Dazu war uns die alt' Frau doch zu lieb".

Mancher mag, wenn er das Vorstehende liest, bei sich denken: „Seltsamer Aberglaube!" und hätte das als ein etwas, das Einzelne angeht, leicht getragen. Ich konnte es nicht; für mich wurde es der Ausgangspunkt der Beobachtung bäuerlichen Lebens. Ich fing an, aufzuschreiben, was ich erlebte, das Einzelne zusammenzustellen. Bei dieser Arbeit leitete mich nicht zum kleinsten Teile der Wunsch, recht in die Gedankenkreise der Gemeinde hinein zu predigen. Ein benachbarter Amtsbruder, mit dem ich einmal über diese Dinge sprach, gab mir Gebhardts: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre". Mit großem Eifer bin ich an das Studium dieses Buches gegangen. Aber der Bauer, dessen Zeichnung ich dort fand, war, wenn er auch in vielen Stücken meinem Bauer ähnlich sah, doch ein anderer. Und je mehr ich beobachtete und beobachten lernte,

desto mehr fand ich, daß jene beiden Erlebnisse nicht einen vereinzelten Aberglauben darstellten, sondern sich passend in die ganze religiöse Anschauung der Gemeinde einfügten.

Ein einzelnes Stück aus dieser Beobachtungsarbeit unterbreite ich im Nachfolgenden den Lesern dieser „Blätter". Herr Professor D. Drews hat im ersten Hefte des vorjährigen Bandes zur Inangriffnahme einer „religiösen Volkskunde" aufgefordert und selbst in seinem schönen Buche: „Evangelische Kirchenkunde des Königreichs Sachsen" ein Muster gegeben. Möge diese Arbeit als ein Schritt in eine terra incognita gewürdigt werden und nachsichtige Beurteiler finden. —

Der Bauer des Vogelsberges kommt mit einer fest begrenzten und bestimmten Summe von religiösen und mit der Religion in Zusammenhang stehenden Gedanken und Vorstellungen an unsere Verkündigung des Evangeliums heran. Diese Summe, überliefert von Geschlecht zu Geschlecht, bald vermehrt, bald vermindert, bald in einzelnen Teilen verändert, ist ein Erzeugnis früherer Jahrhunderte. Wir haben in unserm Bauernvolke religiöse Gedanken, die noch in die Heidenzeit zurückgehen, aber auch solche, die den katholischen Ursprung an der Stirne tragen. Selbst die Geistesströmungen des Protestantismus, repräsentiert vor allem durch die in den Gemeinden wirkenden Pfarrer, sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen. All' dies Verschiedene, oft einander Widersprechende hat sich zu einem festen Ganzen verbunden. Natürlich ist diese Summe von religiösen Vorstellungen nicht bei allen Einzelnen dieselbe. Bei diesem tritt Dieses, bei einem anderen Jenes hervor oder verschwindet auch ganz. Aber wer Volksreligiosität zeichnen will, hat nicht den Einzelnen, sondern das Allgemeine zu berücksichtigen.

Es ist schon für den Historiker eine dankbare Aufgabe, dem Gesagten im Einzelnen nachzugehen. Hier kann ich nur Einzelnes streifen. Der Gebrauch der „Gesahne" und „Himmelsbriefe", auf deren Stellung innerhalb des religiösen Glaubens unseres Bauern ich nachher zu reden komme, ist sicherlich ein Erbteil der Heidenzeit. Man erinnere sich nur der „Merseburger Zaubersprüche". Die Anschauung vom Pfarrer als einem Manne, der gewissermaßen eine Mittelsperson zwischen Gott und dem Menschen darstellt, ist ebenso gewiß ein Rückstand aus katholischer Zeit. Daß man im Pfarrer daneben noch etwas, wie eine obrigkeitliche Person sieht, die zu befehlen und verbieten hat, ist unverkennbar ein Andenken an jene Zeit, da Staats- und Kirchenregiment eng mit einander verbunden

waren. Der Pietismus hat unserm Vogelsberger Bauern sein Gebetbuch gegeben, das bekannte Starcke'sche.

Auch die Aufklärung hat ihre Spuren zurückgelassen. Die auch im Vogelsberge häufig sich findende Anschauung, daß das „Thue recht und scheue Niemand" die rechte Lebensmaxime darstelle, ist, wenn auch in einer Seite des natürlichen Menschen wurzelnd, durch die Pflichten- und Tugendlehre des Rationalismus sicher nur gekräftigt worden. So ist es nicht ganz unrichtig, wenn einmal gesagt wurde, daß, wer Augen habe zu sehen, einen kurzen Abriß der Religionsgeschichte in unserm Volke sozusagen vor Augen habe.

Aber nicht allein der Historiker, mehr noch der im Vogelsberger Bauernvolke wirkende Geistliche wird großen Nutzen davon haben, wenn er sich mit diesem großen Komplex der verschiedensten Anschauungen in seiner Gemeinde bekannt macht. Ja, er hat geradezu die Pflicht dazu. Nur einige Beispiele aus meiner seelsorgerlichen Erfahrung mögen das klar machen. Der Pfarrer macht einen Krankenbesuch. Er thut's in der Absicht, seelsorgerlich auf den Kranken einzuwirken, sein Leiden als Wegweiser zur ewigen Seligkeit zu erweisen, es in das Licht des göttlichen Wortes zu stellen. Sehr viele aber unserer kranken Vogelsberger Bauern betrachten das Bibellesen und erklären das Beten des Pfarrers an ihrem Bette als Etwas, das ihrem körperlichen Leiden mit die Entscheidung bringt. — Der Pfarrer spricht auf der Kanzel, im Unterrichte vom Glauben und Gläubigsein. Was er darunter versteht, ist klar. Dem Bauer aber heißt gläubig sein im Ganzen (neben dem Fürwahrhalten) auch: an das wunderbare, sinnlich wahrnehmbare Wirken und Walten Gottes glauben. — Der Pfarrer sieht den großen Kirchenbesuch in seiner Gemeinde. Er denkt, die Gemeinde ist gekommen, sich am Worte Gottes zu erbauen. Aber deshalb sind sehr Viele nicht gekommen. Sie haben sich eingestellt, weil der Kirchenbesuch eine Pflicht gegen Gott darstellt, aus deren Erfüllung dem Menschen irdischer Segen erwächst. Diese wenigen Beispiele, die ich noch vermehren könnte, zeigen deutlicher als jede gelehrte Auseinandersetzung, wie nötig es für den Geistlichen ist, mit dem Volksglauben bekannt zu werden.

Es ist bisher nicht möglich gewesen, sich aus Büchern, wie über die Volksreligiosität des Vogelsberges speziell, so auch über hessische Volksreligiosität im allgemeinen zu unterrichten. Wir haben nirgendwo eine eingehende Beschreibung. Pfarrer Allwohn in Petterweil ist es gewesen, der mit seiner Arbeit „Wetterauer

Volksreligiosität" in den „Mitteilungen der Frankfurter Konferenz hess. Geistlichen" [1]) den Anfang gemacht hat. Der auf seine Stelle neu aufziehende Pfarrer ist, wenn er nicht selbst aus der Gegend stammt, darauf angewiesen, sich selbst aus den Erfahrungen, die er in seiner Gemeinde macht, zu unterrichten. Man sagt wohl, daß dies von selbst geschehe. Ich zweifle daran. Es gibt einzelne Pfarrer, die diese Volksreligiosität nie sehen. Sie denken nicht daran, daß es hier eine Diskrepanz auch nur geben könne. Wer hat sie früher auch darauf hingewiesen? Ich selbst gestehe gern zu, daß ich einige Jahre im Amte gestanden habe, ohne sie zu sehen. Widersprochen wird ja dem Pfarrer, im Vogelsberge wenigstens, aus Bauernkreisen heraus in göttlichen Dingen niemals. Dazu ist dort seine Autorität viel zu groß. Lieber schweigt man. Außerdem weiß der Bauer auch sehr wohl, daß seine Himmelsbriefe, Gesahne usw. die Billigung der heutigen Pfarrer nicht finden, und er hält sie so geheim, wie er kann. Und dann, wie viel Zeit braucht nicht der Pfarrer selbst, der die Augen dafür hat und durch den Zaun dieser Heimlichkeit dringt, sich mit dieser Volksreligiosität bekannt zu machen! Er lernt sie nicht von heute auf morgen kennen. Ganz allmählich setzt sich ihm das Bild zusammen.

Aus der Menge der religiösen Gedanken und Vorstellungen greife ich heute ein kleines Gebiet heraus, das sich im Umkreis der Frage: „Worin sieht der Bauer des nördlichen oberen Vogelsberges Dasein und Wirken Gottes?" befindet. —

Der Zweifel an dem Dasein Gottes hat unsern Vogelsberger Bauern noch wenig angekränkelt, wenigstens nicht in der abseits vom Verkehre gelegenen Pfarrei Engelrod. Daß ein Gott ist und lebt, steht ihm über alle Maßen fest. Es waren in genannter Pfarrei allerdings zwei, die Gottesleugner waren und nicht nur dem Pfarrer als solche denunziert wurden. Beide waren zu ihren gottesleugnerischen Gedanken durch einen längeren Aufenthalt in der Fremde gekommen und wurden dadurch in ihnen bestärkt, daß sie von Zeit zu Zeit dahin zurückkehrten. Aber sie waren Ausnahmen. Es kommt ja im allgemeinen auch kaum etwas an unsern Bauersmann heran, das ihn in seinem Glauben irre machen könnte. Er liest sein Sonntagsblatt, besonders gern das Kasseler, das auf der siebenten Seite eine Menge Nachrichten aus seiner Gegend speziell bringt. An Büchern hat er die Bibel, das Starckebuch,

---

[1]) VI. Jahrg. Nr. 2.

einige Landkalender, zuweilen auch einen 10 Pfg.-Schundroman in endlosen Fortsetzungen, oder so ein Buch wie „Die Geisterwelt und die Hellseherin". Was er etwa auf der Reise zur Stadt, nach Lauterbach und Schotten, hört, das kommt meist von Leuten gleichen Glaubens. Ein Geistlicher erzählte mir, daß er eines Sonntags in der Predigt davon gesprochen habe, wie die Natur und Geschichte Gottes Sein beweise, und wie töricht der sei, der an Gott nicht glaube. Im frohen Gefühl, seine Predigt recht anschaulich und volkstümlich gehalten zu haben, stieg er von der Kanzel, aber er wurde recht kleinmütig, als ihm ein Bauersmann, dessen Urteil über die Predigt er herausforderte, nach der Kirche sagte: Er habe sich vergebliche Mühe gemacht. Man wisse das auch schon so. Eine für Anfänger lehrreiche Geschichte! — Wie sehr dieser Glaube an das Dasein eines allmächtigen Gottes in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen ist, zeigt sich darin, daß das Volk unter einem rechten, tüchtigen Mann einen Menschen versteht, der u. a. auch an Gott glaubt. Auch jene beiden Gottesleugner haben es nie gewagt, vor mehr Leuten als vor ihrer Familie sich zu ihrem Unglauben zu bekennen. Sie kamen selbst zur Kirche und vor allem auch zum Abendmahl, um nicht für schlechte Menschen zu gelten. Aber, was sie daheim gesagt, verbreitete sich doch weiter. Ein Amtsrichter in Ulrichstein hatte einst in einem der Pfarrei Engelrod benachbarten Dorfe in einer Brandstiftungssache Zeugen über den Leumund eines der Tat Verdächtigen zu vernehmen. Wie hat er sich nicht gewundert, als ihm da gesagt wurde: „Das ist ein schlechter Kerl, der geht ja in kein' Kirch' und glaubt an kein' Gott", und die Leute ihn sehr groß ansahen, da er meinte, man könne an Gott nicht glauben und doch kein schlechter Mensch sein. Diese schlechthinnige Verdammung eines Ungläubigen, von dem die Leute zudem nicht das geringste Unrecht auszusagen wußten, ging über sein Verständnis. Ein Mädchen erzählte mir: „Wir haben uns immer vor dem Hannes — (es ist einer der zwei Gottesleugner gemeint) — gefürchtet, und beileibe hätte ich ihm nicht in der Nacht begegnen mögen". Und dabei wußte man von ihm nichts Böses. Im Gegenteil, er zeigte manche guten Eigenschaften, so Barmherzigkeit und Treue. Daß mancher Bauersmann seinem bitter gehaßten Feinde daneben noch oft den Unglauben anlügt und ihn, wenn er kann, dem Pfarrer denunziert, erwähne ich nebenbei.

Daß der Glaube an das Dasein eines allmächtigen Gottes in unserm Volke so mächtig ist, kann ja kein Wunder nehmen, wenn

man die ganze Erziehung unseres Bauern ins Auge faßt. Die Mutter prägt ihrem Kindlein die ersten Gebete ein, und wenn sie auch oft als Gebete recht merkwürdig sind, wie das: „Kindelein, bete fein, daß dir Gott mög' gnädig sein!" oder das bekannte „Blut": „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden", so wecken sie doch den Glauben an ein Höheres. In der Schule, in der Kirche, im Konfirmandenunterricht, in der Katechismuslehre hört der Mensch stets den gleichen Ton. Bei den Soldaten lernen die jungen Leute ja wohl manches Üble und Schlechte, aber daß sie im Glauben an Gottes Dasein gestört würden, habe ich noch nicht gehört. Eine Burg, die so fest aufgebaut ist, fällt auch nicht auf ein- oder zweimaligen Anstoß. Mancher junge Engelröder Bursche oder Mann zieht auch wohl zeitweise nach Westfalen, und viele schließen sich dort sehr gerne den Jünglings- und anderen christlichen Vereinen an. Es kommt auch wohl vor und ist mir vorgekommen, daß einer dort im Verkehre mit andern Arbeitern im Glauben an Gottes Dasein irre wurde (— „es ist alles nur Natur!" —), aber als er wiederkam, da umgab ihn wieder das Meer allgemeinen Glaubens und erstickte bald den Zweifel, der keine Nahrung mehr fand. Der Kirchenbesuch und die allgemeine Volksanschauung vom Glauben als wesentlichem Bestandteil eines tüchtigen Mannes tun dabei das Ihre.

Bei unsern Bauern hat sich nun eine bestimmte Vorstellung von dem Wirken und Dasein dieses Gottes herausgebildet. Um sie recht zu verstehen, muß man sich immer die grobsinnliche Vorstellungsweise unseres Bauern vor Augen halten.

Gottes Dasein und Wirken wird darnach erkannt:

1. aus seinem Tun in der Natur,
2. aus seiner strafenden und lohnenden Gerechtigkeit,
3. aus gewissen Wirkungen, die sich an den Gebrauch hl. Worte, Zeichen und Handlungen anknüpfen.

1.

In meiner Pfarrei hatte ich ausschließlich Bauernbevölkerung. Wohl gab es auch in ihr einige Leineweber, die auf Rechnung von in Frischborn oder Lauterbach wohnenden Fabrikanten Handtücher, Geldsäcke usw. webten, einige Handwerker, wie sie jedes Dorf zur Befriedigung der in Betracht kommenden Bedürfnisse braucht, einige Taglöhner, die im Dienste der größeren Bauern standen, einige

Steinklopfer, die an den Chausseen Tag für Tag den Basalt zerkleinerten, aber fast alle waren daneben auch Bauern. Ein Stück Feld für Brotfrucht, einen Acker für Kartoffeln, eine Wiese für Kuh oder Ziege hatte auch der ganz geringe Mann, wenn nicht im Eigentum, so doch in Pacht von der Pfarrei oder Gemeinde. Die Erde gab ihnen Allen Nahrung.

Es ist ganz natürlich, daß Alle deshalb dem Wachstum und Gedeihen der Saat die größte Beachtung schenken. Und nicht nur der Feldfrüchte, sondern auch ganz besonders des Grases. Der Vogelsberg ist das Land der Viehzüchter. Solche Viehbestände, wie in Engelrod in einzelnen Gehöften anzutreffen sind, sucht man in Beuern und andern Dörfern der Umgebung Gießens vergeblich. Mancher Mann, der sich in Engelrod zu den geringen rechnet, hat mehr Vieh als der größte Bauer in Beuern. Man sagt nicht zu viel, wenn man sagt, daß der Bauer des nördlichen oberen Vogelsberges das ganze Jahr hindurch in seinen Gedanken mit dem Feld zu tun hat. Im Winter liegt ihm der Stand der Winterfrucht am Herzen, die leicht durch den Frost oder lange liegen bleibenden Schnee auswintert, aber ebenso macht ihm auch der Stand der Wiesen, in die die Kälte oft große kahle Flecken schafft, Sorgen, und im Sommer, der Zeit des Blühens und Reifens in der Natur, läßt ihn erst recht der Acker, die Wiese nicht los. Wenn er kann, geht er an Sonntagnachmittagen ins Feld, sich zu überzeugen, wie dies und das steht. Niemand achtet, so wie er, auf die Witterung. Er sieht sie lediglich auf den praktischen Nutzen oder Schaden an, den sie seinen Feldern und Wiesen bringen kann. Er ist durch und durch Realist. Die ästhetische Freude, die der Städter an dem Farbenreiz, der Fernsicht hat, ist ihm fast unbekannt. In seinen Gesprächen spielt die Witterung eine große Rolle, sie leitet dieselben sehr oft oder meistens ein.

Sehr beachtenswert ist nun, wie diese genaue Beobachtung durchzogen ist von religiösen Gedanken. Zwar, was uns Gebildeten Gottes Wirken so wunderbarlich erscheinen läßt, daß er aus dem toten Samenkorn Leben hervorbringt, liegt seinen Gedanken ferner. Gott erscheint ihm in der Hauptsache als Herr, der Sonnenschein und Regen, Sturm und Windstille schickt. Das Sinnliche, Wahrnehmbare ist es, an das er sich hält. Daher liegt in jener Antwort, die einst ein reicher Bauer seinem Pfarrer auf die Bemerkung, daß der liebe Gott in diesem Jahre seinem Acker eine besonders reiche Ernte beschert habe, gab: „Hat sich was mit Gott! Der Chili-

salpeter hat's gemacht" für den Glauben des Vogelsbergers, soweit er ursprünglich ist, keine Gotteslästerung. Das Düngen ist des Bauern Sache, die Witterung die Gottes. Als im Jahre 1893 die furchtbare Dürre auch den Vogelsberg heimsuchte, richtete der Kirchenvorstand zu Engelrod Buß- und Bittgottesdienste ein, die von Nah und Fern überaus zahlreich besucht waren. Kein Tag im Jahre findet darum auch eine so volle Kirche und große Kollekte als das Erntedankfest.

Der liebe Gott als der Herr des Wetters ist so der unmittelbare Brotgeber des Bauersmannes. Es wird keiner unter den Geistlichen die Zeit zurückwünschen, da die Gehaltsbezüge des Pfarrers zu einem sehr großen Teile im Ertrage des von ihnen selbst bewirtschafteten Pfarrgutes bestanden. Aber daß in dieser früheren Zeit der Pfarrer in der Unmittelbarkeit des religiösen Empfindens dem Bauer ein gut Stück näher stand als heute, weil er eben, wie der Bauersmann, Gott zum unmittelbaren Brotgeber hatte, von ihm reichlich oder kärglich mitgesegnet wurde, und darum in dieser Hinsicht dem Bauer besser predigen konnte, das ist gewiß. Was man nicht selbst mitleidet, mitempfängt, klingt trotz aller Vorstellung matter, abgeblaßter.

Daß der Bauersmann aber allgemein in dieser Weise Gottes Wirken wahrnimmt, dürfte eine allbekannte Tatsache sein. Etwas anders steht es aber mit dem folgenden.

2.

Unserm Bauersmann zeigt sich das Wirken Gottes auch in seiner vergeltenden Gerechtigkeit. Und das ist etwas, auf das ich besonders hinweisen möchte.

Es steht ihm fest, daß Gott das Böse straft und das Gute lohnt. Er sucht diese Gerechtigkeit Gottes im diesseitigen Leben und kann sich nur schwer zu der Annahme verstehen, daß sie sich nicht auf dieses beschränke. Er will Sinnenfälliges vor Augen haben und sucht es sich geradezu von Fall zu Fall.

Besonders die Anschauung, daß Gott das Böse straft, ist ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er allen und jeden großen Unglücksfall, der einen Menschen oder eine Familie trifft, so ausdeutet. Die Betroffenen müssen sich eine große Sünde haben zu Schulden kommen lassen, daß sie nun so von Gott gezüchtigt werden.

Ein Bauer verunglückte durch einen Sturz vom Wagen auf einem Holztransport. Es war ein ordentlicher braver Mann. Keiner

konnte ihm etwas Böses nachsagen. Trotzdem fand Frau Fama bald den Grund. Daß er, der früher ein geringer Taglöhner war, es rasch zu großem Haus und Hof gebracht hatte, mußte mit unrechten Mitteln geschehen sein. Eine Frau verlor in wenigen Jahren fast ihre ganze Familie an der Schwindsucht. Der Mann, zwei erwachsene Kinder und die Mutter starben. Es war klar, daß da die Strafe dafür vorlag, daß sie, die von auswärts ins Dorf eingeheiratet hatte, am Sonntagvormittag stets gestrickt hatte. Ein Mädchen der Pfarrei erzählte mir: „Grad, als der Herr Dekan am Sonntagnachmittag hier gepredigt hat, haben die Leute auf dem Felde (nothalber im nassen Jahre 1888) Frucht gebunden. Aber wir haben's nicht getan. Meine Mutter hat gesagt: Wir wollen's abwarten. Am folgenden Morgen ist sie beim Fruchtbinden gefallen und hat sich die Schulter ausgerenkt. Wäre das am Sonntag passiert, hätte man doch denken müssen: Die Schuld liegt an der Sonntagsarbeit." Aus den letzten zwei Beispielen, die ich noch vermehren könnte, geht auch deutlich hervor, wie hoch der Bauer die Heilighaltung des Sonntags stellt. — Ein Bauer, der lange Zeit vorher Spuren von Geistesverwirrung gezeigt hatte, nahm sich durch Erhängen das Leben. Sofort wußte das ganze Dorf seine Schuld. Er hatte früher einen Prozeß um ein Stück seines Gutes gehabt und sich den Besitz durch einen selbstabgelegten Eid erstritten. Offenbar war der Mann meineidig. Ähnlich ist in einem andern Falle, da einem Knechte Kinder starben, die Frau lange krank war, Verlust in seinem Viehstall eintrat, die Schuld auf einen Eid dieses Mannes geschoben worden. Ein Haus brannte ab, und der Besitzer war nicht versichert. Die Schuld bestand in gotteslästerlichen Reden, die er geführt haben sollte. Eine Frau, der eine wertvolle Kuh im Kalben verendet war, sagte zum Pfarrer auf eine bedauernde Bemerkung hin: „Ach, Herr Parr, das war für mei' Sünn'. Ich hab zu viel geweint, als mei' Lisbethche gestorbe ist". Der Gedanke an die vergeltende Gerechtigkeit Gottes tröstet auch den Bauern, der einen Prozeß verloren hat. Daß der Gegner unbedingt ein schlechter Kerl ist, steht ihm, der Sachliches und Persönliches gar nicht auseinanderzuhalten vermag, fest. „Mr werd's noch erlewe!" Und nun wird jeder Unglücksfall, der über ihn kommt, so ausgedeutet. Sieht er, daß die strafende Gerechtigkeit Gottes ausbleibt, so macht er sich nicht lang Gedanken. „Noch ist nicht aller Tage Abend". Und selbst, wenn der Andere stirbt, kann's ja noch seiner Familie schlecht gehen.

Von einem Hinweise auf die Hölle, in der der Andre seine Sünden zu büßen hätte, habe ich nichts gehört. Ich weiß allerdings, daß ein Pfarrer in der Umgegend, der über die Hölle gern predigte und ihre Schrecken nach Art des Chrischonabruders Vetter phantasievoll und drastisch ausmalte, viel Zulauf, auch aus meiner Pfarrei, hatte. Aber dieser Zulauf dauerte noch nicht ein Vierteljahr. Man ging hin, hörte einmal und hatte genug. Mir schien der Bauer, dessen ganze Natur an das Sinnenfällige gebunden ist, teils des nicht unangenehmen Schauders halber zu kommen, welchen z. B. auch das Erzählen von Gespenstergeschichten mit sich bringt, teils auch, weil der Pfarrer über etwas predigte, von dessen innerer Einrichtung man nichts Gewisses wußte. Aber, wenn ich auch keinen Hinweis auf die Höllenstrafen hörte, um so mehr vernahm ich von andern Strafen jenseits des Todes. Ein Bauer, der als hachig und geizig galt, war noch nicht ein Jahr tot, da kam eines Abends die Magd voller Schrecken in die Spinnstube: „In unserer Scheuer wannert's. Ach, du allmächtiger Gott!" Alles nickte sofort verständnisvoll. Das war ja ganz natürlich. Der Mann hatte im Tode keine Ruhe und ging nun als Geist um in der Scheuer, die er mit dem erwucherten Gelde sich erbaut hatte. Woran er gesündigt hatte, wurde er gestraft. Ein anderer, der im Rufe stand, Grenzsteine versetzt oder umgeackert zu haben, starb. Nach einiger Zeit hatte man auf dem betreffenden Acker ein hüpfendes Licht gesehen. Ein Bursch hatte sich um eines Mädchens Willen den Hals abgeschnitten und ging nun als Gewanners in der Scheuer um, wo er die Tat vollbracht hatte. Keine Magd im Hause hielt's mehr aus. Zuletzt brannte die Scheuer ab. Der Besitzer selbst, erzählte das Volk, soll den Brand verursacht haben, um das Gewanners zur Ruh zu bringen. Ähnliche Geschichten, die auch für den Mythologen und Religionshistoriker von großem Interesse sind, kann man allenthalben im Volke hören. Uns Theologen interessiert die Sache nur insofern, als das Volk dies Wannern als vergeltende Strafgerechtigkeit auffaßt.

Ich sprach vorhin davon, daß die religiöse Gedankenwelt des Bauern nicht die Hölle als Vergeltungsort für irdische Übeltaten kenne. Den Teufel kennt sie aber darum doch. Freilich erscheint er im Volksglauben weniger als das Haupt der zur Höllenstrafe Verdammten. Er ist mehr ein Dämon, der mitunter die Menschen arg erschreckt, ihnen Schaden tut, auch gewissen alten Weibern besonders kräftige Rezepte und Mittel gibt. Ein Bauer hat erzählt,

wie er ihn gesehen hat. Als er am Abend Steine ablud, kam er plötzlich mit Schwefeldampf und rotem Feuer aus dem abgeladenen Haufen. Zu einer armen, übrigens recht braven, frommen Seele kam er, wie die Leute sagten, öfters durch den Schornstein. Sie galt als Hexe, vor der man sich nicht genug in Acht nehmen könnte, da sie Vieh, Feld, Garten und Menschen verhexte. Ein andermal fuhr der Teufel als rote feurige Kugel an einem Bauer vorbei blitzschnell durch die Luft. „Herr Parr", sagte der einige Zeit auswärts gewesene Mann, „ich hab' an so was nicht mehr glauben wollen, aber jetzt glaube ich dran". Kurz — der Teufelsglaube hat mit der Strafgerechtigkeit Gottes nichts zu tun.

Man muß, um den Bann des Glaubens an die vergeltende Gerechtigkeit Gottes recht würdigen zu können, einmal dabei gewesen sein, wenn den Bauern selbst ein großes Unglück traf. Ich war zu einer sterbenden Frau gerufen worden, aber kam zu spät. Eben war sie gestorben. Der Mann saß am Tische, mit dem Kopfe auf den auf die Tischplatte gelegten Armen, und schrie mit tränenerstickter Stimme: „Womit hab' ich das verdient! Womit hab' ich das verdient!" Wie viel ähnliche Ausrufe hat nicht der Pfarrer, der dem Bauern persönlich näher kommt, schon gehört!

Man spreche einmal am Krankenbette unseres echten alten Vogelsbergers vom Segen des Kreuzes und der Trübsal, und davon, daß Gott Kreuz schickt, auch ohne strafen zu wollen. Der Bauer läßt dich ruhig reden, er sagt nichts. Du sprichst für ihn in einer fremden Sprache. Kreuz ist für ihn kein Segen, sondern eine Strafe. Nur ein einziges Mal habe ich aus dem Munde einer kranken Frau das Wort gehört: „Welche Gott lieb hat, die züchtigt er". Aber die Frau war eine der allerschlechtesten Personen. Lange Jahre hatte sie in Paris gelebt. Manche Vogelsberger suchten ja ihr Brot dort als Straßenkehrer oder Arbeiter in Zuckerraffinerien. — Findet der Bauer bei sich selbst keine Schlechtigkeit oder große Sünde — und das ist oft der Fall — dann tröstet er sich mit dem Gedanken an die allgewaltige Hand Gottes, der Niemand widerstehen kann. Es ist einmal so, dawider ist nichts zu machen. Der Bauer ist nicht der Mann, mit seinem Zweifel an Gott hier einzusetzen. Dazu ist er viel zu sehr von Gottes Wirklichkeit überzeugt.

Viel weniger als die strafende Seite der Gerechtigkeit Gottes tritt die andere, die belohnende hervor. Zwar Urteile über Andere, wie das: „Dem und dem geht's gut, er kommt vorwärts, weil er ein braver, tüchtiger Mann ist, der Segen Gottes auf seiner

Arbeit liegt", habe ich selten gehört. Solche Urteile abzugeben, hindert die gegenseitige Mißgunst und der Neid, die man sich kaum groß genug vorstellt. Ein früherer Knecht hatte sich durch ungewöhnliche Tüchtigkeit, Sparsamkeit und Fleiß, wie auch durch die haushälterische Wirksamkeit seiner Frau zum wohlhabenden Manne emporgearbeitet. Der Mann war „rächt". Daran war kein Zweifel. Aber „ma weiß nit, wie er's gemacht hat", hieß es, und geheimnisvoll wurde angedeutet, daß etwas nicht richtig sein müsse. Um so mehr tritt der Glaube an die belohnende Gerechtigkeit Gottes hervor aus dem Urteil eines in guten Verhältnissen stehenden Bauern über sich selbst. Dem Gerechten muß es ja gut gehen — hört man in dieser oder jener Variation aus selbstgefälligem Munde. Gott ist das eben schuldig. Er muß so tun.

Auch hier handelt es sich um rein sinnenfällige irdische Dinge, Glück im Viehstalle, bei den Kindern u. a. mehr. Friede, Freude, Erhebung in Gott und andere Güter des himmlischen Reiches erscheinen dem Bauern wenig mehr als Worte. Die Gerechtigkeit Gottes zeigt sich auch hier oft als eine von Fall zu Fall eintretende, und dann tritt auch hier wieder die große Wertschätzung des Gottesdienstes hervor. Ich erinnere an die ersten der beiden Geschichten, die ich in der Einleitung dieses Aufsatzes gebracht habe. Wer von Gott gesegnet sein will, muß in die Kirche gehen. Man halte daneben folgende Äußerung einer älteren Frau, die mit mir über den Brand eines vom Blitze entzündeten Hauses sprach. „Ja", sagte sie, „ich hab' der Frau (— gemeint ist die Eigentümerin des abgebrannten Hauses —) nach dem Brande gleich gesagt: „Hättest Du dei' Starckebuch nicht in der Oberstub' im Glasschrank gelassen, sondern herunter geholt und darin gebetet, das Gewitter hätt' deinem Hause nichts geschadet!" Das Beten ist das Mittel, sich vor dem Bösen zu sichern. Die Gesinnung, die Herzensstellung zu Gott ist nebensächlich.

3.

Ebenso wichtig erscheint mir die Tatsache, daß unser Bauer das Wirken Gottes in der Folge gewisser Worte und dem Wirken gewisser Personen erkennt.

Wenn wir Gebildeten vom Aberglauben sprechen, so denken wir dabei kaum mehr an etwas, das mit unserm religiösen Glauben etwas zu tun hat. Ganz anders unser Bauer. Ihm ist das, was wir als Aberglauben verurteilen, ein notwendiger Bestandteil des Glaubens selbst. Ich habe ein paarmal aus dem Munde meiner

Bauern das Wort „gläubig" gehört. Aber nicht in der Bedeutung der Bibel, nicht in der des Pietismus. Am besten veranschaulichen die Bedeutung folgende Erlebnisse: Ich frug einen braven, recht kirchlichen Mann, wem er seinen Glauben danke. „Ach", sagte er, „mei'm Vatter. Das war noch e' recht gläubiger Mann. Was der gebet't hat, das ist nicht zu sagen. Der ist noch jeden Sonntag zweimal in die Kirch' gegangen. Und wie viel Gesahne der gekannt hat! Un wenn er seinen Acker ausgesät hat, ist er immer dreimal herumgegangen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. So gläubig sein mir nit mehr!" — Ich ging mit einer Frau meines Dorfes nach dem Filiale Rebgeshain. Sie hatte eine augenkranke Tochter, und ich wußte, daß sie zur Heilung einen Gesahnmacher aus dem Fuld'schen hatte kommen lassen. Als ich sie zur Rede stellte und im Interesse des Kindes energisch und wiederholt darauf drang, sie solle sich an einen tüchtigen Arzt oder die Gießener Klinik wenden, sagte mir die Frau schließlich ganz empört: sie müsse sich wundern, daß ich so spräche. Die Pfarrer wollten doch gläubige Menschen sein, warum ich es ihr dann verbiete? Und hinterher hörte ich erzählen, wie sie bei andern Leuten gesagt habe: „Ja, so wären einmal viele Pfarrer. Da predigten sie vom Glauben und hätten ihn selbst nicht!" Wenn dieser Zwiespalt trotzdem der Stellung des Pfarrers nicht schadet, so liegt das an der starken Autorität, die sein Amt im Vogelsberg umkleidet, und die einmal einen dortigen Pfarrer nicht so ganz mit Unrecht sagen ließ, er sei in seiner Pfarrei so etwas wie ein König.

Nach der Anschauung des Bauern tragen gewisse Zeichen und Worte diese wunderbare Hilfe und Kraft Gottes in sich. Wenn die Bauersfrau in Engelrod ihren Brotteig zum Backen „von enanner gemacht", zum Backen fertig gestellt hat, vergißt sie nicht, über die gesamten Laibe ein Kreuz zu machen. Bei Krankheiten sowohl der Menschen als der Haustiere spielen die „Gesahne" eine große Rolle. Sie werden über dem kranken Gliede gesprochen. Man erwartet als Folge Heilung. Es gab in Engelrod keinen Bauer, der nicht fest daran geglaubt hätte. Einer derselben, ein tüchtiger, gescheiter Mann, der sich sogar Zeitungen hielt, ließ, als einmal sein Kind krank war, zu derselben Zeit, als der Arzt ging, durch die Hintertür den Gesahnmacher herein. Bei einer gemeinschaftlichen Sitzung von Schulvorstand und Gemeinderat habe ich festgestellt, daß sämtliche Anwesende von dem Segen der Gesahne fest überzeugt waren, und der Beispiele dafür genug gehört. In einem

Filialdorfe wohnte ein weithin bekannter Mann, der was „konnte“. Ich habe den alten Mann zuweilen besucht. Es gab keinen, der fester zu Kirche und Pfarrer stand, aber auch keinen, der in seinem Tun sich mehr als den rechten Diener Gottes gefühlt hätte.

Es gibt Gesahne zur Abwehr von Gicht, Abnehmen, Rotlauf, Geschwulst, Mundfäule, Zahnweh, Augenweh, Würmer im Leib, kalten Brand, kaltes Gesicht ꝛc., aber auch gegen den Brand; Gesahne, um einen Menschen zu zwingen, daß er nichts Böses tun kann, oder dagegen, daß Einen kein Hund oder Wolf beißt, oder dagegen, daß Einer Einem nichts tun kann, wenn man auf Reisen ist, oder gegen die die Frucht auf dem Acker verzehrenden Vögel, kurz gegen alle möglichen Gefahren. Manche Hausfrau hat sich, wenn sie nicht den „Geistlichen Schild“ und ähnliche Büchlein in ihrem Besitze hat, selbst eine Sammlung angelegt für die verschiedenen Fälle, da man sie braucht. Ein günstiger Wind hat mir eine solche Sammlung geschriebener und, wie ich aus untrüglicher Quelle weiß, oft gebrauchter Gesahne zugeführt. Ich teile einige daraus mit und bemerke, daß ich den ersten derselben selbst in seiner Ausführung beobachten konnte. Mitten im Grasgarten der Pfarrei Engelrod liegt ein kleiner Acker, auf dem ich gewöhnlich die Kartoffeln für den Gebrauch zog, und den ich einmal, um den Acker nicht kartoffelmüd zu machen, gegen ein gleiches Stück Land einem Bauer vertauscht hatte. Der säete ihn im Herbste mit Weizen ein. Ich kam gerade auf ihn zu, als er mit dem Geschäfte fertig geworden war, und bemerkte, daß er um den fertig besäten Acker herumging. Als er ihn einmal umschritten hatte, redete ich ihn an. Keine Antwort! Der Mann schritt weiter und wieder herum. Wie er zum zweitenmale vorbeikam sagte ich wieder etwas. Ganz umsonst. Der Mann ging stumm an mir vorbei und noch einmal herum. Ich war starr, sprachlos, und allerlei Gedanken, denen lauten Ausdruck zu geben, beleidigend gewesen wäre, gingen durch meinen Kopf. Zuletzt kam er und sagte: „Ich hab' aut (etwas) gegen die Spatzen getan, daß die nicht an die Frucht gehen“. Er hatte zuerst den Gesahn gesprochen:

„Ihr Vöglein in der Luft,
„Ihr sollt vergessen diese Frucht,
„Ihr sollt Kies und Erde fressen
„Und sollt diese Frucht vergessen!
„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen.“

Und dann war er dreimal stillschweigend um den Acker herumgegangen.

Unter den Gesahnen sind einige, die offenbar noch Anklänge an den altgermanischen Götterglauben in sich tragen. Ich rechne dazu folgende:

„Für's Abnehmen."

„Der Gagg und der Drach,
„Die fuhren mit einander über die Bach
„Der Gagg verging,
„Und der Drach' verschwing!
„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen."

Eine Erklärung des Inhaltes dieses Gesahns wie insbesondere des Namens „Gagg" kann ich nicht geben. Daß der Drache ein in den altgermanischen Mythen oft vorkommendes Ungetüm ist, ist bekannt.

Besser geht's uns mit der Erklärung des folgenden Gesahns, der gleichfalls „für das Abnehmen" ist:

„Gott schickt mich zu dir, Holler, her
„N. N. hat das Abnehmen gar zu sehr,
„Holler, rüttel, Holler, schüttel' dich!
„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Die altgermanische Religion sah manchen Baum von göttlichen Wesen bewohnt, so wohl auch den Hollunderbaum, die alte heidnische Anrufung ist einfach in's Christliche umgebogen.

Dahin gehört auch folgender Gesahn:

Vor die fallende Sucht oder Gichter!

„Weidenstock, ich rege dich an,
„Ich bitte dich, verlasse mir meine 70erlei Gichter!"

„Es muß dies 3mal gesprochen werden, 3 Feiertage nach einander, wenn der Mond im Abnehmen ist. Morgens vor Sonnenaufgang muß man dann an ein fließend Wasser gehen und das Gesicht dahin richten, wohin das Wasser läuft, und an 3 Weidenfeld (?) an 3 Knöpfe die 3 höchsten Namen machen."

So meine getreue Abschrift. —

Aus katholischer Gedankenwelt stammen manche andere Gesahne. Da haben wir z. B. einen Gesahn:

Daß Einen kein Hund oder Wolf anbellt.

Sprich also:

„Es geschehe an einem Feiertag,
„Daß Gott der Herr wollt' ausreiten.
„Er reit' wohl über ein weites Feld,
„Er hat weder Seckel noch Geld
„Er hat nichts als seine 5 Wunden.
„Behüt' uns Gott vor Wölf' und Hunden!
„Er gab St. Peter den Schlüssel
„Und beschließt den Wölf' und Hunden ihre Rüssel."

Irgend eine Legende aus katholischer Zeit hat wohl hier die Anregung zur Entstehung gegeben. Seltsam ist, wie die Schlüsselgewalt Petri hier gefaßt ist.

Ein anderer, aus katholischer Gedankenwelt kommender Gesahn ist dieser:

Wenn man sich an einem Glied oder am Leib verbrannt hat, daß es keine Blattern gibt, oder Narben zurückläßt.

„Sanct Lorenz auf dem Roste saß,
„Gott der Herr segnete ihm seinen Brand,
„Daß er nicht tiefer einsaß und tiefer in sich fraß.
„Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes! Amen."

Die Laurentiuslegende ist ja bekannt.

In dasselbe Gebiet gehören die sogenannten Himmelsbriefe, über die Prof. Dr. Dieterich in Gießen in den Blättern von 1901, Nr. 3 und in dem ersten Hefte des vorjährigen Bandes ausführlich gehandelt hat. Auf den Inhalt und die Geschichte habe ich hier nicht einzugehen, nur auf ihre religiöse Seite. Den wesentlichen Bestandteil derselben bilden, wie bei den Gesahnen, die drei höchsten Namen, fromme Gedanken oder Gebetsformeln. Diese Himmelsbriefe dienen verschiedenen Zwecken. Die Mutter gibt dem nach Lauterbach zur Musterung ziehenden Sohn einen Himmelsbrief mit, daß er frei komme. Man legt ihn unter die Dachpfannen, daß der Blitz nicht einschlage. Man steckt ihn Gebärenden unter die Bettdecke, damit die Geburt leichter vor sich gehe. Als unsere Soldaten 1870/71 in den Krieg zogen, trugen sie einen Himmelsbrief auf der Brust als untrügliches Mittel gegen Kugel, Schwert und Lanze. Es scheint für die verschiedenen Zwecke verschiedene Himmelsbriefe zu geben. Ich habe drei verschiedene gesammelt. Im Nachfolgenden bringe ich einen solchen, den man unter die

Dachpfannen legt zur Abwehr von Blitzgefahr, und den Schwangere bei sich tragen.

Ein Himmelsbrief.

Ich gebiete Dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
Die Alles tut und Alles schafft,
Du wollest stille stehn
Und nicht weiter gehn,
So wahr Christus stund am Jordan,
Da ihn taufte Johannes, der heilige Mann.
Das zähl' ich Dir, Feuer, zu einer Buß
Im Namen der Dreifaltigkeit. —

Ich gebiete Dir, Feuer, bei der Kraft Gottes,
Du wollest legen Deine Flammen,
So wahr Maria behielt ihre Jungfrauschaft vor allen Damen,
Die sie behielt so keusch und rein,
Drum stell, Feuer, Dein Wüten ein. —
Dies zähl' ich Dir, Feuer, zu einer Buß
Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit.

Ich gebiete Dir, Feuer, Du wollest legen Deine Glut
Bei Jesu Christi teueres Blut,
Das er für uns vergossen hat
Für unsere Sünd und Missetat. —
Dies zähl' ich Dir, Feuer, zu einer Buß
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes.

Jesus Nazarenus, ein König der Juden,
Hilf uns aus diesen Feuersnöten
Und bewahr dieses Landes Grenz
Vor aller Seuch' und Pestilenz!

„Wer diesen Brief in seinem Hause hat, bei dem wird keine Feuersbrunst entstehen oder auskommen, ingleichen so eine schwangere Frau diesen Brief bei sich hat, kann weder ihr noch ihrer Frucht eine Zankerei noch Gespenst schaden. Auch so Jemand diesen Brief in seinem Hause hat oder bei sich trägt, der ist sicher vor der leidlichen Seuch und Pestilenz † † †."

Genau in derselben zauberhaften Weise sieht heute noch mancher Bauersmann — es gibt ja auch jetzt schon Familien, die sich von dieser Anschauung frei gemacht haben — das Beten des Pfarrers am Bette des Kranken an. Es ist ganz bezeichnend, daß der Volksmund dieses seelsorgerische Wirken des Geistlichen ein „Beten über den Kranken"[1]) nennt. Man erwartet magische Wirkungen: „Es scheidt' sich" jetzt mit dem Kranken, der Pfarrer bringt die Krisis.

[1]) Vgl. übrigens Jac. 5,14.

Ein bezeichnendes Beispiel habe ich in der Einleitung dieses Aufsatzes beigebracht. Noch charakteristischer ist dies. Eine Frau hatte das ein paar Tage alte Kind ihrer eben gestorbenen Schwester zu sich genommen. Einige Wochen später kam sie eines Abends zu mir und sagte: „Herr Parr, ich kann's nicht mehr mit ansehen. Schon drei Tag' liegt das Kind und zieht und zieht, und kann nicht sterben. Kommen Sie doch mal gleich mit und beten Sie über ihm!" Ich kannte den Glauben und weigerte mich. Ich sei wohl bereit, mit ihr und den Angehörigen zu beten, aber über dem Kinde beten täte ich nicht. Doch ließ ich mich bestimmen, mitzugehen. In der Wohnung der Frau bei dem kranken Kinde sprach ich erst ein paar Worte des Inhalts, wir wollten hier nicht „über" dem Kinde, sondern für dasselbe beten, und betete dann. Fast triumphierend — ich sehe noch ihr Gesicht — kam die Frau am folgenden Morgen zu mir und teilte mir mit, daß das Kind gestern abend, gleich nachdem ich über dasselbe gebetet hätte, gestorben sei. Gleich hätte es sich mit ihm „geschieden". Dieses Gesicht sagte zugleich sehr deutlich: „Siehst Du, wer Recht gehabt hat". Den Unterschied, den ich machte, verstand die Frau gar nicht. — Es gehört in dasselbe Kapitel, wenn ich sehr oft nach einem Krankenbesuche, bei dem ich eine Stelle aus der hl. Schrift auszulegen und mit dem Kranken zu beten pflege, trotz aller Mühe, das Herz zur Buße, zum Glauben, zur Ergebung in Gottes Rat zu leiten, als Resultat die Worte hörte: „Nun wird's besser mit mir werden", oder, wenn ich, am folgenden Tage wiederkehrend, mit den Worten begrüßt wurde: „Gestern abend, als Sie weggingen, ist's gleich besser geworden ꝛc." Auch das Gebet im Vormittagsgottesdienste des Sonntags für ein krankes Glied in der Gemeinde wird dahin gedeutet. „Beten Se doch emol, Herr Parr, am Sunntig in der Kirch', daß es besser wird" — so hörte ich bisweilen, und selbst noch in Beuern.

Wenn dem Gebete des Geistlichen diese Wirkungen zugeschrieben werden, so ist daran zu denken, daß in den Augen unseres Bauern der Pfarrer als eine Gott näher als die übrigen Menschen stehende Persönlichkeit angesehen wird. Er kann mehr, als die andern. Ich verweise hierfür auf meinen Aufsatz in den „Mitteilungen der Frankfurter Konferenz hessischer Geistlichen"[1]: „Der Vogelsberger Bauer und der Pfarrer".

---

[1] II. Jahrgang, Nr. 2.

Was die eigenen Gebete unseres Bauersmannes angeht, so kennt er freie Gebete kaum. Er hat dafür sein Starckebuch, das, wie ich s. Z. in Engelrod feststellte, in fast allen Häusern zu finden ist und in mehr als der Hälfte der Wohnungen auch wirklich täglich, wenigstens an jedem Abend, bei Gewittern und bei Gebärenden wirklich gebraucht wird. An das Beten aus diesem Buche aber knüpft sich die Vorstellung von der magischen Kraft des Gebetes weniger. Der Geist des Buches mag dem zu sehr widersprechen. Doch wird vielfach dies Beten aus dem Starckebuch im Sinne äußerer Werkgerechtigkeit verstanden. — Das heiligste Gebet unseres Bauersmannes ist im übrigen das Vaterunser. Wenn es Sonntags im Gottesdienste gebetet wird, ist die tiefste Stille, die auch nicht durch einen Laut unterbrochen wird. Das Vaterunser erscheint, nebenbei gesagt, auch oft in Verbindung mit manchen Gesahnen.

Dieselbe zauberhafte Vorstellung, von der ich eben sprach, finden wir auch in Verbindung mit der Taufe. Es war in der Pfarrei Engelrod, besonders im Pfarrdorfe selbst, gang und gäbe, daß ich zu eben geborenen Kindern, wenn sie auch nur leicht erkrankten, sofort zwecks der Taufe geholt wurde, während sonst zwischen Geburt und Taufe ein Zeitraum von ca. 3 Wochen lag. Natürlich legte ich diese Tatsache im Anfange meiner Wirksamkeit als ein Zeichen großer Wertschätzung des Sakraments aus. Die Eltern wollten, daß, wenn ihr Kindlein stürbe, es der Seligkeit sicher teilhaftig werde. Ich bin aus allen Himmeln gerissen worden, als ich einst am Spätabend bei der Heimkehr von einer solchen Nottaufe mit der Hebamme darüber sprach und meine Freude darüber aussagte. Sie sagte mir unverblümt, ich würde geholt, weil die Taufe die Gesundheit des Kindleins bessere. Auf meine erstaunte Frage: „Wie so?" konnte sie eine überraschende Menge von Fällen aufzählen, und alle meine ernsten und eindringlichen Gegenvorstellungen halfen nicht viel. Ich habe mich später überzeugt, daß ich es auch hier nicht mit der Meinung einer einzelnen Gemeinde, sondern mit einer weit, wenigstens in Oberhessen, verbreiteten Vorstellung zu tun hatte. Es gehört in dasselbe Kapitel, wenn in anderen Dörfern unserer Provinz nicht gern 2 Kinder aus demselben Taufwasser getauft werden. Nur eines bekommt dann den Segen, das andere stirbt.

Ich tue unserm Bauersmann auch nicht Unrecht, wenn ich dem Brauche, daß die Sterbenden das hl. Abendmahl begehren, oder daß der Pfarrer zur Austeilung desselben an einen Sterbenden gerufen wird, dieselbe magische Vorstellung beigemischt sehe. Das

hl. Abendmahl wird z. T. angesehen als das für den Gang in die Ewigkeit bereit machende Mittel, aber z. T. auch als ein wunderkräftiges Mahl gegen Krankheit und Not. Nicht nur, daß es begehrt wird für Solche, die schon das Bewußtsein ganz und gar verloren haben, und daß der Pfarrer, der die Austeilung weigert, nicht verstanden wird, nicht nur, daß das heilige Mahl verlangt wird von Solchen, die Bußfertigkeit und herzlichen Glauben durchaus nicht zeigen — wie oft muß nicht auch der Pfarrer, wenn er mit noch so heiligem Ernste seines Amtes gewaltet, den Kranken zur Buße bereitet, eindringlich mit ihm gesprochen hat, zuletzt hören: „So, jetzt denk' ich, geht's besser!" Ein Geistlicher wurde zu einer schwerkranken Frau gerufen. Er soll das Abendmahl austeilen. Als er mit der hl. Handlung fertig ist und aus der Tür geht, wünscht er dem Manne, daß seine Frau genese. Der Mann antwortet: „O, Herr Parr, wir haben alles getan, was wir tun konnten, all' die Doktors kommen lassen, und es war naut. Nun haben wir auch das noch probiert!" Und diese Geschichte ist für viele bezeichnend.

Ich füge zu dem Ausgeführten einige Bemerkungen hinzu. Daß diese Anschauung im Ganzen eine vor der vordringenden Kultur zurückweichende ist, brauche ich kaum zu sagen.

Zum Ersten springt in die Augen, daß sich unser Bauersmann an das sinnlich Greifbare hält. Er will Reales haben, er will Gottes Wirken und Dasein sehen. Es tritt dieser Zug ja auch sonst noch zu Tage. Am ersten Ostertage in der Frühe, wenn kein Nebel herrscht und keine Wolken die Aussicht auf die Sonne versperren, versammeln sich die Kinder und auch Erwachsene von Engelrod auf dem nahe beim Dorfe gelegenen Kälwerberg. Sie sehen in der aufgehenden Sonne das Lamm Christus sich bewegen. Mein früherer Kirchendiener hat sich einmal sehr aufgeregt, als ich so unvorsichtig war, hier Zweifel zu äußern. In der Christnacht wird, wie die Mutter dem lauschenden Kinde erzählt, in den Bächen und Quellen nachts um 12 Uhr alles Wasser zu Wein, und noch am Morgen hat das Wasser, das aus dem Born geschöpft ist, so viel besondere Kraft, daß die Hausfrau mit ihm die Blumen und das Sauerkraut im Topf begießt. „Wie schön, wie poetisch!" werden Viele sagen. Ja — aber zwischen dieser Religiosität und derjenigen unserer von Universität und Seminar abgehenden jungen Leute ist ein breiter Graben. Sie fassen Gott vorzugsweise geistig,

sie suchen sein Walten und Führen wie in den großen Gängen der Weltgeschichte, so ganz besonders in den Führungen des eigenen Lebens. Und ein Mann, der ein Herz für's Volk hat, trägt an diesem Unterschied nicht leicht.

Zum Andern glaube ich — und hier gebe ich eine Vermutung wieder — daß die in dem vorher Ausgeführten gezeichnete Volksanschauung nicht nur die des Vogelsberger Bauern ist, sondern auch die Jahrhunderte hindurch bestandene Grundanschauung unserer ganzen oberhessischen Bevölkerung, wenn nicht die des mitteldeutschen Bauern überhaupt war. Ich bin zu diesem Glauben geneigt, weil ich nicht nur hier in Beuern und in der Umgebung von Gießen, sondern auch aus andern Orten Oberhessens und Nassau's Ähnliches gehört habe, das auf den gleichen Ton gestimmt ist. Unter dieser Voraussetzung aber versteht man leichter, wie unsere Bauernbevölkerung in so vielen an die Stadt und an die Industriebezirke angrenzenden Orten dazu gekommen ist, ihre Kirchlichkeit einzubüßen. Diejenigen aus diesen Orten, die in der Stadt ihr Brod suchen, haben Gott nicht mehr zum unmittelbaren Brodgeber. Das vielgestaltige Leben, mit dem hier der Bauer, eben der Nähe der Stadt halber, bekannt wird, lehrt ihn, daß seine Theorie von der Strafgerechtigkeit Gottes, die nur den Schuldigen treffe, nicht richtig ist. Den Glauben an die Gefahne und Himmelsbriefe, an magische, von Pfarrer, Taufe und Abendmahl ausgehende, Wirkungen vernichtet die aus der Stadt kommende, von Personen, Zeitungen und Büchern vertriebene Aufklärung. Die ganze, sinnlich bedingte Vorstellung von Gott schwindet hin. Freilich der Glaube an Gott selbst, den der Allmächtige dem Menschen in's Herz pflanzte, ist nicht umgestoßen worden, wie uns für die südliche Wetterau die sehr lehrreiche Ausführung Allwohns in den Mitteilungen der Frankfurter Konferenz über Wetterauer Volksreligiosität [1]) dargetan hat. Aber die Kirchlichkeit, von der man den Segen Gottes erwartete, erkennt und hält man nicht mehr für nötig. Gott geistig verstehen lehren und die Kirchlichkeit so neu zu legen und zu begründen, ist die Aufgabe der Theologen, die in diesen Gemeinden arbeiten. Sie ist keine leichte. Aber sie muß und wird, mag auch lange ohne sichtbare Saat gearbeitet werden, gelingen, wenn sie ihre Arbeit in Jesu Geist tun.

[1]) s. a. a. O.



Mitteilungen aus Königer Gültbüchern, Heberegistern und Bürgermeisterrechnungen.

Von Ludwig Dietrich, Gießen.

Das Gräflich Erbachische Gesamthaus-Archiv hat mir die Durchsicht von Archivalien über das Amt König gestattet, aus denen das, was für die Volkskunde von Interesse ist, hier mitgeteilt sei. Es lagen mir vor ein Königer Gültbuch aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (nach 1477), eine Reihe von Gültbüchern und Heberegistern aus der Zeit von 1554—1684, sowie die Bürgermeisterrechnungen von 1680, 1722—1734 und 1741 nebst Belegen aus verschiedenen Jahren. Der Inhalt dieser Urkunden ist selbstverständlich derart, daß sie nur gelegentlich Einblicke ins Volksleben der früheren Jahrhunderte ermöglichen; demgemäß werden auch die folgenden Mitteilungen sich nur zum geringeren Teil mit der Volkskunde im eigentlichen Sinn beschäftigen, vielmehr überwiegend wirtschaftliche Fragen zum Gegenstand haben. Ihre Veröffentlichung an dieser Stelle rechtfertigt sich wohl durch den Umstand, daß beide Gebiete, Volkskunde und Wirtschaftskunde, sich vielfach sehr eng berühren und daß jüngere Volksgebräuche öfter in älteren rechtlichen Zuständen ihre Erklärung finden. Da die hier in Betracht kommenden Angaben der Urkunden die heterogensten Dinge betreffen und an und für sich oft nur zufällige sind, so bin ich gezwungen, einem altbewährten Grundsatz zum Trotz vielerlei zu berichten, ohne Einzelheiten erschöpfend behandeln zu können.

I.

König

im Odenwald, heute ein Marktflecken mit etwa 2000 Einwohnern, gehörte seit 1355 halb, seit 1477 ganz zu Erbach und blieb unter erbachischer Herrschaft bis zur Einverleibung der Grafschaft in das Großherzogtum Hessen im Jahre 1806. Es bildete im 18. Jahrhundert mit dem 3 km nordöstlich liegenden Dorf Fürstengrund die Cent König[1]). Zum Amt König gehörte im 15. Jahrhundert auch Kimbach, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts waren ihm außerdem die Dörfer Bullau, Zell und Stockheim zugeteilt[2]).

[1]) Simon, Geschichte der Dynasten und Grafen zu Erbach. Frankfurt a. M., 1858, 133 ff.

[2]) Heberegister 1682 u. 1683.

Der die Dorfflur umschließende Bannzaun[1]) war in K. noch im 18. Jahrhundert vorhanden und wurde damals noch unterhalten. 1733 wurden an Thomas Löb von Etzengesäß 5 fl. 8 alb. abschläglich bezahlt „vor Hagentorn zu sätzen an den gemeinen Ban Zaun“. Von den Toren an den Durchlässen werden zwei erwähnt: Das „obere“ und das „untere“. Das obere Tor befand sich an der Stelle, wo die Landstraße den „Ebertsgraben“ schneidet, an der Gemarkungsgrenze nach Süden. Das geht aus einer Notiz der B.-R. 1733/34 hervor, der zufolge das Tor in der Nähe der Mümlingbrücke war. Das untere stand vielleicht an der Weilbach, der nördlichen Gemarkungsgrenze.

Bannzaun und Tore sind der jetzigen Generation aus der Erinnerung geschwunden, während die Allmende, in den Bürgermeisterrechnungen gewöhnlich Almut, selten Alme genannt, noch in dem Flurnamen ālәm fortlebt. Auf der Almut stand eine Linde und dabei ein steinerner Tisch nebst (vielleicht in) einer kleinen Halle aus Holz, dem „Gebäu“ oder „Bäuchen“ oder „Lindengestell“[2]), und einem Brunnen[3]), und um das Ganze war eine Mauer, die „Lindenmauer“[4]), gezogen, die 2 Tore[5]) hatte. Dort war die Stätte, wo alljährlich das Haingericht (s. u.) abgehalten wurde. Ein an der Mauer stehendes Leiterhaus[6]), das vermutlich zur Aufbewahrung der Feuerleitern gedient hatte, wurde schon 1733 abgetragen. Es war offenbar eine ganz primitive Vorrichtung, vielleicht nur ein über die Lindenmauer vorspringendes Dach, wenn aus dem Preis von 1½ fl., um den es verkauft wurde, ein Schluß auf seine Beschaffenheit gestattet ist. Heute läßt sich bei oberflächlicher Betrachtung auch von den übrigen Dingen, der Linde, der Halle, dem steinernen Tisch, dem Brunnen und der Mauer, keine Spur mehr entdecken, und niemand mehr weiß etwas von ihrem früheren Vorhandensein. Der Pflug des Landmanns geht über die Stelle hin, und nur der Name „Maueräcker“ weist noch darauf hin,

---

[1]) Schröder, Rechtsgeschichte, 413.

[2]) Wie das bäugen bey der Linden verdingt ist verzehrt worden ... B.-R. 1726/27 — wie das Lindengestell auf geschlagen worden ist verzehrt worden ... ebda. — vor augenschein des Viergerichts alß sie die gebeu besehen. ebda.

[3]) an den brunen bey der linden. ebda. (Beleg).

[4]) zur linden Mauer 2 Malter Kalg geholt. B.-R. 1734/35.

[5]) vor 2 Tohr auf der Almuth zu Reparirn bezahlt 8 alb. ebda.

[6]) von Her präcttor (= Präceptor) empfangen vor das alte Leitthter Haus welches an der Linden Mauer gestanden 1 fl. 15 alb. B.-R. 1733/34.

daß der Ort einst eine andere Bestimmung gehabt haben mag. Der Landwirt weiß, daß er dort nicht tief pflügen darf, wenn er nicht auf Mauerreste stoßen und den Pflug zerbrechen will, und er ist der Meinung, daß das Dorf einstmals an jener Stelle gestanden habe. Weitere Beweise für diese Vermutung sind nicht beigebracht worden, und sie dürfte auch schwerlich zutreffend sein, jedenfalls nicht für das 15. Jahrhundert. Denn damals lag an der fraglichen Stelle eine Feldhofstat, im übrigen war die Fläche bereits aufgeteilt und in Gärten umgewandelt. König selbst aber stand im 15. Jahrhundert da, wo es jetzt noch steht. Das Gültbuch (1477) nennt die „muln im dorff“ im Gegensatz zur „Kraen moln“. Letztere, am Fuße des „Kraenberck“ („Krähenbergs“) gelegen, ist die heutige Krohmühle und liegt am Grohberg (richtiger Krohberg), 20 Minuten vom Dorf entfernt. Mit der „Mühle im Dorf“, wie sie auch in späteren Gültbüchern und den Heberegistern heißt, kann nur die heutige „Mühle“ gemeint sein, da sich einer solchen Anlage auf der Almut technische Schwierigkeiten entgegengestellt hätten. Die in dem G.-B. erwähnte „newe muln“ lag „obenwendig der Kroenmühl“ [1]) und hieß im 18. Jahrhundert, wie noch heute, die „Künzelsmühle“. Wenn diese im 15. Jahrhundert den Namen „neue Mühle“ führte, so müssen die beiden anderen Mühlen, also auch die im Dorf, bereits ein gewisses Alter gehabt haben. Ausgeschlossen ist freilich nicht, daß das Dorf damals weitläufiger gebaut war als jetzt; denn es gab noch Einzelhöfe und Feldhofstätten.

Wenn schon der Name Allmende die Annahme verbietet, daß das Dorf je dort gelegen haben könne, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die Stelle, wo die Centlinde stand, einmal eine gewisse Bedeutung für König gehabt hat. Auf diese Seite der Sache wirft vielleicht die folgende Erwägung einiges Licht. 1 Stunde östlich von König liegt Kimbach, ½ Stunde nw. Kinzig. Eine Nebeneinanderstellung der älteren Namenformen dieser drei Orte — König heißt 820 Quinticha [2]), Kinzig 1012 Kincicha, 1424 Obernkintzbich [3]), Kimbach erscheint als Kuntbuch [4]), im G.-B. 1477 als Kunickbuch — ergibt, daß diese Namen auf eine gemeinsame Form zurückgehen. Es ist eine Zusammensetzung des in deutschen Orts- und Flußnamen mehrfach wiederkehrenden Stammes Quint

---

[1]) G.-B. 1554.

[2]) Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, 1. Aufl., II, 1205.

[3]) Simon, a. a. O. 281.

[4]) Simon, a. a. O. 136.

mit ach, für welch letzteres häufig das gleichbedeutende bach eintritt, das seinerseits gelegentlich wieder buch weichen muß. Qu und K in Quinticha und Kincicha verhalten sich wie in queck und keck, z (c) ist infolge der hochdeutschen Lautverschiebung aus älterem t hervorgegangen. Ist nun die Annahme gerechtfertigt, daß die 3 Namen auf den gleichen Stamm zurückgehen, so ergibt sich von selbst, daß wir es ursprünglich nicht mit 3 Dörfern zu tun haben, sondern daß sämtliche Ansiedlungen in dem Quertal von dem heutigen Kinzig bis Kimbach anfänglich mit demselben Namen bezeichnet wurden. Eine Zeitlang, im 7./8. Jahrhundert, werden beide Formen, die mit t und die mit z, gleich üblich gewesen sein, dann aber wird man die z-Form auf die Bezeichnung der Ansiedlungen links, die t-Form auf die rechts der Mümling beschränkt haben [1]). Hier auf dem räumlich größeren Gebiet fand später eine weitere Scheidung statt, für welche die Zusammensetzung mit ach und bach, bezw. buch maßgebend war. Die eben dargelegte Vermutung gewinnt eine Stütze in der Tatsache, daß der Odenwald heute noch reich ist an langgestreckten Dörfern, die vielfach in ein Ober-, Mittel- und Unterdorf geschieden sind, und von denen eins, Mossau, wegen seiner Länge sogar sprichwörtlich geworden ist. Das alte Quinticha aber zog sich längs der Straße hin, die bis zur Eröffnung der Odenwaldbahn im Jahre 1871 den Verkehr nach dem Main, nach Wörth und Trennfurt, leitete, und die in der „Ziegelhütte" und der Krohmühle noch Überbleibsel des alten Dorfes aufweist. Damals, in der ältesten Zeit, mag die Centlinde der Mittelpunkt des Dorfes gewesen sein, wo das Gericht abgehalten wurde, und der konservative Zug im Charakter des Odenwälders mag es erklären, daß diese Stelle bis ins 18. Jahrhundert die Gerichtsstätte blieb, während man den Vorteil, im Schutze der Befestigung zu wohnen, längst eingesehen und benutzt hatte.

II.

Bodenverteilung.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts gab es in K. 14 Huben, 11 halbe und 3 Viertelhuben, 11 Feldhofstätten (feldt hoifftet) und

[1]) Eine ähnliche Doppelform liegt vor in dem aus lat. molitura abgeleiteten Subst. moltzer (G.-B. 1477, H.-R. 1682 u. 1684), das nach Grimm, Deutsch. Wörterb., VI, 2481 häufiger mit nicht verschobenem t in der Form „Molter" erscheint.

7 Höfe. Jede Hube hatte einen Namen, war aber von mehreren, in der Regel 2—4 Bauern besetzt. So gab es „eyn hub genant krahen mollers hube habenn kuntz Hottenbecher Klaß Volbron Kroß Hans und sein geschwistert und der jung Hanns am geyßperck" [1]). Anderseits konnte ein Bauer an mehreren Huben teilhaben. Dasselbe galt für die halben Huben, Viertelhuben u. s. w. [2]). Die Größenverhältnisse unter den einzelnen Huben müssen recht mannigfaltig gewesen sein, wenn die auf den Gütern ruhenden Lasten einen Rückschluß auf Umfang oder Wert zulassen. Es kam auch der Fall vor, daß ein Gut, das ursprünglich als Hube zählte, später in die Klasse der halben Huben versetzt wurde [3]). Verschiebungen fanden, wie es scheint, fortwährend statt. Das G.-B. 1477 weist eine Reihe von später nachgetragenen Veränderungen auf. 1554 — der Paveyer Hof (s. u.) war inzwischen in den Besitz des erbachischen Hauses übergegangen — waren 41½ Huben unter 19 Bauern verteilt, die Feldhofstätten waren verschwunden, Höfe gab es noch vier. Die einschneidendsten, aber auch die traurigsten Veränderungen rief der dreißigjährige Krieg hervor (s. u.). Welches die Entwicklung im 18. Jahrhundert gewesen ist, lassen die Bürgermeisterrechnungen nicht erkennen.

III.

Abgaben.

Nach dem G.-B. 1477, dessen Überschrift lautet: „Zynns fell vndt nutzungen ynns Ampt zu Künnich gehorigk", war der Zehnt noch zwischen der Meisterin des Klosters Steinbach bei Michelstadt und dem Pastor zu König einerseits und der Herrschaft anderseits im Verhältnis 3 : 1 geteilt [4]). Die übrigen Abgaben, die in Korn, Hafer, Öl, Sommerhühnern, Fastnachthühnern, Elsbacher Hühnern (auch Alivishühner genannt), Gänsen, Kapaunen und Geld bestanden, fielen an die Herrschaft. Die Abgaben wurden später immer mannigfaltiger, so daß das Zinsbuch 1652 für „Stendige Gefäll zu Künig Martini 1652 verfallen" folgende 17 Rubriken

---

[1]) G.-B. 1477.

[2]) Schröder, Rechtsgeschichte 413.

[3]) Ein Hub genant ißenhewers hube haben Hans Heubecher und peter bender geben xv r (Heller) vnd ein malter hub habern ist ein hub gewesen front vor ein halphube. G.-B. 1477.

[4]) Zehendt zu Kunich kleyn vnd groiß hat die meisteryn zu Steinbach vnd der pastor zu Kunich / haben drew theill / vnd mein gnediger herr das viertheyll.

aufweist: „1) Gült. 2) Hauß Zinß. 3) Garten Zinß. 4) Acker Zinß. 5) Wißen Zinß. 6) Bavus Zinß (s. u.). 7) Korn von Huben. 8) Korn von großen Höfen. 9) Korn von kleinen Höfen. 10) Haber von Huben. 11) Haber von großen Höfen. 12) Haber von kleinen Höfen. 13) Haber von Gerten. 14) Korn von der Mül. 15) Gänß. 16) Koppen. 17) Faßnachthüner". Im H.-R. 1682 ist zum ersten Male von regelmäßigen Pflichtleistungen der Gemeinde als solcher an die Herrschaft die Rede. Es sind die folgenden: „1) Hauß Zins von 2½ Haußplätzen. 2) Weggeldt. 3) Bohnwein (s. u.). 4) Hauß Zinß vom Pfarrhauße vnd von Hirten Häußern. 5) Bavus Zinß. 6) Handtlohn vom Zehndten. 7) Hühner von Pfarr und Hirten Häußern". Von diesen vielerlei Abgaben, zu denen in andern Zinsbüchern und Heberegistern noch neue kommen, interessiert hier der Bannwein[1]). Er wurde alljährlich in den 4 Wochen von Thomastag (21. Dez.) bis zum Sebastianstag (20. Jan.), also in der Weihnachtszeit getrunken. Die Herrschaft legte den Wein dar, von ihr mußte jeder Bauer ein bestimmtes Quantum kaufen. Nach dem G.-B. 1477 hatte jede Hube 8, jede halbe Hube 4, jede Viertelhube 2 Maß, die Häuser (es gab im ganzen 39), die in die Mühle im Dorf mahlen gingen, 2 Maß, die Häuser, die in die Krohmühle mahlen gingen, 2½ Maß zu kaufen. Die Maß Wein mußte 2 ₰ teurer bezahlt werden, als sie sonst galt, der Herrschaft stand das Recht zu, ein Fuder Wein darzulegen. Was übrig blieb, mußten die Güter unter sich teilen[2]). Wenn sich aber einer weigerte, den Bannwein zu trinken, so wurde

---

[1]) mhd. „ban-wîn = Wein den zu kaufen ausschließlich erlaubt ist". Vgl. auch Schröder, a. a. O. 523.

[2]) Nota hat mein gn. Herr den banwein da der gefelt von guttern keit ein hub viii moß, .j. (= ½) hub iiii moß, Ein firtel ii moßß / Die Heuser die jn die muln jm dorff maln gehen ii moiß vnd die in die Kraen moln gehen ii moiß vnd ein echtmoß vnd wan das fuder banweins nit also nach den guttern ußginge so mußßen sie den vbrigen doch vnder inn teilen so vill daß der wein uß ist vnd so mein gn. herr den wein darlegt so mussen sie die maß ii ₰ hoher drincken dan er sunst gilt vnd mag mein g. h. ein fuder weins darlegen. Vnd so sie komen vnd bitten mein g. h. das er jnn nit dar legen soll so stet das zu meim g. h. wie er jnn die moiß lassen will vnd soll zu wyhennachten der ban wein dar gelegt werden. G.-B. 1477. — In den beiden ältesten Gültbüchern werden noch ausschließlich römische Ziffern zur Bezeichnung der Zahlen verwandt; doch ist 1554 X durch das Zeichen x verdrängt und ½ durch j bezeichnet, während das Titelblatt die Jahreszahl 1554 bereits in arabischen Ziffern trägt. Im Zinsbuch 1565 finden sich die arabischen Ziffern zum erstenmale in den Texten. Lamprecht, a. a. O. I., 1443.

folgendes Verfahren gegen ihn eingeschlagen. Einer aus dem Dorf, der das Amt des Büttels übernehmen wollte, ging, mit dem dem betreffenden Gute zukommenden Quantum Wein und einem Pfennigsweck ausgerüstet, auf dem nächsten Wege nach dem Gute und rief dort den Inhaber dreimal mit Namen. Kam der Bauer nicht, so durfte der Büttel den Wein trinken. Was er übrig ließ, sollte er auf das Gut schütten; der Inhaber aber mußte den Wein bezahlen.[1])

Später wurde der Bezug des Weines in Natur durch eine Geldabgabe ersetzt, die noch im 18. Jahrhundert erhoben wurde. Das G.-B. 1554 spricht bereits ausdrücklich von „Zinnß an gellt so jerlich meinem genedigen hern zu Bannwein zu Künich gefellt" und verzeichnet als Gesamteinnahme hieraus 4 fl. 11½ alb.[2])

Aus dem „Banwein" macht das H.-R. 1682 und die B.-R. 1680 den Bohnwein. Gesprochen wurde das Wort damals vermutlich bâu^{n}wei^n oder bâunwein, seine Bedeutung aber wurde nicht mehr verstanden. Da in der Mundart nasaliertes âu sowohl auf mhd. -an, als auch auf -on und -un zurückgehen kann, so wurde von den Schreibern der B.-R. und des H.-R. die ihnen unklare mundartliche Form in Bohnwein, von dem Bürgermeister des Jahres 1727 in Bahnwein verhochdeutscht.

Eine ähnliche Wandlung wie das Wort Bannwein hat die Bezeichnung für eine andere Abgabe, das Ungeld, durchgemacht. Diese „Abgabe von Einfuhr und Verkauf der Lebensmittel"[3]) wurde in der Mundart Ohmgeld genannt, und so schreiben auch die Bürgermeisterrechnungen. Die Bürgermeister des Rechnungsjahres 1680/81 unterscheiden zwischen Weinohmgeld und Bierohmgeld, und tatsächlich scheint das Ungeld nur für Wein und Bier erhoben worden zu sein. Dafür spricht noch die mundartliche Form des Wortes, die auf Anlehnung an Ohm, das Weinmaß, beruht, während

---

[1]) Vnd so sich einer des widdern wolt vnd des weyns so jnn die herrschafft darlegt nit drincken wolt so soll der geputtell sein will was jm von seinem gut geburtt nemen vnd ein pfennigs weck dar zu kauffen vnd wo er zum negsten uff sein gut hat gehn vnd jm zu dreyen moln mit seinem namen ruffen kompt er dan nit so mag der geputtell den wein drincken vnd was er nit drincken mag soll er jm uff sein gutt schutten so muß doch derselbig den wein bezalen. (ebda.)

[2]) „Item iiii gulden xij alb gefallen jerlich meinem genedigen herrn von xxxxij huben vnnd xxxviiii hoffstetten vnnd gibt ein jede hub ii alb. auch jede hofftat iiii ₰."

[3]) Lexer, mhd. Wörterbuch: ungelt.

die lautgesetzliche Entwicklung des mhd. ungelt hätte ân-gelt ergeben müssen.

Ursprünglich war die Abgabe an die Herrschaft zu entrichten, wie aus folgender „Nota" des G.-B. 1477 hervorgeht: „das ungelt Es drag wenigk oder viell ist meins gnedigenn hern". Aber für die Zeit, wo der Bannwein getrunken wurde, vom Thomastag bis zum Sebastianstag, war den Königern die Zahlung des Ungelds an die Herrschaft erlassen und die Gemeinde konnte es erheben[1]). So ist es bis ins 18. Jahrhundert geblieben. Denn während noch 1672 „Hanß Horn von Kinig" sich an den „Grafen Georg zu Erpach" mit der Bitte wandte, ihm das Ungeld für 4½ Eimer Hochzeitwein zu erlassen, verzeichnet die B.-R. 1680 mehrere Posten „Ohmgeld" als Gemeindeeinnahmen[2]). Allerdings fehlt hier und in den meisten späteren Fällen eine Angabe des Zeitraumes, für den die Zahlung geleistet wurde. In der B.-R. 1733/34 ist aber ausdrücklich vermerkt, daß der Wirt „Joh. Adam Koch vor das gemeine ohm gelt von tomas tag bis auf Sebastianstag 5 fl. 5 alb." bezahlte. Und in einem früheren Jahrgang (1724/25) ist bei dem betreffenden Eintrag die Notiz hinzugefügt, daß die Gemeinde das Ungeld von Thomastag bis Sebastianstag zu erheben hat[3]).

Der Bavus ist eine Geldabgabe, für die ich eine zweifellos sichere Deutung nicht finden konnte. Sie ist zum ersten Male im G.-B. 1554 unter dem Namen Bafeß Zinnß erwähnt. Es werden dort der Reihe nach sämtliche Gefälle von 1) Hubgütern, 2) Höfen, 3) Äckern, 4) Wiesen, 5) Gärten, 6) Häusern und 7) Hofftätten aufgezählt, dann folgt 8) der Bannwein und schließlich der letzte Geldzins unter folgender Überschrift: „Zinnß an gelt so jerlich meinem genedigen Herrn vonn etlichen gütern zu Künich gefellt: Item .j. (½) gulden v alb. gefellt jerlich meinem genedigen Herrn zu Künich, daran geben alle diejenigen so guter haben außgescheiden der Kroenmullner vnnd Michel Schäffer, Ist etwa genannt worden der Bafeß Zinnß

[1]) Nota diweyll sie den banwein drincken sagen sie seyen vier wochen vngelts zu kunich freyhe das die wiert jnnen das vngelt geben vnnd gehn die vier wochen vff Sanct Thomastag an stet zu meym gnedigen hernn. G.-B. 1477.

[2]) Von Michl Wärdtman an bier ohm gelt so er im uorigen Jahr 1679 ist schultig blieben Empffangen 1 fl. 7½ albs. — von Hans jöstel an wein ohm gelt auch vom uorigen 1679sten Jahr her noch emffangen 1 fl. 4 albs.

[3]) „Von H: Schultzen Empfangen ungelt von wein und büer schank so die gemeind König zu erhäben hat von domaß Tag biß auf Bastianenß Tag tragt an wein und bier 8 fl. 24 alb."

Ist Martinj fellig". Dann folgen verschiedene Arten Getreidezins usw. Diese Ordnung wird auch in den späteren Gültbüchern und Heberegistern eingehalten[1]). Das H.-R. 1652 weist das Wort in latinisierter Form als „Bavus Zinß" auf, und diesen Namen behält die Abgabe auch in den B.-Rechnungen 1727/28 und 1728/29. Während sie aber ursprünglich (1554) auf den einzelnen Gütern (außer zweien) ruht, ist sie später eine Gemeindeabgabe an die Herrschaft und beträgt 1682 20 alb. 2 ₰, 1726 mit dem Bannwein und dem Zins für das Pfarrhaus, dem sog. „Martinszins", zusammen 5 fl. 7 alb.[2]). Was bedeutet nun Bases? Im 14. Jahrhundert war in König eine Familie Basey (auch Pavey geschrieben) begütert, deren Besitz nach dem Erlöschen des Hauses zuerst an die Herren von Otzberg, 1490 aber an die Schenken von Erbach überging. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man die auf diesen Gütern ruhenden Abgaben, weil die Grundstücke erst nachträglich den Bauern verliehen wurden, besonders verrechnete und dafür die Bezeichnung Basseyszins einführte, die sich zu Basseszins (latinisiert Bavus) entwickelte. Für diese Vermutung spricht namentlich der Umstand, daß der Zins in dem ältesten Gültbuch (1477) noch fehlt.

Aus den Gültbüchern und Heberegistern läßt sich auch erkennen, welche Feldfrüchte damals im Odenwald heimisch waren. Bis 1642 sind es von Getreidearten nur Korn und Hafer, von denen Abgaben erhoben werden, Dinkel (Spelz), Gerste und Weizen fehlen ganz. Dagegen muß der im 19. Jahrhundert zurückgegangene Rapsbau in Blüte gestanden haben, da der Ölzins in den Gültbüchern eine wichtige Rolle spielt. In späteren Zeiten trat vorübergehend auch noch Tabakzehnt hinzu, der aber im Vergleich zum Getreidezehnten nur unbedeutend war. Im Zinsbuch 1653 ist zum ersten Male die Lieferung von vier Metz „Dienckell" notiert. Diese heute so beliebte Getreideart scheint hiernach erst im Laufe des 17. Jahrhunderts im Odenwald, speziell in K., angebaut worden zu sein.

Maße. Für die zu liefernden Getreidemengen sind in den Gültbüchern die Bezeichnungen Malter, Simmer und Molzer üblich. Das G.-B. 1477 enthält folgende Gleichung: i simern + i simern + i simern + iij moltzern = j (½) mtr. i simer iij

[1]) xviii (18) albus gefelt jerlich zu Bases Zinß vf Martiny. Zinsbuch 1565.

[2]) „Der Burgemeister ... zalt wegen der Gemeinde an Martins Zinß, bahn wein und Bavus Zinß pro ao 1726 heute dato 5 fl. 7 alb. Künnig 16. Sept. 1726." (Unterschrift des Amtsverwesers). Beleg zur B.-R. 1726/27.

molßern. Hiernach zerfiel das Malter in 4 Simmer wie noch heute. Beim Ölzins ist gewöhnlich hinzugefügt, daß gestrichenes [1]) Maß gemeint ist, was die Vermutung nahelegt, daß da, wo dies nicht geschieht, bei Korn und Hafer, das Maß gehäuft [2]) werden mußte. Das Simmer hatte 4 Molzer [3]), eine Bezeichnung, für die später auch Metze eintritt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden die beiden Wörter Molzer und Metze gleichbedeutend nebeneinander gebraucht [4]). Was die Größe des Simmers und damit zugleich die der andern Maße betrifft, so war sie örtlich verschieden. Es wird daher gewöhnlich die Angabe beigefügt, ob „Küniger" oder „Michelstädter" Maß gemeint ist. Ein besonderes Maß ist noch das „kleine" [5]) Simmer, dessen Kubikinhalt sich aber aus den vorliegenden Angaben ebenso wenig ermitteln läßt, als der der übrigen Getreidemaße.

Die Geldverhältnisse sind während des ganzen Zeitraumes sehr verworren gewesen. Das G.-B. 1477 rechnet im allgemeinen nach Gulden, Albus und Denaren (₰). Daneben aber finden sich Angaben in „Pfund Heller" (lib) und Hellern (r). Die verschiedenen Werte konnte ich aus meinem Material nicht feststellen. Im dreißigjährigen Krieg tauchte noch der Batzen (= 2 alb.) auf, der aber 1680 wieder von der Bildfläche verschwand. Außerdem kam 1659 zu dem Denar noch der Binger Heller [6]). Die B.-Ren. rechnen bis 1734 nach Gulden, Albus und Hellern (1 fl. = 30 alb., 1 alb. = 8 ₰), in der B.-R. 1741/42 ist zum ersten Male die Rechnung nach Gulden, Kreuzern (xr) und Hellern (₰) durchgeführt, was den Bürgermeister aber nicht abhielt, die Einzelposten in altgewohnter Weise nach fl., alb. und ₰ zu verzeichnen und für die Summierung eine Umrechnung vorzunehmen.

Daß vielfach Geld, welches keinen Kurs hatte, im Umlauf war, kann nicht auffallen. 1733 hatten sich in der Gemeindekasse für 5 fl. „böße Kreuzer" angesammelt, die nur als halbgültig wieder abgesetzt werden konnten.

---

[1]) iii molßern oleyß gestrichen geit der alt Hans am geißberg von eim acker an dem hohen reyn gelegen. G.-B. 1477.

[2]) Lamprecht, a. a. O. 487 ff.

[3]) i molßern + ii molßern + iii molßern = i siemer vnd ii molzern. G.-B. 1477.

[4]) H.-R. 1682, 1683, 1684.

[5]) B.-R. 1723/24.

[6]) Hanß Stephan Kaibel: Ann gelt 1 Gulden 5 alb. 1 ₰ 1 Pinger Heller. H.-R. 1659.

Lieferungstermine[1]). Die meisten Lieferungen hatten jährlich, einige halbjährlich an bestimmten Tagen zu erfolgen. Hauptzinstag war Martini (11. November). An diesem Tag waren, wie mehrere Zinsbücher des 17. Jahrhunderts ausdrücklich bemerken, alle Lieferungen in Naturalien „fällig"; von den Geldabgaben waren es der Zins vom Pfarrhaus, der Bannwein und der Bavuszins. In zwei Terminen, zu Weihnachten und Johanni, war das Schloßwachtgeld, eine Abgabe, die erst in den Bürgermeisterrechnungen des 18. Jahrhunderts auftaucht, zu bezahlen. Zu Petri (22. Februar) fielen Atzung und Frondienst, die bereits im 15. Jahrhundert von den „Vnndterthanen für 34 Gulden bestanden" [2]) waren. Der Zins für die Schafweide, die den Königern im Laufe des 16. Jahrhunderts „verliehen [3])" wurde, sollte zu Michaelis (29. September) bezahlt werden.

Über den Beginn des Rechnungsjahres ist in den älteren Gültbüchern keine Angabe zu finden. Mindestens seit 1680 aber muß er auf Petri gefallen sein, wie aus der Aufschrift der B.-R. 1680/81 [4]) hervorgeht. Das „Hebregister von petri 1682 bis dahin 1683" und sämtliche späteren Bürgermeisterrechnungen bestätigen das Gesagte. — In einigen Orten des vorderen Odenwaldes, in der Gegend von Groß-Umstadt, ist noch eine Einrichtung übrig geblieben, die an die alte Bedeutung des Peterstages als Schluß des Rechnungsjahres erinnert: das ist der Dienstbotenwechsel am 22. Februar.

IV.

Verwaltung.

Über die Verwaltung geben nur die Bürgermeisterrechnungen Aufschluß. Die Verwaltungsgeschäfte liegen, wenigstens seit 1680, in den Händen des Schultheißen. Er ist Vorsteher der Cent — der Name Centscholz lebt noch jetzt in einer Familie weiter — und hat im großen und ganzen die Befugnisse des heutigen Bürgermeisters. Unter ihm stehen die zwei Bürgermeister, denen vor

[1]) Lamprecht, a. a. O. I., 813.

[2]) G.-B. 1477.

[3]) G.-B. 1554.

[4]) Verzeuchnus waß wir beyde burge Meister, nemblich Michel Horn vnd Conradt Blum von wegen der gemein König Eingenohmen vndt ausgeben haben Nemblich von Anno 1680 auf Peters Tag an biß wieder auf Peters Tag Anno 1681.

allem die Verwaltung der Gemeinde- und der Centkasse obliegt. Sie führen über Einnahme und Ausgabe Buch und haben am Ende ihres Amtsjahres Rechenschaft abzulegen. Während die Bürgermeister von Jahr zu Jahr wechseln, bleibt der Schultheiß dauernd in seinem Amt, übt daneben aber wie der heutige Bürgermeister sein Handwerk aus. Die Gemeindegelder und die der Cent werden getrennt verrechnet; an dem Centvermögen ist die Gemeinde Fürstengrund mit $^1/_4$ beteiligt. Der jährliche Einnahme- und Ausgabeetat ist, dank der noch vorherrschenden Naturalwirtschaft, sehr klein, auch abgesehen von der geringen Bevölkerungszahl. Im Jahre 1733/34 betrug die Centeinnahme 70 fl. 28 alb., die Gemeindeeinnahme 125 fl. 14 alb., die Gesamteinnahme also 196 fl. 12 alb., die Centausgabe belief sich auf 23 fl. 28 alb. 4 ₰, die Gemeindeausgabe auf 177 fl. 6 alb., die Gesamtausgabe also auf 201 fl. 4 alb. 4 ₰. Es gibt aber Jahrgänge, in denen das Gesamtbudget nicht 100 fl. erreicht. Gewöhnlich halten sich Einnahme und Ausgabe ziemlich die Wage. Höchstens rettet sich ein kleiner Überschuß aus dem alten in das neue Rechnungsjahr hinüber. Einmal aber konnten 126 fl. aus der Gemeindekasse unter die 63 „Centmann" verteilt werden, so daß jeder Bürger 2 fl. bekam[1]). Auf Grund welcher günstigen Verhältnisse das möglich war, ist nicht berichtet.

Die hauptsächlichste Einnahmequelle der Gemeinde und der Cent war der Wald, und diese Bedeutung hat er noch jetzt für die Gemeinde. Ein außergewöhnlicher Holzhieb wurde vorgenommen, wenn eine außergewöhnliche Ausgabe bevorstand. Als im Jahre 1731 die Anlage eines neuen Brunnens beschlossen war, mußte, von freiwilligen Beiträgen einzelner wohlhabender Einwohner abgesehen, der Wald die erforderlichen Mittel liefern. Bezeichnend ist, daß auch eine durch unvorhergesehene Umstände nötig gewordene Unterstützung eines Gemeindemitgliedes nicht in Geld, sondern in Holz geschah[2]).

Die Rechnungsablage erfolgte beim Haingericht, das gelegentlich auch Centgericht oder Nachbargericht (mhd. nâchgebûre = Einwohner) genannt wird. Es fand alljährlich im Frühjahr, gewöhnlich im März, statt. Ursprünglich waren Haingericht und Centgericht verschiedene Dinge[3]). Jenes war nach Simon

[1]) B.-R. 1741/42.

[2]) als die Cent dem phüllip Koch in den Bergen 2 stem Buchen Holtz verehrt weillen er mit Seinem vieh unklücklich gewesen. B.-R. 1731/32.

[3]) Lamprecht, a. a. O. I, 305, Note.

(a. a. O. 20 f.) „die Gerichtsbarkeit des Grundherrn über die unfreien Leute des Dorfes", also das Dorfgericht, während bei diesem die „freien" Leute ihren Gerichtsstand hatten. Es wurde gebildet von dem Centgrafen als Vorsteher, den Centschöffen und einem oder zwei Mann aus jedem der bedeutenderen Orte der Cent als Beisitzern. Das Cent- oder Haingericht, wie es sich in den Bürgermeisterrechnungen darstellt, ist in Zweck und Zusammensetzung von der mittelalterlichen Einrichtung verschieden: es ist eine reine Verwaltungsangelegenheit, die Prüfung der Bürgermeisterrechnung, wobei den Bürgermeistern Entlastung erteilt wird. Zu dem Zweck erscheinen [1]) außer den beiden Bürgermeistern der Schultheiß, sämtliche „Gemeindsleuthe", von der Regierung der Amtmann als Vorsitzender, 1724 und 1725 auch der Regierungsrat und der Centgraf. Unterschrieben wird die B.-R. nur von dem Amtmann, bezw. dem Amtsverweser. Die Worte „calculiret und justificiret", die in der Regel vor der Unterschrift stehen, sind keine Phrase, denn tatsächlich finden sich wiederholt Berichtigungen von der Hand des Amtmanns in diesen Schriftstücken.

Das Haingericht ist allem Anschein nach für die Gemeinde ein Festtag gewesen. Einer der alten und einer der neuen Bürgermeister wurden vorher nach Erbach geschickt, um mit den Herren von der Regierung die nötigen Verabredungen zu treffen. Ein Faß Wein wurde gewöhnlich von der Gemeinde direkt aus Wörth oder Trennfurt bezogen [2]), gelegentlich die Lieferung auch einem Wirt übertragen [3]). Zum Wein wurden Wecke gegessen, für die 1724 5 fl. 2 alb 4 ₰ [4]) zu bezahlen waren. Die Regierungsvertreter kamen am Abend vor Abhaltung des Haingerichts nach König [5]). Danach scheint die Sitzung wohl am nächsten Vormittag begonnen

---

[1]) Burgen Meister Rechnung über die gemeind König waß vor Ein nahm und außgab seind von den Beyden Burgen Meister Matteß Horn und Johann Jacob Schmidt alß Beide Burgen Meister von 1724 von pättry biß auf 1725 wieder auf pättry. Bey dem am 17te Marty gehaltenen Haingericht wobey alle gemeindsleüthe erscheinen abgehöhrt, calculiret und justificiret worden durch mich C. Luck Amts Verweßer.

[2]) an den rubert Lambert von wörd vor Ein fas wein so Er auf das Könniger hein gericht 1724 hat geliefert 10 fl. 15 alb. B.-R. 1725/26.

[3]) An Joh. Adam Koch vor Wein zu dem vorigen Heingericht 15 fl.

[4]) dem becker vor weck zum heingericht 1724 bezalt 5 fl. 2 alb. 4 ₰. B.-R. 1725/26.

[5]) an Hn. schultzen bezalt vor wein so H. ambts ver weser verzehrt hat zu den Cent gericht abents dar vor 9 alb. B.-R. 1724/25.

zu haben. Sie muß aber ziemlich lange gedauert und sich in den Abend hineingezogen haben, denn es wurden bald ein Pfund, bald ein halb Pfund Lichte [1]) dabei verbraucht. Einmal ließ man es besonders hoch hergehen und feuerte Schüsse [2]) ab. Daß es gelegentlich heiße Köpfe gab und die Gemeinde für geliehene „krig und glösser so bey dem nachbar gericht sind verbrochen worden" [3]) dem Wirt Schadenersatz zu leisten hatte, darf nicht wundernehmen.

Was die übrigen Befugnisse der **Bürgermeister** betrifft, so sind sie recht mannigfaltig, aber hie und da untergeordneter Art. Die Bürgermeister leiten und kontrollieren die Ausführung sämtlicher Arbeiten für die Gemeinde und vereinigen so in ihrer Person Funktionen, die heute unter verschiedene Gemeinde- bezw. Kreisbeamte, d. h. Sachverständige, verteilt sind. Wenn sie dann auch die Gemeindeweide zuhängen oder wenigstens bei dieser Arbeit anwesend sind, so besorgen sie ein Geschäft, das in unserer Zeit entbehrlich ist. Alljährlich kehren zwei Verrichtungen wieder, über welche die B.-R. 1733/34 folgende Notiz enthält: „als die Burgenmeister das erste mahl die Hürten pfrunt angeschnieden und den Kuhen die Hörner abgeschnieten verzährten sie dabey 1 fl. 15 alb." Woraus die Hirtenpfründe bestand, ist nicht gesagt; was aber den zweiten Punkt betrifft, so war es noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in Schaafheim üblich, daß der Hirt den Kühen im Frühjahr die Hörner absägte, damit sich die Tiere auf der Weide nicht stießen. Ferner haben im 17. und 18. Jahrhundert „die borien meister denen Gänßen die fliedtig ab Küben missen" (B.-R. 1729/30), um dem Gänsehirten seinen Beruf zu erleichtern. Ob die Bürgermeister auch die Schweine gezeichnet haben, ist nicht besonders erwähnt; nur das ist berichtet, daß 1727 „ein brant Zeichen zu den Schweinen [4])" angeschafft wurde.

---

[1]) Vor Ein pfundt lichter so zu dem vorigen Haingericht sind gebraucht worden 6 alb. B.-R. 1724/25. — vor Ein halb pfundt lichter zu dem Jetzigen haingericht bezalt 3 alb. ebda.

[2]) Item hat die gemeine bekomen wie das Zentgericht gehalten ist worden an bulfer zu verschißen unt bey mates horn dem schneiter noch ein kleiner vest wie er burgemeister ist gewesen an gelt 11 fl. 1 alb. B.-R. 1722/23.

[3]) B.-R. 1728/29.

[4]) B.-R. 1727/28.

V.

Bezüge der Beamten.

Der Schultheiß und die Bürgermeister wurden für jede einzelne Leistung bezahlt und bezogen allem Anschein nach kein fixiertes Jahresgehalt. Sehr häufig war der Fall, daß eine Bezahlung in Geld überhaupt nicht geschah, sondern nur eine kleine Zehrung im Wirtshaus genehmigt wurde. Wenn einer der Bürgermeister mit dem Jäger in den Wald ging, um Holz auszuzeichnen, so vertranken beide nach getaner Arbeit 10—20 alb. auf Kosten der Gemeinde. Wenn der Amtmann nach König kam, um von der Gemeinde rückständigen Zins zu fordern, so zahlte diese, was er verzehrte. Für gewisse Leistungen war eine bestimmte Vergütung ein für allemal festgesetzt oder wenigstens mit der Zeit üblich geworden. So erhielt der Amtman für die Abhörung der B.-R. jedesmal 1 fl. nebst Ersatz für die tatsächlichen Auslagen. Fixiert waren nur die Bezüge solcher Personen, die ausschließlich im Dienste der Gemeinde bezw. der Cent standen. Die Hirten wurden, wie es scheint, ganz in Naturalien bezahlt. Die Schützen [1]) hatten neben den Naturalbezügen noch ein kleines Fixum in Geld. Ebenso erhielt der Lehrer einen fixierten Betrag aus seiner Bestallung in Geld; sein „jehrlich und beständig gelt aus der gemeint" betrug allerdings nur 1 fl. 15 alb. [2]). Außerdem hatte er noch einige unbedeutende Nebenbezüge. Es war im 18. Jahrhundert noch allgemein üblich, daß bei Begräbnissen der Lehrer mit den Kindern sang. Lehrer und Schüler erhielten dafür eine kleine Vergütung, die aus der Gemeindekasse bezahlt wurde, wenn der Verstorbene arm gewesen war. Diese „Singleichen" sind in König gegen Ende des 19. Jahrhunderts fast vollständig „außer Mode" gekommen. Auch der Pfarrer hatte gewisse regelmäßige Nebeneinkünfte. Für das Kirchenverhör, die Prüfung der Gemeinde auf ihre Kenntnisse im christlichen Glauben [3]), wurde ihm alljährlich 1 fl. 15 alb. aus der Gemeindekasse bezahlt [4]). Für die Erteilung des Konfirmandenunterrichts und die Konfirmation der Kinder bezog er eine nach der

---

[1]) dem gemeinen schützen bezahlt 4 fl. B.-R. 1726/27.

[2]) an den bretzebder zahlt vor seine jährliche bestallung vor die gemeinde auf Jacobi und Lichtmeß 1 fl. 15 alb. B.-R. 1729/30, 1732/33.

[3]) Herzogs Realencyclopädie, hrsg. von Hauck, Bd. IV, „Gebetsverhör".

[4]) an H. pfarr gäbhert bezalt vor das järliche Kirchen verhär 1 fl. 15 alb. B.-R. 1724/25. als der H. Pfarrer hat das Verhör gehalten ist auf Seiten der gemeine verzehrt worden 2 fl. 10 alb. B.-R. 1680/81.

Zahl der Kinder wechselnde Summe (19—44 fl.). Diese Zahlungspflicht wurde 1726 [1]) merkwürdigerweise von der Gemeinde auf die beteiligten Eltern abgewälzt.

Mit dem Landreiter von Erbach, der von Zeit zu Zeit eine spezifizierte Rechnung einreichte, wurde 1731 eine Pauschalsumme für das ganze Jahr vereinbart, die für die Cent 16 fl. betrug [2]). Diese Verabredung galt aber nur für das eine Jahr; im Jahre darauf legte der Landreiter wieder seine „Spezifikation" vor.

VI.

Gemeine Arbeit, Weinkauf.

Wenn ein Handwerker oder Tagelöhner eine Arbeit für die Gemeinde verrichtet hatte, so wurde ihm in deren Namen von dem Bürgermeister im Wirtshaus ein Trunk geboten. Das geschah ohne Unterschied für Ortsansässige und Auswärtige. Diese Sitte läßt sich vielleicht durch die Annahme erklären, daß die Gemeinde ursprünglich für auswärtige Arbeiter, solange dieselben in ihrem Dienste standen, die Verköstigung übernahm. Mit der Zeit aber bürgerte sich der Brauch auch für einheimische ein, und auch bei geringfügigen Arbeiten wurde mindestens eine kleine „Zehrung" genehmigt. Anderseits konnte sich diese Zehrung beim Abschluß größerer Arbeiten, woran viele beteiligt waren, zum Festschmaus gestalten (s. u.). Damit hatte sie aber vielleicht denselben amtlichen Charakter angenommen wie der „Weinkauf". Der war bei der Vergebung von gemeinen Arbeiten üblich; er wurde von der Gemeinde bezahlt [3]). Wer dem Weinkauf beiwohnte und mittrank, galt als Zeuge, auf den man sich gegebenen Falles berief. Der Weinkauf vertrat also die Stelle des Protokolls und spielte demgemäß im öffentlichen Leben eine wichtige Rolle. Seine Höhe stand

---

[1]) soll künftig von jedem Pfarr kind sein Contingent bezahlt werden. B.-R. 1726/27 (Randbemerkung des Amtsverwesers).

[2]) als mit dem Lanth Reuther zu Erbach ist veracotirt worden sein gelt auf Ein Jahr viberhaupt zu zahlen ist verzehrt 15 alb. — an den lanth Reuthter Joachim Stellwagen bezalt das 1731ste Jahr vor König und Fürstengrund 16 fl. B.-R. 1731/32.

[3]) „Als die Gemeine dem Meister Veidt hanst wieder ein Schulhauß zu bauen verdingt, haben sie zu einem Weinkauf vertrunken bei Hans jöstel 1 fl." — als solch Haus ist den Mäurer verdingt worden, ist zu Weinkauf verzehrt worden 7 alb." B.-R. 1680/81.

in einem gewissen Verhältnis zu dem Umfang und den Kosten der vergebenen Arbeit [1]).

VII.

Gerichtsbarkeit.

Mit dem Besitz von König übernahmen die Schenken von Erbach — die Erhebung in den Grafenstand erfolgte erst 1532 — auch die hohe und niedere Gerichtsbarkeit des Dorfes und wurden oberste Vögte über Wald, Wasser und Weide [2]). Das G.-B. 1477 beginnt mit dem folgenden **Weistum**, das diese Rechte feststellt und des Weiteren Strafbestimmungen für Vergehen, speziell Körperverletzung, enthält:

Sye wysenn meyn gnedigen
hernn oberssten faudt
vnd hern vber waldt
wasser vnd weide
Zent vnd gerichtsherr mit allen
gebotten vnd verbotten Die zu setzen vnd
zu entsetzenn hoch vnnd
nydder mit aller oberkheitt
vnd herlichkheit vnd ist die
hochst Des hern buß X pfunt.

Item so zwen zusamen komen das einer den andern schlecht vnd sich Der ein nit wert So verluret Der da slecht die hochst ader die niderst busß darnach er die Handt bessert ader nit / vnd bleybt Der / der sich nit weret / bej der halben buß.

Item so einer bueßfelligk vnd mit recht erwunden wirtt verlureth gegen dem gericht ii lib iiii r [3]) kepurt iglichem scheffen ii r vnd der gemeine xiii r vnd der do das recht erwindt so muß jm der do verlureth auch xiii r geben.

Item So sich zwen mit einander schlagen mit gebesserter Hanndt tz(u) mach(en) ein flyssendt wunde oder nit verluret ir iglicher X lb ist des hernn.

---

[1]) wie das bäugen bey der Linden verdingt ist verzehrt worden mit dem Zimmermann und etlichen die dabey gewesen 20 alb. B.-R. 1726/27. — wie der neue brunen ist ver acotirt worden ist verzehrt worden wein kauf 3 fl. 7 alb. B.-R. 1731/32.

[2]) Simon, a. a. O. 29 ff.

[3]) r = Heller.

Item So sich zwen mit vngebessertere Handt schlagen oder rawffenn verlureth ir iglicher v r ist des gerichts.

Über die Zusammensetzung des Gerichts ist nichts gesagt.

Was sich aus den Bürgermeisterrechnungen über die Gerichtsbarkeit ergibt, sind verschiedene Einzelheiten über die Feld-, Markt- und Ortspolizei.

Die Grenzregulierung, das Setzen der Grenzsteine und die Schlichtung von Grenzstreitigkeiten sind Sache des Vorgerichts[1]). Weil es aus 4 Richtern besteht, heißt es auch Viergericht[2]). Heute werden seine Mitglieder von dem Gemeinderat auf Lebenszeit aus der Mitte der Ortsbürger gewählt und gewöhnlich Feldgeschworene genannt.

Zu den Funktionen des Vorgerichts wird wohl auch der Grenzgang gehört haben, der alljährlich vorgenommen wurde. Ein ausdrücklicher Vermerk über die Personen, die den Grenzgang ausführten, ist allerdings in den Bürgermeisterrechnungen nicht zu finden. Dagegen sind zwei Einträge verzeichnet, die an eine alte Sitte erinnern. Der erste findet sich in der B.-R. 1722/23 und lautet: „den buben zu laufen umb eenen Kreitzer nach den Krentzstein thut 6 alb.", der zweite, den ich dem Jahrgang 1741/42 entnehme, hat folgende Fassung: „bei Abgehung des alhiesigen Waydgangs ist bei den Gräntz Steinen der Jugendt außgeworfen 15 xr". Offenbar handelt es sich in beiden Fällen um dieselbe Sache. Zur Erklärung führe ich eine Stelle aus Jakob Grimm „Deutsche Rechtsaltertümer"[3]) an: „Noch im verfloßnen Jahrhundert herrschte in mehreren Gegenden die Sitte, bei wichtigen Anläßen, als der Legung eines Grundsteins, Setzung eines Grenzsteins, Findung eines Schatzes und dergleichen, Knaben zuzuziehen und sie unversehens in die Ohrlappen zu pfetzen oder ihnen Ohrfeigen zu stechen, damit sie sich des Vorgangs ihr ganzes Leben lang erinnern sollten. Dabei empfingen sie kleine Geschenke. Dieser Gebrauch ist uralt und schon im ripuar. Gesetz enthalten". Was die Königer Grenzgänge betrifft, so scheint es nach dem Wortlaut der beiden angeführten Stellen, daß man an den Grenzsteinen Geld auswarf und die Knaben einen Wettlauf

[1]) Das Vorgericht ist von wegen Einige strüttigkeiten oben bey den Creutz äcker hin beschieden worden. B.-R. 1738 (Beleg).

[2]) Eine neue Reuth hauen vor die vier richter gemacht. B.-R. 1733 (Beleg). Dem firgericht geben von einem stein zu besehen. B.-R. 1723/24. Vor drei gemeine stein bey der steinerne brücken dem Viehrecht bezalt. B.-R. 1728/29.

[3]) 4. vermehrte Ausgabe. Leipzig 1899, Bd. I, 198.

danach machen ließ. Auf diese Weise erzielte man auch eine bleibende Erinnerung an den Vorgang. Daß den Jungen unversehens auch Ohrfeigen gestochen wurden, ist nicht ausgeschlossen.

Die B.-R. 1732/33 verzeichnet eine Ausgabe für „eine axt, eine Hacke und eine Schiepp so der Nachrichter zu seinem Dienst gebraucht". Das sind die nämlichen Gegenstände, die heute den Feldgeschworenen zur Ausübung ihres Dienstes von der Gemeinde gestellt werden. Weitere Mitteilungen über den Nachrichter enthalten die Bürgermeisterrechnungen nicht. Jedenfalls weisen seine Attribute darauf hin, daß er mit der Feldpolizei zu tun hat.

An andern Stellen ist einfach von dem „Gericht"[1]) die Rede. In der Aufschrift mehrerer Bürgermeisterrechnungen werden die beiden Rechnungsführer nicht „Bürgermeister" genannt, sondern der eine heißt des „Gerichts"-, der andere „Gemeindsmann"[2]). Offenbar soll damit auf eine Verschiedenheit der Funktionen der beiden Bürgermeister hingewiesen werden. Vielleicht haben wir in dem „Gericht" den Vorgänger unseres Ortsgerichts zu suchen, dessen Vorsteher in den meisten Fällen der Bürgermeister ist.

Zur Ortspolizei gehörte zunächst der Bettelvogt, der die „tagwacht"[3]) hielt und vor allem das Betteln zu unterdrücken hatte, während die „Nachtwacht" dem Kuhhirten und dem Schweinehirten oblag. Für Markttage und Kirchweih wurden von dem Schultheißen besondere Marktwächter[4]) bestellt, die für Ordnung sorgen sollten und von den Verkäufern das Marktstandgeld[5]) erhoben.

Dem Gericht, der Polizei und der Gemeinde scheinen Diebesbanden besonders viel zu schaffen gemacht zu haben. 1726 wurde über einen Dieb die schwerste Strafe, die Todesstrafe, verhängt.

---

[1]) wie das vieh eine ansteckung an den Zungen gehabt vnd Etliche man von dem gericht vnd aus der gemeinde im orth sind herumgangen vnd das vieh in allen ställen besichtiget. B.-R. 1732/33.

[2]) Regnung Buch über die Burgen-Meister-regnung auf das Jahr Anno 1734. Von Petri bis dahin 1735 durch Christoph Groll des Gerichts und Joh. Jacob Schäfer Gemeindsmann zu Künnig.

[3]) daß der Bürgermeister Nickel Kunkelmann an den tag wechter auf Abschlag bezalt hat Ein halben gulten wird von mir bescheinigt. König 6ten Martz 1732 Joh. Jacob Schmidt, Schultheiß.

[4]) dem Herrn Schultzen vor die Wächter auf dem Markt 20 alb. B.-R. 1726/27. Vor die Mark wächter zu der Kirchwey bezalt 4 alb. B.-R. 1725/26.

[5]) die Mark wächter haben das Markstandgeld wieder verzehrt 14 alb. B.-R. 1730/31 (Notiz des Amtmanns).

Bei der „Exekution", die in Michelstadt vor sich ging, hatten 9 Mann aus der Gemeinde „aufzuwarten"[1]).

VIII.

Bevölkerung.

Über die Bevölkerung geben die Gültbücher und Heberegister nur Aufschluß, soweit es sich um Bauern handelt. In den Bürgermeisterrechnungen finden sich auch einige Mitteilungen über andere Berufe. Ungefähr läßt sich die Bevölkerungsziffer abschätzen aus einer Angabe der B.-R. 1741/42, wonach es damals in der Gemeinde 63 Centmänner[2]) gab (heute sind es etwa 400 Ortsbürger bei 2000 Einwohnern). Die Zahl der Beisaßen, die alljährlich eine kleine Summe, das „Beisaßgeld", zu entrichten hatten, habe ich nicht ermittelt.

Für die Unterweisung der Kinder war durch Bestellung eines Lehrers gesorgt, was allerdings nicht hinderte, daß die wenigsten Leute, die Handwerker nicht ausgenommen, schreiben konnten. Selten findet man unter den Belegen eine Quittung, die von dem Empfänger selbst ausgestellt und unterschrieben ist. Gewöhnlich besorgt dies der Schultheiß unter Hinzufügung des Vermerks: „dieweilen ob Bemeldter ... Schreibens unkundig, hat er mich beauftragt, solches in seinem Namen zu thun".

Unter den verschiedenen Berufen interessieren die, welche heute nicht mehr vertreten sind. Es gab damals Pechbrenner, Köhler und Pottaschenbrenner. Die Erinnerung an die Pottaschenindustrie lebt an andern Orten des Odenwaldes, so in Rehbach, noch in Flurnamen fort. In König weiß man nichts mehr davon, ebenso wenig von der Existenz der „Bechhütten"[3]) oder dem Sehgräber[4]), der von der Gemeinde zu den Erdarbeiten herangezogen

---

[1]) wie der Dieb abgeholt worden, hat der Herr Centgraf mit Zweyen Zent schöffen verzehrt 25 alb. — dem Herrn Cent Grafen von wegen des Diebs Philips Burgers Zentz Kosten 25 fl. 10 alb. Und vor diejenige 9. Mann so zu Michelstadt bey der Execution mit aufgewartet 27 alb. B.-R. 1726/27.

[2]) Unter die alhiesige Gemeinde welche in 63 Cent Mann bestehet ist jedem 2 fl. außgetheilet worden.

[3]) Vor die Begräbnus Einer armen Frau welche in der Bech hütten gestorben. B.-R. 1733/34.

[4]) dem Sehgräber von einem stick graben bey den Hürten döllen. B.-R. 1733/34.

wurde. Letztere Bezeichnung ist noch jetzt in Limburg [1]) gebräuchlich, im Mittelhochdeutschen dagegen ist das Wort nicht belegt; wohl aber findet sich mhd. sëhe-gruobe = Senkgrube, ein Kompositum, dessen erster Teil zu mhd. sîhen gehört.

Die Funktionen des Scharfrichters, der ursprünglich „die rechtlich zuerkannte Strafe an Leib und Leben zu vollziehen" hatte, waren im Laufe der Jahrhunderte bedeutend erweitert worden [2]). 1730 finden wir ihn als sachverständiges Mitglied einer Kommission, die gefallenes Vieh zu untersuchen hat [3]).

Die Vermögensverhältnisse der Bewohner scheinen bis zum 30jährigen Krieg so gewesen zu sein, daß die Leute ihr Auskommen hatten; in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts war aber ein Elend über das Dorf hereingebrochen, von dem die Gültbücher und Heberegister ein trauriges Bild entwerfen. Die meisten Güter waren in andere Hände übergegangen, die neuen Inhaber konnten jedoch ihre schuldigen Abgaben entweder überhaupt nicht oder nur zum geringen Teil aufbringen. Im Jahre 1643 waren überhaupt nur 12 Bauern vorhanden — gegen 22 im Jahre 1554 —, von denen einige allerdings mehrere Güter inne hatten. Andere hatten ein Gut übernommen, es aber wieder liegen lassen, wieder andere hatten noch gar nicht angefangen, wieder Korn zu bauen. Daher hat der Gräfliche Sekretär für das Jahr 1643 zwei Verzeichnisse aufgestellt: das eine zählt die „stendigen gefäll zu Künig" auf, „So viel an Gütern jetztmals besetzt seindt", das andere ist ein „Samelbuch oder Verzaichnus aller im Ambt Künig vf Martiny 1643 würklich erhabener Stendiger Zinß vnd Gülten". Und das ergibt an Geld und Korn ungefähr den fünften, an Hafer etwa den vierten Teil von dem, was 1554 eingegangen war. Während 1554 an Geld 42 fl. 8 alb. 2 ₰, an Korn 89 Malter 1 Simmer 2 Molzer und an Hafer 62 Malter 1 Molzer geliefert worden waren, betrug der Zins 1643 nur 8 fl. 8 Batzen 13 ₰ an Geld, 17 Malter 6 Metz Korn und 16 Malter $4^1/_2$ Metz Hafer. Im folgenden Jahre ging es zwar mit dem Korn etwas besser, aber

---

[1]) Grimm, Deutsches Wörterbuch: Seegräber.

[2]) Grimm, a. a. O. VIII., 2196, 1.

[3]) daß der Burgen meister Nickel Halstein vor trey mahlige besichtigung wie Serwa und Seinem Tochterman und geörg Laub daß vieh ist gefallen, ist dar bey gewesen Johannes Schäfer, Herr Menges, Conrat Bechtol, vor ihre gebier bezalt 15 alb., dem scharf Richter vor Seine gebier auf zu machen und zu Sehen was den gefallenen vieh gefehlet bezalt 8 alb. B.-R. 1730/31.

in die Rubrik „Haber“ setzte der Sekretär den Vermerk: „Nichtß geliefert weil der haber aller ausgetroschen von den Soldaten“.

Die traurigen Zustände überdauerten den Krieg um eine ganze Reihe von Jahren und scheinen hie und da in den Bauern die Lust zum Vagabundieren geweckt zu haben. So lesen wir 1651 von „Adam Helffert, Toma Hamans Nachfar: dißer ist schelmisch außgerißen, deßwegen die Frau den großen Hof ganz ligen laßen“. Eine Reihe von Gütern, die während des Krieges wüst gelegen hatten, konnten seit 1652 wieder angetreten werden; aber das „Verzeichnuß 1656“ bemerkt noch: „an Gelt undt Früchten wird dießer Zeit nur die Helfte gelifert, betrügen sonsten noch so viel alß genwertige Specification außweißet“. 1682 ist die Zahl der Bauern auf 28 angewachsen, aber mancher „hat noch freyheit“ oder „hat noch in allem auf 3 Jahre freiheit“. Es herrscht also noch bittere Armut. Das läßt besonders ein Blick in die B.-R. 1680/81 erkennen. Viermal kam der Amtsverweser von Erbach, um von der Gemeinde rückständigen Zins zu fordern, jedesmal ohne Erfolg. Die Gemeinde ließ schließlich „Ein Suplication Machen umb Erlaßung der Pöcht“. In demselben Jahr 1680 mußte der Pfarrer beim Bürgermeister 3 fl. „vom gemeinen gelt“ leihen. Das dürfte zur Kennzeichnung der Verhältnisse genügen.

Groß ist die Zahl derjenigen, welche, oft aus weiter Ferne kommend, von Ort zu Ort ziehen und Almosen „heischen“; und zwar dauert dieser Zustand nach Ausweis der B.-Ren. auch im 18. Jahrhundert fort. Die Leute, die Almosen fordern, gehören den verschiedensten Ständen an. Da kommt ein „armer Studiosus“, ein „Schulmeister“, ein „Geistlicher“, eine „ofeziersfrau mit 9 kinter krank“, ein „abgedankter officier“, ein „armer Soltat auß Schweten“, sogar eine „Adeliche Dame“. 1723 sind es viele „gefangene vom Türken“, die betteln gehen. Während des ganzen Zeitraumes seit 1680 gibt es viele, die „auf Brand heischen“, was nicht zu verwundern ist angesichts der Tatsache, daß 1741, als in König eine Feuersbrunst ausbrach, nach dem 2 Stunden entfernt liegenden Erbach geschickt werden mußte, um die Feuerspritze zu holen. Aus den verschiedensten Teilen Deutschlands kommen Leute, die für den Bau von Kirchen sammeln, und wenn man bedenkt, mit welch geringen Beträgen sie vorlieb nehmen müssen, wird man die heutigen großen und kleinen Kirchenbaulotterien verstehen. Selten ist der Fall, daß die gewährte Unterstützung 2 alb. übersteigt, und auch die für die Ortsarmen ausgeworfenen Summen sind lächerlich

gering [1]). Freilich ist der größere Geldwert zu berücksichtigen, der ersichtlich wird aus der Mitteilung, daß 1731 zwei Pfund Fleisch 4 alb. 4 ₰ = 9 Kreuzer kosteten und daß gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts (1642) „1 Gans vnd 1 Coppen" einen Geldwert von 12 Batzen hatten.

IX.

Festlichkeiten.

Es ist noch üblich, daß die Nachtwächter in der Neujahrsnacht beim Zwölf-Uhr-Blasen einen selbstverfaßten gereimten Spruch rezitieren, der den Dorfangehörigen allerlei gute Wünsche für das neue Jahr bringt. In den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts sangen sie, wie glaubhafte Zeugen versichern, sogar vor jedem Haus, so daß sie die ganze Nacht unterwegs waren. Im 18. Jahrhundert hat der Lehrer mit einigen Leuten das Singen besorgt und ist dafür aus der Gemeindekasse bezahlt worden [2]).

Zu Neujahr hat die Gemeinde dem Pfarrer alljährlich eine Bretzel verehrt [3]). Noch vor 25 Jahren war es Sitte, daß jedes Kind, dessen Eltern nicht geradezu arm waren, seinem Lehrer zu Neujahr ein kleines Geschenk brachte, und zum Geburtstag bekam der Lehrer von seiner Klasse eine Bretzel mit einer Flasche Wein.

Wenige Mitteilungen über Verlobung und Hochzeit enthält ein aus dem Jahr 1672 stammendes Gesuch des Hans Horn um Erlaß des Ungelds für seinen Hochzeitwein. Das Schriftstück ist auch seiner Form wegen interessant und soll deshalb wörtlich folgen: „Hoch Gebohrnner Graf, Gnädiger Graf vnnd Herr. Ew. hochgräfl. gnaden, dieß mein anliegen In vnderthäniger Bitt mit wenügem vorzutragen Kan ich Endtsbenanter nicht sorgen. Demnach durch verleihung deß aller Höchsten als ein Stiefter deß heilige Ehe Standeß mit pilipus grohe tochter In wonnen zu Kinig ohne längst Ehlich Verheyrath auch selbige Verlobnuß durch offentliche Kirchgang vol zogen bei solchem Ehen weßen in an wendung der gerichtliche mahl Zeit, Ein Trunk wein uf mein Costen

[1]) den Armen ist vermöge hierbei liegenden Zettuln gereicht worden 2 fl. 53 xr. B.-R. 1741/42.

[2]) dem Praeceptor Federlin und seinen bei sich habenden leuten wegen des Neujahr Singens 1 fl. 17 alb. B.-R. 1741/42.

[3]) vor Ein Neyjahrs bretzel welche an den Herrn Pfarrer ist ver Ehret worden im 1730sten Jahr 1 fl. B.-R. 1731/32.

herbeigebracht. Von 4$^1/_2$ Eimer welcheß ich den wein anschneiter gleich angezeigt, auch selbige bej der Hoch Zeit ohne Vhngelt außgezapt. Deßwege des Geloch den geste auch darnach gemacht. weillen aber ich mich wohl erinerth daß der Hr. Keller die herrschaftl. actcise fordern möcht zur selbige Zeit Ew. hoch grf. grf. auch der Hr. Amptmann nicht zu Hauß gewest Ehe nicht bittlich Ein Kommen Können.

Gelanget dern wegen dieß mein Underthänigst gehorsames bitten An Ew. hoch grf. grf. mir alß ein Junge Kerleh der wenüg erheyrath auch nichts hatt den waß er taglich mit seiner Hand verdint. alß bitt mir beite Junge Ehe leit Ew. hoch grf. grf. Vmb erlaßung des Vngeltß zu einer Hauß Steier. Solche große gnad der algietige gott Ev. hoch grf. grf. ander werdlich 1000 Veltig wieder ersetzen wirdt. In deße Schutz dieselbige befehlen.

Ev. Hoch Gr. Gnaden

Underthäniger gehorsammer
Hanß Horn von Kinig."

Dem Gesuchsteller wurde das Ungeld nur für zwei Eimer Wein erlassen; der Graf lehnte die Genehmigung des ganzen Gesuches ab, „weil die weitlaufige Hoch Zeiten so wenig Unß alß Unsern Underthanen Einträglich seyn".

Im Jahre 1732 wurden eine Brunnenleitung, vermutlich die bis noch vor wenigen Jahren gebrauchte, und zwei Springbrunnen angelegt, deren Einweihung sich für die Gemeinde zu einem Fest gestaltete. Die Haustöchter und Dienstmägde schmückten die neuen Brunnen mit Bändern und Schnupftüchern [1]), wofür ihnen ein Viertel Wein (4 Maß) zum besten gegeben wurde, während die Gemeinde den übrigen Beteiligten 1 Ohm und 1 Viertel Wein [2]) und 17 Pfund Fleisch [3]) bewilligte. Bei besonderen Gelegenheiten wurde geschossen. Von einem Fall, der sich gelegentlich der Abhaltung des Haingerichts abspielte, war schon die Rede. Wieder-

---

[1]) Als der neue Brunen ist das erste mahl gesprungen haben die Haustöchter und Dinstmägde die 2 brunen stöck mit bender vnd schnupftiger gezihret ist ihnen von dem Bürger meister vergütet worden ¼ wein die mas 4 batzen. B.-R. 1732/33.

[2]) als derr Bürger meister nacher Trenfurt geschückt worden das Er wein gekauft hat wie der neue Brunen ist verfärtigt worden vor 1 ohm 1 virtel 10 fl. 7 alb. ebda.

[3]) als der Neue Brunen ist verfärtigt worden ist bey dem Beschluß verzehrt worden 17 Pfund Fleisch 1 fl. 5 alb. ebda.

holt geschah es, daß die Centmänner die von einer Reise zurückkehrende Herrschaft durch Schießen begrüßten. Das Verhältnis der Bewohner zur Herrschaft ist, wie auch aus andern Umständen hervorgeht, das denkbar beste gewesen, und so ist es bis heute geblieben.



Aus meinen Erlebnissen in Maulbach (1865—1866).

Von Friedrich Hunsinger, Gießen.

Anfang der 60er Jahre vorigen Jahrhunderts war ich als wohlbestallter Großherzoglich Hessischer Finanzaccessist der Dinge, die da kommen sollten, gewärtig.

Ich hatte nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung festgestellt, daß ich nach 30 Jahren an der Reihe sein werde, als Steuerkommissär oder Rentamtmann Anstellung zu finden. Die Zeit bis dahin war mir erlaubt, in dem Staate nützlicher und weiterer Ausbildung förderlicher Beschäftigung als Gehilfe oder Volontär zuzubringen.

Die Berechnung war zwar etwas pessimistisch, denn mein Kollege B. wurde schon im 50. Lebensjahr Steuerkommissär in Grünberg. Ich aber war von derselben so wenig erbaut, daß ich mich fragte, was zu machen sei und — machte das Examen als Geometer 1. Klasse.

Als solcher meldete ich mich bei der hohen Behörde zur Übernahme von Parzellenvermessungen und erhielt im Herbste 1865, als ich, in Ermangelung anderer Beschäftigung, zu Hungen im Elternhause privatisierte, den Auftrag zur Vermessung der Gemeinden Maulbach und Otterbach im Kreise Alsfeld.

Der Leser der „Hessischen Blätter für Volkskunde" möge diese etwas umständliche Vorstellung meiner unwichtigen Person nicht übel aufnehmen. Ich muß aber doch erklären, auf welche Weise ich in das mit allen Annehmlichkeiten des Lebens etwas karg ausgestattete Dorf Maulbach verschlagen und des dort heimischen braven Hessenvolkes kundig wurde.

Also auf nach Maulbach!

Eisenbahnverbindungen gab es damals in Oberhessen nicht — aber von Hungen nach Homberg a. d. Ohm führte die alte, gute

„Heerstraße“ und von dort nach Maulbach ein rechter und schlechter Feldweg. — Den Stock in der Hand, habe ich den etwa neunstündigen Weg fröhlich und voller jugendlicher Zukunftsträume zurückgelegt. Damals habe ich bedauert, daß mir Apoll des Gesanges Gabe nicht verliehen hatte — ich hätte immer singen mögen. — Im Dörfchen Bernsfeld (etwa der Mitte des Wegs) kehrte ich in einem Wirtshaus an der Straße ein. Dort saß ein alter Mann, der sein „Viertelchen“ trank und mich, wie die Bauern so sind, fragte „woher und wohin“.

Als ich ihm mitteilte, daß ich Hunsinger hieße und der für Maulbach bestimmte Geometer sei, rief er freudig überrascht: „Ach du läiber Gott, lebt he dann aach noch? Aich sein jo der Peter, der ihm die Klofter geschlah'n hot, häi beim Messe.“

Ich mußte die Bekanntschaft ablehnen, aber mir ahnte, daß ich mit meinem Vater verwechselt werde, der vor 30 Jahren hier Vermessungen ausgeführt hatte — und so war es. Ich hatte Ähnlichkeit mit meinem Vater im Habitus, aber im siebenundzwanzigsten Jahre für einen annähernd Sechziger gehalten zu werden, war nicht so recht schmeichelhaft. Ich bezahlte aber dem Peter noch ein Viertelchen, wofür er mir freundliche Dinge von meinem Vater aus alten Zeiten erzählte.

Dann zog ich weiter, meist durch grünen Wald, nach dem so schön hoch auf einem Berge gelegenen Homberg a. d. Ohm. „Da thät mir's gefallen, da möcht ich hin — aber fort muß er wieder, muß weiter ziehn.“

Ehe ich dies aber that, stärkte ich mich gehörig an Speise und Trank, denn was ich hier von Wirtshaus- und Bierverhältnissen in Maulbach erkundete, war fast unheimlich.

Recht müde kam ich abends in Maulbach an und fand bald den stattlichen Bauernhof des Bürgermeisters, dem ich mich vorstellen mußte.

Hof und Haus schienen aber ausgestorben — man war ja draußen bei der Ernte beschäftigt — aber da die Haustüre offen war, vermutete ich, daß doch noch jemand darinnen sein müsse, und ich hatte recht.

Ich öffnete einige Türen und fand den Herrn Bürgermeister selbst.

Es war ein großes, aber, gelinde gesagt, unglaublich unaufgeräumtes Zimmer. Und auf einem des Zimmers würdigen Bette sah ich einen riesigen weißhaarigen Mann ausgestreckt mit feuerrotem Angesicht und schnarchend, daß es nur so zitterte. Ich erkannte bald die Situation, zumal mich ein gründlicher Alkoholgeruch und

Krug nebst Viertelchensglas belehrten, daß der Mann etwas stark gefrühstückt hatte und nicht zu sprechen sei.

Resigniert entfernte ich mich und suchte das Wirtshaus auf. Dort sah es ganz reinlich aus — die Leute hatten keine Kinder und nur selten einen Gast. Die Maulbacher Bauern tranken nämlich ihren Schnaps, den sie im Fäßchen billiger bezogen, im eignen Hause. Die Wirtin konnte mir leider auch nur einen Schnaps vorsetzen, denn das Dünnbier, das sonst sehr gut sei, war in Ermanglung genügenden Absatzes sauer, und sie empfahl es nicht. Aber einen Handkäs mit Schwarzbrod bekam ich dazu. Gebuttert würde erst morgen wieder, hörte ich, und so lernte ich auch Handkäse ohne Butter essen.

Die Frau war, als sie von meinen erfolglosen Gange zum Bürgermeister hörte, voll Teilnahme und so gefällig, den Gemeinderechner zu rufen, der, wie sie mir mitteilte, als Adjunkt des Bürgermeisters in dessen öfters vorkommenden Verhinderungsfällen fungierte, und so war mir vorläufig geholfen.

Er war ein kleiner, gewandter Mann, ein „geringer“ Bauer, wie in Maulbach auch die „Kühbauern“ im Gegensatz zu den „Gäulsbauern“ tituliert wurden. Er weihte mich in die Ortsverhältnisse ein und wurde mir von vornherein, wie auch stets später, durch Intelligenz und Gefälligkeit sehr nützlich und lieb. Bald erkannte ich aus den Informationen des Rechners und aus der Umschau und Erfahrung im Wirtshause, daß ich im Orte eine passende Wohnung nebst Verköstigung nicht finden könne, und teilte dem Rechner mit, daß ich gedächte, in Homberg mein Domizil aufzuschlagen.

Das wurde aber als eine schwere Kränkung der Gemeinde Maulbach von ihm empfunden und er machte mich darauf aufmerksam, wie viel Zeit ich dann unnötiger Weise auf den täglichen Hin- und Rückweg verwenden müsse. Das leuchtete mir auch sehr ein und ich entschloß mich auf seinen Vorschlag, noch mein Glück bei dem reichsten Bauern des Ortes, Andreas Diegel mit Namen, zu versuchen. — Wir begaben uns in das neue, große und stattliche Haus, dessen Äußeres allerdings, wie ich mich sofort überzeugte, viel mehr versprach, als das Innere bot, und der würdige Andres war tatsächlich bereit, mir Wohnung in dem fast unbenutzten zweiten Stock des Hauses im Interesse der Gemeinde, wie er sagte, zu geben. — Aber mit der Verköstigung stand es schief. Endlich meinte er, ich müsse heiraten, die Wohnung oben reiche ja für eine kleine Familie aus.

Da ging mir ein neues Licht auf! Für diesen Fall war ich ja längst gerüstet, denn ich war schon fünf Jahre verlobt und, da ich glaubte, des Einverständnisses meiner Braut sicher zu sein — sie hätte, glaube ich, auch schon früher geheiratet — entschloß ich mich kurz und mietete eine aus zwei Zimmern und Küche bestehende „Familienwohnung“ für billigen Preis. Die Frau des Andres und die „Jungefrau“, die Schwiegertochter, waren noch so freundlich, mir für jeden Fall der Notwendigkeit, insbesondere für Kindtaufen und dergleichen ihre „gute Stube“ zur Mitbenutzung anzubieten. Ein Äckerchen zum Gemüsebau bekam ich auch noch als Dareingabe unentgeltlich.

Es war „eine Stunde des Glückes“. —

So zog denn nach drei Wochen ein junges, glückliches Ehepaar in Maulbach ein und zwar ganz vornehm in der zweispännigen Chaise meines Schwiegervaters. Und der Johann hatte seinen neuen Hut auf. Ganz bis in den Ort kamen wir zwar nicht, denn es regnete in Strömen. Der Weg war grundlos und die Chaise blieb stecken. Wir wateten den Rest des Weges zu Fuß und kamen in jammervollem äußerlichem Zustande in das neue Heim. Wir hatten nicht einmal Regenschirme mitgenommen, da wir uns auf die wasserdichte Chaise verlassen hatten, und der Unfall war im Reiseplane nicht vorgesehen. Ein tüchtiges Ofenfeuer und vollständiger Kleiderwechsel halfen uns aber bald und unser Einzug war ein vergnüglicher. „Raum ist in der kleinsten Hütte ꝛc.“

Die Gemeinderatssitzung.

Ich hatte der „Bürgermeisterei“ gebührende schriftliche Mitteilung davon gemacht, daß das Werk der Vermessung der Gemarkung in einigen Tagen beginnen werde und um die Einberufung einer Gemeinderatssitzung gebeten, in welcher ich gedachte, der löblichen Gemeindeversammlung die notwendigen Mitteilungen über die pflichtmäßige oder wünschenswerte Mitwirkung der Gemeinde bei besagtem Werke zu machen.

Ich war wohlvorbereitet mit einem guten Vortrage über die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit der Vermessungen im allgemeinen und der Gemarkung Maulbach im besonderen. —

Ich trat in das Beratungszimmer ein; es war das dem freundlichen Leser bekannte intime Zimmer des Bürgermeisters, der diesmal nicht auf dem Bette lag, sondern ordnungsgemäß oben an dem Tische auf einem Stuhle saß. Rundum die Gemeinderäte. Es war

schon ein erquicklicher Tabaksduft im Zimmer, da die Männer ihre kurzen Pfeifen rauchten.

Ich wurde lebhaft an eine Kriegerberatung der Sioux nach Fenimore Coopers Beschreibung erinnert. Braune, hagere Gesichter mit in die Stirne hängenden Haaren, unbeweglich und in tiefstem Ernste. Mein Gruß wurde gemessen erwidert. Da sonst Nichts erfolgte, nahm ich auf die von mir ergangene Einladung Bezug und hielt ohne Weiteres meinen Vortrag, eindringlich und mit jugendlicher Wärme. Schließlich proponierte und verlas ich den Entwurf eines Vertrags zwischen mir und der Gemeinde betreffend die Vermarkung der Eigentumsgrenzen (das war des Pudels Kern) und empfahl denselben zur geneigten Annahme und Unterzeichnung.

Tiefe Stille.

Ich fragte, ob einer der Herrn Gemeinderatsmitglieder etwas zur weiteren Erörterung oder Förderung der Angelegenheit vorzubringen habe oder ob noch irgendwelche Auskunft meinerseits erwünscht sei.

Tiefe Stille.

Da war auch ich mit meinem Latein zu Ende und sagte:

„Ich glaube wohl, die Herrn wollen sich die Sache noch in Ruhe überlegen, und ich bitte, mir mitzuteilen, wann dieselben geneigt sein werden, in weitere Verhandlungen einzutreten. Einstweilen kann ich mich dann ja wohl entfernen." Ich ergriff Stock und Hut und — da tat der Herr Bürgermeister den Mund auf und sagte: „Mer wern's üwwerlege".

Ich empfahl mich, sehr enttäuscht und wenig hoffnungsfreudig. Draußen aber stand der Rechner und fragte nach dem Resultat der Sitzung. Ich teilte es ihm mit und er sprach die denkwürdigen Worte: „Es sein lauter Oisse"; eine Stunde darauf aber brachte er mir zu meinem großen Erstaunen und zu meiner Freude den von Gemeinderat und Bürgermeister unterschriebenen Vertrag. Dieser sicherte mir für das nächste Jahr einen guten Diätenverdienst neben der Gebührentaxe, die ich aus der Staatskasse erhielt und die dazumal gerade zu schmachvoll war. —

Die Flachskammer.

Der Herbst war in fleißiger Arbeit dahingegangen und ich bekam die Offerte eines tüchtigen Gehilfen, der geneigt war, gegen mäßige Bezahlung und theoretischen Unterricht behufs Vorbereitung zum Geometerexamen bei mir einzutreten. Einen Eleven hatte ich

bereits angenommen, es mußte daher ein Raum für die Winterarbeiten beschafft werden. Ein Zimmer in der von mir bewohnten Etage war außer der „guten Stube“ noch in Besitz der Familie des Andres — aber das war die „Flachskammer“, in welcher eine Wagenladung zubereiteten Flachses aufbewahrt wurde. Auf diese machte ich zum Entsetzen der Frau Andres und der Jungfrau ein Attentat. Der Andres meinte auch, auf den Boden könne man den Flachs nicht bringen wegen der Mäuse. Ich fragte, warum er den Flachs nicht verkaufe. Da schrieen die Frau Andres und die Jungfrau auf: „Um Gott's Wille, so e' Schand!“ — Ich suchte ihnen begreiflich zu machen, daß die Flachssammlung ein totes Kapital sei, und daß sie, statt den im Winter zum Spinnen verbrauchten Teil stets im Sommer wieder in der Kammer zu ersetzen, viel einfacher den in jedem Sommer gezogenen Flachs direkt im Winter verarbeiten könnten. Das wollte Alles nicht einschlagen, die Schande im Dorfe sei zu groß. —

Schließlich führte ich meinen dann notwendigen Abzug nach Homberg ins Gefecht. Da gab es abends Familienrat, zu dem auch Schwager Leimann, der größte Bauer nach Andres, noch zwei Gemeinderäte und sämtliche betreffenden Frauen zugezogen waren, und man kam zu dem Beschlusse, es sei keine Schande, wenn der Andres „im Interesse der Gemeinde“ die Flachskammer aufgeben wollte. — Das Unerhörte geschah, der Andres verkaufte für einige hundert Gulden Flachs und ich hatte mein Bureau. Die anderen Flachskammern im Dorfe verschwanden aber im Laufe der nächsten Jahre auch; denn „was der Andres getan hatte, konnten die Anderen auch tun“.

Winteridyll.

Ich nahm also den Gehilfen an und die Bureauarbeit ging flott vorwärts. Abends erteilte ich den bedungenen mathematischen Unterricht, dem auch der Andres, mit langer Pfeife (es war eine von den meinigen, denn er hatte nur eine kurze) im Sessel hinter dem Ofen sitzend, regelmäßig beiwohnte. Er mag wohl wenig davon profitiert haben und dachte wohl sonst etwas oder „gar naut“, aber es war ihm offenbar wohl in unserer reinlichen Stube und bei der langen Pfeife.

Meine Frau mußte den Unterricht wohl oder übel auch mitgenießen und sie spann dabei Flachs auf ihrem neuen Spinnrad. Sie wurde auch eingeladen, unten bei den „Frauensleuten“ zu spinnen, fürchtete aber den abscheulichen Dunst der Rüböllampe,

von der die Decke der Stube ganz schwarz geworden war. Ich machte dem Andres den Vorschlag, sich auch eine Petroleumhängelampe wie in meinem Bureau anzuschaffen, und — er schaffte sie an. Dann ging meine Frau auch manchmal zu den Frauensleuten unten mit ihrem Spinnrad, wenn ihr oben die Mathematik zu mächtig wurde.

Ich muß nun aber endlich den freundlichen Leser mit der Gesamtheit der Familie Andres bekannt machen:

Da war der „Ellervater", der alte Vater des Andres, und die „Eller", die Mutter der ersten, verstorbenen Frau desselben. Beide waren gebückte, runzelige alte Leutchen und stets freundlich und gefällig. Den Andres habe ich schon mehrfach vorgestellt. Die Frau Andres war die Tochter des, dem lieben Leser auch schon bekannten, Herrn Bürgermeisters und eine des Vaters würdige Gestalt, ein „unbarbarisches Frauensmensch", ebenso wie ihre Schwester, die Frau Leimann, welche in ihrem Elternhaus verheiratet war.

Der „Jungeherr" im Hause war der „Eckert", ein stiller fleißiger Mensch, der mich sehr an Fritz Reuters Jung Jochen erinnert. Seine Frau, die „Jungefrau" war ein zierliches Weibchen, die eigentlich aus der Maulbacher Art geschlagen war, denn sie war redselig. Ihr Töchterchen war das kleine Mariechen, und dessen Stiefonkel der dicke sechsjährige Ernst, der einzige Sohn der Frau Andres. Dieser stolzierte stets mit der Geisel (Peitsche) in Haus und Hof umher, ein echter zukünftiger Bauer.

Die Eller hatte die Milchwirtschaft zu besorgen und verkaufte meiner Frau die Sahne von einem großen Topf Milch für einen Kreuzer. Sie schlief in einer kleinen Kammer in einem etwas zweifelhaften Bett. Unter demselben war der ganze Raum mit Reisholz ausgefüllt, das sie gesammelt hatte, um stets trockenes Holz zum Feueranmachen zu haben. Das war das Hauptquartier der Mäusescharen des Hauses — aber das genierte die Eller nicht. In ihr Bett verstieg sich so leicht keine, denn darunter im Reisig war es entschieden schöner.

Der übrige Teil der Familie, das ältere und das junge Ehepaar sowie die beiden Kinder, schlief zusammen in der großen Schlafstube, in welcher zwei mächtige Himmelbetten und zwei Kinderbetten aufgeschlagen waren. Die Vorhänge der ersteren waren aus inneren Gründen stets zugezogen — zumal im Sommer, wo es an Zeit fehlte, die Betten zurecht zu machen.

Schließlich muß ich noch des kleinen Knechtes, der bei den Pferden im Stalle schlief, und der dicken Magd, die in der Bodenkammer heimisch war, erwähnen. Beide sah man nur bei den Mahlzeiten im Hause — nur die Magd durfte abends in der Wohnstube bei den Frauensleuten spinnen.

Oben in unserer Etage befand sich die gute Stube. Die wurde benutzt — wie dies auch bei „vornehmen" Leuten geschieht — als Möbelaufbewahrungsraum nur mit dem Unterschiede, daß auch die beiden Prunkbetten in derselben paradierten. Diese, mit Federgebirgen angefüllten Ungetüme hatte die Jungefrau nebst anderen guten Gaben (nebenbei 20 000 Gulden bar) mitgebracht. An der anderen Wand stand eine Kommode mit einem Glasschrankaufsatz, in dem man viele vergoldete und bunte Tassen und Kannen bewundern konnte. Daneben ein riesiger Kleiderschrank. Oben auf demselben thronten zwei neue Gießkannen und drei neue Hutkappen, wie man hier die Damenhüte nannte. Es war eine weiße, eine blaue und eine rosenrote, die alle die Jungefrau mitgebracht hatte, aber nicht aufsetzte — sie „schamte sich". Und sie tat recht daran, denn sie hätten ihr sicher nicht so gut gestanden als das Käppchen, das sie beim Kirchgang aufsetzte. Auch schienen sie nicht mehr recht neumodisch zu sein.

Trotz allen Reichtums war unseren Hausleuten die Arbeit die Hauptsache — auch im Winter. Abends um 9 Uhr wurden die Spinnräder in Ruhe gestellt und Alles ging zu Bett. Morgens um drei Uhr begann dann das Dreschen. Selbst die kleine Jungefrau schwang pflichtgemäß den Flegel. Mir hat sie es zu verdanken, daß sie es später einstellen durfte. Ich erinnerte den Andres an seine verstorbene erste Frau und stellte der Jungefrau ein schlimmes Prognostikon bei solchen Arbeiten, zumal im Winter. Tagsüber hatten die „Mannsleute" mit den Wiesen und allerlei Fuhren zu tun und die „Frauensleute" mit der Wartung des Viehs. Dann war das Holz zu sägen und zu hauen für Küche und Öfen. Auch unser Holz wurde „so nebenbei", sagte der Andres, und zwar unentgeltlich, klein gemacht.

Vergnügungen gab es einfach in Maulbach nicht — wenn man nicht etwa einen Gang nach Homberg, um Einkäufe zu machen, oder auf den Herbstmarkt daselbst, wo es Lebkuchen und Trompeten für die Kleinen gab, als Vergnügen ansehen wollte. Manchmal wurde auch das „leichte Gäulchen" vor das graue Wägelchen gespannt zum Zwecke solcher kleiner Reisen. Mir war dies Gespann viel wert;

ich hatte es unentgeltlich bei Geschäftsreisen zur Verfügung, und der Andres, der mich fuhr, nahm nichts, als die auswärts nötige Verköstigung an. Dabei wachte er darüber, daß ich nicht zu üppig wurde. Mehr als eine Flasche Bier pro Mann durfte nicht getrunken werden. Das war mir manchmal fast unangenehm.

Meine Frau hatte auch unten die beiden Frauen, die Frau Leimann und noch eine Schwägerin des Hauses, zum Kaffee geladen. Dies hatte dann die Revanchekaffees zur Folge. Von diesen war derjenige bei letztgenannter Schwägerin bemerkenswert. Sie brachte nach Erledigung des Kaffees und Kuchens, während die übrigen „Damen" ein Strickzeug zur Hand nahmen, als „Handarbeit" einen Korb voll schmutzige Stiefel und Schuhe heran, wusch sie in einem Zuber rein und schmierte sie dann mit duftigem Tran.

Das „Säuchen".

Auch geschlachtet haben wir in jenem Winter. Dem Andres war das viele frische Fleisch, das ich und meine Frau konsumierten (wir bekamen solches wöchentlich zweimal von Kirtorf), ein Dorn im Auge. Mit Speck und Dörrfleisch, sagte er, reiche man viel weiter, und wir entschlossen uns zum Ankauf eines „Säuchens". —

Natürlich mußte der Andres den Handel machen und ich ging nur mit — und zwar nach Niedergemünden, wo das Säuchen stand. Nun hatten wir die Torheit begangen, das Wägelchen nicht mitzunehmen, das Säuchen mußte daher getrieben werden. Der Andres band ihm einen Strick an das Hinterbein und trieb mit seinem Stecken. Aber das Säuchen ging nicht. Da sollte ich nun vorangehen und immer „dü, dü" rufen, dann käme es nach. Ich tat es etwas verschämt, aber das Säuchen hatte gar kein Zutrauen zu mir. Es ging nicht. Ja, es ging sogar rückwärts, wenn der Andres trieb. — Der Andres meinte, mein schwarzer Rock geniere das Säuchen, ich solle seinen blauen Kittel darüber ziehen, er könne hemdsärmelig gehen. Aber das war mir zu viel, ich engagierte deshalb den Buben des Verkäufers, der besser „dü, dü" machen konnte, und das Säuchen ging wirklich mit.

Nun sage noch einer, es sei nicht schön auf dem Lande.



Naturgesetz im Volksleben?

Von Eduard Hoffmann-Krayer, Basel.

In den „Hessischen Blättern für Volkskunde" hat A. S. meine Schrift „Die Volkskunde als Wissenschaft" einer eingehenden Kritik unterzogen, und da gerade in den wichtigsten Punkten Mißverständnisse des Herrn Rezensenten vorzuliegen scheinen, so sei es mir gestattet, auf diese Fragen zurückzukommen und meine Ansichten an diesem Orte nochmals klarzulegen.

Der Angelpunkt der ganzen Polemik liegt in unserer verschiedenen Stellung zu folgendem Satze Posts[1]): „Die Resultate der Ethnologie lassen darüber gar keinen Zweifel, daß alle seelischen Tätigkeiten der einzelnen Menschen, sobald sie in der Sinnenwelt erscheinen, und speziell soweit sie im Volksleben wirksam werden, so gut im Rahmen des naturgesetzlichen Geschehens liegen, wie irgend ein anderer Prozeß in der Welt."

Vergegenwärtigen wir uns ein paar unbestreitbare Beispiele von „naturgesetzlichem Geschehen".

Wenn stehendes, reines Wasser bei 0 Grad sich zu Eis kristallisiert, wenn eine in die Höhe geworfene Kugel mit derselben Geschwindigkeit an ihrem Ausgangspunkte anlangt, mit der sie ihn verlassen, wenn ein Blatt durch die Bildung von Zellengeweben im Herbst von dem Stengel abgestoßen wird, so sind das zweifellose Fälle von naturgesetzlichem Geschehen. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sich der Stoff willenlos dem Naturgesetz unterziehen muß.

Ist dasselbe wirklich bei „allen seelischen Tätigkeiten der einzelnen Menschen, sobald sie in der Sinnenwelt erscheinen" der Fall?

Treten wir auf konkrete Fälle ein.

Raffael überträgt die Vision, die sein Inneres von der Sixtinischen Madonna gehabt hat, auf die Leinwand, Edison erfindet einen Apparat, der akustische Eindrücke aufnehmen und wiedergeben kann. Das sind doch gewiß „seelische Tätigkeiten, die in der Sinnenwelt erscheinen". Nach Post wären sie also auch ein „naturgesetzliches Geschehen". Ist das Posts und auch A. S's. Ansicht? Wenn ja, so halte ich freilich eine weitere Diskussion über die Er-

---

[1]) Ich bemerke ausdrücklich, daß ich nur diesen Satz beanstande und nicht etwa den ganzen Aufsatz Posts.

scheinungen im Volksleben für unnötig; denn in diesem Falle gibt es überhaupt gar nichts im Himmel, auf der Erde und unter der Erde, was nicht im Rahmen naturgesetzlichen Geschehens läge.

Ich habe aber den Eindruck, daß Post selbst seiner Sache nicht ganz sicher ist; denn wie hätte er sonst beifügen dürfen: „speziell soweit sie im Volksleben wirksam werden?" Wenn alle seelischen Tätigkeiten einem Naturgesetz unterworfen sind, warum daneben noch besondere?

Aber nehmen wir einmal an, Posts Satz beziehe sich nicht auf große, stark ausgeprägte Individualitäten wie Raffael und Edison, sondern auf die Erzeugnisse der „Volksseele", wie man so etwa sagt (und sagen darf, wenn man den Ausdruck richtig versteht).

Auch hier werden wir sehen, daß es sich nicht um ein unwillkürliches, durch ein Naturgesetz bestimmtes Entstehen handelt.

Die Bauernkeramik mit ihren drolligen Figuren und Sprüchen gehört ohne Zweifel in das Gebiet der Volkskunde; wer möchte aber das individuelle Entstehen einer wenn auch noch so rohen Zeichnung, eines wenn auch noch so unbeholfenen Reims in Abrede stellen? Ein Volkslied, mag es auch von Tausenden gesungen werden, hat doch im Grunde nur einen einzigen Verfasser.

Man mag einwenden, daß es sich in diesen beiden Fällen noch um eine Art Kunstübung handle, die ja selbst in ihren primitiveren Phasen noch immer eine gewisse persönliche Geschicklichkeit, Kunstfertigkeit verlange.

Gehen wir daher auf einen andern Zweig der Volkskunde, den Aberglauben, über. In gewissen Gegenden der Schweiz herrscht der Glaube, daß, wenn bei einem Begräbnis das Pferd sich umdrehe und wiehere, jemand aus dem Leichengeleite bald sterben werde. Diese Anschauung kann auf zwei Arten entstanden sein. Entweder: es hat einmal bei einem bestimmten Begräbnis sich das Pferd in so auffallender Weise umgedreht und so hörbar dazu gewiehert, daß man sich über sein seltsames Gebahren gewundert hat und etwas Unnatürliches darin gesehen hat. Als dann kurz darauf jemand aus dem Leichengeleite starb, lag es nahe, die beiden Erscheinungen zu einander in Beziehung zu setzen. Man sprach davon, einer hörte es von dem andern, und so festigte sich dieser Aberglauben zu einem bestimmten durchweg giltigen Dogma. Oder: es hat ein Einzelner, sich auf „Erfahrungen" in der weissagenden Eigenschaft der Tiere berufend, diese Beobachtung gemacht.

Er deutet die Bewegung des Pferdes auf Tod, und da er ein Mann ist, auf dessen Urteil man etwas gibt, so dringt der Glauben auch in weitere Kreise, die sich leicht suggerieren lassen. Im ersteren Falle haben wir die Abstraktion aus einem konkreten, wirklich beobachteten Geschehnis, wie ich denn die Möglichkeit eines „gleichzeitigen Auftauchens spontan-primitiver Vorstellungen bei weit auseinander liegenden Völkern" nie geläugnet habe, in letzterem die Beeinflussung durch ein bestimmtes Individuum; in keinem Falle aber ein naturgesetzliches Geschehen, das unbewußt oder willenlos in die Erscheinung träte.

A. S. führt auch die Kinderverse und -spiele ins Feld als Beweis dafür, wie Menschen, „deren Geschmack später himmelweit auseinander gehe", doch in einem primitiven Zustande der Ähnlichkeit an denselben Dingen Freude finden könnten. Gerade dieses Beispiel liefert mir ein treffliches Material zur Unterstützung meiner Ansicht. Ist denn die gemeinsame Freude an Etwas identisch mit der gemeinsamen Entstehung oder besser Erzeugung desselben? Ein bestimmtes Individuum war es, das diesen und jenen Reim, dieses und jenes Spiel erfunden hat, und die Erfindung dieses Einen hat Anklang gefunden bei dieser Umgebung, und die Einzelnen aus dieser Umgebung haben ihrerseits wieder Gruppen um sich gebildet, und so weiter, bis das Spiel, vielleicht von neuen Individualitäten modifiziert oder vervollkommnet, sich auf weite Schichten ausgebreitet hat.

Kann man hier von etwas anderem sprechen, als von einer Assimilation schwacher Individualitäten an starke?

Es ist mir nicht recht begreiflich, wie A. S. diesen Satz dahin mißverstanden hat, daß der Mensch in einem solchen Falle seine persönliche Individualität dran gebe, um „später seine Eigenart wieder zu gewinnen" (S. 165). Habe ich doch (S. 31) deutlich gesagt, daß jeder Mensch seine spezielle Individualität besitze, die sich auch in all seinen Empfindungen wiederspiegle, daß sich aber die unselbstständigen Elemente in ihren Äußerungen an stärkere anlehnen. Es findet in Bezug auf die „in der Sinnenwelt erscheinenden seelischen Tätigkeiten" eine Suggestion von Individuum auf Individuum statt, und diese Suggestion wird um so größer sein, je ungebildeter die beeinflußte Masse ist, und sie wird vollends durchschlagen, wenn die suggerierte Idee der Masse — bestehe sie aus Kindern oder erwachsenem Volk — willkommen ist. Es entzieht sich unserm Wissen, welcher geniale Kopf den Pfeilbogen erfunden

hat, sicher aber ist diese Waffe nicht instinktiv unter dem Druck eines Naturgesetzes entstanden, sondern durch individuelle Geistestätigkeit. War aber einmal die Erfindung gemacht, so wirkte sie wie eine Offenbarung, zunächst zwar nur auf die nächste Umgebung des Erfinders, dann aber auf immer weitere Kreise, und heute sprechen wir von dem Gebrauch des Pfeilbogens als von einer fast selbstverständlichen Erscheinung im Leben der Naturvölker.

Ist diese meine Theorie so unklar, daß A. S. (S. 165) behaupten kann, ich hätte gesagt, „man müsse in der Volkskunde von individuellen Verschiedenheiten ausgehen" und mir dann zumutet, zu „zeigen wie die Verschiedenheit der Einzelindividuen in dem Volksglauben und der Volkssitte zum Ausdruck komme?" Ich behaupte ja doch nur, daß die Erscheinungen im Volksleben individuellen Agentien ihre Entstehung verdanken, und daß sie so, wie wir sie vor uns sehen, das Ergebnis einer Assimilation oder wenn man lieber will einer Suggestion seien.

Ich hoffe, durch die obigen Erörterungen klar genug geworden zu sein, um nun auch begreiflich zu machen, wie ich trotz der Annahme eines individuellen Ursprungs von „Volksseele", „Individualitätsgruppen" und „allgemeinen Agentien" sprechen kann.

Ich meine nicht, daß die Erscheinungen des Volkslebens aus der Volksseele hervorgegangen seien, wie Früchte an einem Baum (das wäre allerdings Naturgesetz), sondern daß sie, einmal individuell entstanden, von großen Massen aufgenommen worden sind. Die Volksseele produziert nicht, sie reproduziert. Die Art und Weise aber, wie diese Reproduktion sich vollzieht, die Beweggründe zur Ausbreitung dieser oder jener Anschauung über eine große Volksmasse oder die Motive zur Veränderung einer solchen: das ist es, was ich „allgemeine Agentien" nenne.

Das sind auch die „allgemeinen Gesetze", mit denen der Volksforscher zu rechnen hat. A. S. sagt (S. 164): „Wenn H.-Kr. wiederholt und noch am Schlusse seiner Abhandlung in Sperrdruck betont, daß die Erscheinungen des Volkslebens auf allgemeine Gesetze zurückzuführen seien, so stellt er sich in der wesentlichen Frage auf Posts Standpunkt." Hätte ich geahnt, daß man meine „allgemeinen Gesetze" mit Posts „großen Gesetzen des Kosmos" zusammenwerfen könnte, so hätte ich lieber den Ausdruck „Prinzipien" gebraucht. Wie in der Sprachgeschichte das Prinzip der Sprachspaltung, des Lautwandels, des Bedeutungswandels usw.

beobachtet werden kann, so auch im Volkstum die Differenzierung, die Umwandlung, die Neubildung usw. der Anschauungen. Diese Erscheinungen haben aber nicht ein Naturgesetz zum Agens, wie etwa der Sumpf Binsen erzeugt und die Heide Erika, sondern individual-psychische Faktoren, die sich in der Wirkung von Individuum auf Individuum äußern.

Gerade der Umstand, daß hundert Menschen dasselbe tun können, ist mir ein Beweis gegen das Naturgesetz. Von zehn Apfelbäumen tragen nicht zwei die gleichen Früchte an Form und Zahl, von zehn gleichrassigen Stuten werfen nicht zwei völlig gleiche Fohlen. Wie viel weniger werden zwei Menschen gleich geartet sein! Doch das giebt ja auch A. S. natürlich zu. Warum aber hat er nicht den Schluß weiter gezogen und gesagt: wenn trotzdem hundert Menschen in demselben Aberglauben befangen sind oder dieselben Feste mitmachen, so muß diese Gleichheit auf Assimilation in diesen einzelnen Stücken beruhen? Warum spricht er lieber von einer „Ähnlichkeit der Individualitäten, als von einer Anähnlichung in den Lebensäußerungen derselben?" So viel über die Naturgesetztheorie!

Aber noch einige andere Einwürfe sind zu beantworten.

S. 162 bestreitet A. S., daß sich die Volkskunde in erster Linie mit dem „vulgus in populo" beschäftige; denn was heute vulgus sei, sei vor tausend und mehr Jahren populus gewesen. Gut! aber was verschlägt das an der Tatsache, daß heute die Gegenstände der Volkskunde in erster Linie im vulgus (ich meine damit natürlich nicht nur das städtische Proletariat, sondern auch die Landbevölkerung) zu suchen sind? Ich gebe zu, daß in einer Zeit, wo die Bildung nur erst Wenigen angehörte, Aberglauben und Anderes noch in viel breiteren Schichten vorhanden war, wenn aber in einer anderen Abhandlung derselben „Hess. Bl. für Volksk." S. 150 die Ansicht ausgesprochen wird, daß „die Kulturentwicklung unsres Volkes eine immer weiter gehende Differenzierung der einzelnen Stände zur Folge gehabt habe", so muß das jeden Kenner des deutschen Altertums füglich überraschen. Giebt es denn heute überhaupt noch Stände in der Schroffheit, wie sie das altdeutsche Rechtsleben voraussetzt?

Aber nicht nur der Ausdruck „vulgus" wird von A. S. beanstandet, sondern auch bestritten, daß die Volkskunde sich nur auf das vulgus erstrecke. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß der Aberglaube von der Zahl 13 und dem glückbringenden Hufeisen,

der Weihnachtsbaum, das Osterei ebenso gut in gebildeten Kreisen (A. S. spricht sogar von Geheimrätinnen und Landgerichtsräten) beobachtet werden könne, als im vulgus. Das war mir natürlich wohlbekannt, und darum habe ich auch gesagt: „In erster Linie wird es das vulgus, das niedere, primitiv denkende, von wenig Individualitäten durchdrungene Volk sein, in dem sich das eigentliche, ursprüngliche Volkstum wiederspiegelt". Ist denn das im Grunde etwas anderes, als wenn A. S. in seiner Abhandlung „Volkskunde" (Hess. Bl. S. 150) sagt, daß „unter den zivilisierten europäischen Nationen die Volkskunde in erster Linie ihr Interesse der bäuerlichen Bevölkerung zuwende"? Der Begriff „bäuerliche Bevölkerung" ist sogar noch bedeutend enger, als mein „vulgus", und eine weit größere Zahl von volkskundlichen Gegenständen fällt außerhalb seines Rahmens.

Was beweisen uns übrigens die oben genannten Fälle Anderes, als daß Sitten und Anschauungen des „vulgus", das in alten Zeiten zugegeben „populus" genannt werden mag, auch in die gebildeten Kreise eingedrungen sind, bezw. sich traditionell erhalten haben? Der Weihnachtsbaum und das Osterei, die ihren Siegeslauf durch die Welt gemacht haben, sind in ihren Ursprüngen ein abergläubisches Symbol so gut wie der Hufeisen- und der Dreizehn-Aberglauben, mit dem einen Unterschied freilich, daß jene ihre Erhaltung der Kinderfreude verdanken, während diese uns beweisen, daß Dummheit und Geheimratstitel sich nicht immer ausschließen.

Auch das Kinderspiel wird von A. S. als Beweis aufgeführt, daß die Volkskunde sich nicht ausschließlich im Vulgus bewege. Gewiß auch das mit Recht; aber hat man das auf niedriger, primitiver Bildungsstufe stehende Volk nicht oft mit der Kindheit verglichen? Kind und ungebildetes Volk sind für den Volksforscher insofern gleichwertig, als beide noch unausgeprägte Individualitäten aufweisen, die sich in dem, was ihren Anschauungen zusagt, leicht assimilieren.

Nun giebt es aber auch Gegenstände der Volkskunde, die wirklich in höhern, gebildeten Gesellschaftsschichten entstanden sein mögen und sich auch darin erhalten haben. Ich rechne hierher z. B. die Gesellschafts- und die Kartenspiele, die teils von ritterlichen, teils von städtischen Kreisen ihren Ausgang dürften genommen haben. Solche Stoffe fallen dann in jene Grenzgebiete, die ich ja auch in meiner Abhandlung zugegeben habe.

Was die Besprechung des 3. Abschnittes meiner Abhandlung („Gattungen der Volkskunde") betrifft, so würde vielleicht eher eine Einigung mit A. S. erzielt werden können; aber ein letztes Mißverständnis aus dem 4. Abschnitt bedarf noch der Beseitigung. A. S. sagt S. 163: „Wenn das letzte Problem der stammheitlichen Volkskunde die Erforschung der „„spezifischen Eigenart"" eines Stammes sein soll, so ist natürlich die Voraussetzung, daß eine spezifische Eigenart vorhanden ist, und wenn in demselben Atemzug gesagt wird, es sei unrichtig, einen einheitlichen Grundcharakter dieses Stammes anzunehmen, so ist das ein starker Widerspruch, der sich nur daraus erklären läßt, daß der Verfasser seinen Blick auf die Schweiz richtet und, wie es scheint, vergißt, daß für die Volkskunde der politische Zusammenhang etwas zufällig gegebenes ist, wovon sie als Wissenschaft nie ausgehen darf".

A. S. verschiebt aber die ganze Sache dadurch, daß er mein „a priori" wegläßt und das „einheitlich" falsch auffaßt. Unter der „spezifischen Eigenart eines Stammes oder Volkes", deren Ergründung sich die stammheitliche Volkskunde zur Aufgabe machen soll, verstehe ich die Summe aller lokalen oder regionalen oder nationalen Eigenarten eines Volkes. Diese Eigenarten können natürlich innerhalb einunddderselben Nation (seien es nun Schweizer, Deutsche oder Franzosen) auf dem gleichen Stoffgebiet auseinandergehen (ich habe die Verschiedenartigkeit im Volkscharakter des Appenzellers und des Berner Jurassiers an ihren Volksliedern dargetan); daher sage ich, daß man nicht a priori einen einheitlichen d. h. bei allen Angehörigen der Nation gleich vorhandenen Grundcharakter annehmen dürfe. Wenn der Appenzeller im Allgemeinen eine heitere Natur ist, so hat der Berner Jurassier mehr etwas träumerisches usw. Solche Unterschiede werden doch in Deutschland sich auch bemerkbar machen, ohne daß man gleich an einen „politischen Zusammenhang" zu denken braucht.

Um meine Ansicht auch in diesem Punkte nochmals zusammenzufassen, sage ich: Die stammheitliche Volkskunde soll den psychischen Eigenheiten eines jeden Landesteiles auf den Grund gehen, darf dies aber nur auf empirischem, induktivem Wege durch Beobachtung der Einzelheiten tun, nicht jedoch auf aprioristischem, deduktivem Wege, indem sie von vornherein annimmt, der Deutsche ist ernst, der Franzose heiter usw., und diese Anschauung dann durch einige ihm passende Beispiele erhärtet. Auch dieser vermeintliche Widerspruch dürfte damit aufgeklärt sein.

All diese theoretischen Meinungsverschiedenheiten haben bis jetzt glücklicherweise die praktische Betätigung der Volksforscher nicht beeinträchtigen können, und es ist mir eine aufrichtige Freude, daß man in Hessen und in der Schweiz tatkräftig denselben Zielen zustrebt. Je mehr übrigens im Realen gewirkt wird, eine um so klarere Gestalt wird auch die Theorie gewinnen.

Ich schließe mit der Hoffnung, daß diese Mißverständnisse keine Mißstimmungen hervorrufen mögen und daß beide Teile, seien sie nun theoretisch im Recht oder im Unrecht, sich stets vergegenwärtigen mögen, wie ernst und hoch die Aufgabe ist, deren Lösung sie erstreben.



Der Einzelne und das Volk.

Von Adolf Strack, Gießen.

Als Heinrich Heine 1825 auf der Insel Norderney Erholung suchte, fiel ihm die große Verschiedenheit der dortigen Menschen von denen, die er seither kennen gelernt hatte, auf, und zwar nicht etwa eine Verschiedenheit in Einzelheiten — die versteht sich ja von selbst — sondern die ihrer ganzen geistigen Art. Er schreibt in den „Reisebildern" darüber: „Was diese Menschen so fest und genügsam zusammenhält, ist nicht so sehr das innig mystische Gefühl der Liebe, als vielmehr die Gewohnheit, das naturgemäße Ineinander-Hinüberleben, die gemeinschaftliche Unmittelbarkeit. Gleiche Geisteshöhe oder, besser gesagt, Geistesniedrigkeit, daher gleiche Bedürfnisse und gleiches Streben; gleiche Erfahrungen und Gesinnungen, daher leichtes Verständnis unter einander; und sie sitzen verträglich am Feuer in den kleinen Hütten, rücken zusammen, wenn es kalt wird, an den Augen sehen sie sich ab, was sie denken, die Worte lesen sie sich von den Lippen, ehe sie gesprochen worden, alle gemeinsamen Lebensbeziehungen sind ihnen im Gedächtnisse, und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige stumme Bewegung erregen sie unter einander so viel Lachen oder Weinen oder Andacht, wie wir bei unseres Gleichen erst durch lange Expositionen, Expektorationen und Deklamationen hervorbringen können. Denn wir leben im Grunde geistig einsam; durch eine besondere Erziehungsmethode oder zufällig gewählte besondere Lektüre hat jeder von uns eine

verschiedene Charakterrichtung empfangen; jeder von uns, geistig verlarvt, denkt, fühlt und strebt anders als die andern, und des Misverständnisses wird so viel, und selbst in weiten Häusern wird das Zusammenleben so schwer, und wir sind überall beengt, überall fremd und überall in der Fremde" [1]).

Was Heine hier schildert, ist gewissermaßen das Urphänomen, von dem der Volksforscher auszugehen hat, wenn er Verständnis für die Erscheinungen des Volkslebens gewinnen will. Jeder Gebildete, der heutzutage in bäuerliche Kreise kommt, wird ähnliche Beobachtungen machen wie Heine in Norderney. Der treffliche Zeichner des deutschen Bauern, Heinrich Riehl, hat in jenem Aufsatz des Jahres 1850, der sein erster literarischer Erfolg war, dasselbe ausgesprochen: „In der sogenannten gebildeten Welt existiert, wirkt der Mensch viel mehr als Einzelner; der Bauer dagegen existiert und wirkt als Gruppe, als Gesamtheit des Standes. Hans führt den Pflug, lebt und denkt wie Kunz, aber daß von so vielen Tausenden einer wie der andere den Pflug führt, einer wie der andere lebt und denkt, dies nur ist ihrer aller weltgeschichtliche Tat und wirft ein so schweres Gewicht in die Wagschale unseres politischen und sozialen Lebens. In der gebildeten Welt hat der Einzelne seinen Stil — — — bei dem Bauersmann hat der Gau, das Land seinen Stil, nämlich seine Mundart, seine Redewendungen, seine Sprüche, seine Lieder" [2]).

In dieser Gleichförmigkeit seines Lebens und Denkens ist der Bauernstand ein Stück Vergangenheit, die in die Gegenwart hineinragt, ein Bild des gesamten Volkslebens früherer Zeit. Bei dem Versuch, das Leben unserer Vorfahren wieder vor unseren Augen erstehen zu lassen, geht Gustav Freytag aus von der Grundverschiedenheit der älteren Zeit von der unseren in allem Denken und Empfinden. „Und sieht man näher zu, so liegt diese Verschiedenheit zwischen einst und jetzt zumeist darin, daß in jeder Generation unserer Ahnen die Seele des Einzelnen viel unfreier und gebundener der Seele des Volkes untergeordnet war: das ist noch aus den letzten Jahrhunderten deutlich zu erkennen. Vor allem aber beruht darauf das Fremdartige des Mittelalters. Durch Ordnung und Zucht ist seit deutscher Urzeit der Einzelne an sein Volk geschlossen. Aber in Gemüt und Sitte, in ältester Sprache, in Glauben, Poesie

---

[1]) „Reisebilder I. Norderney" zu Beginn.

[2]) Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft. 9. Aufl. S. 44.

und Recht erscheint uns die schaffende Kraft des Individuums noch gebunden. In ganz anderem Sinne ist der Einzelne im Mittelalter ein Teil der Volkskraft als jeder von uns." Er meint an einer anderen Stelle, wenn wir jetzt zu sehr den gefiederten Sängern glichen, von denen jeder sein eigenes Gebüsch beansprucht, so seien die Menschen der Vorzeit geselligen Vögeln gleich, von denen erst der Schwarm eine lebendige und fertige Einheit darstellt [1]).

Bevor uns der Mensch als Individualität entgegentritt, treffen wir ihn als Gemeinschaftswesen an. Diese Tatsache bestätigt das Leben des einzelnen Menschen, in dem die Entwickelung der Art sich wiederholt. Das **Kind** ist im allgemeinen noch ein Massenwesen, es hat die Sinnes- und Denkweise seiner Genossen, und auf dieser Gleichartigkeit beruht der starke Trieb nach Geselligkeit, der ihm bei normaler Entwickelung zu eigen ist, auf ihr beruhen auch die seit alter Zeit sich traditionell fortpflanzenden Kinderspiele und Kinderreime. Ich will nicht sagen, daß hier, wie im Volksleben, der Begriff der Assimilation, der Ausgleichung Verschiedenartiger, gar keine Anwendung fände, aber das eigentlich Charakteristische, die Erscheinung, von der die Volkskunde und Völkerpsychologie ausgehen muß, ist doch hier wie dort das Auftreten von Gruppen, deren Glieder in den Grundlinien bereits gleichartig sind. — Dasselbe Bild großer psychischer Gleichmäßigkeit und Gleichförmigkeit zeigen die sogenannten **Naturvölker**, deren Art man mit der der Kinder ja oft genug verglichen hat [2]).

Dadurch, daß die Glieder einer solchen Gemeinschaft in fortwährender Wechselwirkung unter einander stehen, entsteht ein geistiges Leben der Gemeinschaft, zu dessen Bildung zwar jeder Einzelne unbewußt beiträgt, von dem er andererseits aber wieder bestimmt und beherrscht wird. Diese geistige Kraft der Gemeinschaft, die über Zeit und Raum hinweg das Seelenleben der Einzelnen beeinflußt und sie dadurch zusammenhält, die, wenn sie auch nur in den Seelen der Einzelnen wirksam ist, doch aus deren Wechselwirkung sich erzeugt, mag man, wo sie sich im Leben der Völker zeigt, wie das schon Gustav Freytag getan hat, **Volksseele** nennen, ohne damit über ihre metaphysische Substantialität irgend etwas auszusagen. Wie eine rein empirische Betrachtungsweise zur Bildung eines solchen Begriffes nötigt, hat neuerdings wieder Wilhelm

---

[1]) Bilder aus der deutschen Vergangenheit I (Werke 17). S. 13 ff. u. 18.

[2]) Vgl. z. B. F. **Schultze**, Psychologie der Naturvölker. S. 9 f.

Wundt in seiner ruhig besonnenen Weise gezeigt, worauf ich statt weiterer Auseinandersetzungen verweise [1]). Wir erkennen das Wirken dieser Volksseele an den Erzeugnissen der Volksgemeinschaften. Als Kennzeichen derselben darf man wohl mit Wundt anführen: 1. daß an ihnen unbestimmt viele Glieder einer Gemeinschaft in einer Weise mitgewirkt haben, welche die Zurückführung der Bestandteile auf bestimmte Individuen ausschließt [2]); 2. daß sie trotz ihrer Mannigfaltigkeit gewisse allgemein gültige Entwickelungsgesetze erkennen lassen; wobei das zweite Merkmal eigentlich nur eine Folgerung aus dem ersten ist. Wundt nennt als die drei Gebiete, auf denen sich jenes kollektive Schaffen der Volksseele zeige, Sprache, Mythus und Sitte. Es beherrscht die früheren Entwicklungsstufen der Kulturvölker und tritt uns heute noch am reinsten entgegen bei dem Bauernstand, den Naturvölkern und den Kindern. Daher entsteht für die Volkskunde die Nötigung, diese Kreise mit einander zu vergleichen.

Bei meinem Gegensatz zu Hoffmann-Krayer handelt es sich nicht um die Frage der Geltung von Naturgesetzen im Volksleben — ich habe das Wort in meinen früheren Auseinandersetzungen (Blätter I, 149 ff. u. 160 ff.) absichtlich vermieden — es handelt sich auch nicht um unsere etwaige verschiedene Stellung zu dem einen von H.-Kr. hervorgehobenen Satze Posts — auch auf ihn bin ich gar nicht eingegangen —, die Frage ist vielmehr die, ob wir es in der Volkskunde mit individuellen oder mit Massenerzeugnissen d. h. mit Produkten der Volksseele in dem oben dargelegten Sinne zu tun haben. Ich meine das Letztere, H.-Kr. neigt ersterer Ansicht zu, in seiner letzten Darstellung (oben S. 57 ff.) noch deutlicher als in seiner früher besprochenen Schrift. In ihr fand sich der von mir beanstandete Satz: „Nicht von der generellen Gleichheit aller Menschen haben wir also auszugehen, sondern im Gegenteil von der individuellen Verschiedenheit“ [3]). Ähnlich heißt es oben, daß die Erscheinungen im Volks-

[1]) G. Freytag a. a. O. S. 23. W. Wundt, „Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft“ in der „Deutschen Rundschau“, Bd. 68 (1891), S. 190—206. Derselbe, Logik, 2. Aufl., II, 2. Abt., S. 281 ff., 291 ff. und Völkerpsychologie I, 1 (1900), Einleitung. A. Messer, „Individualgeist und Gesamtgeist“ in den Neuen Jahrb. f. d. klass. Altertum, Gesch. u. d. Lit. II, 2. Abt., S. 489—500.

[2]) Vgl. hierüber auch G. Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie, Leipzig, 1892, S. 12 f.

[3]) Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft, S. 30.

leben „individuellen Agentien“ ihre Entstehung verdankten (S. 60), daß hierbei ausschließlich „individualpsychische Faktoren“ in Betracht kämen (S. 61). Eine in der Schweiz sich findende abergläubische Vorstellung, die an das Wiehern der Pferde anknüpft, wird sogar „individualpsychisch“ zu erklären versucht (S. 58 f.)[1]), obgleich gerade hier Negeleins kürzlich veröffentlichte Aufsätze[2]) die richtige Auffassung in die Hand geben konnten. Die Volksseele soll nicht produzieren, sondern reproduzieren (S. 60). Ja, was bleibt dann eigentlich von dem Begriff der Volksseele noch übrig? Gerade die Unmöglichkeit, die Entstehung gewisser Geisteserzeugnisse auf die Initiative Einzelner zurückzuführen, hat zur Bildung jenes Begriffes geführt und kann seine Verwendung meines Erachtens allein rechtfertigen.

Am überzeugendsten tritt uns das entgegen auf dem Gebiete der Sprache. Wer wollte heute noch die Meinung verteidigen, sie sei die willkürliche, bewußte Erfindung eines Einzelnen oder Einzelner? Wenn Wundt neben ihr nur Mythus (wir würden hinzufügen Aberglaube und volkstümliche Gestaltung der Religion) und Sitte als die Gebiete gelten lassen will, auf denen sich das Schaffen der Volksseele betätige, so scheint mir dies eine ungerechtfertigte Beschränkung. Auch die primitive Kunstübung gehört hierher, und zwar nicht nur die Anfänge der bildenden Künste, sondern auch die der Poesie und Musik und des innig mit beiden verbundenen Tanzes. Auch sie sind etwas aus dem Gemeinschaftsleben der Völker Entstandenes, das sich nicht auf bestimmte Individuen zurückführen und zugleich allgemein gültige Entwicklungsgesetze erkennen läßt. „Der Drang, der dem einzelnen Menschen innewohnt, ein geistiges Bild seines Wesens und Lebens zu erzeugen, ist auch in ganzen Völkern als solchen schöpferisch wirksam, und es ist nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Eben in diesem gemeinsamen Hervorbringen haftet der Begriff der Volkspoesie, und aus ihrem Ursprung ergeben sich ihre Eigenschaften.“ Diese Worte Uhlands[3]) treffen vollständig zu. Gerade so wie Sitte, Brauch und Glauben unserer Bauern (und früher unseres Volkes) ist auch ihre Poesie das

[1]) Ich empfehle diese Probe rein intellektualistischer, individualpsychologischer Erklärung zu aufmerksamer Lektüre.

[2]) „Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult“, in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 11, 406 ff., 12, 14 ff., 377 ff.

[3]) Einl. zur Sagengeschichte der german. und roman. Völker. (Gesammelte Werke ed. Fischer, III, 184.)

Erzeugnis von vielen Generationen, und die Jahrhunderte haben an ihr gearbeitet. Eine große Zahl von Volksliedern lassen sich noch mit Leichtigkeit auf einfache Gebilde (Vierzeiler), aus denen sie zusammengefügt sind, zurückführen, und diese häufig wieder auf noch einfachere, Sprichwörter, Redensarten, Rechtsformeln und dgl. Hier so gut wie auf jenen anderen Gebieten tritt die erkennbare Beeinflussung durch individuelle Faktoren erst auf einer späteren Kulturstufe ein, auf der sich bereits reicheres individuelles Geistesleben entfaltet hat [1]). Auch die Volksmelodieen versucht man neuerdings mit Erfolg in dieser Weise zu zergliedern. Ich meine, daß auch für Wundt, wenn er Mythus und Sitte behandelt, die so enge mit Übungen der Kunst, zumal der Poesie, verknüpft sind, die Notwendigkeit sich ergeben müßte, das Gebiet der Völkerpsychologie weiter abzustecken.

Als zweites Kennzeichen, durch das sich „gemeinsame" Erzeugnisse von individuellen Schöpfungen prinzipiell unterscheiden, führt Wundt mit Recht an, daß sie gewisse allgemein gültige Entwicklungsgesetze erkennen lassen. So hob ich auch in meiner Besprechung von Hoffmann-Krayers Schrift hervor, daß Post recht habe, wenn er in dem Volksleben gesetzmäßige Entwickelungen erkenne, und daß dies das Wesentliche seiner Ausführungen sei. Daß H.-Kr., der die „naturgesetzliche Theorie" der Erklärung des Volkslebens in breiten Ausführungen seiner Schrift bekämpft und als deren Vertreter A. Hermann Post bezeichnet, einen verdienten und sehr produktiven Forscher, sich nur gegen einen aus dem Zusammenhang gelösten Satz einer Abhandlung wenden wollte, konnte ich nicht annehmen. Übrigens ist auch dieser eine Satz nicht so merkwürdig als H.-Kr. zu meinen scheint. Ich stelle, ohne weiter auf die hier wirklich unnötige Frage einzugehen, inwiefern in Raffaels Madonna sich naturgesetzliches Geschehen erkennen lasse (o. S. 57), nur einen Satz Kants neben den Post'schen, um seinen Sinn zu erläutern: „Was man sich auch in metaphysischer Absicht für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen mag, so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen ebensowohl wie jede andere Naturbegebenheit nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt". Ferner darf ich wohl darauf hinweisen, daß Post durchaus kein Anhänger einer rein materialistischen Weltanschauung ist. Er hält es für völlig unmöglich, psychische Vor-

[1]) Ich hoffe dies später eingehender darlegen zu können und verweise einstweilen auf meine Bemerkungen „Blätter" I, S. 30 ff., bes. 57 ff. u. 153.

gänge auf mechanische Prozesse zurückzuführen und wendet sich scharf gegen die heutigen Naturwissenschaften, die dies versuchten [1]). Hoffmann-Krayer dagegen erklärt: „Der Prozeß des Denkens an sich ist ohne Zweifel ein mechanischer, indem dabei physische Organismen in Funktion gesetzt werden" [2]), eine recht weitgehende Behauptung, die viel radikaler klingt als Posts Naturgesetzlichkeit im Völkerleben.

Und schließlich, was ist denn „naturgesetzliches Geschehen?" H.-Kr. erkennt ein solches da, wo „sich der Stoff willenlos (!) dem Naturgesetz unterziehen muß" (o. S. 57), eine Formulierung, die mir einigermaßen bedenklich erscheint. Denn Gesetze sprechen doch immer nur eine von uns in der Mannigfaltigkeit der Natur und Geisteswelt beobachtete, den Vorgängen immanente Regelmäßigkeit aus. Sie bezeichnen einen regelmäßigen Zusammenhang logisch selbständiger Tatsachen, der direkt oder indirekt auf ein kausales oder logisches Verhältnis hinweist [3]). Sie werden gewonnen durch eine Vergleichung, die uns ermöglicht, in der überall verschiedenartig gestalteten Wirklichkeit eine Gleichmäßigkeit des Geschehens zu erkennen. Daß alles Geschehen gesetzmäßig sei, ist eine Voraussetzung, die wir, soweit wir wissenschaftlich denken, überall machen müssen. Nur die Möglichkeit, diese Gesetzmäßigkeit zu sehen, ist auf den verschiedenen Forschungsgebieten verschieden. Sie ist um so größer, je einfacher, bezw. je gleichmäßiger an sich schon die Gegenstände und Vorgänge sind, die wir unserer Betrachtung unterziehen; sie ist um so geringer, je komplizierter, bezw. je verschiedenartiger diese sind und je mehr verschiedene Gesetze sich kreuzen. Aus Singulärem lassen sich überhaupt keine Gesetze gewinnen. So erkennen wir die Gesetzmäßigkeit in der anorganischen Natur leichter als in der organischen, und wiederum im Bereich der Natur leichter als in dem des Geisteslebens, wobei man indessen beachten muß, daß diese Gebiete nicht schroff von einander geschieden sind, sondern die mannigfachsten Übergänge und Kreuzungen zeigen.

Dazu kommt ein Weiteres. Je einfacher die Objekte unserer Betrachtung sind, in desto größerem Maße lassen sie ein willkürliches Eingreifen unsererseits zu, durch das wir ihre Art beliebig ändern können. Zu der Vergleichung tritt so das Experiment.

---

[1]) A. H. Post, Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft I (1880), S. 5.

[2]) Die Volkskunde als Wissenschaft, S. 24.

[3]) Siehe Wundt, Logik, 2. Aufl., II, 2, S. 133 ff.

Seine Anwendbarkeit zeigt dieselbe Stufenleiter wie die Vergleichung. Unter den Geisteswissenschaften ist es nur die Psychologie, die sich seiner in beschränktem Maße bedienen kann, deren grundlegender Charakter es aber indirekt den übrigen Geisteswissenschaften, auch der Volkskunde, zu Gute kommen läßt.

Bei beiden, Vergleichung und Experiment, handelt es sich schließlich darum, eine gewisse Höhe der Betrachtung zu gewinnen, von der aus allein sich die Gesetzmäßigkeit erkennen läßt. Je umfassender der Gesichtskreis des Betrachtenden, je höher der Standpunkt, von dem aus er das Gewirre der Einzelheiten überschaut, desto eher ist er in der Lage, in der Mannigfaltigkeit die Einheit, in dem scheinbar Regellosen das Gesetz zu erkennen. Auch von hier aus ergibt sich wieder jene Stufenleiter. Was uns am entferntesten ist, die anorganische Natur, erfassen wir am leichtesten in ihrer Gesetzmäßigkeit, was uns am nächsten liegt, das Geistesleben des Menschen, setzt dieser Erkenntnis die größten Schwierigkeiten entgegen. Von einer besonderen Art des naturgesetzlichen Geschehens zu reden, hat insofern keinen Sinn, als der Begriff des Gesetzes derselbe bleibt, wo wir ihn auch anwenden mögen.

Innerhalb des menschlichen Geisteslebens bieten jene oben geschilderten Stufen des organisch gestalteten Gemeinschaftslebens vermöge der von individuellen Einwirkungen noch wenig gestörten Gleichförmigkeit einerseits die größte Möglichkeit, Ähnliches zu vergleichen, andererseits liegen sie unserer individualisierten Geistesart fern genug, um uns eine Höhe des Standpunkts zu ermöglichen, die uns Gleichartigkeit erkennen läßt. Deshalb ist hier nicht bloß die Möglichkeit der Erkenntnis von Gesetzen gegeben, sondern es erscheint als Pflicht der wissenschaftlichen Forschung, bis zu solchen vorzudringen. Je mehr aus der Menge Einzelne hervortreten und deren Lebensäußerungen und geistige Tätigkeiten bestimmend beeinflussen, desto geringer ist jene Möglichkeit. Der singulärsten menschlichen Erscheinung, dem Wirken des Genies gegenüber, müssen wir auf eine solche Erkenntnis fast völlig verzichten, so sehr wir uns bemühen mögen, durch Herstellung kausaler Zusammenhänge das Gebiet des Unerklärlichen auch hier einzuengen.

Die Volkskunde nun hat zu ihrem Gegenstand nicht das vulgus — dieses Wort, dem der Bildungshochmut seinen Stempel aufgedrückt hat, sollte m. E. schon aus Pietät von dem Volksforscher nicht angewandt werden —, sondern das Volk (bezw. den Stamm, Gauverband und ähnliche Gruppen), insofern es als solches,

als natürlich gewordene Gemeinschaft, geistig schaffend und Lebensformen erzeugend uns entgegentritt. Ihre Aufgabe ist es, die geistigen Erzeugnisse und die Formen dieses durch die Sitte gebundenen Gemeinschaftslebens zu erforschen und vergleichend ihre Gesetzmäßigkeit zu erkennen. In seiner reinsten Ausprägung tritt uns dieses Volkstum heute noch bei dem Bauernstand entgegen (von den Naturvölkern sehe ich eben ab, so sehr man sie immer wird vergleichend heranziehen müssen, da nun einmal die Ethnologie sich ihrer angenommen hat). Daher die große Bedeutung, die gerade ihm in der Volkskunde zukommt. Nicht als Bauernstand erregt er unser Interesse, und nicht um ihrer selbst willen untersuchen wir seine Lebensverhältnisse; er ist nur der Repräsentant des Volkes in obigem Sinne. Und aus solchem Volksleben entsteht heute noch ebenso individuelles Geistesleben, wie es sich geschichtlich aus ihm entwickelt hat [1]).

Es geschieht dies durch den Prozeß der sozialen Differenzierung [2]). An die Stelle der oben geschilderten Gleichheit der Glieder einer Volksgruppe tritt eine immer weiter gehende Ungleichheit, sowohl der Stände als Einzelner. Daß unser deutsches Volk sich in dieser Weise wirklich entwickelt hat, ist eine Tatsache, deren Anerkennung sich wohl kein Einsichtiger entziehen wird. Am allerwenigsten wird man hiergegen die schroffe Gestaltung ständischen Wesens im Mittelalter anführen dürfen, die zu kennen ja wohl schon eine anständige Volksschulbildung genügt (vgl. o. S. 61). Äußerliche Gleichheit, Rechts- und Pflichtengleichheit, ist natürlich nie in so hohem Maße vorhanden gewesen, wie heutzutage, und infolge davon haben wir Stände der alten Art überhaupt nicht mehr. Aber Hand in Hand damit geht eine außerordentlich starke

[1]) Nur nebenbei will ich bemerken, daß ein Widerspruch zwischen meiner Bd. I der „Hessischen Blätter für Volkskunde", S. 149 ff., dargelegten Auffassung der Volkskunde und meinen kritischen Bemerkungen zu Hoffmann-Krayers Schrift nicht vorhanden ist. Wenn ich a. a. O. S. 150 sagte, die Volkskunde wende ihr Interesse in erster Linie der ländlichen Bevölkerung zu, so konstatierte ich damit eine Tatsache, von der ausgehend ich das Wesen der Volkskunde zu erfassen suchte, während H.-Kr. (S. 6 f. seiner Schrift) auf die Frage „Was ist Volkskunde?" die Antwort gibt, sie beschäftige sich in erster Linie mit dem vulgus. Ich halte dies auch jetzt noch für eine gänzlich unzulängliche Definition.

[2]) Vgl. hierüber G. Simmel, Über soziale Differenzierung (= Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, hrsg. von G. Schmoller X, 1), Leipzig, 1890.

innere Ungleichheit, die die Menschen und die Stände, alte und neu gewordene, einander entfremdet. Wie gering ist wohl z. B. der Unterschied in der Geistesart zwischen Karl dem Großen und einem fränkischen Bauern seiner Zeit im Vergleich zu dem zwischen einem heutigen Bauern und etwa einem modernen Künstler oder Literaten, oder zwischen einem Großindustriellen und seinem Arbeiter. Mit Recht bemerkt F. Paulsen einmal[1]): „Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß die Lebensentfremdung zwischen der Familie eines großen Fabrikanten und der eines seiner Arbeiter viel größer ist als diejenige, welche zwischen Adel und Bürgertum im vorigen Jahrhundert, zwischen Herrn und Knecht im Mittelalter bestand. In Arbeit und Genuß, im Denken und Fühlen standen sich der reichsunmittelbare Ritter Götz von Berlichingen und seine Knechte näher, als heute Kapitalist und Arbeiter. Der Vorzug des Ritters vor dem Knecht bestand nicht eigentlich in einem anderen Lebensinhalt, sondern in der Herrschaft selbst." Wieviel gemeinsamen Geistesbesitz haben wir denn eigentlich noch in unserem Volk, trotzdem fast alle lesen und schreiben können? Daß sich einzelne Menschen und ganze Stände überhaupt nicht mehr verstehen, ist wohl noch nie in solchem Maße dagewesen, wie in der Gegenwart. Ich glaube, über die Tatsächlichkeit des Differenzierungsprozesses, von dem ich spreche, brauche ich kein Wort mehr zu verlieren. Unser deutsches Volk ist ein klassisches Beispiel dafür, wenn er auch bei den andern Kulturvölkern nicht fehlt.

Hier beschäftigen uns hauptsächlich die Folgerungen, die daraus für die Volkskunde zu ziehen sind. Wenn der Bauernstand uns als der treueste Bewahrer alter Volksart erscheint, so fehlt sie durchaus nicht in den übrigen Bevölkerungsschichten. Die geschichtlich in allmählichem Wandel sich vollziehende immer stärkere Differenzierung in verschiedene Volkskreise bis zu der dünnen Schicht höchster moderner Bildung hat zur Folge gehabt, daß alle Zustände größerer und geringerer Gebundenheit bis zu dem größtmöglicher individueller Freiheit im Ganzen des heutigen Volkslebens noch neben einander lagern, nicht irgendwie deutlich von einander geschieden, wie Schichten der Erdrinde, sondern in vielfachen Kreuzungen und Übergängen in einander verlaufend. Dem Volkstum, wo und wann es sich zeigt, vom Bauern bis zum König, von der alten Zeit bis zur

[1]) F. Paulsen, System der Ethik, 4. Aufl., II. Bd., S. 371 ff., wo weitere interessante Belege aus dem 18. Jahrh. gegeben werden, die zeigen, „wieviel weiter die Menschen seitdem auseinander gerückt sind".

Gegenwart nachzugehen, wird so zur Aufgabe der Volkskunde. In welchen Kreisen uns bestimmte Denk- und Lebensformen entgegentreten, ist vollständig gleichgültig; die zur Genüge charakterisierte Eigenart letzterer ist das Entscheidende.

Um zu zeigen, in welchem Maße selbst unsere stark individualisierten höheren Gesellschaftskreise noch am Leben des „Volkes" teilhaben, wies ich früher (Bd. I, S. 155 u. 162) auf gewisse abergläubische Vorstellungen hin, die, einer längst vergangenen Kulturperiode entstammend, sich dort noch vorfinden. Wenn es mir nicht um einen extremen Fall zu tun gewesen wäre, hätte ich gerade so gut Alltägliches heranziehen können. Meine Meinung war durchaus nicht, daß sich nur in dem Aberglauben der Zusammenhang gebildeter Kreise mit dem, was H.-Kr. vulgus nennt, zeige. Wie stark ist er z. B. auf dem Gebiete der Sprache in der Anwendung der Mundart, im Gebrauch von Sprichwörtern und altgeprägten Redewendungen aller Art, wie stark ist er auch noch, trotz allen entgegenwirkenden Mächten, auf dem Gebiete der Sitte, von den Gebräuchen bei Geburt und Taufe an bis zu Tod und Trauer? Weil diese Dinge uns vertraut sind, achten wir nicht auf sie in dem Maße, wie auf das uns fremdartigere Leben des Bauern. Die Volkskunde aber wird sie berücksichtigen müssen, und den Aberglauben auch in diesen Kreisen nicht mit dem Worte „Dummheit" abtun (s. o. S. 62), das wohl für den aufgeklärten Sinn dessen, der es braucht, zeugt, aber gar nichts erklärt, zumal es oft die größten Geister sind, die abergläubischen Regungen sich sehr zugänglich zeigen. Auch sie sind in dieser Hinsicht „Volk".

In einer zu geringen Wertung des Volkes und einer Überschätzung des Einzelnen scheint mir die irrtümliche Auffassung der Volkskunde, die ich bekämpfe, ihren Grund zu haben. Sie zeigt sich nicht bloß bei Hoffmann-Krayer. „Einer naiven Reflexion erscheinen die Zustände und Schicksale der Völker als unmittelbare Erfolge der Handlungen einzelner hervorragender Menschen, und diese Betrachtung fühlt sich wieder um so befriedigter, je mehr sie es vermag, eine zusammenhängende Reihe von Begebenheiten oder von geistigen Erzeugnissen auf eine einzige schöpferische Persönlichkeit zurückzuführen. Der Trieb zu dieser Individualisierung des gesamten geistigen Lebens reicht aber noch weit in eine fortgeschrittene Reflexion hinein" [1]). Das stark individualisierte Geistesleben des

[1]) W. Wundt, Logik II, 2, S. 32 ff. und Deutsche Rundschau, Bd. 68, S. 201 ff.

Kreises, in dem man sich selbst bewegt, wird mehr oder weniger übertragen auf das Leben des Volkes. Der Unterschied zwischen beiden Kreisen, den ich zu Anfang skizzierte, wird nicht beachtet. Es ist die alte intellektualistische und individualistische Auffassungsweise des Rationalismus, der der Aberglaube als Dummheit, das Volk als vulgus erschien, die nur Einzelne und nicht das Volk kannte, die Sprache und Poesie, Glaube und Recht als die willkürlichen Erfindungen begabter Individuen betrachtete. Jakob Grimm hatte sie gründlich überwunden (vgl. Hess. Bl. f. Volkskunde I, 166). Aber gerade in gelehrten Kreisen scheint sie heute wieder aufzuleben. Im schärfsten Gegensatz zu ihr entwickelten sich im 18. Jahrhundert die Anfänge der Volkskunde, was wohl zu begreifen ist. Denn streng durchgeführt untergräbt sie aller Volkskunde den Boden [1]).

Und wenn sie bis jetzt in der Forschung nicht größeren Schaden gestiftet hat, so beruht dies nur (um mich wieder einer treffenden Wundt'schen Formulierung zu bedienen) „auf dem glücklichen Umstand, daß Inkonsequenz des Denkens, wenn sie zu tiefer liegenden Irrtümern hinzutritt, zu einer schätzbaren Eigenschaft werden kann" [2]).

Zwischen die sich scheinbar schroff gegenüber stehenden Gegensätze des individuellen Geisteslebens und der Naturvorgänge tritt vermittelnd das Leben des Volkes, dessen starke Ähnlichkeit (nicht Gleichheit) mit letzteren von jeher seinen Beobachtern in die Augen gefallen ist. Schon Goethe ging, als er sich in Italien mit den „Sitten der Völker" beschäftigte, die Erkenntnis auf, daß die menschliche Gesellschaft ein Gebilde sei, das zwischen Natur und Kunst in der Mitte stehe [3]). G. Freytag meinte: „Die Volkskraft wirkt unablässig mit dem dunkeln Zwange einer Urgewalt, und ihre geistigen Bildungen entsprechen zuweilen in auffallender Weise den Gestaltungsprozessen der stillschaffenden Naturkraft, die aus dem Samenkorn der Pflanze Stiel, Blätter und Blüte hervortreibt [4]). H. Riehl schrieb eine Naturgeschichte des Volkes und spricht mit Vorliebe von den Naturgesetzen seiner Entwicklungen [5]). Und erst jüngst wieder hat Wilhelm Wundt von der naturgesetzlichen

---

[1]) Wobei ich nicht verfehlen will zu bemerken, daß Hoffmann-Krayer diese Betrachtungsweise nicht streng durchführt.

[2]) Logik II, 2, S. 52.

[3]) Naturw. Schriften (Sophienausgabe) VI, 132.

[4]) a. a. O. S. 24.

[5]) z. B. Kulturstudien aus drei Jahrhunderten, 4. Aufl. (1873), S. 225 u. 227.

Art der Entstehung der Gemeinschaftserzeugnisse geredet [1]). Es handelt sich dabei nicht um ein bloßes Bild, sondern um Anerkennung der Tatsache, daß das Volksleben sich triebartig, unbewußt entfalte. Gerade so wie reines Wasser, das ja in der Natur nicht vorkommt, bei 0 Grad zu Eis wird, so ist das Leben des typischen Bauern, den Riehl gezeichnet hat, durch die Sitte und die Anschauungen seiner Gruppe bestimmt; und man könnte hier eher von „willenloser" Unterordnung sprechen als beim Wasser. Wenn nicht zwei Apfelbäume „die gleichen Früchte an Form und Zahl tragen" (s. o. S. 60), so sind auch nicht zwei Feste (z. B. Kirchweihen), die in verschiedenen Dörfern oder in denselben in verschiedenen Jahren gefeiert werden, in allen Einzelheiten dieselben, und die Art, wie sich ein Aberglaube äußert, ist in jedem einzelnen Fall wieder individuell nuanciert, nur sehen wir in der Natur wie im Volksleben von dieser zufälligen und gleichgültigen Variierung ab und fassen, in dem Bestreben das Typische und Gesetzmäßige zu erkennen, das Wesentliche d. h. das Übereinstimmende ins Auge.

Ich glaube den Gegensatz, in dem ich zu Hoffmann-Krayer stehe, hiermit zur Genüge gekennzeichnet zu haben [2]). Seine Erwiderung hat mich dazu genötigt. Er scheint mir schärfer zu sein, als ich bei Besprechung seiner Schrift annahm, aber wohl doch nicht unüberbrückbar. Um überflüssige Polemik zu meiden, habe ich einfach meine Meinung, nur etwas ausführlicher als früher, neben die seine gestellt, auf sie nur Bezug nehmend, wo sie mir in faßbarer Klarheit entgegentrat, und wo die Sache es erforderte. Auch habe ich im Interesse der Objektivität öfter andern das Wort gegeben. Es ist selbstverständlich, daß ich mit seinen Schlußworten völlig übereinstimme. Zu Mißstimmungen sehe ich keine Veranlassung und hoffe sie auch durch offenes Aussprechen meiner Meinung nirgends hervorzurufen. Ich kann nur wünschen, daß unsere Diskussion zu dem Ergebnis führe, daß das Wesen der Volkskunde klarer erkannt werde, zu Nutz und Frommen der Sache.

---

[1]) Völkerpsychologie I, 1, S. 12 u. 22.

[2]) Nur um nicht einen mir gemachten Vorwurf (s. o. S. 63) gänzlich zu ignorieren, bemerke ich hier noch, daß ich H.-Kr's. „a priori" in meiner Besprechung weggelassen habe, da es mir sinnlos erschien. Daß jemals jemand es unternehmen könnte, die Charaktereigenschaften eines Volkes wirklich deduktiv zu entwickeln, ist doch wohl ausgeschlossen. Eine unvorsichtige Annahme ist keine Deduktion. Wenn H.-Kr. nur vor einer solchen warnen will, wer sollte ihm nicht zustimmen?



Bücherschau.

Hermann Reich, der Mimus. Ein litterar-entwickelungsgeschichtlicher Versuch. Erster Band. Erster Teil: Theorie des Mimus. Zweiter Teil: Entwickelungsgeschichte des Mimus. XII u. 900 Seiten. Berlin, Weidmann 1903. 24 Mk.

Das umfangreiche Werk Reichs beabsichtigt, die Geschichte des mimischen Dramas der Hellenen zu geben. Die Disposition wird im Vorwort klargelegt. „Der erste Band verfolgt die Entwickelung des Mimus von den primitiven Anfängen bis zur Hypothesis, dem großen biologischen Schauspiel Philistions, dem herrschenden Drama des griechisch-römischen Weltreiches, und giebt dann weiter die Geschichte der Einwirkung des Mimus auf das antike klassische Drama wie die dramatische Weltlitteratur des Mittelalters und der modernen Zeit. Der Band zerfällt in Theorie und Entwickelungsgeschichte des Mimus." Der zweite Band soll von der Einwirkung des Mimus auf die antike Literatur und die Weltliteratur, soweit sie nicht dramatisch ist, handeln, insbesondere auf Satire, Roman, Novelle und Brief: dieser Band soll in etwa einem Jahre erscheinen.

Es ist erfreulich, daß ein klassischer Philologe, der fest auf dem Boden seiner Wissenschaft steht, es versucht, die Entwickelung einer literarischen Form, und zwar einer der wichtigsten für das Leben der antiken Völker, auch über den Augenblick zurückzuverfolgen, in dem sie unter die „Kunstgattungen" aufgenommen wurde. Denn was jenseits dieser Grenze liegt, gehört dem Gebiete der Volkskunde an, und es wird somit anerkannt, daß ohne Volkskunde im wissenschaftlichen Sinne des Wortes der klassische Philologe heute nicht mehr zu arbeiten vermag.

Selbstverständlich nehmen den weitaus größten Teil des bis jetzt erschienenen ersten Bandes rein philologische Untersuchungen ein. Ihrem Werte gerecht zu werden ist hier nicht der Ort; in diesen Zeilen soll nur das eigentlich Volkstümliche kurz umschrieben werden. Daher darf die Anzeige auch schon jetzt erscheinen und braucht den zweiten Band nicht abzuwarten, der nach dem gegebenen Programm sich nur mit den kunstmäßig ausgebildeten Literaturgattungen beschäftigen will. Dort wird weniger Gelegenheit sein, das Volkstümliche heranzuziehen.

Der erste Teil des vorliegenden Bandes umfaßt die Theorie des Mimus; er bespricht die Ansichten, die antike Philosophen und Grammatiker über das Wesen dieser Schauspiele geäußert haben. Auch hier fallen für die Volkskunde nur einzelne Bemerkungen ab. So sei auf die Schilderung der japanischen Volkskomödie (S. 39 f.) und des japanischen Blumenfestes, das den Zusammenhang der römischen Floralien mit uralten Volksbräuchen erläutert (S. 173), hingewiesen; wichtig ist, daß durch Aristoteles das Interesse der griechischen Philosophie auch am Volkstümlichen geweckt wurde (S. 322). Gut bemerkt wird (S. 397 ff.), wie der Mimus sich bestrebt, die Sprache des niederen Volkes möglichst treu wiederzugeben, daher komme sein großer Reichtum an Sprichwörtern. S. 138 wird eine Stelle des Johannes Chrysostomus herangezogen, in der die Volkslieder des alten Griechenlands gekennzeichnet werden: „Unsere Natur neigt so zu Lied und Gesang, daß man die Kinder an der

Mutterbrust damit besänftigt, wenn sie weinen und ungeduldig werden. Wenn die Reisenden das Gespann antreiben, so tun sie das mit Gesang; die Winzer singen beim Keltern, die Schiffer auf der See, die Frauen am Webstuhl, oft eine allein, oft alle nach einer Melodie zusammenstimmend". Das klingt wie ein Motto zu Büchers „Arbeit und Rhythmus".

Am wichtigsten ist für uns im zweiten Teil der siebente Abschnitt des sechsten Kapitels: „Die griechische Hypothese vor Philistion. Grundzüge ihrer Entwickelung von Uranfang an" (S. 475 ff.). Hier wird etwa folgendes ausgeführt: der Mimus stammt im letzten Grunde aus dem dramatischen mimischen Tanz, wie er bei allen primitiven Völkern zu Hause ist, und bei jedem Anlaß, mag er freudig oder traurig, sakral oder profan sein, getanzt wird. Das mimische, nachahmende Element dieser Tänze kann sich zwar verschiedene Objekte wählen, aber am häufigsten sind doch solche χοροί, deren Bewegungen dem Tierleben abgelauscht waren; „Eule", „Löwe", „Kranich", „Fuchs" sind noch in späterer Zeit als Namen solcher althellenischen „Tiertänze" bei den Lexikographen überliefert. Der primitive Mensch lebt ja in enger Gemeinschaft mit der umgebenden Tierwelt: er beobachtet ihr Gebahren scharf, und zwar zunächst zu dem rein praktischen Zwecke der Jagd: damit er die Beobachtung in Nachahmung umsetzen, und durch sie die Tiere täuschen und beschleichen kann. Das ist die wichtige Vorstufe der Tiertänze, zu der S. 484 ff. viel volkskundliches Material beigebracht wird; auch wird hier gezeigt, wie bei manchen Völkern diese primitive Nachahmung sich von der Jagd losgelöst hat und zur Schaustellung geworden ist. Dabei wird festgestellt, daß in den beobachteten Fällen einer solchen Entwickelung die bühnenmäßige Tiernachahmung stets ein Solotanz ist, nie ein Chortanz; aber darin geht der Verfasser m. E. zu weit, daß er nun auch den Chortänzen der aristophaneischen „Wespen", „Vögel", „Frösche" und anderer Komödien mit Tiertiteln jeden Zusammenhang mit dem Tiertanz absprechen will. Keinen „eigentlichen" Tiertanz wird man mehr im Athen des fünften Jahrhunderts aufgeführt haben — das mag zugegeben werden —, aber ein modifizierter war es sicher.

Von allen Gelegenheiten, bei denen der mimische Tiertanz geübt wird, haben gerade die besondere Bedeutung, bei denen die mimischen Schauspieler unter dem Bilde von Tieren zugleich Naturdämonen darstellen: sie sollen alsdann „durch den Zauber des Tanzes Fruchtbarkeit des Landes wie der Tiere erzeugen" (S. 498) — auch das wird mit reichen ethnographischen Parallelen belegt. Wie nun die Fruchtbarkeitsdämonen auch menschlich gedacht werden, nur mit erklärlicher Übertreibung in der Bildung einzelner Körperteile, so erscheinen dann die mimischen Schauspieler gleichfalls in solch grotesk-menschlicher Maske und erhalten so ihr ständiges Attribut, den Phallus: es entsteht das burleske Äußere des Mimen, wie es sich bis zu den spätesten Jahrhunderten lebendig erhalten hat. Aber der Inhalt seiner Darbietungen ist allmählich ein anderer geworden. Von der Nachahmung der Tiere steigt der Mime auf zur Kopie menschlicher Verhältnisse, Tätigkeiten und Typen: bestimmte Figuren werden geschaffen, in denen menschliche Schwächen und Sonderbarkeiten ihre unsterblichen Vertreter finden. Zur Nachahmung in der Gebärde stellt sich nun auch das Wort ein: nicht nur die Haltung des Narren wird kopiert, sondern auch seine Redeweise. Aus gleicher Wurzel entwickeln sich so an den verschiedenen Orten Griechenlands ähnliche Lokalpossen, die

zunächst bei feierlichen Anlässen jedesmal aufs neue vom Volke selbst kunstlos improvisiert werden. Erst allmählich bilden sich feste Jongleurgesellschaften, die als wandernde Schauspielertruppen die primitiven Darsteller des Mimus ablösen und bald hier bald dort durch kunstmäßige Aufführungen das Volksschauspiel ersetzen. Etwa im vierten Jahrhundert (S. 503) verschwinden alsdann die verschiedenen Namen der einzelnen Lokalpossen aus der Sprache und gehen unter in dem einen Gesamtbegriff: Mimus. Dieser Mimus wird endlich in der Alexandrinerzeit zur literarischen Gattung erhoben und zu einem komplizierten Ganzen mit Akten und Szenen, mit kunstvollem Dialog und eingelegten Kuplets, sowie mit Bühneneffekten aller Art ausgebildet: damit ist seine Trennung vom Boden des Volkstümlichen, der ihn hervorgebracht und genährt hat, endgültig vollzogen.

Der Verfasser verfolgt nun die literarische Entwickelung des Mimus bis über das Ende des Altertums hinaus, und spürt seinen Einwirkungen nach, selbst bis nach Indien. Auch in diesen Teilen des Werkes fällt noch manche Bemerkung für die Volkskunde ab, so über die Beziehung des Mimus zum Volksmärchen (S. 593), oder über das volkstümliche Element im türkischen Karagözspiel, dem Ableger des byzantinischen Mimus (S. 642).

Alles das zeigt wohl zur Genüge, daß wir den Beitrag, den das besprochene Werk auch der Wissenschaft der Volkskunde liefert, nicht unterschätzen dürfen. Das ist besonders deshalb erfreulich, weil gerade in diesen Partieen der Verfasser vielfach mit Gedanken zusammentrifft, die Albrecht Dieterich in seinem Pulcinella entwickelt hat. Ich sage „zusammentrifft": denn Reich hat seine Arbeit vor 12 Jahren begonnen, 6 Jahre vor dem Erscheinen des Dieterich'schen Buches: er ist also da, wo er nicht ausdrücklich anderes sagt, unabhängig von Dieterich. Man hat über den Pulcinella sehr hart geurteilt; vielleicht regt dieses Zusammentreffen doch dazu an, dieses Urteil einmal zu revidieren.

R. Wünsch.

Ernst Samter, Familienfeste der Griechen und Römer. Berlin, Georg Reimer 1901. VI u. 128 S.

Der Verfasser geht aus von dem griechischen Brauche der καταχύσματα. Wenn die Braut am Hochzeitstage das Haus des Gatten betrat, so wurde sie an den Herd geführt und mit Datteln, Feigen, Nüssen überschüttet. Man deutet diesen Brauch gewöhnlich aus der Parallele zwischen der Fruchtbarkeit der Pflanze und der des Menschen: die Baumfrucht verheißt der Braut reiche Nachkommenschaft. Aber das ist nicht das Ursprüngliche. Auch der neugekaufte Sklave wurde an den Herd geführt und hier mit dergleichen Dingen beworfen. Beide Fälle sind deutlich Anwendungen ein und desselben Grundgedankens: ihre Erklärung ist nur dann richtig, wenn sie das beiden Gemeinschaftliche trifft. So kommt die Deutung aus der Fruchtbarkeit in Wegfall, denn sie paßt nicht auf den Sklaven. Den richtigen Weg zeigen auch hier die analogen Bräuche verwandter Völker, die in zahlreichen Belegen herangezogen werden. Jene ausgestreuten Früchte sind Sühnopfer, durch die man das schädliche Wirken mächtiger Geister abwehren will. Diese Geister hausen am Herd; das zeigt die Stätte, an der solcher Brauch vollzogen wird: es sind also die Schutzgeister des Hauses, die Ahnen der Familie. Sie sind es, die

jedesmal versöhnt werden müssen, wenn ein neues Mitglied in die Gemeinschaft der Familie und damit in deren Kult eintritt, sei es die junge Frau oder der gekaufte Sklave, sei es ein neugeborenes oder ein adoptiertes Kind. Die Hausgeister betrachten einen solchen Eintritt als einen Eingriff in ihre Rechte und zürnen dem fremden Eindringling: ihr Zorn steht nach dem Leben des neuen Hausgenossen und muß daher mit einem stellvertretenden Opfer gesühnt werden. Eine derartige Substitution äußert sich verschieden: entweder im Anlegen eines Symbols, das den Betroffenen als Opfertier kennzeichnet, oder in der Darbringung einer Gabe, die als Stellvertreterin des verlangten Menschenlebens charakterisiert wird.

Aus solchen Sühnopfern an die Hausgötter am Herde erklären sich viele der altgriechischen und altrömischen Familienfeste, vor allem die römischen Hochzeitsbräuche. Die Braut wird, wenn sie das Haus des Mannes betritt, mit Wasser und Feuer empfangen, d. h. feierlich in den häuslichen Kult aufgenommen, an dem sie in Zukunft Teil hat. Dann wird sie an den Herd geführt, den Sitz ihrer neuen Hausgötter: hier bringt sie als Opfer ein Geldstück dar, zur Versöhnung der Laren. Ein zweites Geldstück opfert sie am nächsten Kreuzweg den dort hausenden **Lares compitales**: diese Sühne ist für die Aufnahme in die Kultgemeinschaft des Stadtbezirkes notwendig.

Bei den Griechen wurden, wie bereits bemerkt, ähnliche Riten begangen, wenn ein neugekaufter Sklave seinen Dienst antrat. Dem entsprechen die römischen Zeremonien der Freilassung. Als deren Zeichen wird dem Knechte eine besondere Art von Mütze, der **pileus**, aufgesetzt. Diesen **pileus** tragen sonst nur die Priester, und bei ihnen muß er aus dem Felle eines Opfertieres bereitet sein. Eine solche Kopfbedeckung ist der Rest der Hauptverhüllung, wie sie beim Opfer stattzufinden pflegte; sie besteht aus dem Fell des Opfertieres, weil der Priester selbst das eigentliche Opfer ist: nicht ein solches, das sich im Tode durch das Schlachtmesser dahin giebt, sondern ein Diener, der sein ganzes Leben der Gottheit schenkt. Der **pileus** des Priesters kann aber auch durch einen einfachen Wollfaden ersetzt werden; das ist eine der üblichen Abschwächungen der ursprünglichen sacralen Bedeutung. Nun wird erzählt, daß gelegentlich auch bei Freilassungen an Stelle des **pileus** der Wollfaden treten konnte, um das Haupt zu „verhüllen“: danach scheint man auch bei der Freilassung die Bedeckung mit dem **pileus** als Symbol einer ursprünglichen Opferhandlung aufgefaßt zu haben. Auch empfingen ihn die Sklaven **capite raso**, nachdem das abgeschnittene Haar als Opfer dargebracht war; gleichfalls ein gebräuchliches Sühnopfer. Die Darbringung eines solchen war aber bei der römischen Freilassung notwendig, weil hier nicht schon der Sklave (wie in Griechenland), sondern erst der Freigelassene teil hatte am Gentilkult seines Herrn.

Eine Bedeckung des Hauptes wie beim Priester und Sklaven findet sich in Rom noch bei der Braut: sie verhüllt sich während der Hochzeit durch ein Kopftuch von roter Farbe, das **flammeum**. Die blutige Farbe ist ein Substitut des blutigen Opfers: durch die Verhüllung mit dem roten Schleier zeigt die Frau an, daß sie eigentlich sich selbst zum Opfer bringt. Vielleicht hat auch die römische Braut vor der Hochzeit ihr Haar den Göttern geweiht: das wäre noch eine weitere Parallele zwischen Hochzeits- und Freilassungsriten, die beide auf alte Sühnopfer zurückgehen. Wie diese Opfer die Auf-

nahme in den neuen Kultverband bezwecken, muß auch die Entlassung aus dem alten Kultverband mit Sühnungen verbunden gewesen sein; doch sind die Spuren davon nur sehr gering.

Es folgen die Riten bei der Aufnahme des Kindes in den Gottesdienst der Familie. Im alten Griechenland wurde das Neugeborene wenige Tage nach der Geburt um den Herd getragen, damit an die Kultstätte des Hauses gebracht und in die Kultgemeinde rezipiert. Später wird unter entsprechenden Begehungen das Kind unter den Schutz der Götter des nächstgrößeren Verbandes, der Phratrie, gestellt; ist das Kind zum Jüngling herangewachsen, so wird die letztere Aufnahme durch ein Opfer wiederholt, das κουρεῖον heißt, „Haarschurfest". Das Haar wird also hier geschoren wie beim Sühnopfer der Freigelassenen. Auch die Anlegung der toga virilis in Rom war mit Opfern verbunden.

Bei der Hochzeit hängt die römische Braut an den Türpfosten ihres künftigen Heimes Wollbinden auf und bestreicht die Pfosten mit Fett oder Öl; in Attika wird bei der Geburt des Kindes ein Ölkranz oder eine Wollbinde an der Türe aufgehängt, bei der Ephebie des Sohnes und bei der Hochzeit der Tochter geschieht dasselbe mit einem Lorbeerzweig. Auch das sind später nicht mehr verstandene Sühneriten. Ihre Deutung giebt Gelegenheit, reichliche Belege für die kathartische Kraft der verwendeten Sühnemittel beizubringen.

Den geschilderten Aufnahmeriten ganz entsprechend wird auch die Einweihung in die antiken Mysterien vollzogen. Der Myste wird mit Körnern bestreut, die aus einer Getreideschwinge auf ihn herabrieseln: das ist eine Art von καταχύσματα. Dabei ist der Einzuweihende verhüllt und sitzt auf einem Tierfelle: beides Bräuche, die als besondere Formen des abgelösten Menschenopfers bekannt sind. Alle diese mystischen Begehungen finden ihre Analogieen namentlich in den Zeremonien der Hochzeit: denn wie bei der Ehe die Braut in die Gemeinschaft des neuen Familienkultes aufgenommen wird, so wird nach Samters Auffassung auch bei der μύησις der Myste aufgenommen in einen neuen Kult, der sich aus einem ursprünglich streng abgeschlossenen Familiengottesdienste entwickelt habe. Ich möchte zu erwägen geben, ob nicht auch deshalb die μύησις ebenso vollzogen wird wie die Ehe, weil die Seele des Mysten als Braut gedacht wird, die mit dem Gotte der Mysterien einen ἱερὸς γάμος eingeht. Belege für diese Vorstellung gebe ich hier nicht, da wir über den ganzen Kreis, dem eine solche Anschauung angehört, demnächst von anderer Seite zusammenhängende Aufklärung erhalten werden.

Mit einem Anhange über die Entstehung des Larenkultes — danach ist der Lar ursprünglich der Ahn der Familie, dem griechischen Heros wesensähnlich — schließt das wertvolle Büchlein, das nicht nur von klassischen Philologen gelesen zu werden verdient.

R. Wünsch.

Ludwig Uhlands sämtliche Werke. Mit einer literarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof. Herausgegeben von der deutschen Verlagsanstalt. Stuttgart und Leipzig 1902. XIX u. 1120 S. 4 Mk.

Die deutsche Verlagsanstalt hat in der Reihe ihrer einbändigen Klassikerausgaben nun auch Uhlands Werke erscheinen lassen. Sie hat sich dabei nicht auf die Gedichte und Dramen beschränkt, sondern auch die wissenschaftlichen

Schriften wieder abgedruckt, die seit Jahren vergriffen und nur zu Liebhaberpreisen erhältlich waren. Jetzt endlich kann sie jedermann für den außergewöhnlich niedrigen Preis von 4 Mk. erwerben. Die wissenschaftliche Brauchbarkeit der Ausgabe wird allerdings durch einige Mängel stark beeinträchtigt. Da **Uhlands** Schriften nach Band- und Seitenzahlen der Originalausgabe zitiert zu werden pflegen, so hätten diese beigedruckt werden müssen; leider ist dies unterblieben, so daß es kaum möglich ist, ältere Zitate hier nachzuschlagen oder auch nach dieser Ausgabe zu zitieren. — Aus den Schriften selbst fehlen die Nachträge des achten Bandes. Schlimmer ist aber die Behandlung der Anmerkungen. Aus Band I sind die Anmerkungen bis S. 260 getreu abgedruckt, dann aber kommen Lücken; aus dem II. Band fehlt schon die Mehrzahl der Anmerkungen, und diejenigen des III. bis VIII. Bandes sind (mit Ausnahme von einigen wenigen aus Band VII) alle übergangen, sogar die im IV. Bande enthaltenen höchst wichtigen Anmerkungen zu den Volksliedern. So wird der Gelehrte neben dieser Ausgabe immer noch die Originalausgabe benutzen müssen, und so erfreulich es auch ist, daß **Uhlands** Schriften nun einem weiteren Leserkreis zugänglich geworden sind, so sehr bleibt es zu bedauern, daß die Verlagsanstalt einer verhältnismäßig geringen Raum- und Kostenersparnis zu liebe, ihre schöne Gabe in dieser Weise verstümmelt, und die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Neudrucks dadurch dauernd geschädigt hat.

K. Helm.

Germanistische Abhandlungen. Hermann Paul zum 17. März dargebracht. Straßburg, K. J. Trübner, 1902. 332 S. 8 Mk.

Von den in dieser Festschrift vereinigten Arbeiten sind mehrere für die Volkskunde von Bedeutung. Ein volkskundliches Problem im engeren Sinne behandelt L. **Sütterlins** Aufsatz über die **Vorstellungswelt der niederen Volkskreise in Heidelberg.** Hat sich bisher die Volkskunde vornehmlich darauf beschränkt, Material zu verarbeiten, das in der ländlichen Bevölkerung gesammelt wurde, so sehen wir hier zur Abwechslung einmal deutlich, ein wie dankbares Objekt wissenschaftlicher Betrachtung auch eine rein städtische Bevölkerung ist. Der Gegenstand selbst konnte natürlich auf einem so engen Raum nicht erschöpft werden, wir erhalten aber in drei Kapiteln (I. aus der Vorstellungswelt der Heidelberger Jugend, besonders der „Buben“, II. der Erwachsenen, III. über die Anschaulichkeit in Vorstellungen und Ausdrucksweise des Heidelbergers) ungemein charakteristische Skizzen, welche des Verfassers innigste Vertrautheit mit der Heidelberger Bevölkerung erkennen lassen und mit viel Liebe und Humor gezeichnet sind.

von der Leyen versucht in seinen **kleinen Studien** zweien der vielen noch ungelösten Rätsel, welche uns die germanische Mythologie aufgiebt, auf die Spur zu kommen. Besonders glücklich war er dabei in seinem ersten Aufsatz über Odinn und Odrerir, in welchem schlagend nachgewiesen wird, daß dieser Mythus aus denselben Elementen erwachsen ist, welche sich in den verschiedenen Sagen der Naturvölker von Raub und Gewinnung des Wassers finden, und in etwas anderer Entwicklung in den Märchen vom Wasser des Lebens begegnen. Nicht dieselbe Überzeugungskraft hat der zweite Aufsatz, in welchem v. d. L. nachweisen will, daß Odinn seinem ursprüng-

lichen Wesen nach nicht ein Windgott, sondern ein Gott der Zauberei gewesen sei. Gewiß erklärt sich manches aus dieser Voraussetzung ungezwungener als bisher, aber alles Dunkle wird doch auch auf diesem Wege noch nicht erhellt.

Panzers Studie über Erzbischof Albero von Trier († 1152) zeigt uns in anschaulichster Weise, wie an eine allerdings dazu hervorragend geeignete historische Persönlichkeit vor unsern Augen sagenhafte Züge anwachsen: Motive, deren direkte Parallelen in anglo-normannischen und französischen Quellen: den Erzählungen von den englischen Outlaws (Herward, Fulke Fitz Warin, Wallace und Robin Hood) und vom Mönch Wistasce begegnen und später in den deutschen Spielmannsepen wiederkehren. Da Albero und sein Biograph Franzosen waren, so darf als sicher angenommen werden, daß die auf ihn übertragenen Züge direkt der französischen Volksüberlieferung entnommen sind. Eben dieselbe oder die mündliche Tradition über Albero auch als Quelle unserer Spielmannsdichtung zu betrachten, ist P. sehr geneigt, und die Wahrscheinlichkeit muß angesichts der genauen Übereinstimmung zugegeben werden. Übereilt wäre es aber, wenn wir aus dem völligen Fehlen entsprechender deutscher Erzählungen den Schluß ziehen wollten, daß ähnliche Verkleidungsmotive nicht auch bei uns volkstümlich gewesen seien.

Heuslers tiefeindringende und scharfsinnige Untersuchungen über die Lieder der Lücke im Codex Regius der Edda haben zwar in erster Linie Bedeutung für die Literaturgeschichte des Nordens, kaum minder wichtig sind sie aber für den Sagenforscher, da sämtliche einschlägigen sagengeschichtlichen Fragen (es handelt sich namentlich um die Erweckungs- und die Werbungssage) einer eingehenden Prüfung unterzogen werden. Auf Detail einzugehen verbietet hier der Raum.

J. Hoops, Hunnen und Hünen, macht es wahrscheinlich, daß das Germ. zwei Adjektiva hûn besaß, nämlich außer dem bekannten hûn „hoch" (verwandt mit kelt. kunos) ein zweites mit der Bedeutung „dunkel, braun" verwandt mit gr. κύανος. Dasselbe liegt außer in an. hunn (d. junge Bär, d. h. der Dunkle; vgl. Braun im Tierepos) vor in einigen Pflanzen- und Ortsnamen, vielleicht auch in einigen Personennamen. Die von H. Seite 178 angeführten Belege lassen sich noch vermehren. In erster Linie sind einige weitere Orts- und Flußnamen zu nennen, welche „schwarzer Fluß, schwarzes Wasser" bedeuten. So liegt altes Hûn-apa vor in dem Namen: Honnepe, Nebenfluß der Jssel, belegt als Hunnepe 996 (Jellinghaus, die westfälischen Ortsnamen, S. 147), Hunepe 1080 (Oesterley, hist.-geogr. Wörterbuch, S. 300), Honepe 1209 (Jellinghaus a. a. O.), Kloster unser lieben Frauen ter Honnepe 1266 (Bondam, Charterboek der Hertogen van Gelderland I, 8, Nr. 188; Moll, Kerkgeschiedenis van Nederland II, S. 25), ebenso hieß früher noch ein anderer Nebenfluß der Jssel, der heute Schipbeck heißt, 1215 als Hunepa belegt ist (Oesterley, S. 607). Orte desselben Namens sind Honepe bei Aalten, Prov. Gelderland und Honnef, Kreis Siegburg, 1249 Hunefe (Westfälisches Urkundenbuch VI, Nr. 508), 1332 Hunfe, 1334 Hunf (Oesterley, S. 300).

Altes Hun-ouwa darf angesetzt werden für die Hunau, Nebenfluß der Sorpe, und die Hönne (älter Hûnâ, Jellinghaus, S. 153) Nebenfluß der Ruhr; vielleicht ist damit ursprünglich identisch der Name der Henne, die ebenfalls ein Nebenfluß der Ruhr ist. Auch die Haun, Nebenfluß der Fulda, und die Ortsnamen Nieder- und Oberhaun, Kreis Hersfeld, die 1442

6*

als **Hune** belegt sind (Oesterley, S. 262) gehen wohl auf dieselbe Form zurück.

Für **Hönbach**, Sachsen-Meiningen, und **Hönebach**, Regbez. Kassel, fehlen mir ältere Belege. Ob in **Hunte, Hunse, Humme (Hun-mene?) hûn** als erster Bestandteil abgetrennt werden darf, ist zweifelhaft.

Deutlich liegt aber unser **hun** wieder vor in **Hunnebrock**, Regbez. Minden, 1242 **Wilhelm von Hunebroke** (Seibertz, Urkundenbuch zur Geschichte Westfalens I, Nr. 225); die Bedeutung ist wohl nicht einfach „schwarzes Moor" sondern eher „Schwarzwasser-Moor". Damit identisch ist vielleicht **Hoensbroeck**, Provinz Gelderland, wobei allerdings das s Schwierigkeit macht; ältere Belege, welche Aufklärung geben könnten, fehlen mir leider auch hier.

Ein Flurname **Hûnepûl**, „der schwarze Pfuhl", bei Xanten wird 1259 erwähnt: **Curtis in Hunepule** (Charterboek der Hertogen van Gelderland I, 3, Nr. 111). Verwandt ist seiner Bedeutung nach **Honsolgen**, bair. Bez. Buchloe, 1462 als **Haunsolgen** (Oesterley S. 300) belegt; vergl. D. Wb. IX, 1448 (sole 3) und 1450; Schmeller-Frommann II, S. 262.

Vielfach ist jedoch zweifellos das aus der lebenden Sprache verschwundene Wort Entstellungen und Umdeutungen zum Opfer gefallen, wie in dem von Hoops S. 178 angeführten **Hainwurz**. So ist **Holler**, Kr. Diekirch, ein älteres **Hunlar** 1220 (Oesterley, S. 297), **Einhalden**, Oberamt Ravensburg, ein älteres **Hunhalden** 1109 (Oesterley, S. 152), und in beiden Worten darf wohl unser **hûn** angenommen werden.

In anderen Fällen aber kann die Umdeutung schon in einer Zeit eingetreten sein, in welche unsere Belege nicht zurückreichen. So ist vielleicht **Haingrund** in Hessen, für das mir ältere Belege fehlen, als der „dunkle Grund", **Hainsfarth**, Regbez. Nördlingen, als „dunkle Furt" zu deuten. Möglicherweise sind auch unter den vielen Orten Namens **Hundsbach** einige, die erst infolge einer Umdeutung diese Namensform erhalten haben, und ähnliche Volksetymologie könnte bei einem oder dem andern der Namen vorliegen, die jetzt mit **Hühner-** zusammengesetzt erscheinen.

Bei Personennamen ist es schwerer, das Adjektiv nachzuweisen. Ich habe hier nur eine unsichere Vermutung. Im Volksglauben steht bekanntlich neben der hellen Berchta und ihrem männlichen Gegenstück Berchtold, die häßliche Berchta und der Ruprecht, der deshalb mit **Vogt**, schlesische Weihnachtsspiele, S. 115, vielleicht als **Rûhpercht**, „der rauhe Bercht", erklärt werden darf. Ähnlich könnte der Name **Humpreht, Hunperht** nicht als der „hoch" sondern als der „dunkel glänzende" gedeutet werden.

Sollte übrigens diesem **hûn** nicht auch ein zeites kelt. **kunos** „schwarz" entsprechen? Dasselbe könnte vorliegen in den bisher allerdings stets (vergl. **Stokes** in Ficks vergl. Wb. II, S. 84. 172; **Holder** keltischer Sprachschatz I, 1193, 1195) zu kelt. **kunos** „hoch" gestellten Namen **Cunobarrus, Cunopennus**, deren Bedeutung dann „der schwarzhaarige, Schwarzkopf" wäre; zu vergleichen sind die korrespondierenden Namen: ***Barrovindus, *Vendubarrus**, Πεννο-ουινδος „Weißhaupt" (Stokes a. a. O. S. 265; Holder a. a. O. S. 352).

Zu diesem **hûn** stellt nun Hoops auch den Namen der Hunnen. Verschiedene Möglichkeiten liegen dabei vor. Falls er asiatischer Herkunft ist, konnte er von den Germanen zu **hûn** in Beziehung gesetzt und als „die Dunkeln" aufgefaßt werden, oder er konnte mit einem german. ***Hûniz** zusammentreffen,

womit die Germanen vielleicht seit Alters her dunkelfarbige finnisch-ugrische Völker, auf die sie stießen, bezeichneten. Vielleicht aber ist er überhaupt germanisch und nichts anderes als jenes vermutete *Hûniz. Jedenfalls leuchtet die Deutung des Namens als „die Dunkeln" mehr ein als die früher geltende „die Hohen", da die Hunnen von Jordanes ausdrücklich als klein und dunkelfarbig bezeichnet werden.

K. Helm.

Carl Klimke, Das volkstümliche Paradiesspiel und seine mittelalterlichen Grundlagen. (= Germanistische Abhandlungen, herausg. von Fr. Vogt, XIX. Heft.) Breslau, M. u. H. Marcus, 1902. VIII u. 96 S. Mk. 3.—.

Das noch bis zur Neuzeit hauptsächlich in den österreichischen Alpen verbreitete altertümliche Paradiesspiel, das von der Schöpfung, dem Sündenfall und der Strafe handelt, verfolgt der Verfasser durch die Jahrhunderte hindurch. In dem ersten Teil behandelt er die mittelalterlichen Dramatisierungen des Stoffes, indem er sie mit einander vergleicht, ihre gemeinsamen Züge hervorhebt und ihre Besonderheiten feststellt. Sie bilden den ersten Akt entweder des großen geistlichen Spiels mit dem Erscheinen Christi als Mittelpunkt (Weihnachts-, Ostern- und Passionsspiel) oder des Fronleichnamsspiels. Ihnen allen zu Grunde liegt wohl ein lateinisches Drama, wie es 1194 zu Regensburg aufgeführt wurde. Die Sprache des sog. Wiener Passionsspiels wird als rheinfränkisch festgestellt. — Die neueren volkstümlichen Paradiesspiele gehen zum größten Teil auf eine gemeinsame Grundlage zurück, die wiederum stark von Hans Sachsens „Tragödie von Schöpfung, Fall und Austreibung Ade aus dem Paradeis" (1548) beeinflußt ist. Daß letztere eine kürzende Übersetzung von H. Zieglers „Protoplastus" (1545) ist, wird im Einzelnen nachgewiesen. Der Ursprung jenes Mischtextes wird mit großer Wahrscheinlichkeit nach Salzburg verlegt. Auf die steirischen Spiele hat außerdem M. Cochems Leben Jesu gewirkt. Eine Sonderstellung nimmt das schlesische Spiel von Obergrund ein, dessen Charakter im Wesentlichen durch Cochem und die Bibel bestimmt ist. — Dies die hauptsächlichen Ergebnisse der hübschen kleinen Untersuchung.

A. S.

Sebastian Grüner, Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer. Herausg. von Alois John. Mit 8 farbigen Bildtafeln. Prag 1901, J. Calve'sche Hof- u. Universitätsbuchhandlung. 8°. 138 S. Mk. 3.—. (= Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde ed. A. Hauffen IV, 1.)

Unter den gemeinsamen Interessen, die seit 1820 den Rat Grüner mit Goethe zusammenführten, nahmen auch die von Grüner seit 1807 gepflegten volkskundlichen Studien einen wichtigen Platz ein. Von Goethes Teilnahme gefördert, entstand so jenes Werk, dessen seither verschollenes Manuskript, von Alois John, dem verdienten Begründer und Leiter des Vereins für Egerländer Volkskunde, in drei Exemplaren wieder aufgefunden worden ist. Die vollständigste dieser Fassungen, das im Jahre 1825 Goethe überreichte Exemplar, hat John seinem Abdruck zu Grunde gelegt. Die Varianten der beiden anderen Texte werden im Anfange mitgeteilt. Mancherlei Flüchtigkeiten und Inkon-

sequenzen der Schreibung Grüners hebt der Herausgeber selbst hervor. Einige unverständliche Wendungen in der Schilderung des „Plunderwagens“ (S. 50 f.) hätten wohl gebessert oder erklärt werden können.

Grüners Darstellung ist nicht bloß durch Goethes Anteil wertvoll, sie darf auch unabhängig davon auf Interesse Anspruch machen, da sie die erste Schilderung des Egerländer Volkslebens aus jener Frühzeit volkskundlicher Studien ist und von einem Manne herrührt, der mit den Verhältnissen wohl vertraut war. Auf den Zusammenhang von Grüners volkskundlichen Bemühungen mit seiner amtlichen Stellung als Egerer Magistrats- und Kriminalrat weist Goethe hin mit den auch heute noch zu beherzigenden Worten: „Wenn man in Ihrem Wirkungskreis auf seine Untergebenen erfolgreich und wohltätig wirken will, so ist es zweckmäßig, sich zu bestreben, sie näher kennen zu lernen“. — Neben manchem Veralteten enthält die Schrift eine recht eingehende Schilderung der Gebräuche von der Geburt bis zum Leichenbegängnis und der Volkstracht, die durch acht sehr hübsch gelungene farbige Bildertafeln erläutert wird; ferner eine Sammlung von 26 Volksliedern, teils hochdeutsch, teils in Mundart. — Sorgfältige Anmerkungen des Herausgebers bilden eine willkommene Ergänzung, ebenso wie der „Auszug der Stellen über Grüner aus Goethes Tagebüchern“.

A. S.

Alois John, Oberlohma. Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes. Prag 1903. J. G. Calve'sche Hof- u. Universitätsbuchhandlung. 8°. II u. 196 S. Mk. 3.—. (= Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde ed. A. Hauffen IV, 2.)

Oberlohma ist ein Dorf von 337 Einwohnern in der Nähe von Franzensbad. A. John, der dort geboren ist, war sein berufener Schilderer. Er behandelt in zwei Teilen die Geschichte und Volkskunde des Ortes, letztere in den Unterabteilungen: 1. die Dorfmark, 2. Haus und Hof, 3. Nahrung, 4. Tracht, 5. Sitten und Bräuche, 6. Aberglaube, 7. Volksdichtung, 8. Mundart und Namen. In Betracht gezogen wird die Zeit von 1850—1900, die der 1860 geborene Verfasser zum Teil aus eigenster Anschauung gut kennt. Er hebt den konservativen Sinn der Egerländer Bevölkerung hervor, und trotzdem ist es, wie er selbst wiederholt betont, zum großen Teil ein Leben der Vergangenheit, das er schildert. An Stelle des alten, malerischen Fachwerkhauses sind „nüchterne weißgetünchte Steinhöfe“ getreten; die Tracht hat sich seit Anfang der 60er Jahre verloren; von den Sitten und Bräuchen, die in hübschem Anschluß an Grüners Darstellung eingehend geschildert werden, ist seit den 80er Jahren fast nichts mehr übrig geblieben; sogar Aberglaube aller Art, der sich sonst so zähe hält, soll in Oberlohma heute noch selten anzutreffen sein. Auch von Volksliedern ist, wie es scheint, wenig mehr vorhanden. Von den in den 60er Jahren in Oberlohma gesungenen Liedern verzeichnet John 38 mit den Anfangsversen, eine außerordentlich geringe Zahl, wenn man sie z. B. mit A. Benders Oberschefflenzer Liedern vergleicht. Die alten Vierzeiler und Tanzlieder sind geschwunden. Ebenso haben sich die alten Formen der Geselligkeit geändert. An Stelle der Burschenschaft und der Spinnstube sind Veteranen- und Feuerwehrvereine mit Fahnenweihen getreten, seit 1899 existiert sogar ein Rauchklub. Die Nähe von Franzensbad hat sicher,

wie auch der Verfasser meint, diesen Modernisierungsprozeß beschleunigt. Immerhin ist die Geschichte dieses Dorfes ein Momento für den Volksforscher und unsere volkskundlichen Vereine zu sammeln, solange es noch Tag ist. John aber werden wir für seine sorgfältige, zahlreiche interessante Einzelheiten zu Tage fördernde Schilderung um so größeren Dank wissen.

A. S.

Egerländer Volkslieder. Herausg. vom Verein für Egerländer Volkskunde in Eger. Heft 1. Mit einer literarhistorischen Einleitung von Alois John. Musikalische Bearbeitung von Josef Czerny. Eger 1898. Verlag des Vereins für Egerländer Volkskunde. 58 S. — Heft 2. Eger 1901. 52 S.

Von der Wahrnehmung ausgehend, daß der Volksliederschatz des Egerlandes heute nur noch das Eigentum einiger weniger grauhaariger Alten ist, verfolgt diese Sammlung den praktischen Zweck, das Volkslied neu zu beleben, ein Streben, das, so löblich es sein mag, bei den eigentlichen Trägern des Volksgesangs, den Bauern, wohl wenig Gegenliebe finden wird, sobald sie einmal von der städtischen Kultur erfaßt sind. So weiß denn auch das zweite dieser Heftchen nur von Erfolgen der Volksliedbewegung in den Städten zu berichten; und so erfreulich dies auch ist, das alte Leben des Volksliedes läßt sich jedenfalls in diesen Kreisen nicht erneuern; es bleibt eine Modeliebhaberei. —

Das 1. Heft enthält nur mundartliche Lieder mit Melodieen, meist Vierzeiler oder aus solchen zusammengesungene. Unter den 26 Liedern sind 4 von Dümmel, einem Egerländer Dialektdichter. Auch bei Nr. 18 und 26 ist mir zweifelhaft, ob es wirkliche Volkslieder sind. Quellenangaben und Erklärungen fehlen den Liedern. Dagegen bringt solche dankenswerter Weise das 2. Heftchen, das auch einen mannigfaltigeren Inhalt hat. Zwar enthält auch es fast durchgängig Dialektlieder, aber außer den Liebesliedern, die gerne an die Sitte des Fensterlns anknüpfen, auch einiges Erzählende, Tanzlieder, ein Ehestandslied, Fanfaren des Egerer Stadttürmers, Hirtenlieder, Vierzeiler und Jodler, ein Neujahrslied und ein Dreikönigslied.

A. S.

K. Muthesius, Kindheit und Volkstum. Gotha, E. F. Thienemann 1899. 54 S. Mk. 0,80. (= Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung, herausg. von K. Muthesius, 18. Heft.)

Der Verfasser weist in kurzen Worten auf die seit Herder immer stärker werdende volkskundliche Strömung in den oberen Schichten hin und verlangt mit Recht, daß die Schule und ihre Lehrer an diesen Bestrebungen lebhaften Anteil nehmen. Besonders an den Volksschul- und den Seminarlehrer wendet er sich. „Die Überzeugung bricht sich mehr und mehr Bahn, daß zu dem Besten, was die Schule ihren Zöglingen mitgeben kann, die Wertschätzung der unserm Volke ererbten Eigenart gehört, die Einsicht in das auch heute noch vorhandene Wirken und Weben der Volkskräfte in Sitte und Brauch, in Lied und Spruch, in Glaube und Hantierung. Keine Schule aber hat mehr Ursache, in der Gestaltung ihres Unterrichts derartige Bestrebungen tatkräftig zu unterstützen, als die Lehrerbildungsanstalt.“ Er führt zwei treffende Gründe hierfür an: der Lehrer, der im Volke wirkt, soll das Volk kennen,

und zwar nicht bloß rein empirisch, weil er aus dem Volke stammt, so großen Wert der Verfasser auch darauf legt, daß der Volksschullehrerstand sich nach wie vor aus dem Bauern- und mittleren Bürgerstand rekrutieren möge, sondern so, daß er über die ihm zum großen Teil unverstanden bleibenden Äußerungen und Erscheinungen des Volkslebens Aufklärung bei der Wissenschaft sucht, die ihm durch ihre geschichtliche und vergleichende Betrachtungsweise ein wirkliches Verständnis dieser Dinge eröffnet. Erst ein solches Verstehen ermöglicht eine richtige Wertschätzung des Volksmäßigen, die sich von den Extremen der Verachtung und der schwärmenden Bewunderung gleich ferne halten wird. Zu ersterer neigt der Gebildete überhaupt, zu letzterer der Dilettant. Und daß erst aus einer solchen richtigen Wertung der erziehende Unterricht die richtigen Grundsätze für die Behandlung des in den Kinderseelen vorhandenen Volkstums schöpfen kann, leuchtet ja wohl ein. Ein zweites fügt der Verfasser hinzu: Da zwischen Volk und Jugend eine auffallende Ähnlichkeit besteht, so führt das Verständnis des Volkes zum Verständnis der Kindheit und umgekehrt. Auch dies ist sehr richtig. Vielleicht darf man an dritter Stelle darauf hinweisen, daß der Volksschullehrerstand dadurch, daß er sich der volkskundlichen Sammelarbeit annimmt, der Wissenschaft einen großen Dienst leistet. Kein anderer Stand ist hierzu in dem Maße befähigt als gerade er. Und auf keinem anderen Gebiete der Wissenschaft ist es möglich wie hier, daß der gesamte Lehrerstand, vom Volks- bis zum Hochschullehrer, sich in gemeinsamer Arbeit zusammenfindet.

Um dem Lehrer die Orientierung auf dem Gebiete der Volkskunde zu erleichtern, berichtet der Verfasser — und das bildet eigentlich den Hauptteil seiner Abhandlung — über eine Reihe von literarischen Erscheinungen hauptsächlich der letzten Jahre mit Sachkenntnis und warmem Herzen. E. H. Meyers deutsche Volkskunde, Böhmes Liedersammlungen, R. Hildebrands treffliche Schriften und manche andere Werke werden in eingehenden Referaten besprochen und empfohlen. Eine längere Ausführung wird dem Buche von Groos über die Spiele der Menschen gewidmet, dem gegenüber der Verfasser, bei aller Anerkennung, einige Bedenken geltend macht.

Man kann der Schrift nur wünschen, daß es ihr gelingen möge, die Volkskunde auf den Lehrerseminarien einzubürgern, wenn auch nicht „als Disziplin“, so doch „als Prinzip“.

A. S.



Hessische Blätter für Volkskunde

Band II 1903 Heft 2

Volkskundliches aus alten Handschriften.

Von Richard Wünsch, Gießen.

Volkskundliches aus alten Handschriften: unter dieser Überschrift möchte ich zwei lateinische Traktate vorlegen, die meines Wissens noch nicht veröffentlicht sind. Der erste ist eine Anleitung zur Traumdeutung, der zweite ein Fiebersegen; beide gehen im letzten Grunde deutlich auf volkstümliche Vorstellungen zurück. Nur fragt es sich, welchen Volkes Anschauungen hier schöpferisch tätig gewesen sind. Der lateinischen Sprache wegen denkt man zunächst wohl an eine romanische Nation, aber in beiden Fällen deuten gewisse Eigentümlichkeiten eher auf germanischen Ursprung. Dabei kann der klassische Philologe von seinem Standpunkte aus nur die Gründe angeben, die gegen die römische Herkunft zu sprechen scheinen; die positive Zuteilung an unsere Vorfahren bleibt dem Germanisten vorbehalten.

I

Die Anweisung, wie man Träume nach dem Stande des Mondes zu deuten habe, findet sich auf einem Vorsatzblatte des Codex Rehdigeranus 107 der Breslauer Stadtbibliothek (alte Bezeichnung XL = S. I. 5. 29). Die eigentliche Handschrift enthält einen Orosius aus dem Beginne des neunten Jahrhunderts, das Vorsatzblatt mag im elften beschrieben worden sein; nach der Schriftführung zu urteilen, nicht in Italien. Der Text lautet:

Lun. I: quidquid viderit, in gaudio convertitur.
Lun. II. III: nec bonum nec malum.
Lun. IIII: effectum habet et nihil nocet.
Lun. V. VI et VII: certissimum est.
Lun. VIII et VIIII: non apertum sed comistum et dubie (l. dubiae) in his visionis videtur.

Lun. X: somnium tuum vanisimum est.

Lun. XI: intra dies VIII vel paulo amplius somnium implebitur et percavendum est in quantum praevaricare potest.

Lun. XII: certissimum abet.

Lun. XIII: intra dies VIII somnium tuum implebitur et cavendum in his quae praevari (l. praevaricare) possunt.

Lun. XIIII et XV: effectum abet.

Lun. XVI et XVII et XVIII et XVIIII: post multum tempus fiat somnium tuum vere.

Lun. XX et XXI: vanisimum est.

Lun. XXII et XXIII: indubium (oder in dubium?) videtur.

Lun. XXIIII: intra dies VIII implebitur quaneavidet (nicht sicher zu lesen, wahrscheinlich: quam ea videre tibi) contigit.

Lun. XXV et XXVI et XXVII et XXVIII et XXVIIII et XXX: effectum habet et nihil nocet.

Zu Grunde liegt dieser Deutung der reine Mondmonat von 29½ Tag, denn eines 31. Tages, wie ihn die Kalendermonate aufweisen, wird nicht gedacht. Der Mondmonat wird entweder gerechnet von Vollmond zu Vollmond, oder von Neumond zu Neumond. Es läßt sich leicht erkennen, daß hier die erste Rechnungsweise angewendet wird. Denn in dem Viertel, das sich hier vom 24. bis zum 30. Tage erstreckt, gehen alle Träume in Erfüllung und sind unschädlich. Nun unterscheiden sich im Glauben aller Völker der zunehmende und der abnehmende Mond in der Weise, daß der zunehmende Mond Wachstum und Segen, der abnehmende Schwinden und Unsegen bringt: das gilt bei den Griechen (Geop. I, 6, 1) und Römern (Varro r. r. I, 37) ebenso wie bei den Deutschen (Wuttke-Meyer, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart ³ 57 f.). Wir haben also auch hier anzunehmen, daß das letzte, unschädliche Viertel des Mondes das wachsende ist, folglich, daß jener Traumdeuter von Vollmond zu Vollmond rechnete. Sein System ist ein sehr einfaches: entweder der Traum geht nicht in Erfüllung (am 10., 20., 21. Tage) oder er erfüllt sich sofort, ganz sicher (am 5., 6., 7., 12. Tage), sicher (am 4., 14., 15., 25.—30. Tage), unsicher (am 8. und 9. Tage). Wohin die Träume am 22. und 23. Tage zu rechnen sind, bleibt beim Schwanken der Lesung unsicher. Oder der Traum kündet späteres voraus: solches, das sich in 8 Tagen ereignet (am 11.,

13. und 24. Tage) oder das noch in weiter Zukunft liegt (am 16.—19. Tage). Es wird ferner noch verkündet, welcher Art das durch den Traum angezeigte Ereignis sein wird: entweder schlecht, aber man kann sich doch davor hüten (am 11. und 13. Tage), oder gleichgültig (am 2. und 3. Tage) oder sicher unschädlich (am 4., 25.—30. Tage). Besonders für sich steht der erste Tag: was man auch träumt, es schlägt aus in eitel Freude.

Hinreichend bekannt ist es, welch wichtige Rolle die Traumdeutung im Leben aller Völker gespielt hat. Für die Alten sei nur an das Hauptsächlichste erinnert, etwa an das kürzlich in Ägypten gefundene Schild eines kretischen Traumdeuters (Festschr. f. Vahlen S. 1 ff.), oder an die Onirocritica des Artemidor von Daldis. Aus diesem Buche lernen wir, daß jene Deutung meist nach den Gegenständen erfolgte, die man gesehen zu haben glaubte; aber wir wissen aus anderen Quellen, daß auch die Zeit, zu der man geträumt hatte, von großer Bedeutung war. So meinte man allgemein, daß nur die Träume in Erfüllung gingen, die nach Mitternacht kamen; die wichtigsten Belege findet man bei L. Deubner, de incubatione S. 4. Danach wäre es nicht unmöglich, daß die Alten auch an einen Einfluß der Mondphasen auf den Wert der Träume geglaubt hätten. Der Mond ist ja für die verschiedensten Tätigkeiten des Menschen von Bedeutung gewesen; schon Hesiod weiß in sechzig Versen von der verschiedenen Art der einzelnen Tage des Mondlaufs zu reden (Op. et dies 765 ff.) — aber von seinem Einfluß auf die Träume ist im Altertum nichts überliefert. Man muß also mit der Möglichkeit rechnen, daß ein anderes Volk als Griechen oder Römer Urheber dieser Deutungsart ist. Für diese Annahme spricht auch die Unbeholfenheit des Ausdrucks, die an einigen Stellen durchaus unlateinisch ist. Fiat somnium tuum vere und in quantum praevaricare potest lassen an einen englischen oder deutschen Mönch denken, der einen Volksglauben seiner Heimat aus der Muttersprache ins Lateinische übertrug. Dazu stimmt, daß Wuttke (a. O. S. 228) als fränkischen Aberglauben die Meinung anführt, die Träume in der ersten Nacht nach Vollmond seien am bedeutsamsten, und daß es hier von derselben Nacht (Lun. I.) heißt: quidquid viderit, in gaudio convertitur.

II

Auf den mittelalterlichen Fieberzauber mich aufmerksam zu machen, hatte Herr Dr. W. Lewison die Freundlichkeit. Der Text

fand sich in einer Münchener Handschrift, die Herr Lewison nach Breslau entliehen hatte. Es war der cod. Mon. lat. 18956, der früher in Tegernsee die Zahl 956 geführt hat. Er enthält Heiligenleben, die im elften Jahrhundert niedergeschrieben sind. Auf der Rückseite von Folio 77 — das Blatt ist zugleich das letzte eines Senio — endet eine solche Vita; darunter steht als Blattfüllung Folgendes;

'In nomine domini fuge ab eo (übergeschrieben ist vel ea) N. (Name des Betroffenen) beronice, birinice, turlur, leodrune et malifragra et gahel et gail, tigloit, tililot, depetonge. ego sum alfa et ω, initium et finis, dicit dominus. amen'. tunc canta 'pater noster' et dic in fine 'sed liberet te a malo, N.', habens virgulam ligni fructiferi, et abscide particulam eius, dicens 'Sanctus Benedictus tollat a te, N., hoc frigus'. secunda vice canta 'in nomine domini' cum praedictis verbulis et dominica oratione, abscidens partem virgulae, ut prius fecisti, dicens 'Sanctus Vitus tollat tibi hunc ridun'. tertio fac similiter et dic 'Sanctus Gallus totum frigus a te, N., tollat'. ad ultimum illas tres particulas ligni sepeli et canta interim omnia, quae superius cantasti. cautus sis, dum tibi nuntiatur, quod frigus patitur aliquis, ne stans sed sedens sis'.

Am Eingange fehlt nur wenig, man erwartet eine Ueberschrift und die kurze Bemerkung, wann die erste Formel gesprochen wird. Der Rest ist vollständig, und zerfällt, wie jede magische Praxis, in Zauberspruch und Zauberhandlung; hierzu tritt am Schluß noch eine Bemerkung, was der Exorzist zu vermeiden hat, wenn er bei der Ausführung keinen Schaden erleiden will. Diese Dreiteilung ist typisch, schon die griechischen Zauberrezepte sind disponiert nach πρᾶξις λόγος φυλακτήριον. Die Zauberformeln, die hier überliefert werden, sind der Hauptsache nach christlich, und die Hauptrolle spielt das Vaterunser. Um seine segensreiche Wirkung zu erhöhen, wird die letzte Bitte umgestaltet: „sondern erlöse Dich von dem Übel". Genau ebenso finden wir das Gebet des Herrn als Amulet bereits im vierten Jahrhundert zu Megara verwendet (Ath. Mittlg. XXV, 1900 S. 313 ff.), hier schließt der Text ganz entsprechend unter Weglassung der Doxologie: ἀλλὰ ῥῦσαι ἡμᾶς ἀπὸ τοῦ πονηροῦ. Christlich ist in unserem Text auch die Formel in nomine domini, die anzeigt, in wessen Namen die Austreibung der Krankheit vorgenommen wird: dem Namen des Herrn muß der Dämon des Fiebers gehorchen. Daß der Herr sich als A und Ω bezeichnet,

stammt aus der Apokalypse Johannis (I, 8) und mag mit der alten Zauberkraft des Alphabetes zusammenhängen, die uns A. Dieterich verstehen gelehrt hat (ABC-Denkmäler, Rhein. Mus. LVI 1900 S. 77 ff.) Typisch ist es ferner, daß der Zauberer sich mit dem Gotte, in dessen Namen er arbeitet, gleichsetzt: das hier mit besonderer Bedeutung gewählte ego sum hat seine Parallele an den zahllosen griechischen Zauberformeln, die beginnen ἐγώ εἰμι „ich bin", nämlich: „der Gott, der Gewalt über dich hat". Außer Gott sind es drei Heilige, die dem Fieberbanner beistehen, S. Benedictus, S. Vitus, S. Gallus. Man kann schwanken in der Erklärung, weshalb gerade diese Dreiheit gewählt ist. Entweder stand der Mann, der jenen Spruch niederschrieb, durch seine Klosterangehörigkeit gerade zu diesen Heiligen in einem besonderen Verhältnis, oder, was auch möglich ist, man hat aus ihren Namen noch eine besondere apotropaeische Bedeutung herausgehört: Benedictus ist das Musterbeispiel eines nomen bene ominatum, Vitus gibt Lebenskraft (vita), Gallus der Hahn verscheucht die unsauberen Geister, also auch das Fieber, das in diese Kategorie gehört. Alle drei Heiligen bewirken durch ihre Macht, daß die Krankheit entflieht (fuge): über das schnelle „Ausfahren" der Krankheitsdämonen ist bereits an früherer Stelle in diesen Blättern (I, 36) gesprochen worden.

Anderen Zwecken dient die Reihe sonderbarer Namen, die am Anfange der ersten Formel stehn. Die Interpretation zeigt uns, daß es Vocative sein müssen, zu fuge gehörig, also die Namen des bösen Geistes, den man austreiben will. Man kann zahlreiche Belege aus antikem Zauber beibringen, um darzutun, das es die Kenntnis des richtigen Namens ist, die den Dämon nötigt, zu verschwinden; τὸ ἀληθινὸν ὄνομα ist für die griechischen Magier die wirksamste Formel. Noch spät (1645) erzählt Leo Allatius in seiner volkskundlich so wichtigen Schrift de graecorum hodie quibusdam opinationibus das Märchen von der gespenstigen Gello, die selbst verrät, das einzige Mittel, wie man sie vertreiben könne, sei die Nennung ihrer dreizehn wahren Namen. Genau so haben wir hier die zehn wahren Namen des Fieberdämons. Sprachlich deutbar davon ist der erste, Beronice: das ist der Name Veronika, der selbst in dieser späten lateinischen Transscription sein griechisches Gewand bewahrt hat. Ob es etwa die h. Veronika ist, und durch welche Schiebungen diese Heilige mit dem Fieberdämon verschmolzen ist, wird sich kaum mehr aufklären lassen. Das daneben stehende birinice verhält sich zu beronice wie pocus zu hocus: es ist ein Spiel mit den Lauten,

wie es die magischen Formeln lieben. Ist beronice griechisch, so scheint lateinisches in dem Worte malifragra zu stecken: man denkt an malum und flagrare „brennendes Uebel“ eine treffende Bezeichnung des Fiebers. Bei den übrigen Zauberworten versagt die Erklärung aus den klassischen Sprachen, und so viel ich sehe, auch aus den orientalischen, trotzdem einige Formeln einen völlig hebräischen Klang haben.

Die eigentliche Zauberhandlung steht im Banne der heiligen Dreizahl. Von dem Zweig eines fruchtbringenden Baumes wird dreimal ein Stück abgeschnitten, dreimal eine Formel dazu gesprochen, am Ende werden die drei Stücke vergraben. Es ist ein Sympathiezauber, dessen Grundgedanke klar ist: der Ast wird dem Menschen mit seiner Krankheit gleich geschaut, diese Krankheit wird stückweise entfernt. Daher heißt es erst beim dritten Male: totum frigus a te tollat. Und wie die Krankheit in die einzelnen Teile des Astes eingegangen ist — das ist die Stätte, zu der sie fliehen soll —, so müssen diese vergraben werden, um nicht weitere Ansteckung zu verbreiten.

Es fragt sich nun, welchen Vorstellungskreisen diese Zauberpraktik entstammt. Die eigentliche magische Handlung an dem Baumzweige läßt sich aus dem Christentum heraus nicht erklären. Sie muß aus heidnischer Zeit stammen, die christlichen Formeln sind also hier, wie so oft, erst später zu der Handlung hinzugekommen, und zwar entweder sind sie einfach hinzugetreten, oder sie haben, was wahrscheinlicher ist, altes heidnisches Gut in bewußter Absicht verdrängt. Bei den übrigen Zauberworten, die lateinisches oder griechisches Sprachgepräge tragen, kann man zweierlei vermuten. Einmal kann das Rezept in seiner Gesamtheit aus dem Kreise antiker Kultur stammen: dann gehören sie seit alter Zeit mit der πράξις zu einer Einheit zusammen, und beides, Formel und Handlung, sind gemeinsam über die Alpen den Weg gekommen, den so mancher Rest antiken Aberglaubens zu uns gefunden hat. Andererseits aber ist es bei einer Handschrift aus Tegernsee immerhin möglich, daß wir es mit einem altgermanischen Fiebersegen zu tun haben, dem im Kloster christliche Sprüche und antike Zauberworte zu gleicher Zeit zugesetzt wurden.

Zur Entscheidung dieser Frage sehen wir uns nach Analogien für die geschilderte Handlung um. Dafür kenne ich auf klassischem Boden keine Parallele. Das würde zunächst noch nichts beweisen. Schwerer wiegt es, daß wir die gesuchten Analogien auf germa-

nischem Boden finden. Die Worte habens virgulam ligni frugiferi abscide particulam eius erinnern merkwürdig an die Loswerfung der Germanen, wie sie Tacitus beschreibt (Germ. X): virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant: auch die Dreizahl hat dort eine Entsprechung. Belege für eine der Tegernseer ähnliche Vertreibung des Fiebers gibt z. B. Wuttke a. O. S. 353; vom Übertragen des Fiebers auf Bäume ist S. 328 die Rede: in den hierbei gesprochenen Beschwörungen heißt das Fieber „das Kahle (= Kalte)", ebenso in unserem Texte frigus. Aber den Ausschlag für den germanischen Ursprung der lateinischen Fassung gibt wohl der Umstand, daß sie noch althochdeutsche Worte enthält: leodrune und ridun.

Die Form ridun ist nach Ausweis des Vokals der Endung oberdeutsch. Wir dürfen sie daher mit ahd. rito, Fieber, nicht zusammenbringen, sondern sie gehört zu dem bei Notker (Piper II, 618, 29) bezeugten rîdo, tremor, vgl. auch Graff II, 475 rîdôn, tremere; 476 rîdan, febricitare. Weil demnach Sankt Vitus gegen ein besonderes Symptom des Fiebers, das Zittern, angerufen ist, wird wohl Sankt Gallus zum Schluß aufgefordert, das ganze kalte Fieber (totum hoc frigus) zu beseitigen.

leodrune würde eine korrekte althochdeutsche Form des 8. Jahrhunderts sein, wenn wir es als Nom. Sing. eines -jô-Stammes auffassen, der sich als persönliches Substantivum neben den im angelsächs. leodurûn vorliegenden unpersönlichen -ô-Stamm stellen würde. Von einem ô-Stamm müßten wir ahd. neben dem altertümlichen eo der ersten Silbe Abfall des Endungsvokals oder die Endung a erwarten. Immerhin wäre in der verhältnismäßig jungen Abschrift eines zweifellos alten Spruches ein junges Endungs-e statt des a auch neben jenem alten eo wohl nicht ausgeschlossen. Aber mögen wir nun die eine oder die andere Stammform zu Grunde legen, die Bedeutung des Wortes kann nicht zweifelhaft sein. Es heißt die „Liedzauberin" und gilt hier als Name der Unholdin, welche durch Zauberlieder Krankheit erzeugt. Der zweite Teil des Compositums entspricht dem rûna, rûn in Haliurunnae, der durch Jordanes bezeugten gotischen Benennung für die magae mulieres, und in dem ae. hellerûne vel hægtesse = pythonissa (vgl. Kögel, Lit. Gesch. 1, 52 Anm. 2 u. 82). Das sonst unbekannte althochd. leodrune liefert ein wertvolles Zeugnis dafür,

daß tatsächlich das deutsche leod ebenso wie das altnordische ljóð (vgl. Schröder, Zeitschr. f. deutsches Altert. 37,258) auch als Ausdruck für Zaubergesang verwandt wurde.

Marburg. Friedrich Vogt.



Die Sage vom Käsestein in der Gemarkung Leihgestern.

Von Herman Haupt, Gießen.

Ungefähr eine halbe Stunde von Leihgestern in der Richtung nach Steinberg hin, auf der sogenannten Hohenrodswiese, befindet sich ein behauener viereckiger, an den Ecken abgeschliffener Stein, dessen Größe etwa 30 cm im Gevierte beträgt. Er führt im Volksmunde den Namen „Käsestein". Von der Entstehung dieses Namens erzählt man sich, wie ich den gütigen Mitteilungen des Herrn Dekans Strack entnehme, in Leihgestern Folgendes: Leihgesterner Hirtenjungen spielten eines Tages auf der genannten Wiese und verabredeten sich, daß sie am nächsten Sonntag dort wieder zusammen kommen wollten, wozu jeder einen Käse mitbringen solle. Alle erschienen denn auch an dem bestimmten Tage mit ihrem Käse, mit Ausnahme eines einzigen, den seine Kameraden zur Strafe scherzweise am nächsten Baume aufzuknüpfen beschlossen. Während der Exekution sprang ein Hase auf, auf den die ganze Schar, ihren Delinquenten vergessend, Jagd machte. Als die Jungen endlich zu dem Aufgehängten zurückkehrten, fanden sie ihn tot. Zur Erinnerung an diesen traurigen Vorfall setzte man an derselben Stelle einen Stein, der die Gestalt eines Käses hatte.

In den Sammlungen Carl Bernbecks[1]) findet sich eine mit der vorstehenden Fassung im Wesentlichen übereinstimmende, wohl um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufgezeichnete Überlieferung der Sage, die aber doch eine nicht unwichtige Variante aufweist. Darnach trieb bei dem Vorfall der Teufel sein Spiel in der Gestalt eines dreibeinigen Hasen, der die Knaben weit in den Wald lockte, um dann plötzlich zu verschwinden.

[1]) Vgl. über diese Sammlungen die Mitteilung in diesen Blättern, Bd. I, Heft 1 (1902) S. 4 ff.

Die Annahme, daß der „Käsestein" in seiner jetzigen Gestalt zum Gedächtnis eines tatsächlichen Vorgangs errichtet worden, ist eine von vornherein wenig wahrscheinliche. Mit ihr setzt sich aber auch Bernbecks Beobachtung in Widerspruch, daß der quadratische Stein allem Anschein nach einst einem steinernen Kreuze als Basis diente, welches mit dem „Käsestein" durch ein eisernes Band zusammengehalten war. Damit stimmt es überein, daß eine anliegende Wiese nach Bernbecks Angabe den Namen „Kreuzwiese" führte. Wir werden demnach annehmen dürfen, daß die Sage von dem angeblichen Tode des Leihgesterner Hirtenjungen erst nach der Demolierung des Steinkreuzes an die stehen gebliebene Basis dieses Denkmals sich geheftet hat, und daß für die Ausgestaltung dieser vielleicht erst von auswärts zugewanderten Sage die käseartige Form jener Basis bestimmend gewesen ist. Eine nahe verwandte Sage findet sich unter den Kalender-Erzählungen von J. P. Hebels „Rheinländischem Hausfreund" wieder.[1]) Als ihr Schauplatz wird der Spessart angegeben, wo Hirtenjungen im Scherze einen Kameraden an einem Baume aufhängen; durch einen aus dem Dickicht hervorbrechenden wilden schwarzen Eber, der ihnen als der Teufel gilt, werden sie zur Flucht veranlaßt, während der Gehängte den Athem aufgibt.

Auch sonst hat die Umgebung des früheren Leihgesterner Steinkreuzes, das aller Vermutung nach an eine dort geschehene Bluttat erinnerte, die Phantasie des Volkes als eine Stätte des Unheils lebhaft beschäftigt. So soll sich dort nach Bernbecks Mitteilung der wilde Jäger zeitweilig gezeigt haben, unter dessen Gefolgschaft ja bekanntlich die Volkssage auch dreibeinige unglückbedeutende Hasen versetzt.[2]) Ein benachbarter Sumpf heißt der „Rabenpfuhl". Von

---

[1]) Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes, Abtlg. 1 aus den Jahren 1808—1818, in J. P. Hebel's Werken Bd. II (Karlsruhe, 1847) S. 147 und Ausgabe von Behaghel (Deutsche Nationalliteratur, Berlin u. Stuttgart), Teil II S. 161. In letzterer ist eine verwandte Erzählung aus dem badischen Kalender von 1781 angeführt. Als Quelle Hebels kann diese aber angesichts ihrer Abweichungen von den gemeinsamen Zügen der Hebel'schen Erzählung und unserer Käsesteinsage doch wohl nicht in Betracht kommen.

[2]) Über den Hasen als elbisches und gespenstisches Tier vgl. W. Mannhardt, German. Mythen (Berlin 1858) S. 409, A. Birlinger, Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Volksaberglauben, Bd. I (Würzb. 1874) S. 196, 201 und Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg (Wien 1879) S. 133. Nach Mannhardt ziehen dreibeinige Hasen in der wilden Jagd, und häufig begegnet der Jäger solchen gespenstischen Wesen, die nicht geschossen werden können. Wer den dreibeinigen Hasen sieht, dem steht ein Unglück bevor. Ebenda S. 410.

einem nahegelegenen Walddistrikt, „dem Streubel“, geht endlich die Sage, daß dort ein zum Tode Verurteilter geschworen habe, daß er so gewiß unschuldig sei, als die Spitzen aller umstehenden Eichbäume verdorren und nie wieder grünen würden — eine Prophezeiung, die sich angeblich bis auf die Gegenwart bewahrheitete.[1])



Die Sitte des Kümmelklappens und Pfefferreibens zu Rossdorf bei Darmstadt.

Von Herman Haupt, Gießen.

Nach Angabe von G. W. Justin Wagner[2]) bestand bis zum Jahre 1822 in Roßdorf bei Darmstadt unter dem Namen Kümmelhauen und Pfefferreiben die allgemeine Sitte, daß die jungen Burschen am Morgen des zweiten Weihnachtsfeiertags[3]) in die Häuser eindrangen, um die im Bette liegenden Personen beiderlei Geschlechts, auf wen es eben abgesehen war, mit Ruten zu hauen. Die Burschen empfingen dafür ein Stück Geld, das in der Regel in Branntwein vertrunken wurde. Um in die Häuser zu gelangen, wurden nach Wagner mancherlei Mittel angewendet: man hob die Fensterscheiben aus, schob am Vorabend unvermerkt die Fensterriegel vor, drückte die Haus- und Stubentüren ein oder veranlaßte die Dienstboten, die Türen unverschlossen zu lassen. Alle Verwahrungsmittel gegen das Einsteigen waren gewöhnlich vergeblich. „Die Rutenschläge waren oft so hart, daß die Personen sich aus den Betten flüchteten, im bloßen Hemde sich in einen Winkel versteckten, wodurch, wenn die Kälte bedeutend war, und die Person vielleicht im Schweiße lag, Krankheiten entstehen konnten. Dies Alles wie auch der Umstand, daß das Einsteigen, das zu dieser Zeit niemand auffallend fand, zu Diebereien benutzt werden konnte, wiewohl ein Fall der Art nicht bekannt geworden ist, gaben Veranlassung,

[1]) Ganz ähnliche Sagen von unschuldig Verurteilten aus Niederhessen bei C. Lynker, Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen. 2. Ausgabe (Cassel u. Göttingen 1860) S. 177—121, Nr. 180—185, und vom Trieb bei Gießen bei J. W. Wolf, Hessische Sagen (Leipzig 1853) S. 133.

[2]) Hessisches Volksbuch oder Denkwürdigkeiten aus dem Vaterlande (Darmstadt, 1834) S. 191.

[3]) Ueber den Tag täuschte sich Wagner; vgl. unten.

daß dieser Gebrauch im Jahre 1822 von dem damaligen Bürgermeister durch Verbot und geschärftere Aufsicht abgestellt wurde".

Meine Zweifel, daß die Sitte infolge des Verbotes von 1822 endgiltig verschwunden sei, sind durch Herrn Haus- und Staatsarchivar Dr. Dieterich, der im März dieses Jahres in Roßdorf eingehende Erkundigungen einzog, durchaus bestätigt worden. Das Kümmelklappen, Kümmelhauen oder Pfefferreiben ist darnach dort doch noch bis in die Mitte der fünfziger Jahre in Übung gewesen, seitdem aber tatsächlich ausgestorben. Nach Angabe einer Reihe von Zeugen, die sich des in ihrer Jugendzeit geübten Brauches noch mit Freude und Sehnsucht nach der guten, alten Zeit erinnerten, spielte sich die Sitte nicht am zweiten, sondern am dritten Christtage und zwar im Wesentlichen in der von Wagner beschriebenen Weise ab. Die Opfer des Kümmelklappens waren meist Kameraden, die als faul bekannt waren, oder die am Vorabend soviel gezecht hatten, daß man einen tiefen Schlaf von ihnen voraussetzen durfte. Aber auch Knechte und Mägde auf einem Hofe pflegten sich gegenseitig zu klappen und, um gründlich aufzuräumen, auch die ganze Familie des Dienstherrn mitzuklappen. Verschmähte Liebhaber benutzten die Gelegenheit auch, in der Nacht bei ihren spröden Geliebten einzusteigen und sie aus Rachedurst tüchtig durchzuprügeln. Man zog den Schlafenden die Bettdecken weg, um sie dann gründlich mit der Hand oder dem Stocke zu bearbeiten.

Über Ursprung und Bedeutung des zweifellos zuletzt ausgearteten und unverständlich gewordenen Roßdorfer Gebrauches kann kein Zweifel sein. Das Roßdorfer Kümmelklappen gehört zu der bei den indogermanischen Völkern außerordentlich weit verbreiteten Gruppe von religiösen Gebräuchen, die in Wilhelm Mannhardt's bekanntem Werke über den Baumkultus[1]) unter dem Namen „Schlag mit der Lebensrute" erstmals zusammengefaßt und erschöpfend behandelt worden sind. Menschen, Tiere und Pflanzen werden zu verschiedenen Zeiten des Jahres mit einem grünen Zweige oder einem Stocke geschlagen oder gepeitscht, in der Erwartung, daß die Seele des Baums, der Vegetations-Geist, durch

[1]) Wald- und Feldkulte, Teil 1. Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme (Berlin 1875) S. 251 ff. Vgl. Mannhardt, Mythol. Forschungen (Quellen u. Forschungen zur Sprach- und Culturgesch. der germ. Völker, Bd. 51. (Straßb. 1884) S. 72 ff. Vgl. auch A. Tille, Die Geschichte der deutschen Weihnacht (Leipzig 1893) S. 252 ff., Schmeller, Bayer. Wörterb. 2. Aufl. I, 422 und M. Raich, Religiöse Volksgebräuche im Bistum Augsburg, im Katholik 3. Folge Bd. 23 (1901) S. 551.

die schlagende Berührung mit dem grünen, saftigen Zweige die Dämonen des Mißwachses und der Krankheit vertreiben und Gedeihen und Fruchtbarkeit hervorrufen werde. Speziell der Brauch, zu Weihnachten, dem Zeitpunkt der Wintersonnenwende, zu „fitzeln", zu „pfeffern", „frischgrünzustreichen" war in Mittel- und Süddeutschland ungemein weit verbreitet. Mehr und mehr heftete sich diese Sitte an den dritten Christtag, das Fest der unschuldigen Kinder; so erklärt es sich, daß das Rutenschlagen geradezu als „kindeln", im Französischen als „bailler les innocents à quelq'un" oder als „innocenter" bezeichnet wurde, daß aber auch andererseits der dritte Christtag von dem Gebrauch des Fitzelns oder Pfefferns den Namen „Pfeffertag" oder „Fitzleinstag" erhielt[1]). Die Ausübung des Brauchs war, von einzelnen Besonderheiten abgesehen, in den verschiedenen Landschaften eine wesentlich übereinstimmende: die jungen Burschen, wohl auch Kinder zogen mit Ruthen umher, teilten damit, mit Vorliebe an Frauen und Mädchen, tüchtige Schläge aus und sammelten von den Geschlagenen als Entgelt Nüsse, Aepfel, vor allem Lebkuchen oder Pfefferkuchen ein, welch letztere Gabe dem Rutenschlagen die Bezeichnung „Pfeffern" verschaffte. Namentlich auch die Roßdorfer Sitte des Auspeitschens der im Bette liegenden Personen bestand schon im 15. Jahrhundert in Nantes, wo die von Geistlichen aus dem Bett Geholten entblößt durch die Straßen in die Kirche gebracht und auf den Altar erhoben wurden. Aber aber auch gegen Ende des 16. Jahrhunderts war es noch weit verbreitete Sitte, daß die Burschen die Mädchen, die Hofherrn die Hofdamen am dritten Christtage im Bette zu überraschen suchten, ihnen die Decke wegzogen und sie mit Rutenstreichen neckten. Bis in die neueste Zeit erhielt sich ferner dieser auch in Belgien, der Schweiz und Normandie wiederkehrende Brauch im Voigtlande und im sächsischen Erzgebirge.[2]) Als vielleicht letzter Rest der früher auch wohl in Hessen allgemein geübten Sitte des Pfefferns ist das Roßdorfer Kümmelklappen unserer Aufmerksamkeit in hohem Grade wert. Vielleicht haben diese Zeilen aber auch

[1]) Vgl. Mannhardt, Baumkultus S. 266 und 268, ferner Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben Bd. II (1862) S. 12; Derselbe, Sagen, Legenden, Volksaberglauben Bd. II (1874) S. 15, 156, 158. M. Höfler, Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volksmedizin Oberbayerns (München 1894) S. 20. Grimm, Deutsches Wörterbuch Bd. V, Sp. 731 (Kindeln) sowie Bd. VII, Sp. 1638 (Pfeffern) und Sp. 1640 (Pfeffertag).

[2]) Mannhardt, Baumkultus S. 268, Tille S. 253. A. Schultz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker (München u. Berlin 1903) S. 288.

den Erfolg, uns von dem Fortleben des Brauchs noch an anderen Orten unseres Forschungsgebietes Kenntnis zu geben.[1])

Was endlich die Bedeutung des Ausdrucks „Kümmelhauen" und „Kümmelklappen" anlangt, so könnte man wegen der synonymen Bezeichnung „Pfefferreiben" an eine Ableitung von „Kümmelreiben" (= das Kinn reiben) denken. Doch verbindet sich mit dieser Wendung, soweit ich sehe, nur der Begriff des Scheltens, nicht auch der der körperlichen Züchtigung.[2]) So möchte ich vermuten, daß der Ausdruck „Kümmelklappen" mit der einst wohl allgemein üblichen Bezeichnung „Kindeln" (= am Kindleinstage hauen oder klappen) in Verbindung zu bringen ist, so daß wir in dem „Kümmelklappen" und „Pfefferreiben" zwei eng verwandte Ausdrücke für das Schlagen am Pfeffertag oder am Kindleinstag vor uns hätten.



Die Spinnstube im Vogelsberge.

Von O. Schulte, Beuern.

Man mag in Oberhessen nach der Spinnstube fragen, wo man will, überall wird man auf Anzeichen des Verfalls stoßen. In der Umgebung Gießens klagt man, daß in den Spinnstuben lange noch nicht einmal mehr die gesamte weibliche Jugend vereinigt sei, daß sie keine eigentliche Spinnstube mehr darstelle, ja auch durchaus nicht immer eine Arbeitsstube. Im Vogelsberge, in dem sich viele Bräuche dank der Abgeschlossenheit von der Welt besser erhalten haben, weiß man zu sagen, daß sie früher an den einzelnen Tagen länger dauerte, daß die Burschen nicht mehr oder kaum noch spinnen, und daß das Spinnen der Mädchen nicht mehr so eifrig, wie früher, betrieben werde. Es ist kein Zweifel, die Spinnstube steht im Zeichen des Verfalls, wenn auch vermöge der besondern in ihr wohnenden Lebenskraft sie zumal im Gebirge sich noch lange gegen die neue Zeit wehren wird.

---

[1]) Nach Jaeger (Briefe über die Rhön, 1803, III, 6) war es in der Rhön um 1800 noch Sitte, auf den Unschuldigenkindertag jeden Erwachsenen mit einer Rute zu peitschen und ihn dadurch zu verbinden, ein Neujahrsgeschenk zu geben; über die Sitte des Fusns oder Futtelns im Schaumburgischen vgl. Lynker, Deutsche Sagen und Sitten (1860) S. 236 f.

[2]) Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. V, Sp. 775, 2591.

Der Faktoren, die diesen Verfall herbeiführen, scheinen manche zu sein. Von vielen Seiten stürmt man auf sie ein. Einzelne Pfarrer, Beamten und Lehrer sehen in ihr ein die Sittlichkeit auf dem Lande untergrabendes Institut. Bisher hatte auch die Schule mit der obligatorisch gemachten Fortbildungsschule den 14—17 jährigen Schülern an einer Reihe von Abenden den Spinnstubenbesuch abgeschnitten oder wenigstens bedeutend geschmälert. Ihr Ansehen hat auch nicht wenig in den Kreisen der Gebildeten durch gewisse Gerichtsverhandlungen und Geschichten abgenommen, indem man aus einzelnem, das man hörte, höchst unbekümmert einen Schluß zog auf das ungeheuer Viele, das man nicht hörte. Alles das aber hätte an sich der Spinnstube sehr wenig geschadet, wenn nicht der Grund, auf den sie aufgewachsen ist, in's Wanken gekommen, zum Teil auch ganz entschwunden wäre. Die Spinnstube ist früher — und den Charakter verleugnet sie selbst in den Spinnstuben in den Dörfern um Gießen, in welchen die Mädchen stricken, häkeln u. s. w., nicht ganz — eine Arbeitsstube, in der der auf dem eigenen Felde gezogene oder gekaufte Flachs versponnen wurde. Aber man spann nicht zuerst für den eigenen Gebrauch. In früheren Jahren ist Oberhessen, zumal der nördliche Teil, viel von Garnhändlern besucht und bewohnt gewesen, die in den Dörfern und auf den Märkten das gesponnene Garn aufkauften. Unsre damals weit ärmere Bevölkerung fand in diesem Garnspinnen Verdienst; war's auch nicht groß, es war doch etwas. Die alten Leute unserer Dörfer erzählen noch oft und gern von der früheren Armut, der kärglichen Lebensweise, dem wenigen Hausgerät. War's auch nicht an allen Orten so schlimm, wie in Rebgeshain, wo noch vor 50, 60 Jahren, wie mir der frühere Bürgermeister erzählte, das halbe Dorf weit ins Land hinein betteln ging, oder in Köddingen und Sichartshausen, die hier ebenbürtig konkurierten, der Bettelleute waren überall viel, viel mehr. Das Geld war da äußerst knapp. Einer der größeren Bauern in Engelrod hat mir einmal gesagt, heute hätten die Schulkinder mehr Geld in den Taschen, als sie als erwachsene Burschen gehabt hätten. In seiner Jugend seien nicht viele Häuser gewesen, da man jederzeit 3 Batzen habe finden können. Wenn da einmal in der Spinnstube eine Festlichkeit gewesen sei, die Burschen einen Krug Branntwein getrunken hätten, dann hätte jeder seine liebe Not gehabt, die paar Kreuzer zusammen zu bekommen. Und viele Leute hätten im Dorfe gelebt, die jahraus, jahrein nur an den allerhöchsten Festtagen ein Stück Fleisch auf den

Tisch bekommen hätten, da sie zum Kaufen oder Heranmästen eines Schweines zu arm gewesen seien. Da griff, wer konnte, zu, sich mit Spinnen Geld zu verdienen. Es kam dazu, daß der Bauer aus selbstgesponnenem Garn sich kleidete. Das „schäfftig Zeug" und die „Beiderwand" standen noch in Ehren. Man kaufte noch nicht das Leinenzeug fertig. Die Mutter gab der heiratenden Tochter und dem heiratendem Sohne selbstgesponnenes Tuch oder Kloben Flachs mit. Die Dienstboten bekamen einen Teil des Lohnes in selbstgewebtem Tuche oder sie erhielten auch ein Stück Feld mit Flachs eingesät. Das waren die goldnen Zeiten des Spinnrads. Die Spinnstube war zugleich Fabrik- und Hauswerkstätte.

Aber sie war noch mehr als das. Die Arbeit war doch eine andre als in unsern Fabriken. Da saß kein Meister, der den Arbeitenden fortwährend auf die Finger sah, da war keiner, der das Schwätzen und Singen verbot, da konnten sich diejenigen in Spinnstuben zusammentun, die dem Alter nach zusammengehörten. Wohl gab die Mutter dem Sohn oder der Tochter, wie es im Vogelsberg hie und da heute noch ist, einen bestimmten Teil Garn zu spinnen auf, vielleicht für 2 Abende einen Zaspel, aber immer blieb noch Zeit für Vergnügungen, zu Spiel, zu Scherz und auch wohl Tanz. Das schnurrende Spinnrad störte die Unterhaltung und das Singen nicht. Vergessen wir noch eines nicht. Von 9 Uhr ab — und das ist heute im Vogelsberge noch so, wie in der Schwalm und anderswo im Kurhessischen — kommen die Burschen in die Mädchenspinnstuben. Die Liebe der jungen Leute konnte hin und her die Fäden spinnen. So waren die Spinnstuben die Luft und Freude der Jugend. In ihnen war das Problem gelöst, das heute die Freunde der jungen Welt so ernstlich beschäftigt, die heranwachsenden jungen Leute in Vereinen zu sammeln, in denen sie mit dem Guten zugleich ihre Freude finden. Die Burschenspinnstuben und die Mädchenspinnstuben waren Jünglings- und Jungfrauenvereine, und wenn im Dorfe und im Spinnhause der rechte Geist wehte — und darauf allein kommt ja alles an — dann waren sie so vollkommen als man sie nur haben kann. Daß es an dem zuweilen gefehlt hat und noch fehlt, und, wie mir scheint, da am meisten fehlt, wo die Spinnstube keine rechte Arbeitsstube mehr ist, — wer will's bestreiten? Aber daß er auch da war und ist, das habe ich aus so manchem Munde der alten Leute herausklingen hören, die den segensreichen Einfluß ihrer Spinnstuben nicht hoch genug preisen konnten, das habe ich noch

im vorigen Herbste aus dem Mund eines Bräungeshainer Bauern vernommen, der, als ich ihm davon sprach, daß man in bestimmten Kreisen die Spinnstube zerstören wolle, sagte: „So gottlos werden sie doch nicht sein!“

Man versteht es von hier aus auch, mit welch' ungeheurer Kraft die Spinnstube die einzelnen zu ihr gehörigen zusammenhielt. Es bildete sich von selbst unter den Gliedern eine Kameradschaft, wie sie sich der Mensch nur wünschen mag. Oft erzählte ein Kamerad dem andern, was er selbst den Geschwistern und Eltern vorenthielt. Die Spinnstubenkameraden singen im Vogelsberge heute noch dem Brait' machenden das Hochzeitslied, sie kaufen dem ehelich werdenden ein Hochzeitsgeschenk, sie besuchen mit einander die Märkte und Kirmessen in den benachbarten Orten, sie lassen den kranken Kameraden nicht allein, sie gehen nebeneinander zum hl. Abendmahl, sie nahmen früher den Hauptanteil an der Beerdigung, wenn einer von ihnen starb, indem sie selbst ihm das Grab gruben und den Sarg trugen. Die Spinnstube war und ist noch für viele die zweite Heimat.

Und sie vereinigt heute noch im Vogelsberg alle ledigen, jungen Leute des Ortes. Es ist etwas unerhörtes gewesen, als einst ein Mädchen in Engelrod sich weigerte, in die Spinnstube zu gehen. Oft ist der Versuch gemacht worden, im Gegensatz zu den Spinnstuben „christliche Jünglingsvereine und Jungfrauenvereine“ zu gründen. Immer im Vogelsberge umsonst! Ein Pfarrer des Gebirgs pries einst auf einer Dekanatssynode in begeisterten Worten den Segen solcher Vereine. Ich bat ihn, statt aller Antwort, einmal einen Verein zu gründen. Nach einem Jahre möge er uns von seinen Erfolgen erzählen. Das Jahr war vorbei und kein Jünglingsverein war da. Ich weiß von einem andern Pfarrer, der aus seinen eben Konfirmierten einen Jungfrauenverein ins Leben rief. Er hat noch keine zwei Winter bestanden, da war auch das letzte Mädchen aus ihm ausgetreten. Die Sitte der Allgemeinheit im Verein mit der Anziehung der oben geschilderten Freuden der Spinnstube ist zu stark, als daß sich dem ein einzelnes widersetzen könnte.

Aber die Sonne der Spinnstubenzeit ist, wie schon erwähnt, im Niedergang. Heute ist der Flachsbau selbst im Vogelsberge im Schwinden. Im Beuerner Felde und in der Umgebung von Beuern habe ich, trotzdem ich jetzt 5 Jahre hier als Pfarrer tätig bin, noch nicht den gerade in seiner Blüte so schönen Flachs gesehen.

Wohl schnurrt auch noch in Beuern in den Häusern das Spinnrad, aber nur Wolle wird gesponnen. Die Mädchen, die in den wenigen Spinnstuben zusammenkommen, stricken, häkeln oder nähen. Der Flachsbau lohnt nicht mehr, sagt uns der Bauer. Im Vogelsberge hat die Bevölkerung andre Arbeitsgelegenheit gefunden. Die Viehzucht hat einen enormen Aufschwung genommen, der Acker wird intensiver bebaut, manche Strecken Wüstungen sind zu fruchttragenden Feldern umgebrochen worden. Der Wald, höher gewertet, zehrt gleichfalls an den Wüstungen und braucht zur Unterhaltung mehr Arbeiter und Arbeiterinnen. Der Straßen sind mehr geworden, und ihre Instandhaltung braucht mehr Arbeitskräfte. Mancher junge Vogelsberger zieht auch nach Westfalen und findet dort in den Kohlenbergwerken und Fabriken Brot und Stellung. Daneben bietet der herumziehende Hausierer, wie auch der Markt in den kleinen Städten billige Kleidungsstoffe, und das alte Bauernsprichwort:

„Selbstgesponnen, selbstgemacht
Ist die beste Bauerntracht“

wird immer mehr vergessen. Wohl war es noch in der Zeit, da ich im Vogelsberge als Pfarrer stand (1889—1897), so, daß fast jede Familie wenigstens ein Flachsfeld für den eigenen Bedarf baute. Aber man spinnt und webt das Leinen nicht mehr auf Vorrat, und das Sprichwort der Alten: „Leinarm ist schlimmer, als geldarm“ hat seine Bedeutung verloren.

Daß diese veränderten Verhältnisse die Spinnstube ungünstig beeinflussen, wie natürlich! In früheren Jahren — und es sind in Engelrod noch keine 50 Jahre her — ging man am Morgen in die Spinnstube und erst zum Mittagessen wieder heim, um am Spätnachmittage wieder dahin zu eilen. Damals fing die Spinnstube, sobald man draußen im Felde fertig war, an. Heute kennt man die Tagesspinnstube nicht mehr. Abends zwischen 6 und 7 Uhr kommt man zusammen, und so eilig wie früher hat man es mit dem Anfange im Herbste auch nicht.

Aber, wenn auch so das Fundament der Spinnstube schwindet und um Gießen ganz geschwunden ist, tot ist sie darum noch lange nicht, wenigstens in den Dörfern des Vogelsberges und an seinen Abhängen. Was ihr in der Hauptsache heute noch große Lebenskraft verleiht, ist die Kameradschaft, die Geselligkeit der Jugend, ist der Umstand, daß in der Spinnstube Burschen und Mädchen sich treffen. Wie die Jugend in den Städten sich zu den Tanzstunden, den Vereinsabenden, den Kasinos, den Bällen hin-

drängt, so eilt unsere Landjugend zu ihren Spinnstuben als ihren Tanzstunden, Vereinsabenden und Kasinos. Aber im großen und ganzen bleibt das Urteil: Unsere Spinnstube steht im Zeichen unaufhaltsamen Verfalles.

Daß diese Tatsache die Schilderung erschwert, leuchtet von selbst ein. Will man die Spinnstube recht verstehen, sie in ihrer Ursprünglichkeit kennen lernen, muß man dahin gehen, wo sie noch am meisten der Spinnstube in ihrer Blütezeit ähnlich ist. Das ist der obere Vogelsberg. Schon bei dem Zusammentragen von Material für den Aufsatz über die Kirmes im Vogelsberge ist mir aufgefallen, daß in der Umgebung von Gießen früher die Kirmes dieselben Grundzüge zeigte, wie sie noch heute oben im Vogelsberge uns in die Augen fallen. In noch verstärktem Maße hat sich das mir aufgedrängt bei der Spinnstube. Sie war um Gießen, wie sie oben im Gebirge heute noch ist, in kleinen Dingen abweichend, in großen dieselbe.

Ich beschränke mich hier, da der Stoff zu groß ist, auf eine Darlegung der Zusammensetzung, der Tage und der Zeit, der Arbeit und Unterhaltung und zuletzt der Feste und besondern Tage der Spinnstube. Gelegentlich wird auch auf Spinnstuben des Odenwalds hingewiesen werden.

1.

Das Wort „Spinnstubb" hat im Munde unseres Vogelsberger Bauern eine ganz bestimmte Bedeutung. Man nennt so eine Gesellschaft von jungen Leuten einerlei Geschlechts. Ich schreibe mit Vorbedacht: „einerlei Geschlechts". Wir haben im oberen Vogelsberge heute noch Mädchenspinnstuben und Burschenspinnstuben, aber wir haben keine Spinnstuben, zu denen auch etwa die Glieder einer Familie oder Burschen und Mädchen zugleich gehörten. Wenn, wie es ja von Abend 9 Uhr an wohl überall im Vogelsberge der Fall ist, Burschen und Mädchen bei diesen Zusammenkünften vereinigt sind, so sind die Burschen Gäste der Mädchenspinnstuben, sie haben nicht in deren Leitung hineinzureden, sie bilden sie nicht mit. Ebenso dürfen die Glieder der Familie, die die Spinnstube aufnimmt, nicht zu ihr gezählt werden. Die von Horn geschilderte Spinnstube paßt m. E. nicht auf unsre Vogelsberger Art. In der Umgegend von Gießen haben wir die

Burschenspinnstube schon seit vielen Jahren nicht mehr, aber wir hatten sie früher, wie mir Nachrichten aus Beuern, Großen-Linden mehr als wahrscheinlich gemacht haben. Alte Leute in diesen Orten wissen sich noch wohl zu erinnern, daß früher zwar keine Burschenspinnstuben, aber wohl Unterhaltungsstuben derselben, sogenannte Spillestuben existiert haben, und diese Spillestuben, in die sich gerade in den letzten Jahren auch die Burschenspinnstuben des Vogelsberges zu verwandeln angefangen haben, sind eben die Reste der alten Spinnstuben. Daß die Spinnstuben der Burschen eher zu Grunde gegangen sind, als die Spinnstuben der Mädchen, hat seinen Grund darin, daß die Mädchenspinnstube noch Arbeitsstätte geblieben ist, während die Burschen außerhalb derselben in Feld, Wald und an der Straße ihre Arbeit gefunden haben.

Ich habe in manchem volkskundlichen Buche nach einer Notiz über soche Burschenspinnstuben gesucht. Nur zwei Hinweise auf solche aus früheren Zeiten habe ich gefunden. In Birlinger, „Aus Schwaben, Sagen, Legenden, Aberglauben" u. s. w. II. Teil, S. 356 u. 357 ist eine Kunkelstubenordnung eines schwäbischen Dorfes, Sigertshofen, von 1700 erwähnt, in der es heißt: „Die Buben sollen in ihre Gungelstuben gehen und nicht zu den Mägden, sondern ihnen ausweichen". Ferner lautet eine Bemerkung des Pfarrers Gaisser zu U. l. Frau Thann bei Wangen, in seiner Arche Noës von 1693, S. 218: „Eine gar böse Gelegenheit ist in solche Gungelstuben, wo die junge Bursch allein zusammen kommet, unzüchtig redet, singt, springt, scherzt, betastet, sich begeben". Wieder ein Beweis, wie mancher alte Brauch noch im Vogelsberge lebendig ist!

Neben diesen Spinnstuben des ledigen Volks bestanden früher auch noch Spinnstuben verheirateter Männer. So in Beuern, Atzenhain, Hainbach, Eichelhain. In diesem letzteren Orte haben die Männer nicht nur in ihrer Spinnstube gesponnen, sondern auch die Feste, die die Spinnstube des ledigen Volkes feierte, mit gefeiert, als „lang Nacht", „Scheidowet", „Neujuhr".

Unsre heutige Spinnstube ist also eine Gesellschaft junger Leute einerlei Geschlechts. Besitz und Ansehen macht dabei im oberen Vogelsberge keinen Unterschied. Die Magd sitzt neben der Tochter ihrer „Frau", der Knecht neben dem Sohne seines „Herrn". Nur in Groß-Felda, wo der Besitz einzelner sehr groß geworden ist und zugleich städtische Anschauungen ins Dorf strömten, haben wir eine Spinnstube der Mägde und Töchter geringerer Leute

und wenigstens früher eine solche der Bauerntöchter. So ist mir wenigstens berichtet worden.

Die Spinnstuben entstehen aus den einzelnen Altersklassen der Schule. Sie sind in einer Art deren Fortsetzung. Das will sagen: Die jedesmal konfirmierten Knaben und die jedesmal konfirmierten Mädchen schließen sich in dem der Konfirmation folgenden Winter zu je einer Spinnstube zusammen. Ist ihre Zahl zu klein, so treten sie der Spinnstube der vorjährig Konfirmierten bei, oder, wenn diese sie nicht haben will, so verschmelzen sie mit dem Jahrgang der nachfolgenden. Ist die Anzahl zu groß, so teilen sie sich. Oft vereinigen sich auch 2 oder 3 Jahrgänge der älteren zu einer Spinnstube, wenn sie durch Wegzug oder Heirat von Mitgliedern zu schwach geworden sind. Zuweilen, aber seltener, suchen auch im Alter verschiedene, befreundete und verwandte Mädchen oder Burschen zusammen zu kommen. Jedenfalls aber muß der, der in eine Spinnstube neu eintritt, „Einstand" zahlen, die Mädchen in einer Bewirtung von Kaffee und Weck, die Burschen von Bier und Branntwein.

Das Dorf Engelrod hatte zur Zeit, da ich dort als Pfarrer stand, bei 500 Einwohnern gewöhnlich 3 oder 4 Mädchenspinnstuben und ebensoviel Burschenspinnstuben. Die einzelnen Spinnstuben zählen 6—12 Mitglieder.

2.

Was die Zeit der Spinnstube angeht, so wird sie allabendlich im Winter gehalten mit Ausnahme des Sonnabends. So auch in Brandau im Odenwald. Es ist auffallend, daß sie an diesem Tage ausfällt. Viele werden denken: „es geschieht, weil der Samstag als Rüsttag auf den Feiertag vermehrte Hausarbeit mit sich bringt und darum Knechten und Mägden, Söhnen und Töchtern das Ausgehen verbietet". Gerade hier zeigt sich so recht deutlich, wie vorsichtig man mit solchen Schlüssen aus den Gedankenkreisen des Städters heraus sein muß. Der die alten Sitten noch ehrende Vogelsberger ist, wenn am Abend des Samstages die Nacht niedersinkt, mit seiner Arbeit fertig. Die Familie beginnt den Feiertag. Alle sitzen um den Tisch, lesen oder unterhalten sich. Man sagt in Beuern und noch an vielen andern Orten Oberhessens von den Glocken, die vor Nacht an diesem Tage gezogen werden: „sie läuten

nun den Sonntag ein", wie man in Beuern auch von den Glocken, die am Spätnachmittag des Sonntags erschallen, sagt: „sie läuten den Sonntag aus". In Engelrod sagt man, wenn am Samstag Abend geläutet wird: „es läutet Hellgowet (=Heiligabend)". Alte Leute sagen hier und da noch, daß der Samstag Abend viel heiliger sei, als der Sonntag Abend. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß hier eine Vorstellung einer andern Zeitbestimmung des Feiertags, von Abend zu Abend, zu Grunde liegt, um so mehr als ich wahrgenommen habe, wie einzelne Leute in dem kirchlichen, den Feiertag so hoch haltenden Vogelsberge sich nicht scheuten, am Sonntag Abend nach Eintritt der Dämmerung zu mähen und allen Vorstellungen gegenüber sich darauf steiften, daß sie also von jeher getan hätten. Eben diese andere Zeitbestimmung des Feiertags ist schuld daran, daß die Spinnstube am Sonnabend Abend ausfällt und am Sonntag Abend gehalten wird.

Es fragt sich, woher die andere Zeitbestimmung stammt. Es ist in einer Versammlung der Gießener Mitglieder unsrer Vereinigung die Ansicht ausgesprochen worden, daß die reformierte Kirche diese Sitte eingeführt habe. Sie betonte ja sehr das Gesetz, und es ist alte jüdische Sitte, den Feiertag mit Sternenaufgang zu beginnen und zu beschließen. Aber Herr Prof. D. Drews teilt uns mit, daß sich diese andere Zeitbestimmung auch in streng lutherischen Gegenden, die nie unter Einfluß der reformierten Kirche gestanden hätten, wie in Ostpreußen, finde. Das richtige trifft wohl Herr Prof. Dr. Strack, der auf Tacitus, Germania, cap. 11 hinweist, wo es von den Germanen heißt: „Nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant. Sic constituunt, sic condicunt, nox ducere diem videtur". Müllenhoff, deutsche Altertumskunde IV, 255 bemerkt dazu, daß auch die Gallier (Caesar, de bello gallico 6,18) so zählten, ebenso die Hebräer und Araber. Es hänge dies mit der Zeitrechnung nach dem Mondwechsel zusammen, die leichter war, als die nach dem Sonnenlauf.

Die Spinnstube dauert den Winter hindurch, etwa von Ende November bis Pfingsten. In Großen-Linden begann sie, wie mir Herr Bibliotheks-Assistent Hepding mitteilt, am Abend des 25. November, des Tages des Butzbacher Katharinenmarktes, wie noch an manchen anderen Orten der Wetterau. Einige Tage vorher kamen die Altersgenossen zusammen und beredeten den gemeinsamen Gang zum Markte, auf dem die Leute aus dem Hüttenberge damals hauptsächlich den Flachs verkauften. In Engelrod beginnt sie, nach-

dem man mit den Arbeiten im Felde aufgehört hat. Ihr ursprünglicher Endtermin scheint Pfingsten zu sein. „Das Recht ist bis Pfingste" hat einmal ein Mädchen in Engelrod seiner Herrschaft gesagt, als diese es nach Ostern die Spinnstube nicht mehr besuchen lassen wollte. Doch kommt man in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten nur noch an den Sonntagen zusammen. Bei schönem Wetter zieht man auf die Chaussee, voran in langer Reihe, Arm in Arm gefaßt die Mädchen, dahinter die Burschen. Singend ziehen sie die Straße hinauf, hinunter. Wie manches Mal habe ich am Fenster gesessen und zugehört, wenn sie die meist so schwermütigen Lieder in die stille Nacht hineinsangen und mich der Weisen erfreut! In König im Odenwald dauern die Spinnstuben bis Fastnacht, ähnlich an andern Orten.

Die einzelnen Spinnstubenabende beginnen heute im Vogelsberge etwa um 6 Uhr. Die jungen Leute suchen die Spinnstube nach der „Noachtsupp" auf. Früher kamen sie, wie schon erwähnt, am frühen Morgen und begannen und schlossen in Stockhausen im Kreise Lauterbach, wie uns Herr Geh. Kirchenrat D. Stock mitteilt, mit einem Gottesliede. Zu Mittag ging man wieder heim, um am Spätnachmittage, wenn man mit dem Füttern fertig war, wieder dahin zu eilen. Im Kreise Lauterbach ist der Schluß der Spinnstuben auf Abends 10 Uhr angesetzt. Natürlich wird diese Anordnung zuweilen übertreten, aber im allgemeinen hat sie sich gut eingelebt. Gendarmen und Bürgermeister hielten wenigstens in der Zeit, da ich in Engelrod wohnte, streng darauf. In Beuern und andern Dörfern des Kreises Gießen hört die Spinnstube erst um 11 Uhr auf, eine Tatsache, die schon oft die Nachbarn der Spinnstube und Freunde der Jugend veranlaßt hat, nach einer gleichen Verordnung auszuschauen. Am Sonntag Abend dauert im oberen Vogelsberge die Spinnstube von 6—8 Uhr.

3.

Sehen wir uns nach dem Orte um, an dem dieselbe gehalten wird, so können wir im Vogelsberge von zwei Arten der Spinnstube reden. Wir haben einmal die Spinnstube mit einem festen Heim, d. h. sie tagt den ganzen Winter über in einem und demselben Hause, und dann die Wanderspinnstube, d. h. sie wechselt wöchentlich ihren Aufenthalt; in dieser Woche kommt sie bei den Eltern dieses Mädchens, in der nächsten bei den Eltern jenes

zusammen. Eine Spinnstube mit festem Heim haben wir z. B. heute noch in Engelrod, hatten wir früher auch in Schlechtenwegen und an anderen Orten. Die wöchentlich wechselnde Spinnstube findet sich z. B. in Beuern und Dörfern der Nachbarschaft, wie auch in solchen des Odenwalds. Eine täglich wechselnde war früher in Großen-Linden heimisch, und so genau wurde hier die Reihenfolge eingehalten, daß wenn die Spinnstube in diesem Jahre beim Hause A angefangen hatte, sie im nächsten beim Hause C begann (Mitteilung des Herrn H. Hepding). Es verdient nähere Aufklärung, welche dieser Spinnstuben die ursprüngliche sei. Bei Trauerfällen findet sich gewöhnlich im Kreise Alsfeld eine geringere Familie bereit, die Spinnstube gegen Entgelt zu übernehmen (Mitteilung des Herrn Lehrer Fritzel, Gießen).

In Engelrod und seiner nächsten Umgebung haben wir also die Spinnstube mit festem Heim. An Sonntagsabenden im Spätherbste gehen die Mädchen oder die Burschen aus, eine Stube im Ort für ihre Spinnstube auszumachen. Der Herr des Hauses, in dem die bittende Schar erhört wird, wird „Spinnherr", die Hausfrau „Spinnfrau"; das Haus selbst ist das „Spinnhaus". Als Vergütung für die Aufnahme bezahlen die Spinnkameraden das Petroleum, das in der Stube allabendlich verbrannt wird (— man denke daran, daß Hausherr, Hausfrau und die andern Angehörigen der Familie sich gleichfalls in diesem einen Raume allabendlich aufhalten —). Außerdem schenken sie der Familie zu Weihnachten oder zu Neujahr eine Tischlampe, eine Bettdecke u. dergl. Am Geburtstage des Hausherrn erfreut man diesen durch eine Pfeife oder Zigarren. Ferner nimmt die Familie an den Feiern der Spinnstube teil, ißt und trinkt mit. Der Spinnherr und mehr noch die Spinnfrau sollen die Ordnung der Spinnstube aufrecht halten, und es hat mir immer eine große Sorge des Pfarrers geschienen, hier die Augen aufzutun und vermöge seines Einflusses bei den jungen Leuten von Häusern mit unpassenden Hauseltern abzuhalten. Es wird aber den suchenden Mädchen und Burschen nicht immer leicht, ein Haus zu finden — oft bleibt allerdings eine Spinnstube auch viele Jahre lang in demselben Hause —, um so mehr, als im Kreise Lauterbach, der m. E. in den Spinnstubenverfügungen musterhaft ist, laut behördlicher Verfügung die Spinnstube nicht bei einer alleinstehenden Witwe und nicht in einem Hause mit schulpflichtigen Kindern gehalten werden darf. Außerdem lieben viele Familien den Lärm, die Störung der eignen Behaglichkeit, die

Beschmutzung von Stube und Hausehr'n nicht. Ich weiß es auch aus eigner Erfahrung, daß in vielen Orten zunächst der Umstand, daß ein festes Heim nicht mehr zu haben war, zur Wanderstube geführt hat.

4.

Ich komme zu der Arbeit in der Spinnstube.

Das eigentliche Arbeitsgerät ist das Spinnrad, auch kurzum „Rad" geheißen, das sich uns als eine sehr kunstreiche Vorrichtung darstellt. Ich will dasselbe kurz beschreiben, wobei ich mich der im Vogelsberge üblichen Bezeichnungen für die einzelnen Teile bediene.

Das Spinnrad hat drei „Bein'", von welchen eines gerade und zwei schräg stehen. Zwei der Beine sind durch eine feste Leiste verbunden, an die der „Tritt" mittelst Lederstreifchen befestigt ist. Auf dem einen Ende des Tritts steht aufrecht der „Knecht", eine kleine, runde Stange, die mit der Achse des „Räderschibbels" (so wird das Rad genannt) verbunden und unten mit Bindfaden oder Draht an den Tritt festgemacht ist. Der Räderschibbel, auch bloß „Schibbel" genannt, ruht in den Einschnitten der zwei „Räderarm", die durch zwei durch eine Querleiste verbundene „Träger" gestützt sind. Je ein „Räderna'l" verhindert das Herausfallen des Schibbels. Die zwei Räderarme stehen oft senkrecht, oft schräg auf der „Bank", einem ca. 10—15 cm breiten, schräg von oben nach unten laufenden Brette, das „auf den 3 Bein" ruht. Durch die Bank läuft eine hölzerne Schraube mit einem Griffe am oberen Ende. An der „Schraub" ist die „Motter" befestigt, die das ganze „Flügelgestell" trägt. Es ist letzteres ein Querholz mit zwei in dasselbe eingelassenen, aufrechtstehenden Stäbchen, den sogenannten „Räderstöck", die zwischen sich das „Flügeleisen" tragen. Dieses ist eine kleine Eisenstange, die in den Löchern zweier kleinen Lederscheibchen, von denen je eins an jedem Räderstocke befestigt ist, liegt, und die leicht durch Drehen eines Räderstockes herausgenommen werden kann. In der Eisenstange ist vorn ein Loch, durch das der Faden läuft. Um die Eisenstange herum, aber fest auf ihr sitzend und sich mit ihr drehend, haben wir zuerst die zwei, aus einem Stücke Holz gefertigten „Flügel". An jedem Flügel sind Häkchen angebracht, um die der Faden herumgelegt wird. Als zweites um die Eisenstange laufendes Stück kommt die „Spule" in Betracht mit den zwei „Spul-

köppen", einem großen und einem kleinen. Die Spule sitzt unmittelbar an den Flügeln. Um den großen „Spulkopp" kommt ein Teil der doppelschlingigen Schnur, die Schibbel und Spule verbindet, der andre Teil läuft um den „Wärte", oder, wie man in Hungen sagt, den „Wortel", der an die Spule sich anschließend auf das Eisen festgeschraubt wird. Am vordersten Räderstock hängt der „Räderhoke", der, oft mit Perlen und sonstigem Zierat versehen, nicht selten ein Geschenk des Burschen an sein Mädchen ist. Durch die vorhin genannte Schraube wird bewirkt, daß sich das ganze Flügelgestell die Bank herauf- und herunterschrauben läßt, eine Einrichtung, die es ermöglicht, der über den Schibbel einerseits und den großen Spulkopp und den Wärte andererseits laufenden doppelt gelegten Schnur die nötige Spannung zu geben.

Oben an der Bank neben dem Griffe ist das „Rockelgestell". Ungefähr von der Mitte eines vertikal stehenden Stockes zweigt sich horizontal eine Stange ab, die am Ende einen zweiten vertikal stehenden Stock trägt, welcher in der Mitte eine bauchige Verdickung und an seiner Spitze den mit Flachs umwickelten „Rockel" (so Engelröder Bezeichnung) oder sonst auch „Rocken" genannt, hat, der oft mit einer bunten auch buntseidenen „Schnur" (= Band) umwunden ist, einem Geschenk von freundlicher Hand. Unten am eigentlichen Rockelstocke ist ein kleines Gefäß mit Wasser angebracht, das „Netztöpfche", aus dem die Spinnerin von Zeit zu Zeit die Finger und damit den Faden netzt.

Das Spinnrad ist im ganzen dasselbe, wie das in der Mark übliche. (Vgl. Bartels: Märkische Spinnstubenerinnerungen. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jahrgang 1902, 1. Heft u. folg.)

Es ist eine Kunst, den Flachs um den Rockel richtig herumzulegen. Man hat dafür das Sprichwort: Der Flachsrockel muß sein, daß er kracht, und der Wergrockel, daß er lacht, d. h. der Rockel des Flachses fest, der Rockel des Werges lose. Die Mädchen spinnen in ihrer Spinnstube gewöhnlich den Werg, die Burschen in ihrer den Flachs. Ein „Mannskerl" versteht es ganz selten, seinen Rockel richtig mit Flachs zu umwickeln. Darum wandten sich die spinnenden Burschen gern an die „Weibsleut". Wehe aber der Ungeschickten! Der Rockel wurde, wie sie ihn hergestellt hatte, an die Stubentür mit Kreide gezeichnet, und an Hohn und Spott fehlte es nicht.

Die Spinnerin setzt sich nun an ihr Rad. Sie wickelt einen Faden um die Spule, legt ihn hinter einen Haken eines

Flügelarms und zieht ihn dann mit dem Räderhoke durch das Loch im Flügeleisen. Hierauf spinnt sie den Faden an den Flachs oder Werg um den Rockel an und beginnt gleichzeitig zu rupfen und zu treten. Beides zusammen zu tun fällt dem Anfänger schwer, und ein vielgebrauchtes Spottverschen sagt:

„Wenn ich tretele, kann ich nit rupfele,
Wenn ich rupfele, kann ich nit tretele."

Die Kunst der Spinnerin besteht darin, einen möglichst gleichmäßigen und feinen Faden zu spinnen. Eine sehr geschickte und fleißige Spinnerin, die von Morgens 4 Uhr ab bis spät Abends ununterbrochen spann, brachte, beiläufig gesagt, in einem Tage ungefähr drei Haspel fertig, d. i. 3 mal 520mal den Umfang des Haspelrades. Doch war das eine Ausnahmeleistung.

In früheren Zeiten gebrauchte man in der Spinnstube auch noch das andre zum Spinnrade gehörige Gerät, den Haspel. Es ist dies ein Instrument, dessen Hauptbestandteil ein großes Rad bildet, um welches sich der Faden aufwickelt. Es dient dazu, das auf der Spule aufgelaufene Garn in einen Strang zu binden. Eigentümlich ist, daß der in Engelrod, Hörgenau, Hopfmannsfeld und andern Orten des Vogelsberges gebrauchte Haspel einen größeren Radumfang hat, als der z. B. in Beuern, Hungen, Meiches gebrauchte. Es hängt diese Verschiedenheit mit der Verschiedenheit der Maße zusammen, aber worin diese wieder begründet ist, weiß ich nicht. In Engelrod u. s. w. geben 26 Faden, d. h. 26 mal der Umfang des Haspelrades 1 Gebind, 10 Gebind „e Hall" (= einen Halben) 2 Hall einen „Zaspel". In den andern Orten geben 60 Faden 1 „Gebläz" (der Name kommt daher, daß nach 60 Umdrehungen der Haspel einen „Blaz" tut), 10 Gebläz eine Zahl. Interessant wäre, die Maßverhältnisse der Wetterau, des Odenwalds, des Rieds 2c. kennen zu lernen. Vielleicht kann einer der Leser dem Schreiber dieses darüber Auskunft geben.

Mit dem Spinnrade ist mancherlei Glaube verbunden. Am Sonnabend Nachmittag wird der Haspel aus der Stube in den Oberstock in eine Kammer getragen, um erst am Montag wieder heruntergeholt zu werden. Sonst kommt die „Frau Holle" hinein. Welche schädlichen Folgen das haben könnte, habe ich nicht ausmachen können. Nach einer Mitteilung des Herrn Stadtverordneten Reallehrer Jann in Gießen bedeutet es in der Umgegend von Frankfurt, daß jemand im Hause sterben muß. Nach andrer Mitteilung verwirrt Frau Holle den Flachs. In Schlierbach im Oden-

wald muß, wie Herr Lehrer Krapp in Groß-Biberau uns benachrichtigt hat, auf Fastnacht der Rocken leer gesponnen sein, sonst kommt die „Fra Wärr" hinein. Ist die Fra Wärr wohl mit der Frau Holle identisch? Auch in Erbach im Odenwald muß auf Fastnacht das Spinnrad aus dem Zimmer, da sonst Frau Holle in den Rocken hineinkomme. — Beim Spinnen in der Spinnstube hat jedes Mädchen seinen bestimmten Platz. In der „doppelten Eck" (d. h. der Ecke, da die Bänke zusammenstoßen), sitzt das „Spinnmädchen", die Tochter des Hauses. An diese reihen sich rechts und links dem Alter nach die andern an. Der Platz des „Spinnmädchens" gilt als Ehrenplatz.

In der Spinnstube aber wird nicht nur gesponnen. Eine Hauptunterhaltung der Mädchen während des Spinnens ist das Singen. Mit Recht nennt Böckel in seinem Buche: Deutsche Volkslieder aus Oberhessen, die Spinnstube die eigentliche Wohnstube des deutschen Volksliedes. Eine sehr umfangreiche Sammlung der Spinnstubenlieder des Vogelsberges habe ich dem Archive unserer Vereinigung s. Z. übergeben. Ich muß es mir hier versagen, auf sie einzugehen. Nur das sei bemerkt: die Mädchen singen die Lieder zweistimmig, oder, wie der Bauer sagt, „hell" und „grob". Singen die Burschen mit, so übernehmen diese die zweite Stimme. Manches Mädchen, auch wohl hier und da ein Bursche, hat sich eine Sammlung solcher Lieder angelegt. In jedem Winter hat man übrigens andre Lieder als Lieblingslieder, da in jedem Winter neue bekannt werden oder alte wieder zu Ehren kommen. Die Bekanntschaft mit solchen neuen Liedern vermitteln die aus dem Militärdienste heimkehrenden Soldaten, vor allen Dingen aber die „Strickerinnen", die gewöhnlich von Fastnacht an aus andern Dörfern kommend eine verwandte Familie im Dorfe auf ein paar Tage besuchen und des Abends in die Spinnstube mitgenommen werden. Die fremde „Strickerin", die neue Lieder weiß, muß sich mitten in die Stube setzen und vorsingen. Die Mädchen lernen ihr begierig ab. Gewöhnlich hat jede Spinnstube auch einen Vorsänger oder eine Vorsängerin, der man zuruft: „Fang's emol o!" Am Sonntag Abend kommen in der Spinnstube auch Choräle und geistliche Volkslieder zum Vortrag.

Neben dem Singen nimmt die gemütliche Unterhaltung einen breiten Platz ein. Die Dorfneuigkeiten werden erzählt und erörtert. Wenn der Pfarrer auf der Kanzel oder sonstwo ein wenig sehr deutlich geworden ist, wird das verarbeitet und „simmelirt",

wer dem „Pfarrer" dies oder das gesagt haben kann. Neckereien, Spöttereien, Klatschereien werden laut — kurz, es wird „schlächt geschwätzt". Im Grunde ist es nicht viel anders als in den Kaffeevisiten der jungen Mädchen der gebildeten Welt, nur, daß alles viel derber, ungenierter, zimperliche Seelen sagen auch wol rüder, herauskommt. Zuweilen erzählt auch ein einzelnes Mädchen den Inhalt eines Buches, den es gelesen hat, und findet, wenn die Erzählung schön ist und es gut zu erzählen weiß, sehr aufmerksame Zuhörinnen. Manchmal werden auch Rätsel aufgegeben, wie folgendes:

Wenn der Weck 3 Pfennig kostet, was nimmt dann der Bauer für en schweren Wagen Mist?

Antwort: Ein paar Gäul oder Ochsen.

(„Für" ist im Dialektgebrauch auch gleich „vor".) Oft geht auch die Unterhaltung auf Geister= und Gespenstergeschichten und auf Dorfsagen über. Doch auch die lustigen Anekdoten und Schnurren fehlen nicht. Es hat mich ganz eigen berührt, als ich bei der Sammlung solcher Spinnstubengeschichten auf einen Stoff kam, den die Brüder Grimm in ihren deutschen Kinder= und Hausmärchen gleichfalls haben. Man vergleiche einmal folgende Geschichtchen, die man sich in früheren Jahren in der Hörgenauer Spinnstube erzählte, mit der Erzählung von der klugen Else in Grimm's Märchen. Der Typus, sogar der Name ist derselbe.

Die Eichelhainer Elſ' jätete einst im Rübenfelde das Unkraut aus. Dabei schlief sie ein. Als sie aufwachte, war es Abend. Da rief sie: „Sei'n ich's oder sei'n ich's nit?" Als sie daraus nicht klug werden konnte, ging sie nach Haus und rief in den Ehr'n hinein: „Ist aur Els schon daheim?" „„Na"", rief man ihr zu. „Also sei'n ich's", sagte sie seelenvergnügt und ging hinein.

Ein andermal sollte sie in der Heuernte ihren Leuten die „Morgensupp" herausbringen. Sie griff aber in der Eile statt nach dem Topfe nach dem kleinen Hunde, der im Hause zurückgeblieben war, und trug den dahin. Der Eichelhainer Förster, der alt Lippert, hat's gesehen.

Aber die Eichelhainer Elſ' ist nicht nur der Typus einer zerstreuten Person, sie hat auch Schalkhaftes in ihrer Natur, sie ist etwas, wie ein weiblicher Eulenspiegel.

Eines Tages schimpfte sie sich mit einer andern Frau. Aber diese hatte das böse Maul noch größer. Da nahm die Elſ' die Röcke in die Höhe und fing an zu tanzen. Natürlich schimpfte die andere noch viel mehr. Aber die Elſ' tanzte dafür noch toller.

Der Typus der Eichelhainer Els' verbirgt sich auch unter der „Märer Fra" (d. h. Frau von Maar bei Lauterbach). Die wollte an einem Sonntage in die Kirche gehn. Gerade als es läutete, fiel ihr ein, daß sie in das Kraut noch keinen Speck getan habe. In der Eile steckte sie ihr Gesangbuch in den Topf und nahm das Stück Speck mit in die Kirche. Als sie dort das Gesangbuch aufmachen wollte, gewahrte sie die Verwirrung. „Wieder mal verpaßt!" sagte sie.

Ein andermal hatte sie sich in Lauterbach 9 Taler geliehen. Auf dem Heimwege kam sie an einem Teiche vorbei, in dem die Frösche quakten: °acht, °acht, °acht!" „Nei", rief die Märer Frau, „es sind er nie!" (= neun). Die Frösche aber quakten weiter: „°acht, °acht, °acht!" Da rief die Frau erzürnt: „Wenn ihr's besser wißt, so zählt nach!", und warf die 9 Taler in den Teich.*)

Wieder einmal ging die „Märer Fra" nach Lauterbach und ließ sich in einer dortigen Wirtschaft einen Weck und ein Gläschen Schnaps geben. Sie tauchte den Weck in den Branntwein, und dieser wurde von jenem aufgesogen. „Kannst du ein's gesuffe", sagte sie, „kann ichs aach", und bestellte sich noch einen „süßen".

Der Typus der Eichelhainer Els' oder Märer Fra scheint ein in Oberhessen sehr verbreiteter Typus zu sein. Die letztere Anekdote erzählt man in Beuern von einer Climbächer Frau.**)

Doch es wird Zeit, daß wir zu unserm Thema zurückkehren. Ein *Hauptspaß der Mädchen*, so lange sie unter sich sind, ist das „uff de Laust' gehn". Eine jede Spinnstube der Mädchen hat mit der gleichaltrigen Spinnstube der Burschen vorzugsweise Verkehr. Zwischen diesen beiden Spinnstuben wird nun viel Neckerei getrieben. Man sucht sich unbemerkt an die Fenster der andern Spinnstube heranzuschleichen und wirft nun mit einem Male eine Handvoll Erbsen gegen die Scheiben. Der Lärm, den das macht, und der Schrecken, den die Insassen bekommen! Oder es wird „Pfeffer geriebe", d. h. am Eckposten des Hauses wird draußen mit einem Holze, das über die Schindeln hin und her bewegt wird, ein lautes, kreischendes Geräusch hervorgebracht mit gleichem Erfolge. Oder es wird „geklempt". Die Mädchen spinnen aus Werg ein Seil. An der Tür des Hauses, an welchem geklempt werden soll, wird ein Stein in einen alten „Strumpffirbes" gebunden und nun mittelst

*) Vergl. das Grimm'sche Märchen Nr. 78 „Der gute Handel". [T. R.]

**) Welcher freundliche Leser kann ähnliche Geschichten von der Märer Frau, Eichelhainer Els' u. s. w. dem Verfasser zur Veröffentlichung mitteilen?

des Klempseiles hin und her gegen die Haustür gestoßen. Das „Bumm“, „Bumm“, „Bumm“ dröhnt gewaltig. — Alles dies und ähnliches heißt „uff de Laust gehn“. In Bockenrod im Odenwald sagt man „lauschtern“.

Zuweilen verkleiden sich die Mädchen der Spinnstube. Wenn in einem Hause geschlachtet wird, erscheinen zwei als „Fleischmännche un' sei' Fra“. Sie sagen:

„Mr habbe gehört, ihr hätt' geschlacht'
Und hätt' recht lange Würst gemacht.
So laßt die kleine hange
Und gebt uns von de lange!“

Worauf sie eine Wurst oder ein Stück Fleisch erhalten, das nun in der Spinnstube verzehrt wird. Am zweiten Christtage kommen auch zwei als Christkindche und Nickelsmann verkleidet in bekannte Häuser (hierzu vergl. den Aufsatz: „Weihnachten im Vogelsberge“ in den Hess. Blättern für Volkskunde, 2. Jahrgang).

Wir haben bisher das Treiben in den Mädchenspinnstuben geschildert. Sehen wir uns nun einmal darnach um, was die Burschen in ihren Spinnstuben treiben. Gesponnen wird von ihnen kaum mehr. Aus der Spinnstube ist eine Spillestube*) geworden, wie man in Schlechtenwegen ganz richtig sagt. Die Burschen vertreiben sich die Zeit mit „Spielen auf der Kart“ (doch nicht um Geld), mit Pfeiferauchen, mit Unterhaltung über Vieh und Menschen. Auch sie gehen zuweilen „uff de Laust“. Da schleicht sich ein Bursch vorsichtig in den Gang des Hauses, in dem eine Mädchenspinnstube tagt, und stellt auf der neben der Stubentür gelegenen Treppe einen mit Steinen gefüllten Topf auf, der mit der Türklinke durch eine Schnur verbunden wird. Sobald nun ein aus der Stube kommendes Mädchen die nach innen gehende Tür aufreißt, fällt der Steintopf mit lautem Geräusche zur Erde und schüttet die Steine aus. Oder in der Zeit, in der die Mädchen ausgehen, sich Petroleum zu holen oder Neckereien zu verüben — die jungen Mädchen machen allabendlich einen solchen Gang — in dieser Zeit, dem „halben Abend“, wie man in Brandau im Odenwald sagt, steigt ein Bursch vorsichtig in die Stube der Mädchen, wenn auch die Hausangehörigen auf einen Augenblick hinausge-

*) Spinn- und Spillstube sind wohl auseinander zu halten. Schon mhd. spilstube = Stube, in der man sich vergnügt, bes. mit Tanzen. Vgl. auch „Oberh. Wtb.“ bearb. v. Crecelius II, S. 797 s. v. „spillen gehn“. [D. R.]

gangen sind, hinein, nimmt den Mädchen den Rockel oder das Strickzeug fort und reicht alles durch das Fenster seinen Spinnstubenkameraden. Nachdem sich alle aus sicherm Verstecke an der Verwirrung und Bestürzung der zurückgekehrten Mädchen geweidet haben, nehmen sie die Sachen mit in ihre Spinnstube oder versetzen auch wohl alles gegen einen Krug Branntwein oder Bier bei dem Wirte. Die Mädchen haben es nun einzulösen. Oder die Burschen verbergen sich irgendwo in einer dunklen Ecke des Weges, den dann die Mädchen auf diesem Gange passieren, und erschrecken durch plötzliches Hervortreten oder Rufen die Überraschten. Man hört dann die Mädchen weithin schreien und lachen, und wer jemals einen Winter in einem einsamen Dorfe des Vogelsberges verlebt hat, der hat sicher diese Krische gehört. Wehe aber dem Burschen, der von der Spinnstube der Mädchen sich dabei fangen läßt! Sie umringen ihn gleich; nun muß er etwas abgeben, vor allem Geld zum süßen Kirschenschnaps, und wenn er nicht will, ziehen sie ihm auch wohl gar das Portemonnaie aus der Tasche.

Die Burschenspinnstuben sind auch die Orte, in welchen die Spottgedichte verfaßt werden, die ja in allen Dörfern nicht selten sind. Weibliche Poeten kennt der Vogelsberg noch kaum. Diese Spottgedichte, die auf gewisse Personen oder Vorfälle gemacht werden, werden in der Nacht heimlich an die Backhaustür oder sonst an einem Platze angeschlagen, an dem viele vorbeigehn, und finden immer am folgenden Tage einen dankbaren Leserkreis. Zuweilen sind sie voll guten Witzes und Humors. Um nicht zu ausführlich zu werden, muß ich es mir hier versagen, Beispiele beizubringen. Ich verweise kurz auf meinen Aufsatz in der Darmstädter Zeitung von 1897: das Volkslied im Vogelsberge. Uebrigens sucht man die Spottgedichte auch so zu verfertigen, daß sie gesungen werden können, und hier und da erschallt auch eins in den Spinnstuben.

An jedem Spinnstubenabend um 9 Uhr, Sonntags um 7 Uhr, gehen die Burschen aus ihrer Spinnstube in die der Mädchen, zu der sie sich halten. Wer früher kam, wurde in Großen-Linden, wie mir Herr H. Hepding mitteilte, „Häunerlochskriecher“ genannt. Die Burschen beanspruchen, wenn sie älter sind, den Platz auf der Ofenbank; so lange sie jünger sind, suchen sie sich in die Reihe der Mädchen hineinzubringen. Ein Analogon zu manchem Ballsaal der gebildeten Welt, da auch die älteren „jungen Herren“ von ferne an der Tür stehen, während die jüngeren „jungen Herren“ unter den Damen den liebenswürdigen Gesellschafter abgeben! Die Burschen

sehen den Mädchen zu und fangen Neckereien an. Sie hängen den Knecht am Spinnrad ab, daß sie nicht mehr spinnen können, um die Mädchen zu veranlassen, sich mit einem Kusse zu lösen. Oder sie heben zu demselben Zweck den Rockel ab. Sie schütteln auch wohl den Mädchen die Schürze, daß die „Ahne" d. i. das Unbrauchbare am Flachs, zu Boden fallen, und beanspruchen für diesen Liebesdienst gleichfalls einen Kuß. Setzt sich ein Bursch neben ein Mädchen, das ihn nicht mag, sagt es auch wohl, wenn es den nötigen Mut hat,

„Geh' mr weg, du grober Kittel,
Du sollst mir die Ahn' nit schütteln,
Meine Ahne hängen fest,
Sie warten noch auf andre Gäst."

Dieser Brauch ist sehr alt. Schon bei Hans Sachs sagt der Bauernknecht in der Rockenstube:

„Ein guten Abend, Gretl! Bist schon da?
Ich will Dir schütten die Agen ab.
Du bist mir die Liebst auf mein Aid."

In Baden naht der Bursch der Spinnerin mit dem Spruche:

„Jungfere, darf i nu bitte,
Lent (= laßt) mir eure Ägele schütte,
Die kleine, wie die groſze,
Auf dere Jungfere Schoſze.

(cf. Meyer, Bad. Volksleben im 19. Jahrh. S. 176. Uebrigens findet sich der aus dem Vogelsberge beigebrachte Spruch auch in der Umgegend von Reutlingen, nur erweitert und in etwas anderer Form s. Birlinger a. a. O. S. 359.)

Mancher Bursch hat schon von der Schulzeit her seine „Bekanntschaft". Im Uebrigen ist es meine Ueberzeugung, daß dieses Verhältnis bei Vielen trotz Küsserei durchaus ein Gegenstück zu der Tanzstundenliebe der gebildeten Welt darstellt, nur ganz frei von jeglicher Prüderie, und daß nichts falscher ist, als die Meinung, dieses Verhältnis laufe durchaus auf unsittliche Zwecke hinaus. Daß andere sich vergessen, schließt das Gesagte nicht aus. Aber man soll nicht nach dem einzelnen Alles beurteilen.

Natürlich wird auch gemeinschaftlich gesungen, gelacht, geneckt, geschwatzt. Um 10 Uhr geht's heim. Fast jedes Mädchen hat

seinen „Heimführer“. Man geht möglichst zusammen. Das Mädchen trägt im hohen Vogelsberge noch sein Spinnrad selbst. Unsere Galanterie und Ritterlichkeit ist dem Dorfbursch noch unbekannt. Manche Mutter guckt um die Zeit auch am Fenster, ob die Tochter zur rechten Zeit heimkommt. In Engelrod gehen die Burschen hinterher noch einmal in ihre Spinnstube, wobei sie aufpassen, daß auch jeder kommt, und den verspotten, der sich zu lange bei seinem Schatze aufhält.

Am Sonntag Abend werden in der Spinnstube Pfänderspiele gespielt, auch solche Spiele, wie das: Wie gefällt Dir dei' Nebegesell? (unser: Wie gefällt Dir dein Nachbar?) Eigen bei diesem Spiele ist, daß nur die Burschen gefragt werden.

5.

Es bleibt mir noch übrig, die Feste und die bedeutungsvollen Tage der Spinnstube zu schildern. Da sie meistens mit einem Tanze schließen, so sei es mir gestattet, einige Worte über das Tanzen in den Spinnstuben vorauszuschicken.

Die Reigen, auf deren Namen ꝛc. ich im Aufsatz über die Kirmes im Vogelsberge (Jahrgang 1), zu sprechen kam, werden meistens bei den Klängen einer Ziehharmonika, selten einer Geige getanzt. Die Harmonika ist noch nicht lange im Vogelsberge eingebürgert. Die alten Leute erzählen, wie früher die Burschen die Musik durch Pfeifen auf einem mit Papier umwickelten Kamme sich selbst hergestellt (eine Art Musik, in der einzelne es zu großer Meisterschaft gebracht hätten) — vgl. übrigens Boz, die Pickwickier, Stuttg. Ausgabe I, S. 143 — oder auch die am Tanze Unbeteiligten die Melodie gesungen hätten. Die rege dichterische Kraft des Volkes hat zu den Tanzmelodien, deren Zahl naturgemäß nur eine kleine war, sich selbst die Worte geschaffen oder bekannte Lieder sind ihnen unterlegt worden, und noch heute ist es üblich, einzelne Tänze nicht mit dem allgemeinen Namen: „Dreher, Schleifer ꝛc.“ sondern mit den Anfangsworten der bei denselben gesungenen Lieder zu bezeichnen. So heißt ein Tanz der „Juchteh“ nach dem Lied:

„Juchteh, Tyrolerbub, Valleridida!
Brauchst nicht zu prahlen
Mit dein'n paar Talern,
Juchteh, Tyrolerbub, Valleridida!

Ein Schleifer heißt der „Ilbeshäuser". Man singt dazu:

„Ilbeshausen, das schöne Städtchen,
Das nicht weit von Crainfeld liegt,
Darin gibt's so schöne Mädchen,
Aber keine Jungfern nicht.
Sie sind schwarz und weiß, wie die Raben,
Wie man sie wünscht gern zu haben,
Sie sind ja zum Überfluß,
Daß man sich verwundern muß."

Ilbeshausen im Vogelsberge, das übrigens nicht besser und nicht schlechter ist als die umliegenden Orte auch, und das im Großherzogtum weithin bekannt ist durch die schöne Geschichte vom „Ilbeshäuser Papagei", hat zusammen mit Maar bei Lauterbach viel vom Spott zu leiden.

Weiterhin ist zu beachten, daß in enger Stube getanzt wird. Oft 20 und mehr sind da vereinigt. Für alle reichen die Bänke und die wenigen Stühle gar nicht aus. In den Zwischenpausen des Tanzes setzen sich oft 2, 3 und 4 aufeinander, immer der eine auf des andern Kniee, ein für die „Fürnehmen" gar seltsamer Anblick. In der engen Räumlichkeit haben wir vielleicht auch die Entstehungsursache dieses Brauches, den ich auch im Aufsatz von der Kirmes berührte. Nachträglich finde ich übrigens, daß er schon im 16. Jahrhundert heimisch war, wie aus einer 1594 erschienenen Schrift des badischen Obervogts Joh. Münster zu Pforzheim zu ersehen ist, denn dieser schreibt: „Wenn der Tanz zu Ende gelauffen ist,*) bringt der Tänzer die Tänzerin wiederum an ihren Ort, da er sie hergenommen hat, mit einer Reverentz, nimmt Urlaub oder bleibt auch wohl in ihrem Schoße sitzen und redet mit ihr." Man male sich einmal dies Bild der Spinnstube aus, vergesse nicht den Dampf der Zigarren (niederster Qualität), die sich die Burschen in den Zwischenpausen des Tanzes leisten, das Gesinge, die Krische, die mitunter laut werden, die drückende Luft — es ist für die Städter nichts weniger als ein schönes Bild, dieses Bild in einen Tanzsaal des Landes.

1. Die erste Feier der Spinnstube ist der „Eenzog", das „Zweihe". In Nieder-Modau im Odenwald sagt man: Sie wird „ohgesoffe". Die Mädchen kochen sich Kaffee, die Burschen holen sich einen Krug Branntwein oder Bier. Wenn die Burschen

*) cf. Universum 1903 Heft 24.

die Mädchen besuchen, bezahlen sie ihnen Weck, die ja auf dem Lande noch eine Leckerei darstellen. Früher wurde immer getanzt, heute nur noch selten und nur bis 10 Uhr. Der Kreis Lauterbach hat seit einigen Jahrzehnten, wenn ich recht berichtet bin, wie schon bemerkt, Verordnungen, die alles Tanzen nach 10 Uhr in den Spinnstuben ohne weiteres nur für die Neujahrsnacht erlauben. Will an andern Tagen eine Spinnstube über 10 Uhr hinaus tanzen, so bedarf sie eines „Tanzzettels“, den sie sich in Lauterbach zu beschaffen hat. Die Spinnstuben holen ihn sich gewöhnlich für „lang Nacht“, „Scheidowet“, und die „Fasert“..

2. Die „lang Nacht“, oder, wie man in Hopfmannsfeld und Schlechtenwegen sagt, der „erste Scheidowet“, ist der zweite bedeutsame Tag der Spinnstube. Es war in Engelrod stets die Nacht vom 23. auf 24. Dezember. In den Spinnstuben wurde früher an diesem Abend immer besonders lange gesponnen. Die Dienstboten konnten alter Sitte nach von 10 Uhr ab für sich selbst spinnen, und wenn es gut raumte, der brachte etwas Tüchtiges vor sich. Eine Spinnstube der jüngeren Burschen macht an diesem Abend entweder einen Bär (— ein Bursch wird mit Erbsenstroh umwickelt, bis die Ähnlichkeit da ist —), oder einen Schimmelreiter (— ein Bursch ist mit Hilfe von Sieben und weißem Leintuch so verkleidet, daß er auf einem Schimmel zu reiten scheint —). In der Begleitung des Bärs oder des Schimmelreiters sieht man Burschen mit Säbeln, Soldatenmützen und -röcken. Sie haben sich das Gesicht geschwärzt und tragen Flachsbärte. Einer gibt den Führer ab. So geht der Zug, von der gröhlenden Dorfjugend begleitet, in die einzelnen Häuser. Eine Harmonika wird gespielt, eine Triangel geschlagen, eine Trommel gerührt, der Bär muß tanzen, wobei er ein unnatürliches Grunzen von sich gibt, der Schimmelreiter produziert sich in verschiedenen Bewegungen. Der Führer hält etwas wie eine Rede, die er den herumziehenden Seiltänzern, Bärenführern 2c. abgelernt hat. Zuletzt hebt ein Bursch Geld oder auch Eier und Wurst, die ein andrer als Mädchen verkleideter in einen Korb legt, den er am Arm trägt. Das Geld hebt sich die Spinnstube für „Neujuhrschowet“ auf, die Viktualien werden an einem der folgenden Spinnstubenabende gemeinsam verspeist.

Es beginnt nach der langen Nacht die Zeit der altheiligen Zwölftnächte um Neujahr, in welchen in alten Zeiten die ganze Arbeit, vor allem auch das Spinnrad stillstand, die „Heltag“, die „Nttutag“, wie der Bauer im oberen Vogelsberge diese Zeit be-

zeichnet, die „Laustag“ (= Lostage), wie man in Beuern sagt. In Engelrod meidet man denn auch heute noch wenigstens bis Neujahr ängstlich alles Spinnen; das Rad ist auf die Kammer der Oberstub' gebracht. In Schlechtenwegen ruht nach einer Mitteilung des Herrn stud. theol. Rabenau das Spinnrad noch am Epiphaniastage, bis wohin die Zeit der Zwölftnächte reicht.

Am Abend der langen Nacht kommen in die Spinnstube Frauen, die „Kichelche“ verkaufen. Die Burschen nehmen sich davon für die Mädchen.

3. Am Abend des 2. Christtages feiert man „Scheidowet“, (= Scheideabend) und zwar Burschen und Mädchen in der Spinnstube der letzteren. Für das Essen, Wurst und Brot, zum Schluß Kaffee, und in Hopfmannsfeld und andern Orten dazu noch Kuchen sorgen die Mädchen, die Burschen haben das Getränk zu stellen, früher Branntwein, heute Bier, wie überhaupt das Bier den ersteren bedeutend eingeengt hat. Alles in Allem — eine Tanznacht der Spinnstuben!

Am Nachmittage des nächstfolgenden Tages begleitet die Spinnstube den in einen neuen Dienst tretenden Kameraden zu seiner neuen Herrschaft. Man sagt: die Kameraden „scherzen“ ihn. (Nebenbei gesagt wird das Wort: „scherzen“ sowohl transitiv als auch intransitiv gebraucht. Es bedeutet zugleich: „Jemanden in einen Dienst bringen“ und „einen Dienst — doch auch eine Wohnung rc. — verlassen“). Die alte Dienstherrschaft gibt dem scheidenden Dienstboten einen Laib Brot und eine Wurst mit auf den Weg. Die Kameraden beladen sich mit dem Bündel und seinem sonstigen Eigentum. Bevor man abzieht, singen sie zuerst ein „Scherzlied“, die Burschen etwa:

„Nun adjes, ihr lieben Brüder!
Will denn keiner mit marschieren?
Ich muß reisen fremde Straßen,
Muß mein' Schatz ei'm andern lassen,
Das macht mir mein Herz so schwer,
Glaub', ich seh' sie nimmermehr!“ u. s. w.

Die Mädchen singen etwa:

„Nun adjes, jetzt muß ich reisen,
Nun adjes, jetzt muß ich fort,
Soll und muß mein'n Schatz verlassen,
Muß an ein' andern Ort“ u. s. w.

Gesang verkürzt auch den Weg. Überall hört man am Nachmittag des „Scherztages“ singen, auf den Wegen und Chausseen, die von einem Dorfe zum andern ziehen, bald von einer Schar Mädchen, bald von einer Schar Burschen. Ein originelles Scherzlied, von dem ich leider nur zwei Strophen zusammengebracht habe, ist auch dieses:

„Wenn nun ein' als Magd muß dienen,
Die muß haben viel Geduld,
Sie darf sich zu nichts erkühnen,
Sie muß hab'n an allem Schuld.

Manche Magd wird auch verachtet,
Ob sie gleich tut, was sie kann,
Es wird ihr doch nicht so betrachtet,
Ihr Herr ist stets ein strenger Mann.“

Der neue Dienstherr ist verpflichtet, die ganze begleitende Spinnstube zu bewirten. Da kommt Wurst, oft die beste, der „dicke Ginther“ auf den Tisch und Brot und Branntwein und hinterher Kaffee und Kuchen. Kein Dienstherr will grob gescholten werden. — Auch am Abend dieses Tages wurde früher in den Spinnstuben getanzt.

4. Das nächste größere Fest der Spinnstube findet am „Naujuhrschowet“, d. i. dem Sylvesterabende statt. Da ladet die Burschenspinnstube die Mädchenspinnstube, mit der sie Verkehr hat, zu sich ein. Am Abend zuvor laden die Burschen ein. Am Sylvesterabend selbst nach dem Gottesdienste versammeln sich die Mädchen in ihrer Spinnstube und warten, bis die Burschen sie holen. Es ist kein Anstand, wenn ein Mädchen, ohne so von den Burschen geholt zu werden, von selbst hingeht. Auch unser Bauernvolk hat seinen, wenn auch ungeschriebenen Kodex von Bestimmungen über Anstand und Höflichkeit, die in manchem allerdings unsern Anschauungen geradezu entgegenlaufen, aber ihm ebenso heilig sind, als uns die unsrigen. Nun kommen die Burschen und holen sich ihre Gäste. Das erste, das sie ihnen vorsetzen, ist zuckergebrannter Branntwein. Hier das Rezept: Man gießt Branntwein in eine flache Schüssel und legt über sie Draht, auf dem man Zuckerstücke legt. Der Branntwein wird nun angezündet. Der Zucker schmilzt von der Hitze und träufelt in den Teller. Das, was in diesem nun gefunden wird, wird nach Geschmack mit viel oder wenig Branntwein vermischt und dargereicht. Dann beginnt der Tanz, den kurz

vor 12 Uhr eine Eßpause, in der die Burschen die Mädchen bedienen und Wurst und Brot darreichen, unterbricht. Um 12 Uhr fangen die Glocken an zu läuten. Alles geht vor die Haustür und singt: „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen" ꝛc. Es ist ganz ergreifend, in der Neujahrsnacht dieses Lied nun plötzlich aus allen Wirtshäusern und den Höfen vor den Spinnhäusern heraus erklingen zu hören. Dabei kein Lärmen, kein Schreien, kein Schießen, wie es leider Gottes in den Dörfern um Gießen heimisch geworden ist. Nach dem Liede sucht man sich gegenseitig das neue Jahr abzugewinnen. In alten Zeiten sagte man, und ich selbst habe es noch von älteren gehört: „Gu'n Morr'n u m' s Naujuhr."*) Die jüngere Welt hat sich das „Prosit Neujahr" angewöhnt und verrät auch in dieser Bevorzugung fremder Worte — daß sie Deutsche sind. Noch vor 20 Jahren war es in Engelrod Sitte, daß die Burschen nachher vor Pfarr- und Forsthaus zogen und das Lied sangen. Die ganze Nacht wird in den Spinnstuben durchgetanzt. Ein Kaffee mit „Schärrn" (= doppelten Weck) beschließt am Morgen das Fest.

Bleigießen, Wergverbrennen und anderes war in Engelrod nicht in der Neujahrsnacht in den Spinnstuben üblich. Die Mädchen trieben dies und ähnliches an „Pauli Bekehr" (25. Januar). In Großen-Linden war früher der Brauch, daß die Burschen ihren Mädchen Ho'nkkuche von den Licher Honigkuchenbäckern kauften, die an diesem Tage in die Dörfer kamen. Die Mädchen schenkten ihnen dafür lange irdene mit Bändern verzierte Pfeifen (laut Mitteilung des Herrn H. Hepding).

5. Am Epiphaniastage wählt die Spinnstube in Schlechtenwegen (wie mir Herr stud. theol. Rabenau mitteilte) einen König und eine Königin. Auch in den Spinnstuben der Pfarrei Engelrod kennt man diesen Brauch. Doch ist er nicht an Epiphanias gebunden. Welches Recht den beiden Erwählten gegeben war, konnte ich nicht ausmachen; nur das weiß ich, daß sie die Pflicht hatten, etwas abzugeben. Bemerkenswert ist, daß schon die Gießener Studenten des Jahres 1619 den Brauch, auf Epiphanias einen König zu wählen, übten, „dem dann ein großer cost uffgesattelt wurde" (vgl. W. M. Becker, Gießener Studententum in der Früh-

*) Aus dieser Redensart geht hervor, daß der Wünschende für seinen Wunsch etwas erwartet, eine Gabe ꝛc. So kamen in Engelrod noch in 1890 am Neujahrsmorgen mit demselben Glückwunsch ungezählte Kinder ins Pfarrhaus, um sich für ihren Wunsch die üblichen 1 oder 2 ₰ zu holen. Polizeiliche Anordnung hat diesen, wie ich hörte, alten Brauch unterdrückt.

zeit der Universität 1605—1624, in den Mitteilungen des Oberh. Geschichtsvereins. Neue Folge 11. Band Gießen 1902).

Eine interessante Feier halten die Spinnstuben in Bingenheim in der Wetterau, dem Hauptstädtchen der ehemaligen Landgrafschaft Bingenheim auf Freitag nach Epiphanias ab. Dieser Tag war ein Gaugerichtstag in der sogenannten Fuldischen Mark, welcher Tag in einer Urkunde vom Jahre 932 zum ersten Male erwähnt wird. Die Gerichtsbarkeit ging verloren, weshalb Landgraf Ernst Ludwig einen Markt dafür schenkte. Auch die Märkte büßten nach und nach ihre Bedeutung ein, aber die Jugend behielt den „Dreikönigsmarkt", die sogenannte „kleine Fastnacht", im Gedächtnis. Die Mädchen steuern Mehl, Milch, Butter, Eier bei und backen Kuchen. Die Burschen liefern das Getränk, und beim Klang der Ziehharmonika wird ein fröhliches Mahl gehalten. (Mitteilung des Herrn Rentamtmann G. Schäfer in Gießen.)

6. Das letzte große Fest der Spinnstube ist die „Fasert" oder die „Fastnacht", die, wie es scheint, im Vogelsberg allgemein nur am Fastnachtdienstag gefeiert wird. Den Rosenmontag und den Sonntag vor diesem als Festtage kennt man nicht. Die Mädchen buken am Nachmittage in den Spinnstuben Kreppel, mit welchen sie die am Abend kommenden Burschen bewirteten. Ein „Verkleiden" ist im hohen Vogelsberge nicht üblich, wohl aber in Beuern, wo am Nachmittage sogar ein Zug verkleideter Burschen die Straßen durchzieht. Nachäffung des Stadtlebens! Am Abend wird flott getanzt. In Stumpertenrod wird den Rest der Woche hindurch, wie auch in Beuern, an jedem Abend getanzt. Auch wird dort an jedem Abend in der Spinnstube gemeinschaftlich gegessen, wobei jeder Tag seine bestimmten Speisen hat, genau so, wie früher auch in Schlechtenwegen. In Beuern gibt es am Dienstage Kreppel und Kaffe, am Mittwoch Hirsebrei, Sauerkraut und Speck, am Donnerstag Kartoffelsalat, Wurst und Eier und am Freitag das Ueberbleibsel. Sonnabend fällt ja die Spinnstube so wie so aus.

Nach Fastnacht kommt die Zeit des Strickegehens. Die Mädchen besuchen die Freundschaft in den benachbarten Dörfern. Oft sieht jetzt die Spinnstube fremde Gäste.

8. Ein bedeutsamer Tag der Spinnstube ist noch der zweite Ostertag. Man sagt: An diesem Tage wird „das Licht versoffe". Die Mädchen kochen Kaffee, die Burschen holen sich einen Krug Branntwein.

Lassen wir das Gesagte noch einmal an uns vorüberziehen. In doppelter Hinsicht ist die Spinnstube für die Volkskunde beachtenswert. Einmal in sozialer Beziehung. Sie umfaßt die gesamte männliche und weibliche heranwachsende Jugend des Ortes und fordert gerade deshalb die regste Aufmerksamkeit der Verwaltungsbehörden wie der Geistlichen heraus. Wie viel Einfluß geht nicht von ihr aus auf die jungen Menschen! Und zum andern als Bewahrerin uralter Anschauungen, Bräuche und Sitten. Böckel nennt sie in seinem angeführten Buche die Spinnstube die eigentliche Wohnstätte des deutschen Volksliedes. Ich möchte sie zugleich auch als eine Hüterin uralten germanischen Volkstums überhaupt bezeichnen. Inwiefern habe ich ja in Obigem in einigen Zügen ausgeführt. Mit der Spinnstube schwindet ein sehr großer Teil der alten Zeit in Hessen. Die Dörfer in der Wetterau, in welchen sie verschwunden ist, sind des am besten Zeugen. Man weiß kaum etwas mehr vom alten. Weil aber die Spinnstube auch im Vogelsberge schon, wie im Anfang ausgeführt wurde, im wenn auch langsamen Verfall ist, deshalb gilt es jetzt sammeln und beibringen!



Zum odenwälder Wortschatz des 15.—18. Jahrhunderts.

Von Ludwig Dietrich, Gießen.

Das Material zur vorliegenden Sammlung stammt aus den oben S. 24 näher bezeichneten Archivalien über das Amt König. Aufgenommen sind solche Wörter, die in der Mundart heute nicht mehr gebräuchlich sind (†), und solche, die durch ihre eigentümliche Form oder Bedeutung auffallen, endlich Neubildungen und Fremdwörter. Die volkstümliche Sprache des Odenwaldes ist in ihrer reinsten Gestalt in den Bürgermeisterrechnungen (B.-R.) wiedergegeben, weniger gilt dies von den Gültbüchern (G.-B.) und Heberegistern (H.-R.), zwei der zugezogenen Schriftstücke — ein amtliches Schreiben aus dem Jahre 1648 und ein Gesuch von 1672 — sind im Kanzleistil ihrer Zeit abgefaßt.

An Wörterbüchern wurden benutzt:

Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch.
Grimm, Deutsches Wörterbuch. (D.-W.)
Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Aufl.

Ducange, Glossarium mediae latinitatis.

Die Bedeutung der nicht besonders erklärten Abkürzungen ist aus den angeführten Wörterbüchern ersichtlich.

abhören, sw. Vb., „verhören": *ein mensch von waltührn, welches bey ambt ist abgehöret worden.* B.-R. 1731/32; nicht bei Lexer; D.W. I, 57: *abhören* „eine Aussage vernehmen", in der Mundart *åbhçien* noch jetzt in der Bedeutung „verhören".

† Ableiben, Subst., „Ableben, Tod": *Michael Kestlers ... tochter an den alhiesigen Hofbecker ... und nach dessen ableiben an weilant Hn .... sich verheuratet. 1648.* mhd. *abelîbe* st. F.

Abrain, Subst., „Rain": *1 Batzen 2 ₰ von einem abrain an seinem Hof.* G.-B. 1642; mhd. **abe-rein.* Das D.W. I 85 verzeichnet nur das Verb *abrainen „limitare,* ein Feld abgrenzen". Die heutige Mundart kennt außer dem Simplex ein Kompositum *ógraⁿ*, das speziell einen Ackerrain bezeichnet, dessen Zusammensetzung ich aber nicht erklären kann. Lautlich steht zwar einer Zusammenstellung des ersten Elementes mit got. *ôgjan* „jemand in Furcht setzen", zu dem engl. *ug* „Schrecken, Furcht" gehört, nichts im Wege, aber die Bedeutung macht eine Verwandtschaft fraglich.

absteinen, sw. Vb., „mit Marksteinen versehen": *wisen zu Künich wie dann dieselbigen abgesteint.* G.-B. 1554. mhd. *abesteinen.* Lexer, mhd. Wb., Nachträge.

Accise, Fem., „Abgabe, Steuer": *dass der Herr Keller die herrschaftl. actcise fordern möcht.* 1672. nlat. *accisia.*

allerdings, Adv., „durchaus, ganz und gar": *Ist kein Korn geliefert weil sie allerdings nichtss ausseh* (= aussäen) *können.* G.-B. 1645. mhd. *allerdings* „vollständig". Jetzige Bedeutung in der Mundart: „beinahe, fast".

† allezeit, Adv., „immer": *von einer halben hub so alzeit bey obiger gewesen.* G.-B. 1642. mhd. *allezît.*

Alme, Fem., Flurname, „Allmende": *der graben auf der gemeine allme.* B.-R. 1722/23. *an dem Allmen garten.* B.-R. 1741/42. mhd. *almeinde* > **almende* > **almene (nd > nn > n)* > **almen* > *alme.* Heute *ål'm.* Neben *Alme* findet sich:

† Almut: *die gemeine allmuth.* B.-R. 1731/32. Diese Form schon mhd. aus *almunt,* dessen *n* infolge Dissimilation gegen das vorausgehende *m* geschwunden ist; *almunt* vielleicht aus *almend(e)* unter Anlehnung an *munt.* Vgl. Lexer.

Angrenzer, Masc.: *als .... die Sach mit der gemeinde und denen ankrentzer in Richtigkeit gebracht. . . .* B.-R. 1733/34. (Beleg). Zu nhd. *angrenzen.*

annoch, Adv., „noch": *So seind vor 2 Jahren 4 personen umb Diebstahls willen Eingezogen worden habe meine gebiehr annoch wegen der Captur und Verhör zu prätentiren.* B.-R. 1734/35 (Beleg). vgl. D.W. I. 418.

† **atzen**, Vb., „(den Herrn auf der Durchreise) beköstigen": *der gensshoiff front vnd atz einer Hube gleich.* G.-B. 1477. mhd. *atzen.* Dazu:

† **Atzung**, Fem., „Beköstigung": *ein hoiff der thut atzung vnd frondinst wie j (1/2) hube.* ebda. mhd. *atzunge.* Noch im 17. Jahrh. vielfach belegt. Zusammensetzung:

† **Atzgeld**, Subst.: *Frohn- vnd Atzgeldt.* H.-R. 1682.

† **Aufkündung**, Fem., „Aufkündigung": *meines genedigen herrn eigen wisen .... ist der ganzen Gemeinde verlihen, steet die ufkundung zu meinem genedigenn Herrn.* G.-B. 1554. Zu *aufkünden.* D.W. I 679.

† **ausgescheiden**, Part. Praet., „ausgenommen": *daran geben alle diejenigen so guter haben aussgescheiden der Kroenmullner.* G.-B. 1554. *Aussgescheiden Sechs wagen fart mussen sie Jerlich thun.* G.-B. 1642. mhd. *ûz-gescheiden.* Lexer, Nachträge.

Bagage, N.: *wie das pagaschy zu würtzberg gestanden und die Cent mit 40 Pferde vor spannen Sollen.* B.-R. 1731/32. frz. *bagage.*

† **Bannholz**, N., „Bannforst": *Als die . . Jeger die Cent umb den weg durch das ban Holz angesuchet.* B.-R. 1731/32. mhd. *ban-holz.*

† **Bannwein**, M.: *Hat mein gn. herr den banwein.* G.-B. 1477. *Zinnss an gellt, so jerlich meinem gnedigen Herrn zu Bannwein zu Künich gefellt.* G.-B. 1554. *Bhan Wein.* G.-B. 1565. *Bohnwein.* H.-R. 1682. B.-R. 1680. mhd. *ban-wîn.* vgl. S. 29 f. Zur Schreibung *Bohnwein* ist noch zu bemerken, daß sich in Michelstadt, Erbach und Umgebung mhd. *-an* > -ō̃ entwickelt hat, daß diese Schreibung also der dort geltenden Aussprache entspricht.

Batzen, Subst. Zum ersten Male G.-B. 1642: *.... gibt zu rechter Beede und gült 1 fl 10 Batz. 2 ₰ gelt.* Vgl. S. 33. mhd. *batze.*

† **Bavus**, Subst.: *Item j (1/2) gulden V alb. gefellt jerlich meinem*

genedigen Herrn zu Künich, daran geben alle diejenigen so guter haben aussgescheiden der Kroenmullner vnnd Michel Schäffer, Ist etwa genannt worden der Bafess Zinnss Ist Martini fellig. G.=B. 1554. *Bavus Zinss* 1652, 1682, 1726, 1727. Das Wort ist vielleicht aus dem Familiennamen *Bafey* abzuleiten: **bafeyszins* > *baffeszins* > (latinisiert:) *bavus zins.* In diesem Falle muß für *etwa* allerdings temporale Bedeutung angenommen werden im Sinne von mhd. *eteswenne.* Vgl. nhd. *da* loc. u. temp. *Etwa* = mhd. *eteswâ* „irgend wo" würde voraussetzen, daß der Name *Bafess Zinss* von außen hereingekommen ist. Vgl. S. 31 f.

† **beihanden,** Adv., „vorhanden": *was dissfals vor gesipte .... noch beihanden sein möchten.* 1648. D.W. I. 1373.

† **Beisass,** Subst., „Ortsangesessener ohne Bürgerrecht"; nur in der Zusammensetzung *Beisassgeld: bey sass gelt* B.=R. 1725/26. *Bey sass geldt* B.=R. 1741/42. mhd. *bîsaeze, bîsâze.* Daneben die Zusammensetzung: *Beysitzgelt.* B.=R. 1731/32.

† **[ob]bemeldt,** Part. Praet., „oben genannt": *30 stück latten zu ob bemeldtem stall.* B.=R. 1741/42. mhd. Inf. ** be-melden.*

†**bescheinen,** Vb., „bescheinigen": *(Ich) bescheine dieses.* B.=R. 1732/33. (Beleg). mhd. *bescheinen.*

Beschläge, N.: „Beschlag": *Ein beschläg an die neu Stuben Thür im Schulhaus.* B.=R. 1731/32. D.W. I. 1572. Zu mhd. *beslân.*

bessern, sw. Vb., „bewaffnen": *so sich zwen mit einander schlagen mit gebesserter Hanndt tz(u) mach(en) ein flyssendt wunde.* G.=B. 1477. *mit ungebessertere Handt.* ebda. In dieser Bedeutung †.

† **bestattigen,** sw. Vb., „bestatten": *Ein arm Kindt welches ... in das wasser gefallen und Ertrunken ... zur Erden bestadig(en) lassen.* B.=R. 1731/32. *Ein Kindt welches durch die Gemeindt zur Erd(en) bestadiget word(en).* ebda. mhd. nur *bestaten.* Die mundartliche Form ist vielleicht in Anlehnung an *bestätigen* gebildet, mit dessen Bedeutung sich *bestatten* nach D.W. I. 1658 teilweise deckt.

bestehen, st. Vb., „mieten, pachten": *Die atzung meines gnedigen hern ist itzt bestanden vor 34 gulden.* G.=B. 1477. *Von Herrn M. ... wegen des bestandenen Gemeinde Damms.* B.=R. 1727/28. mhd. *bestên.* In der Mundart außer dem Vb. noch die Zusammensetzung „*Bestandacker*" üblich.

† Bete, F., „Bitte": *Ein hub genannt walthers hube keit zu rechter bede 3 lib. hellr.* G.=B. 1477. *zu rechter beth* G.=B. 1554 u. a. mhd. *bëte.* Kompositum: *Leibsbeth* G.=B. 1654. *Leibsbeeth* H.=R. 1682. mhd. *lip-bëte* „Abgabe der Leibeigenen".

† Bettelvogt, M., „Bettelrichter": *an den bettel vogt zahlt vor die tag wacht.* B.=R. 1732/33. Vgl. S. 42. mhd. nur *bëtelrihter,* Lexer, Nachträge. Ebenso D.W. I. 1733.

† Bitten, N., „Bittgesuch": *Gelanget .... diess mein Underthänigst gehorsames bitten An Ew. hoch grf grf.* .... 1672. mhd. Vb. *bitten;* hierzu gehört:

† bittlich, Adv., *„suppliciter"* (D.W. II. 57): *Zur selbige Zeit Ew. hoch grf. grf. auch der Hr. Amptmann nicht zu Hauss gewest Ehe nicht bittlich Ein Kommen Können.* 1672. Vgl. S. 47.

blessieren, sw. Vb., „verwunden": *Einem armen blessürt(en) Reuther.* B.=R. 1722/23. frz. *blesser.*

† Borke, F.: *von dem Cäller* (= Zeller) *hanadam empfangen vor die Borke(n) im galgen Berg.* B.=R. 1734/35. Vgl. Kluge, Etym. Wb.

böse, Adj., „schlecht, nicht gültig" (vom Geld): *vor 5 fl böse xr* (Kreutzer) *welche die gemeinde gehabt und nur vor halb gültig ausgeben word(en).* B.=R. 1733/34. mhd. *boese.*

Brunnenstube, F. = ausgemauerter Raum in der Erde, wo eine Quelle gefaßt wird und von wo aus die Brunnenleitung nach dem Dorf geht: *dem brunnen meister von der neuen brunen stuben zu machen".* B.=R. 1732/33.

† Busse, F. „Strafe": . . . *So verluret Der da slecht die hochst ader die niderst bussz . . . vnd bleybt Der / der sich nit weret / bej der halben buss.* G.=B. 1477. mhd. *buoze.* Hierzu:

† bussfällig, Adj., „straffällig": *Item so einer buessfälligk vnd mit recht erwunden wirtt / verlureth gegen dem gericht* ii *lib* iiii *r* (Heller). ebda. mhd. *buoz-vellec.*

† Captur, F., „Verhaftung": *Die Captur Bey der personen.* B.=R. 1735/36 (Beleg). lat. captura.

† citieren, sw. Vb., „vorladen": *Sie sind auf die gemein schaftliche Karnseley gezüttirt word(en).* B.=R. 1723/24. lat. citare.

† Contingent, Subst., „Pflichtbeitrag": *Soll künftig Von jedem Pfarr Kind sein Contingent bezahlt werden.* R.=R. 1726/27. lat.

† Copeia, Copia, F., „Abschrift": *Dass der Burgenmeister bezahlt hatt vor Zwey Copia von dem frohnt und Jacht brief.* B.=R.

1724/25. In dem Beleg dazu: *Copeia,* welches der mundartlichen Form am nächsten steht. Zu erwarten wäre: **Copei,* entsprechend *mélodei* < lat. *melodia* (μελῳδία).

Daub[holz], N., „Daube" = „Faßdaube": *vor Taubholtz, so ihm ist verkauft worden.* B.-R. 1680/81. mhd. **dûwe* < frz. *douve.* vgl. Kluge, Etym. Wb.; Diez, Etym. W. der rom. Spr.: *Doga;* ferner hier *Deugel.*

Deugel, F., „Röhre für Wasserleitungen": *wie die brunen Deuchel sind gefält worden den Holtz Hauer zu verzehren geben . . .* B.-R. 1731/32 u. a. Das Wort ist im Odenwald noch jetzt üblich und wird in König *daiχ'l* gesprochen. Zur Erklärung der angeführten Stelle ist zu bemerken, daß im Odenwald früher bei Anlage von Brunnenleitungen hölzerne Röhren verwandt wurden, die man dadurch herstellte, daß man Baumstämme ausbohrte *(hólsdàiχ'l — gúsdàiχ'l).* Das D.W. II. 1036 führt das Wort in den Formen: *Deuchel, Dünchel, Düchel, Teuchel, Deichel, Tüchel* an, die sämtlich auf mhd. *tiuchel* zurückgehen können. Es fragt sich aber, woher kommt dieses? Daß es mit dem gleichbedeutenden frz. *tuyau,* rom. *tuel, tudel* aus dem niederl. *tuit* oder altnord. *túda* erborgt sei, leuchtet schon um deswillen nicht ein, weil Ausdrücke, die sich auf das Bauwesen beziehen, vielfach in sehr früher Zeit direkt aus dem Lateinischen entlehnt wurden (Kluge, Etym. W. „Mauer"). Außerdem würde sich die mundartl. Form des Wortes aus jenem Etymon, dem lautgesetzlich hd. *Zaute,* odenw. *dsude* „Gefäßmündung" entspricht, nicht erklären lassen. Es ist daher zunächst an lat. Herkunft zu denken. Im D.W. ist noch an mlat. *doga* erinnert. Für dieses Wort führt nun Du Cange 2,898 (1. *Doga*) aus Gregor v. Tours (Miracul. I. 25) folgende Stelle an, die jeden Zweifel ausschließt: Fossas in circuitu Basilicae fieri jussit, ne forte Dogis occultis lymphae deducerentur in fontem. Zu *doga,* das Du Cange als *fossa,* frz. *douve* „Wassergraben", Diez (Etym. W.) richtiger als *Kanal* erklärt, ist ein Dim. **dogilla* anzusetzen, das als **dugila* im Ahd. Aufnahme fand und zu mhd. **diugel, *tiugel* wurde. Die Schreibung *tiuchel* (Lexer, Mhd. Wb.) gibt die weitverbreitete spirantische Aussprache des inlautenden *g* wieder, und das Wort ist hiernach weiter nichts als das Diminutiv zu mhd. *dûge.*

† **Diebsgesinde,** N., „Diebsgesindel": *ein mensch . . . . welches bey*

ambt ist abgehöret worden von wegen des tiebsgesindes welches von Kimbach her ein gekomen. B.-R. 1732/33. *Cent Kosten vor das Diebsgesindt.* ebda. mhd. **diep-gesinde.* Vgl. Kluge, Wb.: *Gesindel.*

† dieweil, Konj., „weil“: *die weil mein Schreiber nicht Inheims ist.* 1656. mhd. *die wîle.*

† Dinkel, Subst.: ½ *Malter Dienckell.* G.-B. 1653. *ein malter Dünckel.* B.-R. 1733/34. mhd. *dinkel.* Heute in der Mundart nur *šbęls*, Fem., (mhd. *spëlze*) üblich.

† Echtmass, N.: *keit ein hub VIII moss,* (sc. Bannwein) / *j. hub* iiii *moss / Ein firtel* ii *moss / Die Heuser die jn die muln jm dorf maln gehen* ii *moiss vnd die in die Kraen moln gehn* ii *moiss vnd ein echtmoss.* G.-B. 1477. Nach dem D.W. III. 21 ist *Echtmass = pars octava mensurae,* und diese Bedeutung kommt dem Wort in vorliegender Stelle zweifellos zu. Aber die Erklärung der Form bereitet Schwierigkeiten. Auf mhd. *ehterin (ahterin)* läßt sich *echt* nicht zurückführen; dagegen wäre die Entwicklung *echtmâss* aus **echtelmâȥe* denkbar. Vgl. die Ortsnamen Hetzbach (< *Hetzelspach*), Sensbach (< *Sentzelspach*) u. a.

† Eckerich, Subst., „Frucht der Buche und Eiche“: *Von einem Vergleichs briefe von den schweinen wie Sich die gemeints Leutte zu Eckerich Zeitten gegen Ein ander zu verhalten haben.* B.-R. 1731/32 (Beleg). Neben mhd. *ackeran* ist **ackerîch* anzusetzen, eine Form, die ungezwungen den Umlaut erklärt. Die Bildung ist analog der von *wëgerîch.*

† Ehenwesen, N., „res conjugales“ (D.W.): *bei solchem Ehenwessen in an wendung der gerichliche mahl Zeit ein Trunk wein uf mein Costen herbey gebracht.* 1672.

† einige, Pron., „irgend welche“: *ohn hinderlassung ainiger Kinder selig(en) todss Verblichen.* 1648. mhd. *einic.*

† Einkolligierung, F., „Einbringung, Einsammlung“: *bei Ein Colligirung der Schul frücht(e) ist verzehrt.* B.-R. 1741/42. Lat.

einspännig, Adj.: *Hanss Grim besitzt ein einspennig Hauss so Hanss Kremers gewest.* G.-B. 1645. mhd. *einspennec* „dem nur ein Pferd zusteht“. In dieser Bedeutung naturgemäß †.

† Endesbemeldeter, M.: *was ich Ensbemelter an schlosser arbeit gemacht habe.* B.-R. 1732/33 (Beleg). vgl. *obbemeldt.*

† sich enthalten, Vb., „sich aufhalten, wohnen“: *dass die helft der Verlassenschaft nach Ihrem todt, Uf dero Geschwister,*

oder nechst an Verwante fallen soll, Vnd aber ich berichtet, ob sich derselben noch zu Rottenburg enthalten, oder doch wo dieselbe befindlich aldort Kundschaft erlangt werden könne. G.=B. 1648. mhd. *sich enthalten.* Vgl. auch D.W. III. 551.

† **erhaben,** Part. Praet.: *Gefell wie solche 1642 erhaben worden.* G.=B. 1642. mhd. *erhaben.*

† **erlegen,** sw. Vb., „niederlegen, liefern": *Hanss Jacob der Reuter hat auch kein Haber erlegt.* G.=B. 1644. mhd. *erlegen*; Vgl. mhd. *gëlt erlegen.*

† **erleichtern,** sw. Vb.: *ein hub . . . ist erlichtert worden | geit kein zehend.* G.=B. 1477. mhd. *erlîchteren.*

† **erwinden,** st. Vb., „überwinden, erweisen" (D.W. III. 1067,6): *so einer buessfellígk vnd mit recht erwunden wirtt.* G.=B. 1477. *der do das recht erwindt.* ebda. mhd. *erwinden.*

† **Etappe,** Subst.: *Das Etappen Geld so vor den Welzeck eingegangen.* B.=R. 1732/33. frz. *étape.*

† **etwa,** Adv. siehe *Bavus.*

† **etzliche,** Pron. Adj.: *4 alb 4 ₰ von etzlichen äckern,* H.=R. 1682. mhd. *ëteslich.* Heute dafür: *edliχ*ᵉ, das für die Mundart hiernach als Lehnwort zu gelten hat. B.=R. 1732/33: *mit Etligen man.*

† **express,** Adj.: *ein expresser botte nacher Heppen Heim.* B.=R. 1732/33. lat. *expressus.* Dasselbe Wort als Substantivum:

† **Expresser,** M.: *Als hab Meine GGn Herren durch diessen expressen hirunder Bemühen vnd Pitten sollen.* 1648. »*nuntius proprius*« D.W. III. 1208.

† **Fälle,** Subst. Pl., „Gefälle": *fell vnd nutzung ynns Ampt zu Künich gehorigk.* G.=B. 1477. Plural von mhd. *val,* das hier die Bedeutung von mhd. *gevelle* übernommen hat. Siehe *Gefall.*

† **Fastnachthuhn,** N.: *fassnacht hun.* G.=B. 1477. mhd. *vasnaht-huon* „Zinshuhn zur Fastnacht".

Felge, F.: *buchen holtz zu wagners fälgen.* B.=R. 1732/33. *buchen faligen Holtz.* ebda. *buchen fällgen Holtz,* B.=R. 1732/33 (Duplikat). mhd. *vëlge* „Radfelge".

† **fernig,** Adj.: *Ferndig Rest.* G.=B. 1654. *fernig Rest. Besoldung fernig und heuer.* G.=B. 1655. mhd. *vërne* „im vorigen Jahr". Dazu das Adj. *vërnec* „vorjährig" entsprechend *heurec* gebildet. In der Mundart ist *d* an vorausgehendes

n assimiliert. Das *d* in *ferndig* erklärt sich daher als falsche Verhochdeutschung wie nhd. Ernte < mhd. *erne*.

Flecken, M.: *gefell im flecken Künich,* G.-B. 1565. mhd. *vlëcke* „Marktflecken". In der Mundart fast †.

† Flittich, M.: *wie die borienmeister denen gänssen die fliedtig ab Küben haben missen.* B.-R. 1729/30. mhd. *flittich* < *vitich, vëtach* unter Einfluß von *vlügel.*

† flürlich, Adv.: *ein acker geit .j. (½) malter frucht florlich was er tregt.* G.-B. 1477. *1 Simer Haber vom Acker .... flürlich wie er frucht tregt.* G.-B. 1643. mhd. *vluorlîche.*

Futterage, F.: *als der Burgemeister denen Reither und Dragoner die futteragi nach Erbach geliefert.* B.-R. 1741/42. Aus frz. *fourrage* unter Einfluß von deutsch *Futter* umgebildet. D.W. IV. 1, 1.

fronen, sw. Vb.: i *hub genant jsen hewers hube front vor ein halphube.* G.-B. 1477. mhd. *vrônen.* In der Mundart den veränderten Verhältnissen entsprechend fast †. Dasselbe gilt von

Fröner, M.: *als die Fröhner an denen Brunen Deichel gelägt.* B.-R. 1731/32. mhd. *vroener.*

† Gebüttel, M., „Gerichtsbote": *Vnd so sich einer des widdern wolt vnd des weyns so jnn die Herrschaft darlegt nit drincken wolt so soll der geputtell sein will was jm von seinem gut geburtt nemen .... so mag der geputtell den wein drincken und was er nit drincken mag soll er jm uff sein gutt schutten.* G.-B. 1477. mhd. *gebütel.*

† Gefall, M., „Fall": *In dergleichen vnd anderen gefällen.* 1648. mhd. *geval.*

† gefallen, Vb.: *Zinnss so jerlich meinem genedigen Herrn von Eckern zu Künich gefallen.* G.-B. 1554. *Zinnss an gelt so ... gefellt.* ebda. mhd. *gevallen* „zu teil werden, zufallen". Vgl. dagegen *Fälle.*

Geleich, N.: *Zwey Kleich an die Brunen Ketten.* B.-R. 1730/31. (Beleg). mhd. *geleich* „Glied". In der Mundart heute: *glaiχ.*

† Geleit, Subst.: *Hat mein genediger Herr alle hohe vnnd Nidere Oberkeit .... dergleichen Zoll, Gelaidt.* G.-B. 1554. mhd. *geleite,* N. „Landesherrliches Geleite, Schutz".

† Geloch, N., „Gelage": *Von 4½ Eimer* (sc. Hochzeitwein) *welchess ich den wein anschneiter gleich angezeigt, auch selbige bej der Hoch Zeit ohne Vhngelt ausgezapt. Desswege des Geloch den geste auch darnach gemacht.* Der hier vor-

liegenden Form ging wohl ein *gelâge voraus, dessen â in der Mundart zu ô wurde. Vgl. D.W. III. 2845 u. Kluge, Etym. Wb.

† **Geschwistert**, Subst.: *Kross Hanns und sein geschwistert.* G.-B. 1477. mhd. *geswisterde* st. N. Heute nur Plural: *die Geschwister.*

† **Gesinde**, N., „Gesindel". Siehe *Diebsgesinde.*

† **Gesippte**, Subst.: *was dissfals vor gesipte und in welchem gradu der Verstorbenen Verwant noch beihanden sein möchten.* 1648. mhd. *gesippet,* Part. Praet. „verwandt". In der Mundart noch *die Sippschaft.* D.W. IV. 1, 2, 4124.

† **Gradus**, Subst., „Grad": *in welchem gradu.* 1648. lat. *gradus.*

† **Gülte**, Subst.: *Zinnss vndt gült so mein genediger Herr jerlich vonn Hubgütern zu Künich fallend hat.* G.-B. 1554. mhd. *gülte,* st. F.

† **Häckerling**, Subst.: *Etliche Säck Häckerling geschnitten.* B.-R. 1732/33. *dem stroh Schnider geb(en) vor Heckerling zu schneiden.* ebda. Erst seit 1570 (Kluge, Etym. Wb.: hacken). Zeitschr. f. deutsche Wortforschung IV. 188. In der Mundart heute nur die Form *hęgsᵉl* üblich.

† **Hag**, M., „Hecke": *ein acker leidt hinderm hagk.* G.-B. 1477. mhd. *hac.*

† **Haingericht**, N.: *Heingericht, Häingericht* B.-R. 1680/81. *vor Weissbrodt zu dem vorigen Haingericht.* B.-R. 1741/42. *bezalt vor wek zu dem hangericht.* B.-R. 1723/24 2c. mhd. *hagengerihte.* Vgl. oben S. 35 f.

† **Handgeld**, N.: *vor den neu angeworben(en) Caiser. Reuther das Handgelt zahlt.* B.-R. 1732/33. D.W. IV. 2, 389. Heute in der Mundart dafür: *drufgeld* (**dar-ûf-gëlt*) oder *waiⁿguf* (*wîn-kouf*).

Haussteuer, F.: *alss bitt mir beite Junge Ehe leit .... Vmb erlassung des Vngeltss zu einer Hauss Steier.* 1672. mhd. *hûs-stiure.*

† **heischen**, Vb.: *Mann aus dem Schönberger Ambt hat auf den Brand geheischen.* B.-R. 1680/81. mhd. *eischen,* vgl. Kluge, Etym. Wb.: *heischen.*

† **heuer**, Adv.: *Besoldung fernig und heuer.* G.-B. 1655. mhd. *hiure.*

† **heurig**, Adj.: G.-B. 1654. mhd. *hiurec.*

† **hinfürder**, Adv.: *also dass keins hinfurter ohne das Annder*

verkauft od(er) ligennd bleiben soll. G.=B. 1554. Zusammensetzung von mhd. *hine* u. mhd. *vürder*; nach D.W. IV. 2, 1434 besonders im 16. Jahrh. üblich.

† **Hirtenpfründe**, F.: *Als der Burgen meister das erste mahl die Hürten pfrunt angeschnieden.* B.=R. 1731/32.

† **Hofstatt**, F.: *ein felt hoifstat genant Kreusslers hoifstat.* G.=B. 1477. *gibt jede Hofstat 4 ₰.* G.=B. 1554 u. a. mhd. *hovestat* „Grund u. Boden, worauf ein Hof mit den dazu gehörigen Gebäuden steht oder stehen könnte". Über die Größe einer Hofstat gibt eine Bemerkung des G.=B. 1477 einigen Aufschluß: *die obgeschrieben hoifstet thun ye vier an der fron einer gantzen hub gleich.*

† **Hube**, F.: G.=B. 1477 u. a. mhd. *huobe.* In Zusammensetzung: *Hubhaber* (*ein malter hubhabern.* G.=B. 1477).

† **Jauner**, Subst.: *das penal und patent wieder die Zigeiner und Jauner.* B.=R. 1728/29. Vgl. Kluge, Etym. Wb. „Gauner".

† **jeglicher**, Pron.: *so sich zwen mit einander schlagen . . . . so verluret ir iglicher x lib.* G.=B. 1477. mhd. *ie-gelich.*

† **inheims**, Adv.: *die weil mein Schreiber nicht Inheims ist.* 1656. D.W. IV. 2, 2120: *inheims* „zu Hause". mhd. **inheimes.*

† **inkorporieren**, sw. Vb.: *Bullau, Zell. . . so vor disem dem Ambt Michelstadt incorporirt gewesen.* H.=R. 1682. lat.

† **insonders**, Adv.: *Wolweise Insonderss grossgünstig . . . . vnd Hochgeerte Herr(n).* 1648. Vgl. D.W. IV. 2, 2144.

† **joch**, Adv.: *on wissen vnd willen der herrschaft joch fur des hern gult.* G.=B. 1477. mhd. *joch* „weder, noch".

item, Adv., lat. *item;* steht in den H.=Rn. u. B.=Ren. vor den einzelnen Posten in der Bedeutung: „desgleichen, ebenso". In der Mundart hat das Wort jetzt die Bedeutung eines Substantivs angenommen. *eᵊr hot 30 idᵊm* = 30 Posten in seinem Kaufbrief, 30 Grundstücke.

itzt, Adv., „jetzt": *die Kraen muln hat itzt niclaus wammassr.* G.=B. 1477. Heute unterscheidet die Mundart *idsd* „neulich" u. *jedsd* od. *jedsᵊnd* „jetzt".

† **justificieren**, sw. Vb.: *Burgen meister rechnung . . . bey dem Haingericht abgehört, calculirt vnd justificirt word(en).* B.=R. 1724/25. lat.

† **Kalmus**, Subst.: *von Kalmus embpfangen auss dem gemeinden graben.* B.=R. 1730/31. lat. *calamus (aromaticus)* D.W. V. 73.

Kapaun, M.: *von Kappen wisslein 2 Kappun.* G.=B. 1477. *von*

der Kappenwis(en) 2 Kappen. G.=B. 1554. *2 Koppen.* G.=B. 1565. *Cappaun.* H.=R. 1682. lat. *cappo.* Über das Verhältnis der beiden Formen *Kappe* und *Kappun (Kapaun)* vgl. Kluge, Etym. Wb. Wegen des *o* in *Koppen* vgl. die Formen *Tabak* und *Tobak.*

† **Keller,** M., „Kellermeister": *weillen ich mich wohl erinerth dass der H(r) Keller die herrschaftl(iche) actcise fordern möcht.* 1672. mhd. *këllaere.* Nur als Familienname erhalten.

Kerl, M.: *mir alss ein Junge Kerleh der wenüg erheyrath.* 1672. *Kerleh* ist eine falsche Verhochdeutschung von *Kerl,* das vermutlich bereits die verächtliche Nebenbedeutung hatte. Eine ähnliche Unterscheidung findet heute statt zwischen schriftdeutschem *Jude* und mundartlichem *jud.*

† **Kirchenpfleger,** M.: *Diessen Zettell hat mihr H(r) Kirrgen Pleger Horn zu recht bezalt.* B.=R. 1731/32 (Beleg). mhd. *kirchenphlëger.*

Kobel, M., „Krankheit": *Ein attestad von wegen des vermeintten vieh Kobels.* B.=R. 1731/32 (Beleg). mhd. *kobolt.* Vgl. D.W. V. 1539; ferner vgl. Wendungen wie: *vom Teufel geplagt sein; einen Hexenschuss haben.* In der Mundart bedeutet *kow^e^l* „starke Erkältung, Influenza". Dazu das Verb: *kow^e^l^e^.*

† **Läger[geld],** Subst.: *Vor Schneidt Klötz undt Lägergeldt von Miehl stein empfangen.* B.=R. 1680/81. Andere Zusammensetzung: *Lägerhölzer: von denen Läger Höltzer und einer schwellen zu unter ziegen.* B.=R. 1726/27. Vgl. D.W. VI. 68. mhd. *lëger,* st. N. Das Wort ist in der Mundart durch *lax^e^r* (nhd. Lager) verdrängt worden.

† **Landacht,** F.: *1 Acker gibt die landacht was er trägt an früchten.* G.=B. 1642. *landtacht* G.=B. 1643. mhd. *landâhte* „ausgesondertes und unter bes. Schutz gestelltes Ackerland; Fruchtzins davon".

† **Landreiter,** M., „berittener Polizeibedienter" (D.W. VI. 129): *an den lant Reuther Joachim Stellwagen zalt.* B.=R. 1732/33. mhd. **lant-rîtaere* nicht belegt.

langen, sw. Vb., „holen": *Als der neu angeworbene Caisir. Reuther . . . Sein hant gelt gelangt.* B.=R. 1732/33. mhd. *langen.*

ledig, Adj.: *von der grossen Klocken geben als die Selbe ledig*

gewesen wider fest zu machen. B.-R. 1732/33. mhd. *lëdic.* Heute fast nur noch in der Bedeutung „unverheiratet".

Leibbete, siehe *Bete.*

los, Adj., „durchtrieben, leichtfertig": *Ein losser gesel.* B.-R. 1731/32. mhd. *lôs.*

† Ludi magister, Subst.: *Dass ich Ends bemeldter anheut zu endgesetztem dato von Mathes Horn H(n) Burgemeister alhier 1 fl. 30 xr an meiner Schul Bestallung richtig empfangen habe, welches hiermit bescheine, und ermeldten H Burgemeister darüber bestens quittire. König 26. febr. 1733. Sigmund Federlin. p. t. Ludimag.*

† Mannsmat, Subst.; Flurname: *ein hub gelegen jn der wirde jn dem langen manssmaidt.* G.-B. 1477. mhd. *manne-mât.* st. N.

† Marktwächter, M.: *vor vier marck wechter so die wacht gehalten.* B.-R. 1732/33. Vgl. S. 42.

† Memorial, N., „Eingabe, Gesuch": *alss zwey Man von dem gericht Ein Momriall an genäste* (gnädigste) *Herrschaft geb(en) von weg(en) der Restanden.* B.-R. 1724/25.

Mensch, N., „schlechte Frauensperson": *vor ein mensch von walthürn welches bey ambt ist ab gehöret word(en) von weg(en) des tiebs gesindes.* B.-R. 1732/33.

† Messner, M.: *hat gütr Becker Hensell sein firtel guts genant der messnern gut.* G.-B. 1477. *1 Simer haber vom Messern gut.* G.-B. 1645. mhd. *messenaere* (< lat. mansionarius). Der Ausfall des inlaut. *n* beruht auf Dissimilation gegen das anlautende *m*; vgl. nhd. *Müller* < mhd. *mülnaere.*

Metze, F., Getreidemaß: *von 1724 reststende Korn zwölf Metze vor die Metze zehen Kreützer.* B.-R. 1725/26. mhd. *metze.* *Metze* ist in der Mundart zu *mids* (F.) geworden, womit der Mahllohn des Müllers bezeichnet wird. Wegen des Wandels *e* > *i* vgl. *wišb l* < lat. vespa (mhd. *wespe*).

† Molzer, Subst.: *3 moltzern oleyss gestrichen geit der alt Hans.* G.-B. 1477. *1 moltzern vnd 2 moltzern vnd 3 moltzern = 1 siemer vnd 2 moltzern.* lat. *molitura.* D.W. VI. 2481. Das Wort ist noch im 17. Jahrh. gebräuchlich gewesen: *Moltzer* H.-R. 1682 und 1684. Da aber die Gültbücher meist die Abkürzung *Mtz.* anwenden, so läßt sich nicht entscheiden, ob damit *Molzer* oder *Metze* gemeint ist und welche Bezeichnung die häufigere war.

† Nachbargericht, N., „Haingericht": *vor etliche krig und glösser*

so bey dem nachbar gericht sind verbrochen worden dem wirth Jacob Krohen darvor bezalt worden. B.-R. 1728/29. *dem Matäss Horn oder alten burgen Meister vor ein Klein Simmer Haber welches vor Herrn Amtmann sein pert Kommen bei dem verwichenen Nachbar gericht* 7 *alb.* 4 Ꝟ. ebda. vgl. oben S. 35.

nacher, Präp., „nach“ (Richtung): *ein botten gang nacher würth* (Wörth). B.-R. 1732/33. *nacher* geht auf *nach her* zurück, das durch Umstellung aus mhd. *hër nâch* entstanden ist, ursprünglich aber adv. Bedeutung hatte. Das Adv. *nacher* trat dann auch für die Präp. *nach* ein (D.W. VII. 45) und die Mundart bildete ein neues Zeitadverb durch abermalige Zusammensetzung mit *her*. So erklärt sich das heute übliche *hernōxᵉr.* Die Präp. *nōxᵉr* dagegen ist fast ganz durch *uf* (mhd. ûf) verdrängt worden: *uf wiᵊd maxᵉ.*

† **Nachfahr,** Subst.: *Toma Hammans Nachfar.* G.-B. 1651. mhd. *nâch-var.*

† **Nachrichter,** M.: *eine axt, eine Hacke und eine schiepp so der Nachrichter zu seinem Dienst gebraucht.* B.-R. 1732/33. Das Wort kann hier nicht die Bedeutung von mhd. *nâchrihter* haben, der *Nachrichter* muß vielmehr mit der Feldpolizei zu tun gehabt haben, wie die Attribute beweisen. Vgl. *Vorrichter.*

† **Nutzung,** Subst.: *zynns fell vnd nutzung ynns Ambt zu Künnich gehorigk.* G.-B. 1477. mhd. *nutzunge,* st. F.

† **obenwendig,** Adv., „oberhalb“: *ein Muhlen obenwendig der Kroenmühle gelegen.* G.-B. 1554. mhd. *obenwendic.* Dem gegenüber steht *undewendig,* das noch in Oberhessen gebräuchlich ist; vgl. Crecelius, „Oberh. Wb.“ 842.

† **Ohmgeld** = älter *Ungelt,* N.: *Das Ungelt ist meins gnedigenn hern.* G.-B. 1477. *Uhngelt 1672, bier ohm gelt, wein ohm gelt.* B.-R. 1680/81. *Ohm gelt vor 4 Eimer Bir.* B.-R. 1732/33. *Empfang(en) ungelt von wein und büer schank so die gemeind zu erhäb(en) hat.* B.-R. 1724/25. mhd. *ungëlt.* Die Schreibung *Ohmgeld* in Anlehnung an Ohm (mhd. *âme*), das Weinmaß. vgl. S. 30. Zu *Ohmgeld* vgl. das Verb *verohmgelden.*

Ordre, F., „Ordnung“: *Einem officier zum Recumbens umb gute orter zuhalten 5 fl.* B.-R. 1727/28. frz. *ordre;* heute in der

Mundart nur noch in der Bedeutung „Gestellungsbefehl": *ęəʳ hot uəʳdᵉr grī̃χd.*

Orgelist, M.: *dem orgelisten gebe(n) vor den lorentz stam nauss zu singe(n).* B.-R. 1723/24. Aus *Organist* mit Wandel des *n* > *l* unter Einfluß des vorausgehenden *r*, wie in nhd. *Orgel* < mhd. *orgene.*

† Pactum, N.: *Wan nun ein Pactum zwischen Ihr und Ihrem letzten Hausswirt Ufgericht.* 1648. Heute dafür: *ębs úfsedsᵉ* („etwas aufsetzen").

† Passivrecess, Subst., „der Betrag, um den die Ausgaben die Einnahmen übersteigen, Rückstand an Schulden": *Diese* (*sc. Summa aller aussgab*) *von der Einnahm abgezogen Verbleibt ein passiv recess à 10 fl. 29 alb. 2 ₰ welche an den künftigen Burgermeister zu bezahlen sind.* B.-R. 1725/26. lat.

passieren, Vb., „durchgehen": *Supplicanten wollen wir Zwo Eimer Wein in gnaden frey passiren lassen, übrige Zwo und eine halbe Eimer soll er gebürlich verohmgelden.* 1672. frz. *passer.* Heute hat *basiəʳn* in der Mundart nur die Bedeutung „sich zutragen" (*se passer*).

Pfarrkind, N.: *Soll künftig von jedem Pfarr Kind sein Contingent bezahlt werden.* B.-R. 1726/27. mhd. *pharre-kint.* Heute ist das Wort durch *Confirmand* fast ganz verdrängt.

† Poenalpatent, N.: *ein Tafel wo das penal Battent ist an geschlag(en) word(en).* B.-R. 1731/32. *Dem Herrn Cent grafen von Erbach da er mit dem H(errn) Amtmann zu König das penal und patent wieder die Zigeiner und Jauner zu König und fürsten grund zu 4 Mahlen angeschlagen.* B.-R. 1728/29 (Patent, „öffentl. angeschlagener obrigkeitlicher Befehl"). lat.

Pottasche, F.: *der Bodaschen Bränner.* B.-R. 1727/28. *die bodaschen zu liefern,* ebda. vgl. Kluge, Etym. Wb. „Pott". Für die Mundart ist *bǒdašᵉ* Fremdwort, da **bǒdęšᵉ* zu erwarten wäre. Die heute im Odenwald wieder erloschene Pottaschenindustrie kann also in der Gegend nicht alt gewesen sein.

Präceptor, M.: *dem Praeceptor Federlin jährliche Bestallung.* B.-R. 1741/42. (1723 auch *schuhl meister.*)

Präsent, N.: *dass herrschaftliche present welches die gemeint an genadigste Herr schaft ver Ehret.* B.-R. 1731/32 (Beleg). Schon mhd. *present,* frz.

präsentieren, sw. Vb., „überreichen“: *Küniger Burgemeister Rechnung pres. d.* 11. *Nov. 1682.* lat. In der Mundart auch reflexiv: *siχ bresendiǝrn*, „sich vorstellen“.

† prätendieren, Vb., „beanspruchen“: *Was unter Zeigender weg(en) dess .... Mauerres und seines weibs, die umb falsch geldausgeben will(en) eingezog(en) word(en) zu praetentiren hat.* B.-R. 1734/35 (Beleg). lat.

† p. t. Abkürzung für *pleno titulo;* siehe *Ludi magister.*

pur, Adj.: *Hanss Jostlins Witib Kan purer armuth weg(en) Ihres Mans guth Nicht brauchen.* G.-B. 1645. mhd. *pûr* (< lat. purus).

† Recess, siehe *Passivrecess.*

Recompens, M.: *Einem officier zum Recumbens umb gute orter zuhalten* 5 *fl.* B.-R. 1727/28. frz. *récompense.*

renovieren, Vb.: *an den Schlosser bezalt von der Uhr zu Ronefüern.* B.-R. 1725/26. lat.

† restant, Adj., „rückständig“: *von wegen der Restandte(n) schultige gälter.* B.-R. 1723/24. Daneben gab es das Subst. *Rest;* daher wurde *restant* als ein mit dem Part. Praes. von *stehen* (mhd. *stânde*) zusammengesetztes Wort aufgefaßt und in *reststehend* umgebildet: *von 1724 reststende Korn.* B.-R. 1725/26. Es erscheint außerdem als:

† *Restant*, Subst.: *Under schreibung der aussstehend(en) Restand(en).* B.-R. 1724/25.

† restituieren, sw. Vb., „wieder erstatten“: *zwölf Gulden .... hat der zeitige Bürgermeister .... mir restituiert.* B.-R. 1731/32. lat.

† Reuthaue, sw. F.: *Ein neu Reuth Hauen gemacht.* B.-R. 1731/32 (Beleg). mhd. *riut-houwe;* Lexer, Nachträge. In der Mundart heute dafür *ráidhagᵉ* (mhd. **riut-hacke*).

Rute, F.: *Dass die Burgen Meister .... die alte Bach ... veracottirt von der Rude a 9 alb.* B.-R. 1733/34 (Beleg). mhd. *ruote.*

Scharfrichter, M.: *vor Eine Kuh welche der scharpf Richter auf gemacht vnd besüchtiget worden, ob Selbe mechte Ein ansteckente Seuche an sich haben.* B.-R. 1731/32. mhd. *scharphrihter.* Vgl. o. S. 44.

† Schelm, Subst.: *der schelmen hoiff.* G.-B. 1477. *ein acker am schelmen rein.* ebda. *am schelmen graben.* ebda. (Flurnamen). mhd. *schëlm.*

† schelmisch, Adj. adv., „wie ein Schurke, Schuft“: *dieser ist schelmisch aussgerissen.* G.-B. 1651. mhd. *schëlmec.*

† Schlot, Subst.: *von den zwei Schlodt.* B.-R. 1729/30. mhd. *slât.* Heute dafür nur *Schornstein.* vgl. Kluge, Etym. Wb. Dazu das Kompositum:

† Schlotfeger, M.: *dem Schlotfäger von den Hürten Heyser zu fegen gegeben 4 alb.* B.-R. 1727/28. *dem Schlodfeger.* B.-R. 1728/29. Nur selten, das gebräuchlichere Wort war das jetzt ausschließlich übliche *Schornsteinfeger.*

Schnupftuch, Subst.: *Die Hausthöchter und Dinstmägde haben die 2 brunenstöck mit bender und schnupftiger gezihret.* B.-R. 1731/32. Nach D.W. IX. 1392 erst seit 16./17. Jahrh.

† Schroter, Subst.: *schroter Lohn.* B.-R. 1731/32. mhd. *schrôtaere*

Schwarte, Subst.: *vier Schwartten Bort zu Einer Speis pfannen.* B.-R. 1732/33. *vier Dannen schwartten bey die wehr brucken.* ebda. mhd. *swarte.*

† Sehgräber, M.: *Dem Sehgräber von einem stick graben bey den Hürten döllen bezalt 24 alb.* B.-R. 1731/32. mhd. **sëhe-grabaere,* zu mhd. *sëhe-gruobe.* Vgl. D.W. „Seegräber“; ferner S. 43 f.

Seuche, F., „Krankheit“: *Ein ansteckente Seuche.* B.-R. 1731/32. mhd. *siuche.* Siehe *Scharfrichter.* Heute nur in der Bedeutung „ansteckende Krankheit“.

† Sommerhuhn, N.: *ein sumer huhn.* G.-B. 1477. mhd. *sumerhuon.*

† Specification, Subst.: *Specification derjenigen Kosten welche ...* B.-R. 1733/34. Heute nur: *specificierte Rechnung.*

Speis, Subst., „Mörtel“: *vier Schwartten Bort zu Einer Speis pfannen.* B.-R. 1732/33. mhd. *spîse* < mlat. spensa. In der Mundart ist *šbais* heute Masc. (vgl. Adelung: der Speis); in der Bedeutung nhd. „*Speise*“ ist das Wort durch „*'s ęs*“ verdrängt worden (mhd. *ëʒʒen*).

Spindel, Subst.: *zwey spünnoll in die rollen gemacht.* B.-R. 1727/28. mhd. *spinnel.*

Ständer, M., „Holzgefäß, Bottich“: *vier Reif an Einen stener wie der brunen ist gefegt worden.* B.-R. 1725/26. Vgl. Kluge, Etym. Wb.

† Steckenholz, Subst.: *was vor stecken holtz ist gemacht worden.* B.-R. 1734/35. mhd. *stecken-holz,* „Stangenholz“. Heute

werden die Stangen in 1 m lange Stücke gesägt, die *Prügel* heißen; daher *brixlhols.*

† **steuern**, sw. Vb.: *der Jäger Menges hat zum Neuen Brunen .... gesteuert.* B.-R. 1731/32. mhd. *stiuren.* Heute in der Bedeutung „freiwillig beitragen" nur in der Zusammensetzung mit *bei* gebraucht: *bäišdaien.*

† **Successor**, M.: *Diessem nach verbleibt rechner noch schuldig . . . welches er an Seinen successorem sogleich baar bezahlt hat.* B.-R. 1731/32. lat.

Sucht, F., „Krankheit": *Eine arme frau welche die fallente Sucht gehabt.* B.-R. (undatierter Beleg); mhd. *suht.* Als Simplex †

† **Supplik**, F.: *„von der Suplück zu schreiben".* B.-R. 1725/26. lat. In der Mundart durch das deutsche *Bittschrift* verdrängt.

† **Supplikant**, Subst.: *Supplicanten wollen wir Zwo Eimer Wein in gnaden frey passiren lassen.* 1672. lat.

† **Supplikation**, Subst.: *Item hat die gemein lassen Ein Supplicatiohn Mach(en).* B.-R. 1680/81. Siehe *Supplik.*

† **Tagwächter**, M., „Polizeidiener": *dass der Burgen Meister . . . an den tag wechter .... auf Abschlag bezalt.* B.-R. 1733/34 (Beleg). mhd. *tage-wahtaere.* Siehe *Bettelvogt.*

überhaupt, Adv., „im ganzen, gegen eine Pauschalsumme": *als mit dem Land Reuther ist acotirt word(en) Sein gelt auf Ein Jahr viber haubt zu zahlen.* B.-R. 1731/32. mhd. *überhoubet.* Heute besonders von Leistungen der Handwerker und Arbeiter; Gegensatz: *ufs šdig* (auf das Stück).

† **Unterkauf**, Subst.: *under Kauf.* B.-R. 1731/32. mhd. *underkouf.* Heute dafür *Makelgeld. ün͏ᵉrkę̄fᵉr* „hausierender Zwischenhändler" noch sehr gebräuchlich.

unterschiedlich, Adj., „verschiedene, mancherlei": *vor unterschiedliche Arbeit auf der allmen zahlt.* B.-R. 1727/28. mhd. *underscheidenlich.*

† **unverbaut**, Part. Praet.: *vnnder disen seind funf vnverbawwet Hofstett.* G.-B. 1554, mhd. **unverbûwet*, zu mhd. *verbûwen* „bauend verwenden".

veraccordieren, sw. Vb.: *alss die burg(en) meister dass pflaster veracotirt hab(en).* B.-R. 1725/26. Zu frz. *accorder.* Siehe *verdingen.*

verdingen, sw. Vb.: *„Als die gemeine dem Meister . . . . ein Schulhaus zu bauen verdingt.* B.-R. 1680/81. mhd. *ver-*

dingen. Heute nur noch mit Bezug auf Dienstboten; im übrigen durch *f*ᵘ*ag*ᵉ*diə*ʳ*n* verdrängt.

verlieren, Vb.: *so sich zwen mit vngebessertere Handt schlagen oder rawffenn verluret ir iglicher V x.* G.-B. 1477. mhd. *verliesen.*

† vermeint, Part. Praet., „vermeintlich, angeblich": *von wegen des vermeintten vieh Kobels.* B.-R. 1731/32 (Beleg). mhd. *vermeinen.*

† verohmgelden, Vb.: *übrige Zwo und eine halbe Eimer soll er gebürlich verohmgelden.* 1672. mhd. *ver-ungëlten.* Siehe *Ohmgeld.* Vgl. nhd. *verkostgelden,* C. F. Meyer, Versuchung des Pescara, Leipzig 1887, S. 4.

verrecht, Adj.: *wisslein am verrechten berg.* G.-B. 1477 u. 1554. Eine Urkunde aus dem Jahr 1432 erwähnt den *feretten bron* (Simon, Urkundenbuch 232). *verrecht* gehört zu mhd. *vërre,* ist aber im Mhd. sonst nicht belegt. Lexer setzt das Adj. *vërrec* an, das er aus *vërrec-heit* folgert. Es müssen also beide Formen, *vërrec* u. *vërreht,* bestanden haben. Letztere hat sich in dem erwähnten Flurnamen erhalten, ist aber nach lautgesetzlichem Schwund des *ch* in *vorder* (= *vürder*) umgedeutet worden: *im fuə*ʳ*d*ᵉ*n beəiχ.*

† verwichen, Part. Praet., „vergangen, letzt": *vor ein Klein Simmer Haber welches vor Herrn Amtmann sein pert Kommen bey dem verwichenen Nachbargericht.* mhd. Inf. **verwîchen.*

visitieren, sw. Vb., „untersuchen": *Als die Borgenmeister mit Etl. Mann aus der Gemeinde sein in walt gange(n) und gefissidirt was vor stecken holtz ist gemacht worden.* B.-R 1734/35. frz. *visiter.*

† Vogt, M.: *obersten faudt vnd hern vber waldt wasser vnd weide.* G.-B. 1477. Heute nur noch als Familienname.

Vorgericht, N.: *Alss das Vorrecht hat gemeine wegkstein besichtiget.* B.-R. 1680/81. *Das Vorgericht ist von wegen Einige strüttigkeite(n) oben bey den Creutz äcker ist Hin beschieden worde(n.)* B.-R. 1733/34 (Beleg). *dem firgericht geben von einem stein zu besehen.* B.-R. 1722/23. In der B.-R. 1727/28 ist das ursprünglich gesetzte *Viergericht* nachträglich in *Vorgericht* umgeändert. Die B.-R. 1728/29 schreibt *fiehrecht* und *führecht.* mhd. *vor-gerihte* und **vür-gerihte;* mhd. *vor* und *vür* sind in der Mundart zusammengefallen.

mhd. *vür* mit *vier* lautlich zusammengefallen. Vgl. S. 41. Heute: *fiᵊrgᵉriχd.*

Vorrichter, M.: *Ein neu Reuth Hauen vor die vier richter gemacht.* B.-R. 1731/32 (Beleg). Siehe *Vorgericht.*

Wasem, M., „Rasen": *von dem wassem zu stechen.* B.-R. 1733/34 (Beleg). mhd. *wase.* Das auslautende *n* der obl. Cas. ist in den Nominativ eingedrungen und unter Einfluß des anlautenden *w* in *m* gewandelt worden.

† weilen, Konj., „weil": *weilen er geklaget hat.* B.-R. 1731/32. mhd. *wîlen,* Adv., das zur Konjunktion geworden ist und die Bedeutung von *die wîle* (in der älteren Mundart *dieweilen*) angenommen hat.

† Weinanschneider, M.: *Bei solchem Ehen wessen in an wendung der gerichtliche mahl Zeit Ein Trunk wein auf mein Costen herbey gebracht. Von 4½ Eimer welchess ich den wein anschneiter gleich angezeigt.* 1672. (Die Stelle vollständig S. 46). Zollbeamter, der die Fässer öffnet (?), um sie auf ihren Inhalt zu untersuchen. Siehe *Ohmgeld.*

† weitläufig, Adj.: *weil die weitlaufige Hoch Zeiten so wenig Unss alss Unsern Underthanen Einträglich seyn.* 1672. mhd. *wîtlöuftic.*

† Wert, F., Flurname: *von Kappen wisslein jn der werde gelegen.* G.-B. 1477. *jnn d. werth.* G.-B. 1554. mhd. *wert.*

† sich widern, Vb., „sich widersetzen": *so sich einer des widern wolt.* G.-B. 1477. Heute dafür: *werbat hålde* („Widerpart halten").

Wiede, F.: *von der Linden einzubinden und vor die wied.* B.-R. 1727/28. mhd. *wit.*

Windfall, Subst.: *buchen wind fal Holtz.* B.-R. 1731/32. *die zwey Herrn Schultise haben die wint fel gezeignet.* B.-R. 1734/35 (Beleg). mhd. *wint-val.*

Wirbel, Subst.: *Ein werbel und zwey Kleich an die brunen Ketten.* B.-R. 1730/31 (Beleg). mhd. *wirbel.*

Wittib, F.: *eine arme schwädische wüttib.* B.-R. 1723/24. mhd. *witewe,* dessen inlautendes *w* zum Verschlußlaut *b* wurde, nachdem das auslautende *e* abgefallen war; ähnlich *leib* (mhd. *lëwe*). Heute ist mhd. *witewe* in der Mundart nur noch in den Zusammensetzungen *widman* u. *widfra* gebräuchlich.

† Wittum, Pfarrwittum, F.: i *firtell* (*sc. hub*) *genant die widdem.* G.-B. 1477. *die pfarrwüttem.* B.-R. 1731/32. *Ein Neu*

Thor in die Pfarrwittem. B.-R. 1741/42. mhd. *wideme,* hier in der Bedeutung „Pfarrhof". Im 18. Jahrh. war die ursprüngliche Bedeutung des Wortes bereits verblaßt; daher die Zusammensetzung mit *Pfarr-.*

zweigen, Vb.: *18 wilte stämm zu zweigen.* B.-R. 1726/27. mhd. *zwigen.*



Volkskundliche Notizen aus „M. Martin Walthers Reichenbachischem Memorial oder Verzeichnuss denkwürdiger Sachen und Geschichten in Reichenbach" (1599 — 1620).

Von Wilhelm Diehl, Hirschhorn.

Die Pfarrei Reichenbach im Odenwald bewahrt eine aus den Jahren 1599 — 1620 stammende Chronik, die von dem 1599 bis 1633 daselbst wirkenden Pfarrer M. Martin Walther geführt ist und zu dem Besten gehört, was wir an hessischen alten Pfarrchroniken besitzen. Zwar ist die gegenwärtig uns vorliegende Handschrift (112 Seiten in Quart) nicht mehr das ursprüngliche Original. Dieses ist nach einer Randglosse 1743 nach Michelstadt gekommen, während unser Büchlein eine Abschrift von der Hand des damaligen Erbachischen Hofrats Crusius (Kraus) darstellt. Aber nach allem, was wir sehen, ist die Abschrift genau gemacht und deshalb auch von wissenschaftlichem Werte. Indem ich mir vorbehalte, einen Abdruck der mir von Herrn Pfarrer Scheid in Reichenbach gütigst übermittelten Chronik, die äußerst interessante Details über die Orts- und Kirchengeschichte von Reichenbach und Umgebung enthält, später zu veranlassen, biete ich hier nur einige Notizen, die einen Vorgeschmack von der Reichhaltigkeit des Werkes zu geben im Stand sind. Es sind die mit dem Aberglauben ganz besonders sich befassenden Einträge des Buches. Wir lesen in ihm:

1600.

Sontags vorm Neuen Jahrstag den 28 ten Decembris 1600 hat M. M. W. Pfarrer verkündigt, dz die Kinder nicht vor undt

unterwehrender Frühpredigt ut hactenus factum, sondern Nachmittag das Neujahr sammlen sollen.

1606.

Den 26. Jan. 1606 Königreich zu Reichenbach gehalten. Rex sorte electus erat Hanss Krig Jun. in domo Bilgeri.

1608.

Lorenz N. ein Zauberer oben in Winterkasten wonhaft, dem man weit und breit zugezogen, ist den 3. Maii zu Reichenberg eingezogen worden, hat man bey ihme auff die 800 fl. gefunden, wie ich glaubwürdig berichtet worden, ist er auß der gefängnis daselbst den 27. Maii gerissen. Er soll sich am Rhein ins Stift Mayntz begeben haben.

1609.

Dienstags den 7 ten Febr. ist in der Edlen Junckern von u. zu Rodenstein Centh zu Crumbach Hanß N., sonst Sauhanß genandt, welcher alß vorgemeldt mit einer Vieh Magt die ehe gebrochen, auch sonst viele bösse stück mit seiner Zauberey getrieben, verbrandt worden. Sontags den 16. Julii hab ich M. Walther von der Cantzel verkündigt, daß bey der Pfarr Reichenbach hinfort die Hochzeiten auff Dienstag sollen angestellt werden, dann wann die Leute auff Montag wie bißher sind zur Kirchen gangen, haben sie das Vieh auff die Sontag zur Hochzeit gerüstet, dardurch der Sabbath endtheiliget worden.

1613.

Alß der H. Ambtmann Michael Scherffer von Scherffenstein den 4. Febr. Gericht zu Reichenbach gehalten, hab ich ihme schriftlich angezeigt die unordnung so die Knechte u. Mägde uf Neujahr, Fastnacht, Invocavit, Lätare vorgenommen, u. andere abusus minime tolerandos, hat er gesagt: andere Pastores alß der zu Rimbach hab ebenmässige Klag geführet, er wolle solches der Herrschafft N. G. H. zu Fürstenau referiren, darauff ist an Hoilinum Befehl ergangen, solchen Unterthanen zu verbieten, bey 10 fl. Straff. Diessen Befehl hat mir M. W. der Schultheiß allhier Hanß Scharschmidt jussu Cellarii angezeigt uf 13. Febr. ich solls morgen von der Cantzel verkündigen, derwegen ist auff solchen Sontag verbotten worden:

1. Das Zechen, Rasen und Tantzen uf Weynachten u. auffs Neujahr.
2. Das Aepfelwerfen in die Stuben.
3. Das Königreichmachen, Bratensamblen u. Fastnachtrad der Knecht u. Buben.
4. Das Hutzel und Erbessamblen der Mägd und Mägdlein.
5. Die Walfahrt zur steinen Säul u. Sommerholen.
6. Die Eyerzech auff Palmtag.
7. Das Lehenausruffen u. Meyenstecken auff Walburgis.
8. Die weltliche gemeine Händel, da man auff Sonn- und Feyertag unter den gemeinen zusammen kömpt, Zech setzet, rechnet, gibt, wein anschneidt, Hirten pfrind, Korn und Geldt ufhebt u. erlegt.
9. Uf Sontag u. Feyertag Bullen (?) außlegen, backen, Holzhauen, über Feld reiten, fahren, Wahr über Feldt tragen u. verkauffen, Kirschenbrechen, unter der Predigt Gras heim tragen, Charten spielen in Wirthshäusern, nit in die Unterpredigt gehen.
10. Kohlbrennen auff die hohe Fest, und andere dergleichen abusus mit vermeldter Straff der 10 fl., welches ich euch dißmahl auß Befehl U. G. H. anzeigen solle, hiernach ihr euch habt zu richten.

1615.

Obwohl die Walfarthen zur Steinensäule, das Sommerholen und Zechen der Jungen Bursche mit den Mägten vorige Jahr bey 10 fl. verbotten worden, doch weil dieses Jahr auff Lätare der H. Ambtmann zu Heydelberg von Hauß abwessendt wahr und M. W. der Pfarrer nach d. Frühpredigt gen Michelstadt gieng, haben die leichtfertige Bursch solch unwesen all wieder repetiert, da sie über nacht noch im Wirthshauß beysammen, kam ein schröcklich Donnerwetter uf Lätare 1615 d. 19. Martii.



Bücherschau.

Georg Weicker, Der Seelenvogel in der alten Litteratur und Kunst. Eine mythologisch-archäologische Untersuchung. 4°, VIII u. 218 S. Mit 103 Abbildungen im Text. Leipzig, Teubner, 1902 28 M.

Georg Weicker ist der Verfasser einer in Fachkreisen wohlbekannten Dissertation über die Sirenen. Diese ist der Ausgangspunkt für das hier vorliegende, kostbar ausgestattete Werk gewesen, in der Art, daß dessen erste Abschnitte — und gerade sie gehen die Volkskunde am meisten an — sich als Erweiterung und Vertiefung der dort gewonnenen Ergebnisse darstellen. Das Thema des ersten Hauptteiles ist der Seelenvogel im Volksglauben und in der Litteratur, die Untersuchung beginnt mit der wichtigsten Hypostase des Seelenvogels, der Sirene. Denn 'die Sirenen sind Totengeister, aus der großen Schar der namenlos umherschwirrenden Seelen losgelöste und mit speziellen Funktionen versehene Dämonen, völlig wesensgleich den anderen Gestalten der niederen griechischen Mythologie, den Keren, Erinyen, Harpyien und stymphalischen Vögeln' (S. 1). Als Inkorporation menschlicher Totenseelen haben die Sirenen des griechischen Mythos ganz bestimmte Triebe, die der naive Volksglaube ihnen zulegt, weil er sich die Fortexistenz nach dem Tode nur unter dem Bilde des vorausgegangenen irdischen Daseins denken kann: sie lechzen nach dem Blut der Lebenden, sie hungern nach Liebesgenuß, sie suchen die Hinterbliebenen nach sich zu ziehen; alles das, weil sie auch nach dem Tode Nahrungsbedürfnis, Liebesdrang und Geselligkeitstrieb beibehalten. Ihre Behausung haben die Sirenen als Totenseelen zunächst im Hades oder in den Gräbern, aber allmählich wird auf das Grab versetzt, was eigentlich in demselben wohnt (S. 9). So wird die Sirene ein stehender Schmuck der Grabdenkmäler; meist ist sie trauernd dargestellt. Auch das erklärt sich aus ihrem Wesen als Totenseele, denn bei Homer bejammern die Geister der Verstorbenen stets das Los des Todes (S. 11). Soweit die Sirenen jedoch im Hades verblieben, werden sie den Herrschern des Totenreiches unterstellt; sie erscheinen gelegentlich als Dienerinnen der Persephone. Aus diesem Verhältnis erklärt sich ihre Unterordnung unter Dionysos, denn auch er ist ursprünglich ein Herr der Seelen gewesen. Und wie mit Dionysos die Vorstellung von einer ewigen Seligkeit mit Schmausen und Zechen, mit Musik, Gesang und Tanz untrennbar verbunden ist, so gehen auch die Sirenen zu diesen Freuden ihres Herren ein, und erhalten die Gabe des Gesanges zum Saitenspiel. Damit ist im Volksglauben die Vorstellung von den Sirenen so ausgestattet, wie sie uns in der Odyssee entgegentritt.

Auch die Entstehung des Bildes, das sich die Alten von diesen Totenseelen machten, wird von Weicker genetisch untersucht (Kap. II Die Sirenen als menschenköpfige Vögel). Die Vorstellung von der Seele als einem Vogel ist ein Völkergedanke, der sich namentlich im indogermanischen Kulturkreise mehrfach nachweisen läßt. Dafür, daß diese Anschauung auch griechisch gewesen ist, werden aus der antiken Literatur reiche Belege beigebracht. Vielleicht lassen sie sich noch mehren. Für den Raben als Seelenvogel (S. 22[1]) darf ich auf meine Sethianischen Verfluchungstafeln verweisen, wo S. 40 ein Todesdämon mit Rabenkopf abgebildet ist, S. 108 einiges zur Erklärung an-

geführt wird. Ein Seelenvogel erster Ordnung war dem Altertum auch die Schwalbe; mehrfach hören wir, daß Schwalben in der Nähe des Feldherrn nisteten, um ihm seine Niederlage voraus zu künden, dem Pyrrhus den Ausgang der Schlacht von Benevent, der Kleopatra das Unglück von Actium (L. Hopf, Tierorakel und Orakeltiere S. 137). Es sind 'Totenvögel', die kommen, um andere Seelen nach sich zu ziehen. Darum gab Pythagoras das Gebot, keine Schwalbe am Hause zu dulden (Diog. Laert. VIII 17). — Interessant ist in diesem Abschnitt auch der Nachweis, daß man selbst in den Bienen Seelen von Verstorbenen zu erblicken glaubte. Das gibt neuen Stoff für die in letzter Zeit mehrfach behandelte Frage nach der kultischen Bedeutung des Honigs.

Die uralte Vorstellung von der Vogelgestalt der Totenseele reichte mit dem Augenblicke nicht mehr aus, da man die Notwendigkeit empfand, sich den Geist der Abgeschiedenen auch im Bilde darzustellen. Das einfache Bild eines Vogels wies nichts auf, was auf die dämonische Natur des gefiederten Wesens hindeutete. Irgend eine charakterisierende Variante mußte hinzutreten. Man fand sie, indem man auf eine zweite, verwandte Vorstellung zurückging, die von der Seele als einem rumpflosen menschlichen Haupte. Diese Anschauung erklärt sich leicht aus der primitiven Auffassung vom Kopf als dem Sitze des menschlichen Lebens. Beide Bilder gehen unter dem Einfluß ägyptischer Kunst einen Kompromiß ein: es entsteht der Vogel mit Menschenkopf für die Darstellung der Totenseele. Damit ist der Kunsttypus der Sirene geschaffen.

Im dritten Kapitel des ersten Teiles (Die Sirenen in der Litteratur) verfolgt Weicker die weitere Entwickelung dieser volkstümlichen Vorstellungen von der Sirene, indem er die einschlägigen Stellen der antiken Autoren erklärt und in den historischen Zusammenhang eingliedert. Dabei wird geschieden, was dem lebendigen Volksglauben entstammt, und was von der Phantasie des Autors neu gebildet ist. Dieser Abschnitt kann volkskundlich nur noch Einzelheiten bringen, und so seien auch nur noch Einzelheiten hervorgehoben: wenn Homers Sirenen dem Wind gebieten und allwissend sind, so haben sie dies mit allen volkstümlichen Gespenstern ähnlicher Art gemein (S. 38 f.); auch daß sie sich töten, als Odysseus ihren Bann gebrochen hat, ist altes Märchenmotiv (S. 45).

Der zweite Teil des Werkes (Der Kunsttypus des Seelenvogels, S. 85—208) ist, bei seinem großen Werte für die Archäologie, für die Volkskunde von geringerer Wichtigkeit.

Gießen. R. Wünsch.

Dott. **Giuseppe Bellucci,** Amuleti italiani antichi e contemporanei. Catalogo descrittivo. Gr. 8°. 27 S. Perugia, Unione tip. coop. 1900.

Nur mit einem Worte sei auf dies Büchlein hingewiesen, das zum notwendigen Rüstzeug der Volkskunde gehören wird, da es — wenn anders es zuverlässig ist — den schlagendsten Beweis für die mehrtausendjährige Kontinuität im Geistesleben der Völker erbringt. Der Verfasser hat mit großer Mühe eine Sammlung praehistorischer Amulette aus den zahlreichen italischen Gräberfunden zusammengebracht, und für jedes dieser Apotropaea ein Äquivalent aus dem heutigen Volksleben Italiens. Nun beschreibt er seine Samm-

lung von 146 Nummern so, daß er stets die entsprechenden Gegenstände neben einander verzeichnet. Ein Beispiel genüge:

I, 7 Praehistorisches Amulett: Stück vom Geweih des Cervus elaphus, mit Kupfer eingefaßt, wovon noch einzelne Ringe übrig sind. Oben Spuren eines eisernen Ringes zum Aufhängen. Erste Eisenzeit. Necropole von Montalto (Ascoli).	Modernes Amulett: Stück vom Geweih des Cervus elaphus, in Silber gefaßt. Amulett gegen den bösen Blick. Perugia.

Gießen. R. Wünsch.

Gustav Bilfinger, Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen. I. Das altnordische Jahr. Stuttgart, W. Kohlhammer 1899. 4°. IV u. 100 S. M. 2.50. — II. Das germanische Julfest. Ebda. 1901. 4°. IV u. 132 S. M. 2.50.

I. B. geht in seiner ersten Abhandlung aus von einer Beschreibung der uns in historischer Zeit begegnenden isländischen Zeitrechnung, für die charakteristisch ist die Einteilung des Jahres in zwei Jahreszeiten (misseri) Winter und Sommer, 12 Monate und 52 Wochen (= 364 Tage), sowie die in 28 Jahren fünfmal vorgenommene Schaltung einer vollen Woche. Für die Art der Datierung erhalten wir zahlreiche Belege, sie geschieht durch Angabe der Jahreszeit, der Summe der vergangenen oder noch übrigen Wochen derselben und des Wochentages. Der norwegische Kalender, obwohl in Einzelheiten abweichend (S. 18 ff.) ist im wesentlichen mit dem isländischen identisch.

Der Verfasser untersucht dann, ob diese Zeitrechnung als urnordisch zu gelten hat, und kommt zu dem Ergebnis, daß sie im Gegenteil nichts anderes ist als eine „eigentümliche Abart des julianischen Kalenders und keinesfalls ohne direkte Einwirkung der letzteren entstanden."

Man wird diesem Resultat zustimmen müssen, trotzdem im einzelnen der Verfasser zuviel zu beweisen sucht. Am augenfälligsten ist dies, wenn er nachweisen will, daß die siebentägige Woche erst mit dem Christentum nach dem Norden gekommen sei. Denn wenn wir auch ganz absehen von Aris Bericht über die Einführung der Schaltung, den B. mit Unrecht als unglaubwürdig betrachtet (vgl. Anz. f. d. Altert. 26, 171 ff.), so zeigt gerade die merkwürdige Einschaltung einer Woche gegenüber dem Schalttag des julian. Kalenders, daß die Woche eben schon vor Einführung dieses Kalenders in der nordischen Zeitrechnung eine Rolle gespielt haben muß, — und daß sie in der Tat noch vorchristlicher Zeit angehört, beweisen doch auch zur Genüge die heidnischen Namen der Wochentage.

Die germanische Zeitrechnung hat also zweimal — einmal bei Einführung[1]) der siebentägigen Woche, das anderemal bei Einführung des julia-

[1]) Ob aus den häufig begegnenden siebentägigen Fristen der Germanen (vgl. Roscher, Abh. der sächs. Ges. der Wissenschaften XXI Nr. 4, S. 86) auf eine altgermanische siebentägige Woche geschlossen werden darf, lasse ich vorerst dahingestellt; gegen diesen Schluß spricht das gleichzeitige Auftreten neuntägiger Fristen (a. a. O. S. 14), auf Grund deren dann, wie es auch von Weinhold geschehen ist, mit demselben Recht eine neuntägige germanische Woche angenommen werden dürfte.

nischen Kalenders — fremde Beeinflussung erfahren. Beide Neuerungen aber — und das wird bei B. nicht scharf genug ausgesprochen — waren nicht imstande, den ursprünglichen Charakter der nordischen Zeitrechnung unkenntlich zu machen. Deutlich tritt derselbe noch zu Tage in der Einteilung des Jahres in die beiden misseri Winter und Sommer, die zurückweist in eine Periode, da die Germanen die Zeit nur nach Witterungsabschnitten bestimmten, aus denen sich ihr Witterungsjahr zusammensetzte, in der sie aber ein streng astronomisch fixiertes Jahr sicher noch nicht kannten. Die früheste und lange Zeit gewiß einzige fest fixierte Einheit war dann der Monat, von Neumond zu Neumond gerechnet (denn diese Phase ist viel leichter genau festzustellen als der Eintritt des Vollmonds) und wohl in zwei Hälften geteilt, für die vielleicht die Ausdrücke Nýi und Nidi im Gebrauch waren (vgl. Mogk, Histor. Vierteljahrschrift III S. 526). Ein Bedürfnis, die Monate mit dem Jahre in Einklang zu bringen, war urspr. nicht vorhanden; denn sie dienten nur zur Datierung bestimmter engerer Zeiträume in der Art wie später die Woche. Auch eine Benennung der Monate war noch überflüssig und existierte von vornherein nicht; die späteren Monatsnamen einmánadr, tvímánadr sind ursprünglich nur die Bezeichnung bestimmter Tage: der Tage nämlich, an denen noch 1 resp. 2 Monate vom Winter oder Sommer übrig sind. Es ist ein Zufall, daß einmánadr gerade als Name eines Wintermonats, tvímánadr als Name eines Sommermonats sich erhalten hat. Die übrigen späteren Monatsnamen bezeichneten, soweit sie in ältere Zeiten zurückreichen, ursprünglich unbestimmte durch die Vorgänge in der den Menschen umgebenden Natur bemerkenswerte Abschnitte des Witterungsjahrs (vgl. Bilf. S. 7, 33, 94 f.) Zu vergl. wären ihnen außer Lenz, Herbst und den von Schrader Reallexikon S. 549 f. aufgezählten Namen etwa noch jüngere Benennungen wie: Baumblüte (D.Wb. I 1190), Kirschblüte (ebda. V 843), Obstblüte, Schneeschmelze (D.Wb. IX 1240), Sauregurkenzeit (D.Wb. VIII 1924).

Die weitere Fixierung des Kalenders, die z. B. bei allen Rechtsgeschäften sich als dringendes Bedürfnis ergeben mußte, ist den Germanen erst von außen gekommen, und darin liegt die Bedeutung der Reception der siebentägigen Woche, durch die das Jahr zuerst auf eine bestimmte Zahl von Wochen und Tagen fixiert wurde, und des julianischen Kalenders, durch den dieses Wochenjahr mit dem Sonnenlauf in Einklang gesetzt wurde.

II. Bilfingers zweite Abhandlung hätte wohl besser den Titel erhalten: Weihnachten und Julfest, denn es handelt sich um die Untersuchung, ob die herkömmliche Ansicht, das Weihnachtsfest sei die direkte Fortsetzung eines vorchristlichen germanischen Festes, stichhaltig ist. Diese Auffassung stützt sich namentlich darauf, daß uns die nordische Tradition das Bild eines heidnischen Julfestes überliefert, das genau zum christlichen Weihnachtsfest stimmt, und daß Weihnachten bei den Skandinaviern allgemein den Namen Julfest erhalten hat. Demgegenüber, sollte man meinen, müßte jeder Zweifel verstummen. Trotzdem unternimmt es B., die herkömmliche Auffassung als irrig zu erweisen. Der Schwerpunkt der Beweisführung liegt in Cap. V. Der Verfasser gibt uns hier eine außerordentlich reichhaltige und übersichtlich geordnete Sammlung von Weihnachtsbräuchen, die jedem, der sich mit Volkskunde beschäftigt, hochwillkommen sein muß. Er zeigt mit dieser Zusammenstellung zugleich, daß diese Gebräuche ihrer Natur nach im wesentlichen Neujahrs-

gebräuche sind, die in den antiken Kalendengebräuchen ihre deutlichste Parallele haben. Daß sie sich gerade an Weihnachten so fest angeschlossen haben, erklärt sich sehr leicht daraus, daß Weihnachten eben lange Zeit der Anfang des bürgerlichen Jahres war. Schlagend ist nachgewiesen, daß diese Bräuche nichts ausschließlich Germanisches aufweisen und daß wir nirgends genötigt sind, zu ihrer Erklärung vorchristlichen germanischen Festbrauch heranzuziehen. Ist darnach zweifellos die Annahme eines direkten ursächlichen Zusammenhangs zwischen Julfest und Weihnachten aufzugeben, so bleibt doch die Frage noch offen, ob nicht entsprechend der nordischen Überlieferung in vielen Punkten sich eine rein zufällige Berührung zwischen den auf antiken Kalendenbräuchen beruhenden allgemein christlichen Weihnachtsbräuchen und den Bräuchen ergab, welche sich an das germanische Julfest anschlossen. B. bestreitet die Möglichkeit: er führt den Nachweis, daß Jul niemals Jahresanfang war und schließt daraus, daß mit ihm auch nie die in Betracht kommenden Bräuche verbunden gewesen sein konnten, ein heidnisches Julfest, das mit dem Weihnachtsfest verwandte Züge aufweise, habe es mithin nie gegeben, alles was die Tradition davon erzähle, beruhe auf Rückdatierung christlicher Bräuche ins heidnische. Diese Schlüsse sind entschieden voreilig.

Gegen den Zweifel an der historischen Wahrheit der nordischen Tradition hat sich längst Jonsson (Anz. f. d. Alt. 28 S. 301) entschieden gewendet, und auch wenn wir die Frage nach deren Glaubwürdigkeit im einzelnen offen lassen wollen, so kommen wir doch um die Tatsache nicht herum, daß Weihnachten bei den Skandinaviern eben mit einem alten, gemeingermanisch (got. nord. agf.) belegten Namen bezeichnet wurde. Dem gemeingermanischen Wort muß ein gemeingermanischer Begriff entsprochen haben, und ich glaube, daß wir darin auf Grund der Etymologie[1]) des Wortes wie auf Grund von Bedas Bericht nach wie vor die gemeingermanische Bezeichnung für die (oder die Zeit der) Wintersonnenwende erblicken dürfen. Auf ein christliches Fest konnte aber der Namgewiß nicht als bloße Bezeichnung eines unbestimmten Zeitabschnittes übertragen werden, sondern nur, wenn er auch vorher schon einen bestimmten festlichen Termin, d. h. eben den festlich begangenen Tag der Wintersonnenwende bezeichnete. Gegen die Existenz eines germanischen Wintersonnenwendfestes ist m. E. bisher nichts beweisendes vorgebracht worden. Daß es hoher Entwicklung der Astronomie bedurfte, um den Termin exakt festzustellen, darf jedenfalls nicht dagegen angeführt werden; denn eine solche exakte Feststellung war ebensowenig nötig, als bei den Jahreszeiten überhaupt. Mit annähernder Genauigkeit ließ sich der Termin aber schon feststellen durch eine einfache Beobachtung der Stelle, an welcher die Sonne bei ihrem Aufgang zuerst erscheint, Bergspitzen und -kämme konnten diese Beobachtung sehr erleichtern. Auch daß dieser Tag von hervorragender Bedeutung für das Leben des Nordländers war, kann nicht geleugnet werden; war er ihm auch nicht der Beginn des Jahres, so war er ihm doch der Beginn der Periode des wachsenden Lichtes. Sollte ein solcher Tag in dem im Winter so lichtarmen Norden nicht wichtig genug gewesen sein, ihn als Freudenfest zu feiern, an ihm Orakel und Vorzeichen zu befragen, wie in anderen Ländern am Jahresanfang? So konnte allerdings heidnisches Jul und christliche Weihnachten in vielem enge Be-

1) Vergl. Schrader a. a. O. S. 549.

rührung zeigen; und dadurch wäre auch erst der Übergang des Namens genügend erklärt. Die Kirche hat gewiß nicht, wie man früher annahm, Weihnachten mit Rücksicht auf ein germanisches Fest auf den 25. Dezember datiert[1]), wenn sich aber die Gelegenheit zu einer Anknüpfung bot, wie wir annehmen, hat sich die Kirche diese gewiß nicht entgehen lassen.

Daß die Zwölfnächte speziell in ihrer zeitlichen Fixierung aber auch in vielen Einzelheiten auf die heilige Zeit des christlichen Kalenders zwischen Weihnachten und Epiphanien zurückzuführen sind, scheint mir durch die Ausführungen B.'s und Tilles (Yule and Christmas, London 1899) gesichert. Aber sicher beruhten andere Einzelheiten auch hier auf Vorstellungen, die der Germane mit den Nächten um Mittwinter verband; so steckt in der in der Nacht umherziehenden oder fliegenden Frau Holle, Gode usw. gewiß ein germanischer Kern, wenn auch manche ihrer Züge, vielleicht gerade die freundlichen, jünger sind und auch der Name Berchta nicht mehr als alt betrachtet werden darf. (Er ist nach B.'s überzeugenden Ausführungen eine junge Abstraktion aus dem Ausdruck > ze deru perahtun naht <, ebenso wie die italienische Befana aus Epiphania; weitere Beispiele ähnlicher Abstraktionen siehe Bilf. S. 154.)

Überhaupt können uns die Erörterungen über Zwölfnächte, Jul und Weihnachten aufs eindringlichste lehren, daß es ungeheuer schwer und oft geradezu unmöglich ist, in unserem Volksglauben und -Brauch die heidnisch-germanische und die frühchristliche Schicht mit Sicherheit von einander zu scheiden.

Gießen. **Karl Helm.**

Gustav Schöner, Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod (Oberhessen). Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, Jahrgang III 225 ff., 328 ff., IV 46 ff. 1902/03. (Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde an der Universität Gießen.)

Der Verfasser hat auf eine alphabetische Anordnung seines Materials zu Gunsten einer Gruppierung nach der Bedeutung verzichtet und es unter folgende Titel verteilt: Dorf, Stadt — Haus — Mahlzeiten — Kleidung — Weibliche Arbeiten (!) — Krankheiten, Gebrechen — Religion — Familie — Einzelne Kinderspiele — Handel — Ackerbau — Tiere — Pflanzen — Seelentätigkeiten — Sprache — Tugenden und Laster — Redensarten — Geschlechtsnamen. Eine gruppierende Zusammenstellung hat unstreitig ihre Vorzüge, insofern sie leichter als eine alphabetische Aneinanderreihung der Artikel einen Einblick in die Gebiete gestattet, denen das Sprachgut einer Mundart entnommen ist. Aber andererseits ist es schwierig, alles an den ihm gebührenden Platz zu stellen um dem Leser die Orientierung zu ermöglichen. Hierin hat der Ver-

[1]) Denn schon im Jahre 354 wird zu Rom dieser Tag gefeiert, also zu einer Zeit, da an eine Bekehrung der Germanen noch kaum gedacht wurde. Nahe liegt dagegen die Vermutung, daß Weihnachten absichtlich auf den Tag des römischen Festes des Sol invictus gelegt worden sei; Bilfinger zeigt aber in Kap. II, daß auch dies Zusammentreffen völlig zufällig sein kann, da die Datierung auf den 25. Dezember auf rein rechnerischem Wege zustande gekommen sein kann.

fasser nicht immer Glück gehabt; nicht jeder Leser wird mit ihm Pfeife und Spazierstock, Tabak und Zigarre bei der „Kleidung" suchen. Eine weitere Schwierigkeit, die sich aus dem eingeschlagenen Verfahren ergiebt, besteht darin, daß trotz sorgfältiger Sammlung leicht einzelne Artikel ausgelassen werden. Da geht es wie bei den Verwandten, daß man oft gerade die nächsten übersieht. So ist dem Verfasser wohl entgangen, daß seine Abhandlung Wörter wie Fenster, Stube, Kammer, Brot usw. nicht enthält. Vielleicht hätten sich auch noch weitere Gruppen von Ausdrücken finden lassen, namentlich solche, die sich auf die verschiedenen Berufszweige beziehen, von denen nur 2, Ackerbau und Handel, eingehend berücksichtigt sind. Auch die Zahl der Redensarten, die Konkreta in übertragener Bedeutung enthalten, und der sprichwörtlichen Wendungen dürfte sich wohl noch vermehren lassen. Wenigstens ist noch eine Anzahl Wendungen, die mir aus dem Odenwald bekannt sind, in gleicher oder ähnlicher Gestalt auch im „Oberhess. Wörterb." verzeichnet. So sagt der Odenwälder: *ęᵊr hor im dax* = er ist betrunken (zu *dax* III 229). *ęᵊr mus di panᵉ fligᵉ* = er muß für den Schaden aufkommen (zu *panᵉ* = Pfanne, das fehlt). — *ᵉs penχᵉ lęfd iwʳ* = die Tränen laufen ihm über die Wangen (ebenfalls zu *panᵉ*). *dō lęfd ām di laus iwʳ di lęwʳ* = da geht einem die Geduld aus (zu *lāus* IV 54). Ob auch die folgenden Redensarten in Oberhessen üblich sind, dafür fehlen mir Belege: zu *grǭwᵉ* (III 227): *du bišd nox nid iwᵊm grębχᵉ driwᵉ* = du hast dein Ziel noch nicht erreicht. Zu *flug* (IV 54): *dęᵊr hęied di flęiχ hušdᵉ* = das ist ein Superkluger; vgl. nhd. *er hört das Gras wachsen.* Zu nhd. *Brot: maiⁿ brōd is gᵉbagᵉ* = für meine Zukunft ist gesorgt. Zu *ręf: ęᵊr hor im ręf* = er ist betrunken (vgl. IV 93). Zu *āx* (III 251): *dō gęb als ānᵉr āⁿ āx drim, wan dᵉ anᵉr kāⁿs het* = die sind neidisch auf einander. — Auch Wendungen, die Unmögliches ausdrücken, hätten vielleicht, zumal gerade in der Zschr. f. hochd. Maa. die Anregung dazu gegeben worden ist, zusammengestellt werden können. *„dem saiⁿ fadᵉr is unᵊm nusbām fᵘsófᵉ"*, sagt auch der Oberhesse von einem unehelich Geborenen, dessen Vater nicht bekannt geworden ist. Im Odenwald verspricht der Vater im Scherze seinem Kinde *ᵉ silwᵊn nigsᵉlχᵉ un ᵉ goldᵊn wadᵉwailχᵉ* (ein silbernes Nichts und ein goldenes Warteinweilchen) von der Reise mitzubringen.

An verschiedenen Stellen enthält das Spezialidiotikon kurze Angaben, die für die Volkskunde wichtig sind. Was über das *kirmᵉsᵉšnobdǖχ* (III 287) gesagt ist, ergänzt die Mitteilungen des Herrn Pfarrer Schulte in Bd. I 71 dieser Zeitschrift. Die Aufzählung der vielen Variationen in Kleidung und Kopfbedeckung ist ein schätzbarer Beitrag zur Kenntnis der oberhessischen Tracht. Auch die Zusammenstellung der Kinderspiele macht die Arbeit für die Volkskunde wertvoll.

Übel ist es dagegen um die Worterklärung bestellt. Der Versuch wird nur selten gemacht, die mundartlichen Formen auf ihre Quellen zurückzuführen; wo es aber geschieht, ist nicht immer das Richtige getroffen. Auch der Fall kommt vor, daß eine allbekannte Tatsache als bloße Vermutung hingestellt wird. Einige Proben mögen genügen: Bei *bāuᵉ* (III 229) steht die Bemerkung: *älter ist anscheinend bāuwᵉ. K.-R. 1583 ff.: bawe."* — III 250: *bᵉkōwᵉad* hat nichts mit *koben* zu tun; es ist französisch *recouvrer,* das unter Vertauschung seines Präfixes gegen das deutsch *er-* schon in das Mittelhochdeutsche eingedrungen ist: *erkoberen;* vgl. D.W. III 879. — III 345: in *„mᵉr hot dī gwōg ean ęrwᵉd"*

ist *gwǭg* nicht *Qual,* sondern mhd. *gewage.* IV 48: Der Zuruf an Hunde: „*ālȩ ōn en!*“ ist nicht: *alles an ihn!* sondern frz. *allez!* Im Odenwald hört man neben *ālȩ* auch *ālōn* = frz. *allons.* IV 66: *hȩwelīχd* „*einfältig*“ ist mhd. *habelich* „*tüchtig, sicher, verlässlich*“. Interessant ist der Bedeutungswandel des Wortes, der in frz. *bonhomme* eine Parallele hat. IV 68: *kuijōn* ist frz. *couyon,* nicht *cochon.* — IV 76: *pūlātse* „*laut sprechen*“ gehört zu frz. *parlage,* das im Odenwald — in Anlehnung an ***Geplauder, Geplapper, Geschwätz*** mit dem Kollektivpräfix *ge-* zusammengesetzt — als *gebalāds* = *lautes, lärmendes Geplauder* vorhanden ist. Die Entlehnung ist alt, wie *ds* beweist. — IV 79: über *bedūχd,* das zu *Tugend* gestellt wird, vgl. Kluge, Etym. Wb.: *betuchen.* IV 109: Der Familienname *Lingener* soll mit *Lindener* identisch sein. — IV 101: *Linker.* Die Schreibungen *Luncker* und *lüncker* in Urkunden des 16. Jahrh. sind nichts Auffälliges. Sie erklären sich aus dem Zusammenfall des *ü*-Lautes mit *i* in der Mundart. Der Umlaut von *u* blieb bekanntlich vielfach unbezeichnet. — IV 102 ff.: Bei dem Namen *Riedesel,* der in Urkunden seit 1149 gewöhnlich mit *s* geschrieben ist, wird dieses *s* mit dem Diminutivsuffix *z* identifiziert auf Grund der Tatsache, daß ein einziges Mal (1324) die Schreibung mit *z* vorliegt.

Immerhin muß anerkannt werden, daß der Verfasser ein reiches Material zusammengetragen und die Transskription mit Sorgfalt behandelt hat, und so wird sich aus seiner Abhandlung mancher wertvolle Beitrag für die Dialektforschung ergeben.

L. Dietrich.

Martin Rade, Die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1898. 8°. 70 S. 1,40 M.

Traugott Kühn, Skizzen aus dem sittlichen und kirchlichen Leben einer Vorstadt. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1902. 8°. 104 S. 1,20 M.

Die Arbeiterkreise, deren religiös-sittliche Gedankenwelt die beiden Schriftchen behandeln, sind von Seiten der Volkskunde bis jetzt kaum berücksichtigt worden. Und doch wäre es eine lohnende, wissenschaftlich und praktisch wertvolle Aufgabe, einmal festzustellen, in welchem Maße diese Schichten noch unter dem Bann alter Volksüberlieferung stehen, und wie weit ihr Vorstellungsleben sich von dem der bäuerlichen Kreise, aus denen ihnen immerfort neues Blut zuströmt, getrennt hat. Ihre Sprüche, Reime, Sitten und Bräuche sollte man beachten und sammeln so gut wie die der Bauern. Die Ausbeute würde selbstverständlich viel geringer sein als hier, aber wir würden einen lehrreichen Einblick gewinnen in einen gerade für jene Schichten charakteristischen Verfall alten naiven Massenlebens, das durch bewußtes zerstörendes Eingreifen noch gefördert wird.

Wenn auch Rade und Kühn die Gedankenwelt und das Leben der Arbeiter nicht von diesem volkskundlichen Standpunkt aus betrachten, sondern ihre Stellung zu Kirche und Religion in den Vordergrund stellen, so sind doch ihre Betrachtungen für die Volkskunde nicht wertlos. Rade's auf dem evang.-sozialen Kongreß 1898 gehaltener Vortrag, der hier in starker Erweiterung vorliegt, macht hauptsächlich Mitteilung über 48 Antworten, die er

auf einen in Arbeiterkreise geschickten Fragebogen erhalten hat. Es werden darin Urteile ausgesprochen über die Kirche und die Geistlichkeit, den Wert der Predigt, die kirchlichen Feste, über Taufe, Trauung, Begräbnis und Konfirmation, über die Bibel, Christus, Luther und die Reformation, über Gott, Weltschöpfung und Wunder, über den Tod und das Leben nach dem Tode, über Ehe und Familienleben, christliche Wohltätigkeit und sittliche Ideale. Sie rühren offenbar meist aus den Kreisen besser gestellter, zum größeren Teil sozialdemokratischer Arbeiter her und geben ein gutes Bild der hier herrschenden Anschauungen. Charakteristisch für den linken Flügel ist der scharfe und ausgesprochene Gegensatz zur Tradition, die entschiedene Feindseligkeit gegen die Kirche und die Geistlichen, die Überschätzung der intellektuellen Bildung, die stark rationalistische Art des Urteilens. Die Schule wird gepriesen, denn sie „vernichtet Vorurteile, angelernte Regeln usw." Man wendet sich gegen die Sitte der Taufe, der Trauung, des Begräbnisses; am stärksten halten die Frauen an solchen Gebräuchen fest. Die Ehe gilt als unsittlich, wenn sie nicht auf wirklicher Liebe beruht. Die kirchlichen Feste werden als Überreste aus dem Heidentum aufgefaßt. Für die Feuerbestattung besteht eine gewisse Sympathie. Von einem Leben nach dem Tode will man nichts wissen. Überall zeigt sich der schärfste Gegensatz zu der Lebens- und Denkweise des Bauernstandes. Eine der individualistisch-rationalistischen Kultur höherer Schichten entsprungene Welt- und Lebensanschauung ist hier ohne eigentliches individuelles Erfassen Massenevangelium geworden.

Ein ähnliches Bild ergeben die von Pfarrer Kühn in einer stark von Fabrikarbeitern bewohnten Vorstadt gemachten Erfahrungen. Einige besondere Züge seien hervorgehoben. „Der jungfräuliche Brautschmuck, Kranz und Schleier, hat seine Bedeutung als solcher, als Ehrenschmuck, fast ganz verloren. In einzelnen Fällen verzichten Bräute freiwillig auf ihn. — — Auch tragen wohl Bräute einen halben nach hinten offenen Kranz zum Zeichen, daß sie nicht mehr Jungfrau sind. Andere tragen den vollen Schmuck, obwohl sie seiner notorisch nicht würdig sind" (S. 37 f.). Daß ein verführtes Mädchen sitzen gelassen wird, kommt öfters vor als auf dem Lande. Andrerseits sind Notheiraten ohne irgendwelche gegenseitige Neigung nicht selten. Die geringe Schätzung, die die geistige Arbeit des Pfarrers erfährt (S. 58), gleicht noch den bäuerlichen Vorstellungen von wahrer Arbeit. Taufe, Konfirmation und Trauung werden mit Rücksicht auf die Sitte meist gewünscht. Die Praxis bleibt hinter der weit vorgeschrittenen Theorie zurück.

Man sieht, auch volkskundlich sind Beobachtungen, wie sie von den beiden Verfassern angestellt werden, nicht uninteressant. Nur auf diese Seite der auch sonst für den praktischen Theologen wertvollen Erörterungen war hier hinzuweisen. Gerade Geistliche, denen es wie Kühn gelungen ist, das Vertrauen der Arbeiter zu erlangen, wären übrigens am besten in der Lage, uns über das Fortleben alter Sitte in diesen Kreisen Auskunft zu geben, wodurch auch auf ihre Stellung zu Religion und Kirche neues Licht fiele.

A. S.

W. H. Riehl. Kulturstudien aus drei Jahrhunderten, 6. Aufl. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., 1903. 8°. 12 und 446 S. 4 M.

Es ist ein altbekanntes Buch, das uns hier in neuem Abdruck entgegentritt, und doch nicht veraltet. Gerade dadurch, daß es im Wesentlichen seit dem Jahre 1859 unverändert geblieben ist, gibt es uns neben höchst anziehenden Miniaturen aus vergangenen Zeiten ein hübsches Bild der eignen uns jetzt zur Vergangenheit gewordenen Gegenwart, wie sie sich in der Seele eines liebevollen Beobachters mit geschichtlichem Blick spiegelte. Von den drei Büchern, in die es sich gliedert (1. Historisches Stillleben. 2. Zur Volkskunde der Gegenwart. 3. Zur ästhetischen Kulturpolitik), verdienen vor allem die beiden ersten die Beachtung der Volkskunde: Die „Studien in alten Briefstellern" weisen auf eine sittengeschichtliche und volkskundliche Quelle hin, die inzwischen von Steinhausen energischer ausgebeutet worden ist. Die „Volkskalender im achtzehnten Jahrhundert", die der folgende Aufsatz in ihrer Eigenart charakterisiert, sind im einzelnen als Fundgrube deutschen Volksaberglaubens wohl schon öfter herangezogen worden, verdienten aber einmal im Zusammenhang behandelt zu werden. Über die Veränderungen, die das „landschaftliche Auge" und das „musikalische Ohr" im Laufe der letzten Jahrhunderte erfahren hat, wissen weitere Abschnitte fesselnd zu plaudern. Zur Standesgeschichte der Maler und der Entwickelung ihrer Kunst im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Störungen bringt ein anderes Kapitel Beiträge („Alte Malerbücher als Quellen zur Volkskunde").

Volkskundlich ist am reichhaltigsten das 2. Buch. Der im Jahre 1858 gehaltene Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft", zeigt eine Klarheit über die Ziele der heute noch als neu geltenden Wissenschaft, wie sie auch jetzt noch nicht überall zu finden ist. Wenn auch ihr Gebiet nicht mit genügender Bestimmtheit umgrenzt ist, so wird doch immer wieder betont, daß es sich darum handele, von der Beobachtung und dem Sammeln von Einzelheiten durch Vergleichung aufzusteigen zur Erkenntnis von Gesetzen — Riehl spricht sogar von Naturgesetzen des Völkerlebens —, daß die Volkskunde auch einen philosophischen Gehalt habe, indem sie das Reich der Notwendigkeit von dem der Freiheit scheide. Mit vollem Recht weist er auf die hohe praktische, ja ethische Bedeutung der Volkskunde hin. Besonders die Verwaltungswissenschaften sollten von ihr lernen. „Der höchste Triumph der inneren Verwaltungskunst würde darin bestehen, jeden polizeilichen Akt so sicher der Natur des Volkes anzupassen, daß es auch bei den lästigsten Dingen glaubte, die Polizei habe doch eigentlich nur ihm aus der Seele heraus verfügt und gehandelt." Wem das zu allgemein gesprochen ist, der denke z. B. an das Verhalten der Verwaltungsbehörden gegenüber den Spinnstuben, und er wird den Riehl'schen Satz verstehen und würdigen.

Volkskunde und Nationalökonomie berühren sich in der Betrachtung über „Der Geldpreis und die Sitte", die feinsinnig zeigt, wie stark jener von dieser bedingt und beeinflußt ist. „In einem Lande, wo die Bauern noch standesmäßig bäuerlich leben, wird auch — bei sonst gleichen Verhältnissen — das Leben billiger sein als in einem Lande mit verstädtelter Bauernschaft." Auch die „Augsburger Studien" enthalten zahlreiche hübsche volkskundliche Beobachtungen. Der Stadtplan wird als Grundriß der Gesellschaft betrachtet und erläutert; die Traditionen und Gebräuche der Zunftstube werden ins Auge gefaßt, so der Brauch der „Seelenbrezel", die die Bäcker 1853 nicht mehr liefern wollten; auf die Bedeutung der Wirtshausnamen wird hinge-

wiesen; der Verfall alter Sitten zur Zeit der französischen Revolution, aus der sich nur der „Perlachmichel“ gerettet hat, wird skizziert; das Verhältnis der Konfessionen, die im Aberglauben sich zusammenfinden, wird geschildert, wobei auch des „Kinderfriedensfestes“ gedacht wird, eines Nachklanges des westfälischen Friedens.

Aus dem dritten Buch sei die Betrachtung über „Volksgesang“ hervorgehoben, in der sich die beherzigenswerten Worte finden: „Nicht minder verkehrt ist es auch, wenn unsere Modekomponisten in künstlicher Einfalt nachgeäffte „„Volkslieder““ für den Salon schreiben. Wir sollen uns an den Weisen des Volkes erfrischen, wir sollen sie auch mit unseren eigenen Ideen verarbeiten, aber wir sollen sie nicht nachäffen.“

Was sich in einem Referate nicht wiedergeben läßt, und was vielleicht das Beste und Wirkungsvollste in dieser Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen ist, das ist die tüchtige Gesinnung, die Liebe zum Volke, die Frische und der Humor, die Leben weckend aus ihnen reden. A. S.

Ludwig Neumann, Prof. Dr., Der Schwarzwald (= Land und Leute. Monographieen zur Erdkunde Bd. XIII). Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1902. gr. 8°. IV u. 168 S. Mit 161 Abbildungen und einer farbigen Karte. Geb. 4 Mk.

Der in der wohlbekannten hübschen Sammlung erschienene Band gliedert seinen Stoff in 5 Abschnitten, deren erster eine allgemeine Übersicht über Orographie und Geologie, Klima und Bewässerung, Pflanzengeographie und Bevölkerung des Gebirges gibt, während die übrigen den südlichen, mittleren, nördlichen und östlichen Schwarzwald behandeln. Es ist eine Freude, an der Hand des sachkundigen Führers dieses ganze Gebiet zu durchwandern. Und wenn auch der Text das Hauptgewicht auf die landschaftlichen und allgemein kulturellen Verhältnisse legt, so bietet doch das Buch auch in volkskundlicher Hinsicht viel Interessantes. Vor allem sei auf die zahlreichen trefflichen Illustrationen hingewiesen, die die Trachten, Bauten, Haus- und Festsitten der Bewohner gut veranschaulichen. Auch der Freund des Volkslebens empfängt hier reiche anschauliche Belehrung, die durch die Kenntnis des Rahmens, innerhalb dessen sich das Volksleben abspielt, nur vertieft wird. A. S.

Friedrich Kopp, Reinheim in Vergangenheit und Gegenwart. Eine heimat- und volkskundliche Betrachtung. Reinheim, Friedrich Schleif, 1902. VI und 186 S.

Das Büchlein verdankt, wie der Verf. bemerkt, seine Entstehung dem durch unsere hessische Vereinigung herausgegebenen Fragebogen, dessen Beantwortung ihn veranlaßte, sich in die Geschichte, das Volksleben und die Kulturverhältnisse seines Heimatsortes zu vertiefen. Es behandelt an erster Stelle die Geschichte des am nordwestlichen Rand des Odenwaldes im Kreise Dieburg gelegenen Städtchens, wobei interessante Einzelheiten aus dem dreißigjährigen Krieg und der Napoleonischen Zeit beigebracht werden. Die eigentlich volkskundlichen Abschnitte beschäftigen sich mit den Straßennamen, Hausbau und Dorfanlage, den Sitten und Trachten der Bewohner, ihren Sagen und Märchen, Sprichwörtern, Redensarten und Reimen. Zwei Heilsprüche

gegen Erkrankung der Augen und zum Blutstillen und eine kleine Sammlung von Vierzeilern werden mitgeteilt. Der letzte Teil handelt von den staatlichen, kommunalen und kirchlichen Verhältnissen und Beziehungen des Ortes. Er enthält unter Anderem ein Verzeichnis von 336 Gewannnamen der dortigen Gemarkung.

Das Schriftchen ist ein hübsches Zeugnis des Fleißes und der Heimatliebe seines Verfassers. Es darf insbesondere unseren Lehrern empfohlen werden, als eine Anleitung zur geschichtlichen Auffassung des sie unmittelbar umgebenden Lebens. A. S.

Theodor Hampe, Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit. Mit 122 Abbildungen und Beilagen nach Originalen, größtenteils a. d. 15.—18. Jhdt. Leipzig, Eugen Diederichs, 1902. gr. 8°. 128 S. (= Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte, hg. von G. Steinhausen, X. Bd.) 4 M., geb. 5,50 M.

Einen interessanten und für die Volkskunde wichtigen Abschnitt aus dem Kulturleben der Vergangenheit hat der Verf. in diesem Buche geschildert und dabei nicht nur die vorhandene wissenschaftliche Literatur gewissenhaft benutzt, sondern auch auf Grund eigner Studien manches Neue beigebracht. Durch die Fahrenden, diese interregionalen und internationalen Bevölkerungselemente, wurde nicht nur unsre Dichtung stark beeinflußt, auch in Sitte und Brauch, Aberglauben und Denken des Volkes haben sie ihre Spuren hinterlassen.

Der Verfasser gliedert seinen Stoff in vier Abschnitte: Frühzeit, das hohe Mittelalter, Wandlungen im späteren Mittelalter, die neuere Zeit. Wir lernen zuerst den alten Volkssänger, den Träger des Heldengesangs kennen, dessen Ansehen bald unter dem Eindringen fremder, namentlich römischer Elemente, unter den feindlichen Einwirkungen der Kirche und unter dem durch die wirtschaftlichen Verhältnisse geförderten Anwachsen des Bettler- und Gaunerwesens stark zu leiden hatte.

Dann schildert der Verfasser die rechtliche und soziale Stellung der Spielleute zur Blütezeit des Mittelalters, die Einwirkung der ritterlichen Dichtung auf ihre Verhältnisse und ihre Produktion, das Treiben der Herolde und „Kroijierer“; auch ihre Tätigkeit als Puppenspieler und ihre Einwirkung auf die Entstehung des Lustspiels wird berührt. Der Ursprung des Vagantentums und das Leben der fahrenden Kleriker wird eingehender dargestellt.

Starke Wandlungen traten im Zusammenhang mit der Ausbildung des Städtewesens im späteren Mittelalter ein. Ein Teil der Fahrenden wird seßhaft in den Meistersingergenossenschaften oder als Stadtmusikanten. Die Mitwirkung der Musiker bei bestimmten Anlässen ist durch Gesetz oder Sitte geregelt, so bei dem durch Goethes Schilderung bekannten Pfeifergericht in Frankfurt. Das Menchinger Vogtsrecht von 1441 schreibt den Frohndienste leistenden Bauern vor, sich einen Pfeifer zu halten, der ihnen zur Mahd voranschritte und des Abends wieder heimpfiffe, und das Sigolzheimer Hofrecht vom Jahre 1320 bestimmt, daß man den Köhler und Zimmermann, wenn sie den Zins bringen, wohl empfangen und ihnen, wenn es Nacht wird, ein Strohlager bei dem Feuer bereiten, auch einen Geiger gewinnen solle, der ihnen geige, damit sie entschlafen. Unter den Musikinstrumenten wird in dieser Zeit der Dudelsack beliebt. Auch der Spruchsprecher wird jetzt in den

Städten seßhaft. Aus dem weiteren Kreise der fahrenden Leute sind es namentlich die Weiber, in deren Geschick die Städte durch Errichtung von Frauenhäusern eingreifen. Das Bettlerwesen wächst rapid und erreicht im 15. und 16. Jhdt. seine höchste Blüte. Eine Hauptquelle für unsere Kenntnis dieser Zustände ist der „liber vagatorum", sowie die zahlreichen Bettlerordnungen der Städte. Abbildungen tanzender Bettlerpaare aus dem 16. Jhdt. nehmen sich wie Illustrationen zu noch heute lebenden Volksliedern aus, die wohl in jenen Zeiten ihren Ursprung haben. Neuen Zuwachs erhalten die Fahrenden durch die seit Kaiser Sigismund auftretenden Zigeuner. Die Spielleute schließen sich vielfach zu Bruderschaften zusammen, an deren Spitze ein unter Umständen vom Kaiser ernannter König steht; unter dem Schutze der Rappoltsteiner Herrn hat eine solche im Elsaß bestanden und bis zum Jahre 1789 fortgelebt.

Auch in der neueren Zeit zeigt das Leben der fahrenden Leute wieder besondere Züge. Mit der Beliebtheit der Fechtkunst in den Bürgerkreisen nahm die Zahl der Berufsfechter zu. Die Buchdruckerkunst rief die „Zeitungssinger" hervor, deren Nachkommen die Singer der Moritaten auf unseren Jahrmärkten sind. Das Räuberwesen erfährt im 16. und 17. Jhdt. durch den Bauernkrieg und den dreißigjährigen Krieg, im 18. Jhdt. durch den spanischen Erbfolgekrieg und die Revolutionskriege eine starke Steigerung; häufig begegnen Juden als Mitglieder der Räuberbanden. Abenteurer und Glücksritter aller Art nehmen im 16. Jhdt. überhand. Die Quacksalber spielen ihre Hauptrolle im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jhdt. Seit dem 17. Jhdt. treten die fahrenden Komödianten stärker hervor, neben denen die aus dem Mittelalter übernommenen „Himmelreicher" (Puppenspieler) weiter bestehen. Über Akrobaten, Seiltänzer, Jongleure und sonstige Artisten erfahren wir interessante Einzelheiten aus Nürnberger Quellen des 16. und 17. Jhdts. Menagerie und Zirkus scheinen erst Erzeugnisse des 19. Jhdts. zu sein, während Wachsfigurenkabinette bereits in den früheren Jahrhunderten erwähnt werden. Mit dem Ende des 18. Jhdts. schließt der Verfasser seine Darstellung ab, wenn auch auf die fahrenden Leute des 19. Jhdts. manches Streiflicht fällt. Dies der Inhalt des hübschen Buches.

Eine besonders wertvolle und lehrreiche Zugabe bilden die zahlreichen Reproduktionen von z. Teil schwer zugänglichen Kupfern, Holzschnitten und Zeichnungen der älteren Zeit, durch die die Vergangenheit uns erst wirklich lebendig wird. Mehr als ein anderer Stoff bedarf gerade das Treiben der Fahrenden dieser bildlichen Ergänzung. A. S.

Heinrich Lohre, Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland. Berlin, Mayer u. Müller, 1902. 8°. XII u. 136 S. 4 M. (= Palästra, herausg. von A. Brandl u. E. Schmidt, XXII).

Eine Übersicht der Volksliedforschung von Percy bis zum Wunderhorn in der Weise zu geben, „daß auf die weniger bekannten Strecken der Bahn das reichlichere Licht fällt", ist die Absicht dieser Erstlingsarbeit. Ihr erster Abschnitt behandelt „die Aufnahme der Reliques in Deutschland", der zweite „die Wiedergeburt des deutschen Volksliedes" oder, wie es richtiger heißen müßte, die Wiederentdeckung des deutschen Volkslieds durch die Gebildeten.

Nach einer gedrängten Übersicht über die Wirkungen der englischen Sammlung auf die Göttinger, unter denen Bürger stärker hervortritt, werden Herders Bemühungen um Percy und das Volkslied eingehender dargestellt. Bei Vergleichung seiner Volksliedersammlungen von 1778 und 1778/79 wird die Beobachtung gemacht und durch eine Anzahl von Beispielen belegt, daß Herder in der älteren Sammlung bei Übertragung der Percyschen Volkslieder erheblich weiter ging „in der genauen Nachbildung all des Altertümlichen, Eckigen und Rauhen der Sprache, des mündlich-improvisatorischen Vortrags, der Unebenheiten und Kühnheiten des Metrums“ als in der späteren, die eine starke Tendenz zu formeller Glättung zeigt. Es folgt eine ausführliche Charakteristik der jetzt verschollenen Sammlungen von Ursinus (1797), Bodmer (1780—81) und Bothe (1795). Auch Mercks Übersetzertätigkeit an den Reliques wird mit einigen Worten gestreift. Mit einem Blick auf A. W. Schlegels Bemerkungen zu Percy, Kosegartens, Haugs, Fouqués und Leo v. Seckendorfs vereinzelte Übertragungen schließt der erste Teil.

Unter den Wiederentdeckern des deutschen Volkslieds steht an erster Stelle Goethe, dessen durch sein ganzes Leben reichende und die eigne Produktion stark beeinflussende Beschäftigung mit der Volkspoesie in gutem Überblick geschildert wird. Neben ihm zeigen sich Jung-Stilling, Lenz, Maler Müller und Schubart von dem neuen Geschmack am Volkslied ergriffen. Die deutschen Bestandteile von Herders Sammlung werden kurz charakterisiert. Auch die von Nicolai und anderen ausgehende Gegenströmung findet Beachtung. Unter den Zeitschriften, die in dieser früheren Zeit sich des deutschen Volksliedes sich annahmen, tritt neben J. G. Jacobis Iris vor allem Boies „Deutsches Museum“ hervor, dessen erster Jahrgang eine Partie deutscher Volkslieder von Eschenburg gesammelt brachte, hinter dem, wie der Verf. vermutet, Lessing stand. In derselben Zeitschrift beschreibt 1778 D. Chr. Seybold das Pfälzer Lätarefest und lenkt dadurch die Aufmerksamkeit zum ersten Male auf das Kinderlied; Anton bringt historische Volkslieder des 15. Jhdts., Clostermeyer die erste niederdeutsche Aufzeichnung des „Herrn von Falkenstein“. Auch in Canzlers und Meißners „Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lektüre“ sowie in Adelungs „Magazin für die deutsche Sprache“ werden ältere deutsche Volkslieder mitgeteilt. In das Jahr 1784 fallen A. Elwerts „Ungedruckte Reste alten Gesanges“, den vor seinen Vorgängern die Beachtung der lyrischen Volksdichtung auszeichnet. — Ende der achtziger Jahre gesellen sich zu dem Interesse für das Volkslied allgemeine volkskundliche Bestrebungen, wie sie besonders in dem „Journal von und für Deutschland“ hervortreten. Eine eingehende Würdigung erfährt die Tätigkeit F. D. Gräters, dessen „Bragur“ eine Reihe volkskundlich wertvoller Publikationen brachte; die Volksliedforschung insbesondere verdankt Gräters Aufsatz „Über die teutschen Volkslieder und ihre Musik“ die fruchtbarsten Anregungen: die Zunftlieder, Arbeitslieder, Tanzverse, Schnadahüpfeln, Ringelreihen, Abzählverse, Jäger- und Schäferlieder werden beachtet und in ihrem Zusammenhang mit dem Volksleben ins Auge gefaßt. Unter Gräters Mitarbeitern finden wir auch E. J. Koch, der in seinem „Compendium“ wichtige Hinweise auf die älteren Volksliederdrucke gab. In Tirol und Bayern werden zu Beginn des neuen Jahrhunderts Schnadahüpfel, in der Schweiz Kuhreihen gesammelt. A. W. Schlegel scheidet das Volkslied scharf von

dem Minnelied und versteht die Art des ersteren fein zu erfassen. Zum Schlusse schildert der Verf. die Entstehung des „Wunderhorns" und stellt das Verhältnis der neuen Sammlung zu Elwert und Gräter dar. Bei dieser Gelegenheit hätte wohl auch Docens und seiner Veröffentlichung alter Volkslieder aus dem 16. Jhdt. in seinen Miscellaneen (1807) gedacht werden können. Sie sind den späteren Bänden des „Wunderhorns" zu Gute gekommen und seine bibliographischen Hinweise bildeten eine wertvolle Ergänzung zu Kochs Notizen.

Alles in Allem bietet uns der Verf. eine sehr gut brauchbare und sorgfältige Darstellung der älteren Volksliedforschung, die ihren besonderen Wert und Reiz dadurch erhält, daß sie auch in die Niederungen hinabsteigt und in Gegenden rasch orientiert, die nicht so leicht zugänglich sind. A. S.

Bruno Köhler, Allgemeine Trachtenkunde. 1.—7. Teil. Leipzig, Ph. Reclam jun. o. J. (= Universalbibliothek 4059/60, 4074/75, 4104/5, 4145/46, 4172/73, 4203/4, 4223/24). Mit 848 Kostümbildern. 2,80 Mk. In 2 Bdn. geb. 4 Mk.

Ferdinand Justi, Hessisches Trachtenbuch. 1. Lieferung. Mit 8 Blättern in Farbendruck. Fol. (Text S. 1—14). Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1900. 2. Lieferung. Mit 8 Blättern in Farbendruck. Fol. (Text S. 15—42). Das. 1901. (= Veröffentlichungen der Histor. Kommission für Hessen und Waldeck I). Jede Lieferung 6 Mk.

Mit der Herausgabe der „Allgemeinen Trachtenkunde" ist der rührige und um unsere Geisteskultur so hochverdiente Reclam'sche Verlag einem vorhandenen Bedürfnis entgegengekommen. Mehr als auf einem anderen Gebiet ist es dem Einzelnen durch die hohen Preise der größeren Trachtenwerke erschwert, sich hier zu orientieren. In diesem von dem Regisseur und Kostümmaler des Deutschen Theaters in Berlin, Bruno Köhler, geschriebenen und mit zahlreichen von ihm selbst entworfenen Kostümbildern versehenen Werkchen hat man nun ein bequemes Hilfsmittel dazu. Sorgfältige alphabetische Sachregister, die jedem der Doppelbändchen beigegeben sind, erleichtern die Benutzung. Der erste Teil behandelt das Altertum: Ägypter, Äthiopier, Araber, Hebräer, Syrer und Phönizier, Assyrer und Babylonier, Meder und Perser, Kleinasiaten, Griechen, Inder, Skythen, Parther, Sarmaten, Dorier und Illyrier, Slaven, Kelten, Germanen, Etrusker, Römer; der 2.—4. das Mittelalter, und zwar der 2. die Byzantiner, Perser, Araber, Türken, Mongolen, Chinesen, Inder, einzelne Stämme der Völkerwanderung, romanisierte Gallier, Franken, die Bewohner der britischen Inseln, Angelsachsen, Skandinavier, Slaven; der 3. die Deutschen, Franzosen und Italiener bis zum 15. Jahrh., der 4. die Engländer, Spanier und Portugiesen, Schweizer, Skandinavier und Niederländer in demselben Zeitraum; dazu die Kriegsausrüstung am Schlusse des 15. Jahrh. und die Tracht der römisch-katholischen Geistlichkeit. Teil 5—7 behandeln die neuere Zeit: 5. u. 6. die europäischen Völker bis zur Gegenwart, 7. die Kriegstracht der Neuzeit und, in einem Anhang, die Tracht der geistlichen und weltlichen Ritterorden. Es ist selbstverständlich, daß auf einem so weitschichtigen Gebiete, wo viele Einzelheiten noch in hohem Maße strittig und dunkel sind, auch eine solche übersichtliche populäre Darstellung nicht überall in gleichem Maße zuverlässig sein kann; aber das ist ein Fehler, den sie mit größeren Werken teilt. Erst eine sorg-

fältige wissenschaftliche Detailforschung, die sich auf kleine Gebiete und Zeiträume beschränkt, wird hier Abhilfe schaffen.

Diesen Weg hat Justi mit seinem trefflichen „Hessischen Trachtenbuch" beschritten, von dem uns bis jetzt die zwei ersten Lieferungen vorliegen. Von Liebe zur Heimat beseelt und mit der Fähigkeit begabt, mit dem Landvolk zu verkehren und es zu verstehen, hat der auf ganz anderem Gebiete hochverdiente Gelehrte seit vielen Jahren die Dörfer in der Umgegend Marburgs zu Fuß durchwandert und das, was er gesehen, in Aquarellen abgebildet. So entstand die Sammlung, aus der die in vorliegendem Werk in vorzüglichem lithographischen Farbendruck wiedergegebenen Trachtenbilder stammen. Es sind keine mit Kleidern umhängten Puppen, sondern wirkliche Menschen, die wir in charakteristischer Umgebung, sei es im Feld oder im Haus oder auf dem Kirchgang kennen lernen. Eigentlich die einzig richtige Darstellungsweise. Denn die Tracht ist nicht etwas für sich Bestehendes, das man als Einzelobjekt ins Auge fassen dürfte; sie wird wie Justi sehr richtig betont, erst im Zusammenhang mit dem Leben und Treiben der Menschen, die sie tragen, verständlich. Sie ist ein Erzeugnis solchen Lebens und beeinflußt es andrerseits wieder. Daß auch die Physiognomieen ihrer Träger und ihre Bewegungen, die sich leider nicht so leicht im Bilde fixieren lassen, ihren Stil haben, der sich dem der altfränkischen Kleidung nähert, wird gelegentlich feinsinnig bemerkt. Auch dem Text, den der Verf. zu seinen Abbildungen geschrieben hat, merkt man überall die Frische und Wärme des eignen persönlichen Erlebens und Empfindens an, die seiner Darstellung einen eigenen Reiz verleiht.

Der Text der ersten Lieferung bringt in einer Einleitung „Allgemeines über die Tracht". Das Verhältnis der Volkstracht zur Mode der gebildeten Stände wird ins Auge gefaßt; größtmögliche Variabilität hier und starres Festhalten am Altherkömmlichen dort. Daß letzteres die Betätigung eignen Geschmacks nicht verhindert, ja im Gegenteil ihm durch Ausschließung willkürlicher und stilloser Veränderungen eine sicherere Grundlage bietet, als die jährlich wechselnde von Paris oder sonst woher bezogene Mode, die die Frauen in die Rolle von Gestellen, über die ihre Schneiderinnen arbeiten, herabdrückt, wird treffend ausgeführt. Die Beobachtung ließe sich leicht auch auf das Gebiet des Sittlichen übertragen. Wie persönlicher Geschmack durch Anknüpfung an die Tradition gefördert werden kann, so ist auch das bäuerliche Festhalten an der Sitte ein Rückgrat für den Charakter. Die Willkür und Haltlosigkeit mancher Modernen, die geistig bald à la Nietzsche, bald à la Tolstoi kostümiert herumlaufen und sich dann einbilden, einzig und eigenartig zu sein, entspricht dem Treiben der Kleidermode.

Eine sehr wichtige und interessante Frage, die ebenfalls die Einleitung behandelt, ist die nach dem Ursprung der Volkstrachten. Man pflegt wohl zu sagen, die Bauerntracht sei die verspätet auf das Land gedrungene und dort festgehaltene frühere Tracht der höheren Stände oder der Städter. Auch Justi bemerkt, die Kleidung des Landvolkes sei nicht von diesem erfunden, sondern zeige die zu irgend einer Zeit stehengebliebene Mode, die sich nur wenig dadurch von der städtischen entfernt habe, daß sie den Anforderungen der ländlichen Arbeit gemäß verändert sei (S. 5). Die Ausschreitungen der städtischen Mode (wie Krinoline, Vögel auf den Hüten u. dgl.) habe die Volkstracht aber nie mitgemacht. Als Gründe, aus denen das Landvolk an einer bestimmten

Mode festhalte, werden angegeben: die Beständigkeit der ländlichen Verhältnisse, die Bequemlichkeit, die Dauerhaftigkeit der Kleiderstoffe, die Kleiderordnungen. Die Änderung einer Tracht geschehe plötzlich oder allmählich. Die letzte durchgreifende Veränderung habe die ländliche Tracht im letzten Drittel des 18. Jhdts. durch Eindringen der französischen Mode erfahren; das allmähliche Eindringen einzelner Kleidungsstücke erfolge immer so, daß der allgemeine Charakter der Tracht nicht aufgehoben werde (S. 7 ff.). Durch die Einleitung zur 2. Lieferung werden diese Bemerkungen ergänzt. „Das weit verbreitete Bestreben des Mannes, mehr zu erscheinen als er ist, und der Trieb des Weibes, zu gefallen und sich auszuzeichnen, führen zur Nachahmung der äußeren Erscheinung der Reichen und Hochstehenden; diesen wird ihre oder ihres Kleiderkünstlers Erfindung durch die sklavische oder ungeschickte Kopie verleidet und durch eine neue ersetzt, welcher eine abermalige Nachahmung wegen beschränkter Mittel nicht sogleich folgen kann; so bleibt die Mode der weniger bemittelten Stände — — stufenweise zurück, sie wird altmodisch, bis sie eine so von der modischen verschiedene Erscheinung angenommen hat, daß ein Zusammenhang zwischen beiden nicht mehr zu erkennen ist." Einzelne Bestandteile der modischen Kleidung befestigen sich zu verschiedenen Zeitpunkten in der Volkstracht oder behaupten sich länger als andere. Manche Volkstrachten haben sich auch selbständig weiter gebildet (S. 15). Daher habe die ländliche Tracht nie ein genaues Vorbild in der modischen Kleidung. Dazu kommt die sehr oft merkwürdige landschaftliche Begrenzung einzelner Trachten. Jedenfalls sei daraus nicht auf verschiedenes Volkstum zu schließen, wie an den Schwälmern gezeigt wird. Wohl aber sei die Tracht durch staatliche und konfessionelle Grenzen beeinflußt, durch letztere z. B. im Kreise Kirchhain (S. 11). Daß die Herkunft oder Begrenzung einer Tracht oder eines einzelnen Stückes meist schwer zu ermitteln sei, da genügendes Material fehle, wird ausdrücklich hervorgehoben (S. 10).

Man sieht aus alledem, wie außerordentlich kompliziert die Verhältnisse auf diesem Gebiete sind und wie sehr jener allgemeine Satz von der Nachahmung der städtischen Kleidung durch die Bauern der Beschränkung und des Beweises im Einzelnen bedarf. Zwei Grundtriebe der menschlichen Natur kreuzen sich hier, wie sonst im Volksleben: das Festhalten an der Überlieferung und das Streben nach Neuem. Auf dem Lande überwiegt ersteres, in der Stadt letzteres, daher das Auseinandergehen beider auch in der Tracht. Wie zäh und stolz der echte Bauer an seiner Tracht festhält, hebt auch Justi hervor und bringt dazu eine hübsche Stelle Klipsteins a. d. J. 1771 (S. 7). Was bei der Landbevölkerung besonderer Erklärung bedarf, ist das Streben nach Veränderung; warum wird eine neue Mode aufgenommen, während andere unbeachtet bleiben? Die moderne Bewegung, die Ausgleichung zwischen Stadt und Land, wird man bei ihren besonderen wirtschaftlichen Bedingungen, wozu ich vor allem die Entwickelung des Verkehrs und das allmähliche Aufhören der ländlichen Produktion der Kleidungsstoffe rechne, nicht ohne Weiteres zur Erklärung der früheren Vorgänge heranziehen dürfen. Eine wissenschaftliche Trachtenkunde, der Justi das Ziel steckt, das Alter und die Herkunft der einzelnen Teile der volkstümlichen Kleidung zu bestimmen (S. 16), wird uns vielleicht auch über die Psychologie der Bauernmode aufklären; die Volkskunde aber wird die Frage aufwerfen müssen, inwiefern solche Entwickelungen an-

deren Vorgängen im Volksleben parallel laufen, und inwiefern sie ihren eignen Gesetzen gehorchen. Sicher ist nur, daß hier, wie sonst, altes Leben mit eigenartigen Modifikationen bewahrt worden ist. Mit dem Worte „Überlieferung" bezeichnen die Romanen das ganze Gebiet der Volkskunde. Um die Beobachtung von Sitte und Brauch handelt es sich schließlich überall.

In der 2. Lieferung beginnt Justi mit der Beschreibung der einzelnen Trachten in chronologischer Reihenfolge. Er behandelt zunächst den Breidenbacher Grund, das Tal der bei Wallau auf der rechten Seite in die Lahn mündenden Perf, dessen Tracht im Allgemeinen einheitlich ist; kleinere Unterschiede sind bedingt durch die frühere Trennung in Ober- und Untergericht. Im Obergericht (S. 17 ff.) ist die Tracht der Männer im Wesentlichen städtisch geworden. Die Unterkleidung der Frauen besteht aus dem mit langen Ärmeln versehenen Hemd, dem „Büffel", einem ärmellosen grünen Wollekleid, dessen Rock an das Brüstchen angenäht ist und dem Ärmelleibchen, einer gestrickten Jacke von weißer oder dunkelblauer Wolle, die meist unter dem Büffel getragen wird. Statt des letzteren wird in der Festkleidung ein feines leinenes bis zur Hüfte reichendes Oberhemd über dem Büffel getragen, dessen Kragen („Killer") gestickt ist. Das Oberkleid besteht aus der Sammetbrust und dem daran genähten Rock (Kittel). Die Brust ist ein weit offenes Mieder mit Trägern, das mit schmalem geblümtem Band verschnürt wird. Unter der Verschnürung befindet sich das Brusttuch, das eigentliche Zierstück der weiblichen, sonst nur Schwarz und Weiß zeigenden Festkleidung, dessen gestickte Ornamente eingehend beschrieben und zum Teil in trefflichen Abbildungen wiedergegeben werden. Es reicht in das Mittelalter zurück und tritt in der städtischen Mode zum letztenmal gegen Ende des 17. Jahrh. auf. Im Hessenland ist es im Verschwinden begriffen. Der Rock aus Beiderwand wird seitlich und hinten dicht gefaltet, ebenso wie die dunkelblaue Schürze; nur die Festtracht hat eine weißleinene Schürze. Die weißen, langen Strümpfe, seit dem Ende des 16. Jahrh. von den Bäuerinnen gestrickt, werden unter den Knieen mit Strumpfbändern, „Hessebendeln" (Hesse = Strumpf) gehalten, an deren Enden farbige Wollkugeln herabhängen. Das Haar, in Zöpfen geflochten und oben oder hinten am Kopf befestigt, wird bedeckt von der „Mitsche", einer aus steifem Papier gefertigten und mit schwarzem Tuch überzogenen für den Hinterkopf ausgeschnittenen kegelartigen Röhre mit langen schwarzseidenen Bändern. Sie hat dieselbe Form wie die auf Gemälden des 15. Jahrh. sich häufig findende brabantische Mütze und ist vielleicht, wie der Verf. vermutet, von Sophie von Brabant 1248 in diese Gegenden gebracht worden. Das Untergericht hat im Wesentlichen dieselbe Tracht. An Stelle der Bruststücke, von denen ältere Exemplare beschrieben werden, ist als farbige Zierde das Tuch (großes Baumwollenhalstuch) getreten. Dem Untergericht eigentümlich ist die Kopfbedeckung, das ursprünglich rote „Stülpchen", eine wagrecht am Hinterkopf sitzende Röhre mit vorspringendem Boden. Den Trauerschleier („Weibsmantel") sieht man jetzt nur noch selten.

Der 2. Abschnitt (S. 31 ff.) beschäftigt sich mit dem Hügellande westlich der Lahn bis zu dem Gebirge, welches den Breidenbacher Grund begrenzt. Hier herrscht eine einzige schwarze Tracht in zwei nur wenig verschiedenen Abarten. Über dem Büffel, den wir auch hier finden, wird das dem Oberhemd des Breidenbacher Grundes entsprechende Halstuch oder

Kimmetche getragen, ein weißleinenes knappes Mieder mit weiten glockenförmigen Ärmeln. Die Geschichte dieses Kleidungsstückes und seinen Namen verfolgt der Verf. zurück ins Mittelalter (übermüeder). Unter dem Kimmetche liegt ein eng anschließender bis zur Hälfte des Unterarms reichender Halbärmel mit breiter Sammetborde (der Stauche). Auch zur Sitte des doppelten Ärmels erhalten wir einen sehr interessanten geschichtlichen Exkurs. Das Oberkleid besteht, wie in der oben geschilderten Tracht, aus Brust (Sammet) und Kittel von schwarzer Beiderwand; unter ersterer lag das Brusttuch. Über dem Oberkleid wurde früher ein zweites Kimmetche von schwarzem Schechter getragen, das an der Brustöffnung die Stickerei des Brusttuches sehen ließ. Jetzt ist an seine Stelle eine vorn zugehakte schwarze Oberjacke, der Motzen, getreten, deren Ausschnitt von dem Halstuch ausgefüllt wird. Charakteristisch ist die schwarze Mütze, die aus einem unteren anschließenden und einem kammartig aufsteigenden Teil besteht, die „Schneppekapp“. Sie stammt aus der italienischen, zu Anfang des 16. Jahrh. in Deutschland verbreiteten Mode. Bei Leichenbegängnissen noch üblich ist der über den Kopf geschlagene Trauermantel, im Gericht Bilstein der „Hauken“ genannt, dessen Gestalt und Name (Hoike) weit zurückreichen und schließlich aus dem arabischen Spanien stammen. — Soweit führen uns die vorliegenden Lieferungen. Durch die zahlreichen historischen und sprachlichen Exkurse und Anmerkungen, die das Werk enthält, erhebt es sich weit über die Bedeutung einer bloß provinziellen Trachtengeschichte.

Besondere Hervorhebung verdienen endlich die zahlreichen allgemein volkskundlichen Beobachtungen, die eingestreut sind. So über den Volksgesang der Marburger Gegend (S. 6), über die Bedeutung der Grasnelke in Volksglaube und Volksbrauch (S. 21 und 29 f.), über Brauch bei Beerdigungen auch aus älterer Zeit (S. 40). — Man darf der Fortsetzung des hübschen Werkes — ohne sich einer Verlegenheitswendung schuldig zu machen — wirklich mit Spannung entgegensehen. A. S.

Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Lithographien von Erich Kuithan. Erstes Bändchen. Leipzig 1903. B. G. Teubner, VI u. 154 S. gr. 8°. geb. 2,20 M.

Das neue Märchenbuch enthält nur Volksmärchen, die in der Grimmschen Sammlung nicht oder in wesentlich anderer Form enthalten sind. Die meisten von ihnen sind, da sie sich an mehr oder weniger entlegener Stelle befinden, überhaupt noch nicht in die weitere Öffentlichkeit gedrungen oder wieder vergessen. Die Auswahl ist mit Takt und Geschmack getroffen. So bilden Dähnhardts Märchen eine wertvolle Bereicherung unserer Kinder- und Hausliteratur. Auch der Volksforscher wird sie gerne benutzen; sie bringen manches Seltene und bieten durch genaue Quellenangabe immer die Möglichkeit der Kontrolle.

A. S.

Arthur Kopp, Ein Sträußchen Liebesblüten im Garten deutscher Volksdichtung gepflückt. Leipzig, Georg Wigand, 1902. IV u. 84 S. 2,50 M.

In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde hatte Kopp bereits 12 „alte Kernsprüchlein und Volksreime für liebende Herzen“ zusammengestellt

und war ihrer Verbreitung in der älteren Lyrik nachgegangen, eine Arbeit, auf deren Bedeutung ich gelegentlich schon hinwies (s. Blätter I, S. 237). Das vorliegende zierliche Bändchen wiederholt und erweitert die früheren Ausführungen und vermehrt die kleine Sammlung um 7 Nummern. Das Schwanken zwischen gelehrter Forschung und populärer Darstellung hat dem Büchlein nicht zum Vorteil gereicht. Für den bloßen Liebhaber enthält es zu viel, für den gelehrten Gebrauch zu wenig. Citate und bibliographische Notizen wären besser in Anmerkungen oder einen Anhang verwiesen worden, wo größere Genauigkeit, die man häufig schmerzlich vermißt, möglich gewesen wäre. Aber auch so ist die kleine Sammlung eine Gabe, für die man dem Herausgeber, der sich schon so manche Verdienste um die Geschichte des Volkslieds erworben hat, dankbar sein kann. Sie läßt uns einen Blick tun in das Werden und Wachsen der Volksdichtung.

Den Reigen eröffnet, wie billig, das alte seit 700 Jahren bezeugte und immer noch frisch blühende „Du bist mein, ich bin dein", zu dem einige neue Parallelen beigebracht werden[1]). Daß es sich dabei wohl ursprünglich um eine bei dem Verlöbnis übliche Rechtsformel handelt, haben Bolte (Ztschr. f. d. Altert. 34, 161 ff.) und Hauffen (Die deutsche Sprachinsel Gottschee, S. 175 ff.) wahrscheinlich gemacht. In einem von W. Wolf (Deutsche Hausmärchen, S. 184 ff.) mitgeteilten Märchen wird eine solche Verlobung geschildert: Als Ferdinand von seinem Pflegevater auf Reisen geschickt wird, daß er die Welt sähe, heißt es: „Darüber freute sich der Jüngling sehr, aber bevor er abreiste, ging er heimlich zu Emma und sprach „„Du bist mein und ich bin dein, und wir lassen nicht von einander"". Da gelobte sie ihm treu zu bleiben, schenkte ihm einen schönen Ring, und sie nahmen unter vielen Tränen Abschied von einander." Bolte geht bei seiner Erklärung von einer Lutherstelle aus[2]). Die daselbst angeführte Formel lautet „Du solt mein sein" oder auch wohl „Du bist mein". Und zweifellos ist diese einfachere Formel das Ursprüngliche. Wenn man dieser Wendung und den zahlreichen Schößlingen, die sie getrieben hat, in unserer Lyrik nachgehen wollte, so würde man

[1]) Vgl. auch Mayer und Rietsch, Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift, S. 422.

[2]) Es handelt sich für Luther, wie es scheint, um die von den Juristen behandelte Frage, inwieweit die Giltigkeit einer Verlobung abhänge von dem Gebrauch der richtigen Formel. Nur ein präsentialer Ausdruck könne sofort verpflichten. „Nach gewöhnliche Weise muß ein öffentlich Verlöbniß durch verba de praesenti geschehen" (Werke, Erl. Ausg. 23, S. 103). Ausdrücke, wie „ich will dich zum Weibe nehmen", wurden daher beanstandet. Luther betont in der von Bolte angeführten Stelle deren präsentialen Charakter. Ich füge den Schluß des Absatzes hinzu, da er besonders bezeichnend ist: „Ja, ich wüßte selbs nicht wohl, wie ein Knecht oder Magd sollten oder könnten in deutscher Sprache per verba de futoro sich verloben; denn wie man sich verlobet, so laut's per verba de praesenti. Und sonderlich weiß der Pöfel von solcher behender Grammatica nichts, daß accipio und accipiam zweierlei sei; er fähret daher nach unser Sprachen Art und spricht: ich will dich haben, ich will dich nehmen, du sollt mein sein usw. Da ist itzt die Stunde Ja gesagt ohn weiter Aufzug oder Bedenken."

sicher einen stattlichen Strauß der lieblichsten Blüten pflücken können. Ihr eigentlicher Sinn wird erst klar, wenn man auf die ältesten Formen der Eheschließung, den Frauenraub und den Frauenkauf zurückgeht. Hören wir z. B. den Bericht eines Reisenden aus Nordqueensland in Australien: „Es war gerade ein Lager der Eingeborenen im Aufbruch begriffen, als ich plötzlich einen alten Mann auf eine Frau zugehen sah; er faßte sie ums linke Handgelenk und rief ‚jonggul ngeipa‘ (diese gehört mir). Sie stieß ihn mit den Füßen und schrie; aber er schleppte sie trotz ihres Heulens und Widerstandes fort, und noch im Abstand einer Meile konnten wir ihr grausiges Kreischen hören. Ich fragte Spasses halber meine Leute, ob sie ihr nicht helfen wollten; aber sie lachten und sagten, es sei schon lange die Rede von dieser Partie gewesen, dies sei nur die öffentliche Erklärung und die einzige gebräuchliche Hochzeitsceremonie[1]." Der Raub ist hier schon zur bloßen Form geworden. Anders, wenn wir uns etwa einen Fall aus dem germanischen Heldenzeitalter denken: Die Braut mit List oder Waffengewalt den Eltern entrissen, in blutigem Kampf den Verfolgern abgerungen, mit Einsetzung des eigenen Lebens erworben — da mochte das „Du bist mein" doch etwas anders klingen als in neuerer Goldschnittlyrik. Realistik und Romantik, wenn man so will, konnte die Formel wohl schon in alter Zeit in sich tragen. Jedenfalls atmet sie entschiedene Männlichkeit. Welche Veränderung im Seelenleben mußte sich vollziehen, bis sich der liebliche Reim „Ich bin dein" dazu finden konnte? Alle Härte der alten Formel der Besitzergreifung schwindet dahin und zartes frauenhaftes Empfinden tritt an ihre Stelle. Und welche Umwälzung in der Auffassung der Liebe und schließlich auch der Ehe offenbart die Verknüpfung dieser schlichten Worte! Es handelt sich dabei nicht um den geistvollen Einfall eines genialen Menschen. Die Dichtung wächst unmittelbar aus dem Leben heraus, das sie wiederspiegelt, und sie bestimmt andrerseits wieder das Leben durch Jahrhunderte hindurch. In das Geheimnis ihrer Entstehung mag uns wohl solch ein Verschen blicken lassen. — Eine Variante des „ich bin dein" ist die Inschrift des Ringes des Frangipani „Mit Willen dein Eigen" (Nr. 10). Eng schließt sich Nr. 4 der Sammlung an, „Mein Herz, Dein Herz, Ein Herz", das aus dem 16. und 18. Jhdt. belegt wird. Im Schnaderhüpfel heißt's „Mein Herz und dein Herz sein z'sammeng'schwunden", wozu sich das, auch mit dem Liedchen Wernhers verbundene, Bild vom Herzenschlüssel gesellt[2].

Ebenso wird die Gegenseitigkeit, auf der die Liebe beruht, betont in dem weit verbreiteten „Liebe mich als ich dich, nichts mehr begehr ich" (Nr. 6). Es war, wie Kopp bemerkt, früher als Stammbucheintrag sehr beliebt. Zum J. 1642 haben auch die Gebrüder Keil den Spruch aus dem Stammbuch eines Malers Arnold notiert[3]). In den Albums kleiner Mädchen hat er wohl bis heute sein Dasein gefristet mit der parodistischen zweiten Zeile: „Hopsasa, Gedankenstrich." Der Musikfreund kennt die Formel aus einem der innigsten Beethoven'schen Lieder „Ich liebe dich so wie du mich, am Abend und am Morgen". Als Verfasser des dreistrophigen Liedchens

[1]) H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur (1900), S. 194 f.

[2]) z. B. Hörmann, Schnaderhüpfeln Nr. 299.

[3]) Rob. u. Rich. Keil, Die deutschen Stammbücher (1893), S. 119.

wird Herrosee angegeben, ein Dichter, den weder Goedekes Grundriß, noch die Allg. deutsche Biographie erwähnt. Er war Prediger in Berlin [1]). Gedichte von ihm wurden gedruckt in der Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lektüre von Canzler und Meißner. Dort im 3. Stück (Leipzig 1784, S. 197—99) findet sich auch ein „Duett eines sich zärtlich liebenden Ehepaares" mit dem Anfang „Beglückt durch mich, beglückt durch dich, sind wir genug uns beide." Es besteht aus 10 Strophen, deren 3., 4. u. 6. wörtlich (nur in Nr. 4 hat H. „für mich und dich") den Text des Beethoven'schen Liedes bilden. Das ganze Lied ist schon früher von Carl Hanke komponiert worden [2]). Wenn die äußerst glückliche Verkürzung des Textes von Beethoven herrührt, so macht sie seinem poetischen Geschmack alle Ehre. Auch Kopp erwähnt das Lied „Beglückt durch mich", ohne aber einen Verf. oder seine Fundstelle anzugeben. Ob es sich in den kurz zuvor zitierten „Liebesrosen" von 1747 bereits befindet und von H. dorther übernommen wurde, konnte ich, da mir jene Sammlung augenblicklich unzugänglich ist, nicht feststellen. In dem Kopp vorliegenden Gedichte ist „Ich liebe dich, so wie du mich" die 2. Strophe.

Bis in das 17. Jhdt. zurück verfolgt Kopp das allbekannte „Kein Feuer keine Kohle kann brennen so heiß Als heimliche Liebe von der niemand nichts weiß" (Nr. 8). Aus der ersten Hälfte des 17. Jhdts. führt Wander an „Keine Lieb ward nie so heiß Als Lieb, die niemand weiß" oder „Lieb ist ein verborgen Feuer" [3]). Als Schnaderhüpfl lautet das Verschen: „So warm is koan Feua, Koan Glut is so haß, Als a hamliche Liab is, Von der die Welt nix waß" [4]). Daß es als sog. Wanderstrophe in vielen Volksliedern der Gegenwart wiederkehrt, ist bekannt [5]). — Aus dem 16. Jhdt. wiederholt bezeugt ist das schöne Bild „Schönst Lieb halt fest Wie der Baum seine Äst" (Nr. 11), das im Volkslied bis heute weiterlebt. Zu Kopps Belegen füge ich das Schnaderhüpfel aus Kärnten „Schau, i lieb di so fest, Wie der Baum seine Äst, Wie der Apfel seine Kern, Grad so hab i di gern" [6]). — Die Wendung von dem Reben tragenden Mühlstein (Nr. 12) [7]) gehört zu den mancherlei Formeln, durch die die Volksdichtung das „Niemals" umschreibt [8]). Ganz ähnlich heißt es in Schnaderhüpfeln „Wenn die Reh einmal

---

[1]) 1. Nachtrag zu der 4. Ausg. des gel. Teutschlands von J. G. Meusel, Lemgo 1786, S. 273. 2. Nachtr. (1787), S. 139. 3. Nachtr. (1788), S. 156. 4. Nachtr. (1791), S. 266.

[2]) M. Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jhdt. I, S. 330.

[3]) Deutsches Sprichwörterlexikon III s. v. Liebe Nr. 256, 277, 326. Zu der Gruppe gehört auch der Vers der niederrhein. Liederhandschr.: „Brennen von Feuer tut sehr weh, Von der Herzallerliebsten scheiden noch viel mehr". s. Kopp, Euph. 9, S. 33.

[4]) Gundlach, Tausend Schnaderhüpfel (Reclam) Nr. 49.

[5]) Vgl. auch Mayer u. Rietsch a. a. O. S. 402 u. 432.

[6]) Hörmann a. a. O. Nr. 241.

[7]) Vgl. auch Kopp, Euph. 8, 356 f. u. 513 f.

[8]) Vgl. Uhlands Abh. über die deutschen Volksl. (Ausg. v. Fischer) S. 164 ff. Mayer u. Rietsch a. a. O. S. 427.

Gamskrücklein tragen" oder „Wenn die Zaunstecken blühn, wenn die Donau aufwärts rinnt"[1]).

Zu dem ältesten poetischen Kleingut unserer Sprache gehört die Verknüpfung von Liebe und Leid (bezw. Freude und Leid). Durch die ganze mittelalterliche Dichtung läßt sie sich verfolgen[2]). Zu Beginn der Neuzeit notiert Heinrich Bebel „ubi amor, ibi dolor"[3]) und als Volkslied klingt es bis zum heutigen Tag „Wer lieben will, muß leiden". Aus dem 16. Jhdt. bringt die Kopp'sche Sammlung eine Reihe von Belegen für den Spruch „Lieb ist Leides Anfang, Es währe kurz oder lang" (Nr. 13). Die Wendung „Ist denn Liebe ein Verbrechen?" wird bereits aus der Frühzeit des 18. Jhdts. nachgewiesen (Nr. 14). Eine beliebte Wanderstrophe ist der Vers von den falschen Zungen (Nr. 15). Er zerfällt in zwei Hälften. Die erste sagt, daß falsche Zungen mehr stechen als Disteln und Dornen. Älter scheint der Vergleich mit dem Schwert, der sich schon in der jüdischen Gnomik findet. „Mala lingua plus gladio laedit" notiert H. Bebel und bereits im M.A. heißt es „Diu zunge snît baz dan daz swert" oder niederl. „Quade tonghen sniden meer den swærden". Daraus entwickelt sich der dem unsrigen verwandte Reim: „Scharfe Schwerter die schneiden sehr, Aber falsche Zungen noch viel mehr", der in den älteren Sprichwörtersammlungen vielfach bezeugt ist. An Stelle des Schwertes sind die Disteln und Dornen getreten, deren formelhafte Verbindung auch in übertragener Bedeutung zur Bezeichnung des Bösen und Verderblichen alt ist. Auch „der zungen dorn" findet sich schon im MA. (s. Benecke-Müller-Zarncke, Mhd. Wtb. s. v. dorn). Die stechenden Zungen lassen an die Schlangenzungen denken, mit denen von jeher die Rede des Verleumders und Lügners verglichen wird. „Schlangengift ist bös genug, Eine falsche Zung hat mehr Betrug" (Petri) oder mhd. sîn zung treit gift über slangenzungen (Hadamar von Laber). Aus jenen zwei Zeilen, die zunächst für sich existierten, entwickelte sich dann als Folgerung: „So ist besser in Dornen und Disteln zu sterben, denn durch falsche Zungen verderben" (Petri) oder „Es ist besser in Disteln und Dornen baden, denn mit falschen Zungen sein beladen". „In jâmer baden" ist schon im MA. gebräuchlich. „In Dornen wohnen, auf Dornen wandern, sitzen, liegen" sind später vorkommende metaphorische Wendungen. Die „falschen Zungen" der letzten Zeile haben völlig den Sinn von „Verleumdung"; das ursprüngliche Bild ist vergessen. Kopp bringt für die ganze Strophe eine Reihe von Belegen aus dem 16. bis 18. Jhdt., die sich leicht noch vermehren ließen[4]).

---

[1]) Hörmann a. a. O. Nr. 185 u. 187; vgl. auch unsere Blätter I, S. 52, Nr. 75 u. S. 58 u. Ztschr. f. hochd. M.A. III, S. 48.

[2]) Vgl. Mayer u. Rietsch a. a. O. S. 395 f.

[3]) H. Bebels Proverbia Germanica, bearb. v. Suringar (1879) Nr. 555 und die Parallelen dazu S. 568 f.

[4]) S. Bebels Proverbia ed. Suringar Nr. 370 u. annotatio. Keil, Die deutschen Stammbücher S. 56. Grimmsches Wtb. s. v. Distel, Dorn, Schlange. Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde Nr. 259. Rietsch u. Mayer a. a. O. S. 430 f.

Auch Nr. 16 behandelt 2 Formeln: „Krach Herz und brich nicht", aus dem sich, wie es scheint, bis in die Neuzeit hin Verschen entwickelt haben und „Den ich so gern hätt, der ist weit weg, Und den ich gar nicht mag, den seh ich alle Tag", einen Vers, der schon im 16. Jhdt. seine Vorläufer hat [1]). Eine häufig wiederkehrende Wanderstrophe auch des neuen Volksliedes ist wiederum Nr. 17 „Ach Scheiden immer Scheiden", deren Formelhaftigkeit schon Uhland beachtete. Zu den älteren Belegen, die Kopp bringt, ist hinzuzufügen Nr. 79 A. von Uhlands Volksliedern (d. h. Niederd. Ldb. Nr. 53), wo das Mädchen dem scheidenden Geliebten zuruft: „Du hefft min junge Herte ut fröuwden in truren gebracht, Dat ik van di mot scheiden, ade to vel dusent guter Nacht"; die einleitende allgemeine Wendung fehlt hier noch und der Abschiedsgruß erwächst unmittelbar aus der Situation des Tageliedes [2]).

Nr. 18 ist, soviel ich sehe, erst aus dem Beginn des 19. Jhdts. bezeugt (Büsching u. v. d. Hagen 1807). Kopp teilt folgende Fassung mit: „Saßen einst zwei Turteltauben droben auf dem dürren Ast, Wo sich zwei Verliebte scheiden, da verwelket Laub und Gras". Er verweist dazu auf 2 Lieder, die zu der von Erk-Böhme unter Nr. 782 zusammengefaßten Gruppe gehören und auf eines mit dem Beginn „Herz'ger Engel, goldner Engel, komm heut Nacht und bleib bei mir", dessen Fundstätte er nicht angibt. Die Turteltaube ist von alters her das Symbol der Liebestreue. Wenn sie den Gatten verloren hat, so trauert sie einsam auf einem dürren Ast und trinkt trübes Wasser. Im romanischen so gut wie im älteren deutschen Volkslied findet sich dieses anmutige Bild für das trauernde Mädchen sehr häufig [3]). Wenn zwei Turteltäubchen auf einem grünen Ast sitzen (wie in manchen Fassungen der obigen Strophe), so würde dies, entsprechend jener Symbolik, auf die noch vereinigten Liebenden hindeuten. Der dürre Ast, aus jenem alten Volksglauben stammend, nimmt die bevorstehende Trennung voraus. Auch die zweite Hälfte der Strophe scheint in dieser Fassung nicht aus älterer Zeit belegt zu sein, wenn auch das Mittrauern der Natur ein altes Motiv der volksmäßigen Liebeslyrik ist, auch der nichtdeutschen. Wenn zwei Geliebte sich trennen, „dann welkt das Laub, dann weint das Feld, dann will kein Gras mehr sprießen", heißt es in einem griechischen Volkslied [4]). In einer offenbar neueren Fassung ist die zweite Hälfte leicht verändert: „Wenn zwei junge Liebchen scheiden, han sie weder Ruh noch Rast". (E.-B. Nr. 782 d.)

Zu den lebenskräftigsten dieser kleinen Gebilde gehört Nr. 19, der Reim von dem roten Apfel, in dem der Wurm sitzt, mit dem der falsche Sinn des Mädchens oder des Burschen verglichen wird. Aus einem Sprichwort erwachsen, das bereits metaphorisch gemeint ist, reicht das Verschen ins 16. Jhdt. und vielleicht noch weiter zurück [5]). Ältere Belege aus dem 16. und

---

[1]) Vgl. auch Carmina Burana 129, 3,1: In absentem ardeo.

[2]) Vgl. auch Rietsch u. Mayer S. 413 f., 419 f.

[3]) Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen S. XLIII ff. Kopp, Euphorion 9, S. 31 f.

[4]) Uhland, Abh. über die Volksl. (ed Fischer) S. 298. Böckel a. a. O. S. XCI. K. Dieterich, Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 12, S. 283.

[5]) Belege für den sprichwörtlichen Gebrauch bei Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon I, unter „Apfel" Nr. 4, 6, 7, 20, 23, 36, 40—42, 47, 56

17. Jhdt. gibt Kopp; die Strophe der Görres'schen Sammlung stammt aus der Heidelberger Liederhandschr. Nr. 343 und ist auch bei Uhland Nr. 50 zu finden. Als Stammbucheintrag aus dem J. 1615 geben die Gebrüder Keil: „Es ist kein Apfel so rosenrot, es steckt ein Kernlein drin; Es war keine Jungfrau nie so schön, sie trägt einen falschen Sinn." Auch sonst trifft man an Stelle des Wurms häufig den schwarzen Kern, z. B. „Es ist kein Äpfelchen so rund und bunt, es ist ein Kernlein drin; Es ist kein Mädel so hübsch und fein, hat immer falschen Sinn." Oder „Es ist kein Apfel am Baum so rot, Schwarz' Kernelein sind es darin; Es ist kein Mädchen auf dieser Erd, 's führt auch einen falschen Sinn." Oder mit anderem Schluß: „Das Apferl ist rosenrot, hat schwarze Kern, Wenn du mir a gar nit magst, mein mußt du wern." Einen neuen Typus wieder zeigt: „Was nutzt mich ein schöner Apfel, wenn er innen is faul; Was nutzt mich ein schönes Schätzel, wenn's andern leckts Maul." Aus demselben Keim stammt: „Ach Äpfelchen auf dem Bäumchen, Und das gebiet ich dir, Du sollst nicht ehnder abfallen, Bis daß ich komme zu dir. Das Äpfelchen ist gefallen, Es hat ein Würmchen in: So tun alle Junggesellen, Sie tragen einen falschen Sinn." [1]) Man kann an solchen Beispielen wieder einen Blick tun in das wunderbare pflanzenartige Leben solcher kleinen Kunstwerke, die aus dem Keime einer sprichwörtlichen Werdung empor sprießend rasch in den mannigfaltigsten Varietäten vorhanden sind und, bald einzeln, bald in größerem Zusammenhang sich fügend, durch die Jahrhunderte hindurch im Munde des Volkes leben. Die kleine Sammlung schließt passend ab mit dem alten Spruch „Lieb haben in Ehren soll niemand verwehren." Den ähnlichen „Fröhlich in Ehren soll niemand verwehren" finden wir schon im J. 1597 als Stammbucheintrag oder 1602 auf dem Schlußblatte von Paul von der Aelst „de arte amandi" [2]).

Ich erblicke den Hauptwert des vorliegenden Büchleins in dem Einblick, den es in das Leben des Volksliebs gewährt. Diese kleinen Sprüche, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, sind die Elemente, aus denen sich die reiche Liebeslyrik des Volkes zusammensetzt [3]). Sie führen einerseits ihr Sonderdasein als Sprüche oder Vierzeiler weiter; anderseits treten sie in Verbindung unter einander oder mit anderen formelhaften Elementen, die die Jahrhunderte ausgebildet haben. In ihrer Gesamtmasse bilden sie einen stattlichen Schatz poetischen Gutes, den das Volk angesammelt hat, und der dem Einzelnen gestattet, sich an der poetischen Produktion und an der Weiterbildung der Volksdichtung zu beteiligen. Wirkliche Individualpoesie sind solche Lieder nie gewesen; ebenso wenig hat bewußte künstlerische Arbeit je an ihnen

---

bis 61, 70. V. (Zusätze und Ergänzungen) unter „Apfel" 42, 133, 141, 144, 147, 152.

[1]) Keil, Die deutschen Stammbücher, S. 76. Dunger, Rundas und Reimsprüche Nr. 429 und 378, 3. Hörmann, Schnaderhüpfeln Nr. 178 Meier, Schwäbische Volkslieder S. 385. Wolfram, Nassauische Volkslieder Nr. 536 a u. b. Mittler, Deutsche Volkslieder Nr. 773, 1213, 1214. Erk-Böhme Nr. 679 g u. 964. Vgl. auch „Hess. Blätter" I, S. 43.

[2]) Keil, Die deutschen Stammb. S. 68. Hoffmann, Gesellschaftslieder S. 66. Weimarer Jahrb. II, 354.

[3]) Vgl. auch meine Ausführungen in den „Hess. Blättern" I, S. 57 ff.

gestaltet. Dadurch unterscheiden sie sich von allem, was wir Kunstdichtung nennen. Der naturartigen, reflexionslosen Entstehung des eigentlichen Volksliedes nahe steht die künstlerische Conception des Genies, die auf einer höheren Stufe jene primitiven Vorgänge wiederholt, an die sich aber bewußte Kunstarbeit anschließt. Man hätte doch die von den Meistern unserer Wissenschaft herrührende Unterscheidung zwischen Volks- und Kunstpoesie nicht so rasch über Bord werfen sollen, wie von mancher Seite geschehen ist. Sammlungen wie die besprochene werden hoffentlich zeigen, daß eine Revision der Lehre von der Gleichartigkeit der Kunst- und Volksdichtung nötig ist. Möchte uns Kopp aus den Schätzen der Berliner Bibliothek, die ihm zur Verfügung stehen, noch manche ähnliche Gabe spenden. Erst eine umfassende Erschließung des aus der älteren Zeit vorhandenen Materials wird eine Geschichte des deutschen Volksliedes (und damit auch die Erkenntnis seines Wesens) ermöglichen, an die heute noch nicht zu denken ist. A. S.

Adolf Bär, Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftslehre in der Schule. Stoffe nnd Betrachtungen zur Ergänzung des Geschichtsunterrichts. Gotha, E. F. Thienemann. 1902. X und 188 S. 8⁰ 3 M. geb. 3,50.

Das Buch ist ein gutes Hilfsmittel für den Unterricht. Die wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Volkes werden darin durchweg geschichtlich betrachtet auf Grund der einschlägigen gelehrten Literatur. Es verdient gerade an dieser Stelle besondere Erwähnung, da es auch die Volkskunde eingehend berücksichtigt. Der X. Abschnitt macht auf die Reste der alten Mark- und Dorfgenossenschaft in der Gegenwart aufmerksam und betont den Wert der Volkskunde. Die ganze 2. Hälfte des Buches bringt reiches volkskundliches Detail im Zusammhang mit den wirtschaftlichen Verhältnissen: XI. die Sprache als Quelle der Geschichte. XII. Die Mühle. XIII. Das wirtschaftliche Volksbild. XIV. Aus den Märchen von den Schneidern. XV. Kriemhild fertigt ihrem Bruder Gunther die Kleider. XVI. Das Lehnwort. XVII. Was die Flur- und Ortsarmen aus der Wirtschaftsgeschichte erzählen. XVIII. Was die Familiennamen aus der Wirtschaftsgeschichte erzählen. XIX. Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten wirtschaftlichen Inhalts. Welch unendlicher Reiz dem Unterricht gerade durch Behandlung dieser bisher vernachlässigten Dinge verliehen werden kann, weiß der Verf. hübsch zu zeigen. Nur einer solchen Betrachtungsart wird es gelingen, die Menschen wirklich in der Welt, in der sie leben, zu orientieren. A. S.



Hessische Blätter für Volkskunde
Band II 1903 Heft 3

Griechischer und germanischer Geisterglaube.[1])

Von Richard Wünsch, Gießen.

Wenn wir als Knaben die Schule besuchen, lernen wir im Religionsunterricht, daß unser Glauben allein bauen darf auf die Offenbarungen der Heiligen Schrift, und daß auf unser Handeln allein die dort geschriebenen göttlichen Gebote einzuwirken haben. Treten wir dann später ins Leben hinaus, so erkennen wir, daß ein großer Teil unserer Volksgenossen noch einen anderen Glauben besitzt und sein Handeln nach einem zweiten, ungeschriebenen Gesetze regelt. Wir sehen vor unseren Augen manches sich vollziehen, was seinen Grund nicht in der Befolgung der göttlichen Gebote hat. Gar viele Menschen würden wir nicht bewegen können, in der Mitternachtstunde über den Kirchhof zu gehen, denn da spuken die Geister der Verstorbenen. Sorgfältig wird gerade in unseren Gegenden darauf geachtet, daß der Tote kein Leichenhemd mit eingesticktem Namenszug mit ins Grab erhält: sonst zieht er alle seines Namens in Jahresfrist nach sich. Wenige Hausfrauen lassen um die Wende von einem Jahre zum andern die Wäsche zum Trocknen hängen, denn das bedeutet Tod für einen der Ihrigen. Wir wissen, zu allen diesen Observanzen bietet nicht der kirchliche Glaube die Handhabe: hier ist eine dem Wesen nach verschiedene Macht im Spiel, der Aberglaube. Wie man den Begriff des Aberglaubens zu fassen habe, darüber ist viel geschrieben worden. Aber sein Wesen ist schon in alter Zeit deutlich erkannt worden von dem Volke der

[1]) Das hier Gebotene ist ein in der hessischen Vereinigung für Volkskunde gehaltener Vortrag, der auf Wunsch des Herrn Herausgebers im Druck erscheint. Er soll keineswegs etwas Neues bieten, sondern nur bekannte Gedanken zu einem Ganzen vereinigen, das als erste Einführung in den behandelten Gegenstand zu dienen vermag.

Römer, als sie das, was bei uns den Aberglauben ausmacht, in ihrer Sprache die Superstitio nannten. Superstitio ist wörtlich das, was übrig ist[1]). Wir wissen auch, wovon es übrig blieb: von längst überwundenen religiösen Anschauungen der Vorzeit. Es sind Überreste der Religion der Altvordern, die für den Gebildeten des Volkes längst vergessen ist, die aber in ihren letzten Resten noch eine gewaltige Macht ausübt auf die Gemüter derer, die der höheren Bildung nicht in gleicher Weise teilhaftig werden. Somit ist der Aberglaube etwas geschichtlich Gewordenes, und in dieser Eigenschaft hat er Anspruch auf das Interesse der Gebildeten, auf das Forschen der Gelehrten. Dürfen wir doch hoffen, daß seine Trümmer, gesammelt und zu einer Einheit geordnet, uns ein deutliches Bild geben von der Glaubenswelt, in der unsere Vorfahren vor Tausenden von Jahren lebten. Und fragen wir uns, an welchem Punkte diese Ordnung am zweckmäßigsten einsetzt, so werden wir uns bald klar darüber, wie eins der ersten Probleme, das den primitiven Menschen beschäftigt, die Trennung der Seele von dem sterbenden Leib ist; daß mithin die Frage nach dem Verbleib der Totenseele sich bereits den Anfängen menschlichen Denkens mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängte. So hat denn der Geisterglaube wohl ein besonderes Recht auf eine zusammenfassende Darstellung.

Freilich, wenn wir den germanischen Geisterglauben allein aus den uns erhaltenen deutschen Schriftzeugnissen beurteilen wollten, so würden wir bei deren Lückenhaftigkeit unsere Erkenntnis nicht sehr weit zu fördern vermögen. Aber hier kommt uns die Tatsache zu Hülfe, daß die Entwickelung einer Volksseele sich im wesentlichen zu allen Zeiten und an allen Orten nach denselben Gesetzen allgemein menschlicher Entwickelung vollzogen hat, und daß die Äußerungen auch des Glaubens sich infolgedessen bei den verschiedensten Völkern oft überraschend ähnlich sehen. Man darf daher sehr häufig, wenn man bei zwei Nationen denselben Aberglauben findet und ihn bei der einen noch genügend zu erklären vermag, dieselbe Erklärung auch auf das andere Volk übertragen. Es wird daher von Nutzen sein, wenn auch wir uns bei unserer Aufgabe der vergleichenden Methode bedienen.

Sehen wir uns von dieser Voraussetzung aus nach Völkern um, die den Deutschen am meisten seelenverwandt sind, so bietet

---

[1]) Rieß in Pauly-Wissowas Real-Encycl. der classischen Altertumswissenschaft unter Aberglaube (Bd. I S. 29).

namentlich der Aberglaube des griechischen Volkes schlagende Analogieen mit dem germanischen. Nicht umsonst hat Goethe das Wort geprägt, daß vom Harz bis Hellas alles Vettern seien. Um so freudiger ist es daher zu begrüßen, daß die Forschung der letzten Jahrzehnte sich gerade dem hellenischen Glauben an die Fortdauer der Seele — der Psyche, wie sie sagten — zugewendet hat, und daß wir durch sie reichen Stoff zur Vergleichung mit den verwandten Vorstellungen der Deutschen gewonnen haben[1]).

Auch die Griechen sind nicht von Anfang an das stark denkende und schön empfindende Kulturvolk gewesen, das wir so hoch zu verehren pflegen. Nein, einmal waren die Hellenen eine rohe Horde ungebildeter Barbaren, auf der niedrigsten Stufe menschlichen Denkens und Empfindens[2]); hat uns doch z. B. das vorige Jahr noch den Beleg gebracht, daß im 2. Jahrtausend v. Chr. sich die Griechen noch tätowiert haben so gut wie ein Indianerstamm[3]). Bei den Völkern dieser primitiven Art gelten aber ganz andere Gesetze für die geistigen Funktionen, als etwa heutzutage bei uns. Ganz typisch sind für diese Urzeiten bestimmte Erscheinungen, die wir heute als Denkfehler bezeichnen würden. Da ist namentlich die Grenze gegen das Gefühlsleben nicht scharf gezogen, und alle Vorstellungen werden von dort aus stark beeinflußt. So ist zunächst alles Unbekannte — und dem primitiven Menschen ist ja das Meiste unbekannt — unheimlich, und daher furchterregend: man weiß nicht, ob man von diesem unbekannten Gegenstand Gutes oder Böses zu erwarten hat. Denn das ist ein zweiter, sehr bezeichnender Zug der primitiven Vorstellungsweise: der Wilde kann sich alle Dinge dieser Welt nur nach seinem eigenen Bilde beseelt und belebt denken; jeder einzelne Gegenstand hienieden hat seine Seele nach Art der menschlichen, er kann leiden und handeln, fühlen und denken wie der Mensch. Das Rollen des Steines, das Rauschen des Baumes, die Überschwemmung, die der Fluß verursacht: alles das sind Tätigkeiten, hinter denen ein lebendes Wesen steht, das vielleicht mehr Macht hat, als der Sterbliche selbst.

Außer dieser Belebung der Naturdinge nach menschlichem Vor-

[1]) S. vor allem Erwin Rohde, Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen, 3. Aufl. Tübingen 1903: ein Buch, auf das auch für das Folgende verwiesen sei.

[2]) S. W. Kroll, Antiker Aberglaube (Virchow-Holtzendorffs Gemeinverst. Vortr. 278) S. 6.

[3]) Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1902 Taf. I, II.

bild ist von großem Einfluß auf das Werden primitiven Glaubens gewesen eine falsch vorgenommene Verbindung zwischen Ursache und Wirkung. Auch uns ist es heutzutage schwer, jedesmal die richtige Ursache einer Erscheinung festzustellen. Noch heutzutage glaubt man auf dem Lande, daß die Erscheinung des Totenvogels den Tod eines Kranken herbeiführe[1]). Daran mögen wir ermessen, um wie viel öfter ein derartiger falscher Kausalnexus von den Völkern im Urzustande statuiert worden sein mag. Und sehr schnell ist im Geleite einer solchen Annahme eine vorschnelle Verallgemeinerung bei der Hand: ist es einmal ausgesprochen worden, daß das Sterben eines Kranken, weil es nach dem Schrei des Totenvogels eingetreten ist, auch durch diesen Schrei herbeigeführt wurde, so steht es nachher für alle Fälle fest, daß jemand sterben muß, sobald der Ruf des Totenvogels erschallt.

Ein belehrendes Beispiel, das uns deutlich alle diese Denkäußerungen primitiver Menschen am Werke zeigt, um das zu schaffen, was wir Volksglauben nennen, erzählt uns ein Missionar von einem afrikanischen Negerstamme[2]). Es war an der Küste ein europäisches Schiff gestrandet, von seinen Trümmern war ein großer eiserner Anker am Strande liegen geblieben. Die Neger betrachteten dies sonderbare Ungetüm mit sichtlicher Scheu, denn sie hielten es für ein unbekanntes Tier. Hier haben wir deutlich die Furcht vor dem Unbekannten, und die Beseelung auch des unbelebten Dinges nach menschlichem Vorbild. Nun wollte es der Zufall, daß in der Nähe dieses Ankers ein Neger vom Schlage getroffen wurde: da war es klar, der Anker hatte ihn getötet, und man mußte Vorkehrungen treffen, daß sich solche Äußerungen seines Zornes nicht, wie man befürchten mußte, wiederholten. In dieser Anschauung äußerte sich also der falsche Kausalnexus und eine vorschnelle Verallgemeinerung. Dabei braucht kaum gesagt zu werden, daß jener Negerstamm, um weitere Machtäußerungen des Ankers zu verhüten, ihn mit Opfern besänftigte, mit einem Worte, ihn zu seinem Gotte machte. So hatte also die primitive Denkweise dieses Negerstammes ihm auch eine primitive Religion geschaffen.

Ganz ähnliche Gedankenprozesse, wie die hier geschilderten, haben sich nun auch vollzogen, als das griechische Volk begann, über

---

[1]) Wuttke-Meyer, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart S. 202.

[2]) Entnommen aus Fritz Schultze, Der Fetischismus, Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte, Leipzig 1871.

das uralte Problem des Todes nachzudenken. Gerade dies Rätsel drängt sich, wie bemerkt, dem Überlebenden mit besonderer Macht auf. Derselbe Mensch, der eben noch lebte, liegt nun kalt und bewegungslos am Boden: es ist derselbe und doch nicht derselbe. Irgend etwas fehlt ihm, was ihn zum Leben befähigte, und die geschäftige Phantasie des Volkes findet dieses Etwas in dem deutlichsten Künder unseres Lebens, dem Atem. Noch in den homerischen Gedichten ist die Anschauung verbreitet, daß des Menschen Leben im Tode als Atem durch den Mund oder durch die offene Wunde in die Luft entweiche, und dort als Geist eine Art Sonderdasein weiterführe. Diese Psyche stellte man sich genau in der Gestalt des Verstorbenen dar, nur körperloser, schattenhafter. Der im Menschen wurzelnde Trieb, solche unfaßbare Geister sich im Bilde des Menschen zu denken, wurde noch verstärkt durch ein besonderes, auf seinen Vorstellungskreis stark einwirkendes Moment: das waren die Traumbilder, die dem noch lebenden Stammesgenossen den Verstorbenen in seiner alten Gestalt zeigten. Der kulturlose Mensch, der manche Stunde des Tages in dumpfem Dahinbrüten verträumte, vermochte zwischen Schlaf und Wachen, zwischen Traum und Wirklichkeit noch nicht zu unterscheiden: so hält er das Traumbild für eine reale Tatsache, und wird so mit Notwendigkeit zu dem Glauben gedrängt, der Verstorbene lebe weiter in seinem Schattenbilde.

Auch ein solches Schattenbild denkt sich nun der Urmensch vollkommen nach seinem eigenen Bilde begabt. Diese Totenseelen haben, genau wie der Lebende, ganz bestimmte Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen, wenn sich der Geist des Toten behaglich fühlen soll. Er braucht Essen und Trinken, Hausrat und Dienerschaft. Erhält der Geist diese Gabe nicht, so gerät er nach echt menschlicher Weise in Zorn, und er hat auch die Kraft, diesen Zorn an den Hinterbliebenen auszulassen. Hier setzt dann in den Vorstellungen der Primitiven wieder der falsche Kausalnexus ein. Sie empfinden dumpf, daß hinter den Naturerscheinungen, die dem Menschen und seiner Habe schaden, ohne daß ein sichtbares Agens vorhanden ist, doch eine persönliche, treibende Kraft stecken müsse. Da schwemmt ein plötzlicher Regenguß die einfache Hütte fort, da verzehrt der Blitz in feuriger Lohe den nahrungspendenden Fruchtbaum: schnell wird die Kombination geschlossen, daß die Seele des toten Bruders in dem Unwetter stecke, die gekommen sei, sich das Ihrige zu holen. Namentlich erklärte man sich so im ältesten Griechenland Dürre, Mißwachs und Seuchen, die das Land plagten.

Als der König Laios erschlagen ist, bricht in Theben eine Pest aus, die so lange wütet, bis der eigentliche Mörder, Oedipus, bestraft ist: der Rachegeist des Erschlagenen geht als Würgeengel um, bis daß seine Ermordung gesühnt wird.

Ist diese Vorstellung von der Fähigkeit der Toten, den Lebenden zu schaden, einmal aufgenommen, so gebietet der Selbsterhaltungstrieb dem Menschen, sich gegen die Geister zu schützen. Er tut das, indem er für ihre Bedürfnisse sorgt, und ihnen freiwillig das opfert, was sie nach seiner Meinung begehren; denn wenn sich die Geister selbst es holen, töten sie ihn vielleicht im Zorne noch dazu. So entsteht durch diese Opfer neben dem Seelen*glauben* auch ein Seelen*kult*, dessen Reste sich in Griechenland bis in die späteste Zeit gehalten haben. Das Hauptbedürfnis der Abgeschiedenen ist das nach gleichartiger Umgebung; sie fühlen sich vereinsamt, wenn sie allein bleiben, und sie suchen deshalb die anderen nach sich zu ziehen. Dem beugt man vor, indem man dem Toten in ältester Zeit am Grabe Menschenopfer schlachtet: teils waren es Angehörige, so namentlich die Witwe. Der noch lange bei den Indern geübte Brauch der Witwenverbrennung gehört in diesen Vorstellungskreis. Oder man schlachtet Diener, die für den Geist des Herren dann ebenso weiter sorgen sollen, wie sie es im irdischen Leben für seinen Leib getan haben. Dahin gehört es, wenn Achilles der Seele des Patroklos zwölf erlesene trojanische Jünglinge opfert[1]). Roß und Hunde folgen dem Herrn gleichfalls in die Gruft[2]), damit er sie im Jenseits tummeln kann.

Auch sonst wird für die Unterhaltung der Totenseele gesorgt. Wenn wiederum Achilles bei der Verbrennung des Patroklos großartige Wettspiele veranstaltet[3]), so leitet ihn der Gedanke, daß die Seele des Toten zugegen ist, und sich an den Spielen erfreut, wie es nur ein Lebender tut. Für Speise und Trank, deren auch der Tote bedarf, wird dadurch gesorgt, daß bei seiner Beisetzung ein großes Mahl von den Hinterbliebenen veranstaltet wird: hier ist des Toten Geist zugegen und nimmt das ihm gehörige Teil zu sich. Oder man gibt dem Verstorbenen Speise und Trank mit ins Grab, damit er sich dort daran erlabe. Eine fortwährende Speisung der Seele ist naturgemäß nicht durchzuführen: sie schrumpft zusammen

---

[1]) Ilias XXIII 175.
[2]) Ebenda 171—174.
[3]) Ebenda 257 f.

auf gewisse Opfer, namentlich von Flüssigkeiten, die in bestimmten Zeiträumen wiederholt werden.

Aber nicht nur für Speise und Trank sorgt man dem Toten; damit er im Besitze des nötigen Hausgerätes bleibt, wird ihm auch dieses vollzählig mitgegeben: daher die reichen Funde, die in unserer Zeit den antiken Gräbern wieder entsteigen. Auch das Grab selbst wird, damit der Tote eine würdige Wohnung hat, völlig nach dem Bilde seines irdischen Hauses ausgestattet.

War in dieser Weise dem Toten gegenüber die Pflicht erfüllt, so hatte man eigentlich alles getan, um sich vor dem Zorne der Geister zu sichern. Aber die Totenseelen waren in ihrer Habsucht unberechenbar. Sie konnten doch noch weiter umgehen und suchen, wen sie verschlingen. Vielleicht berechtigte sie dazu irgend ein Vergehen, das man gegen sie begangen hatte. Da galt es nun sehr, auf der Hut zu sein. Vor allen Dingen hütete man sich, ihren Zorn durch üble Worte zu reizen. Der bekannte Satz de mortuis nil nisi bene hat einmal seine Wichtigkeit als Warnungsruf vor dem Zorn der Geister gehabt. War ein Mensch getötet worden, so mußte sein Mörder sofort wieder erschlagen werden, wenn nicht der Geist des Ermordeten furchtbares Vergelten üben sollte; daher die Sitte der Blutrache, die nicht nur aus Rachedurst allein entstanden ist. Aber wenn auch solcher Maßregeln Erfüllung nicht vor dem Zorne der Geister rettete, dann griff man zur List, um sich zu schützen. Man machte sich dem Geiste gegenüber unkenntlich: man suchte ihn zu betrügen, wie man einen Menschen betrügt. Man legte andersfarbige Gewänder an, ja, man führte vielfach völlige Verkleidungen durch: wenn uns von antiken Festen berichtet wird, wo die Sklaven als Herren, die Herren als Knechte erschienen, so haben auch sie ihren Grund vielleicht in der Absicht, durch diese Verkleidung den Totenseelen ihre Opfer zu entziehen[1]). Wenn man bei einem Todesfalle in der Familie allen Schmuck ablegte, so bezweckte man damit ursprünglich, nicht durch goldene Ringe und andere Kleinodien die Habsucht des Toten zu reizen.

Dieser Gedanke, daß man die Totenseele hintergehen könne, zeigt bereits, daß eine Abschwächung des gesamten Seelenkultes möglich war. Eine solche vollzieht sich alsdann in heller historischer

---

[1]) Für die römischen Saturnalien s. G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer S. 170, der Anm. 5 auf die griechischen Parallelen bei Athenäus XIV 639 B verweist.

Zeit vor unseren Augen. Je mehr den Hellenen das Wesen der sie umgebenden Dinge vertraut wurde, um so weniger Raum blieb hier für das spukhafte Eingreifen der Totenseelen: die vermehrte Naturkenntnis ließ den alten Volksglauben verblassen. Das zeigt sich deutlich in der Verminderung des Totenopfers. Zunächst verschwindet das Schlachten der Menschen völlig aus der Geschichte. Dann wurden die Speise- und Trankopfer immer seltener, mitunter deutet man diese Speisung noch leise im Bilde der sog. Totenmahlreliefs an; auch darauf achtet man noch, daß man die Gräber lieber Verstorbener mit Bändern oder Kränzen schmückt. Allgemein wird ferner in Rom an bestimmten Tagen, wo nach dem Volksglauben die Unterwelt offen steht, und die Geister ans Licht zu dringen vermögen, das Fest aller Seelen dadurch begangen, daß man Speise und Trank, mit Blumen geziert, auf der Gräberstraße hinsetzt. Ausdrücklich heißt es, daß dies nur kleine Gaben sind [1]), und immer geringer werden auch die Geschenke an Wert, die der Tote mitbekommt. Nicht mehr erhält er seinen Hausrat im Original, sondern in wertlosen Nachbildungen: so genau wird der Geist nicht auf die Art der Beigaben achten. Schließlich tritt an Stelle der wertvolleren Sachen eine sehr billige Symbolik: man gibt dem Toten ein einziges Geldstück mit als Andeutung seiner ganzen Habe. Das ist der bekannte Charongroschen, von dem die Alten öfters erzählen [2]).

In dieser Weise schwächt sich der Totenkult der Alten immer mehr ab, und nur in halbverstandenen Bräuchen lebt er im Volke weiter. So lange der Tote aufgebahrt ist, erhebt sich an seiner Bahre unaufhörliches Weinen und Klagen; gemietete Frauen stimmen lautes Gejammer an und singen besondere Klagelieder, die des Verstorbenen Vorzüge, seine Schönheit und seinen edelen Sinn priesen und sein frühes Abscheiden bedauerten [3]). Man legte Wert darauf, daß dies möglichst laut geschah: hier erkennen wir noch die ursprüngliche Vorstellung, daß man sich die Seele des Abgeschiedenen als gegenwärtig denkt, die dies hören soll. Auch das bald nach der Beerdigung stattfindende Trauermahl wird beibehalten,

---

[1]) Bei Ovid Fast. II 533 ff.

[2]) Die Literaturnachweise und Berichte über Funde solcher Totenmünzen sind zuletzt zusammengestellt von Waser bei Pauly-Wissowa III 2177.

[3]) Wie die Naenia der Römer allmählich aus der offiziellen Totenklage zur unverstandenen Formel erstarrt, zeigt H. de la Ville de Mirmont, Revue de philologie N. S. XXVI 1902 S. 263 ff.

wenn man auch nicht mehr daran denkt, daß die Seele des Toten am Leichenschmaus teilnimmt.

Aber wenn auch der *Seelenkult* geringer geworden ist, der *Seelenglaube* lebt doch im Herzen des Volkes weiter. Das zeigt namentlich der Aberglaube, der sich an die Gräber anknüpft: denn nach weit verbreiteter Vorstellung ist die Seele an das Grab gefesselt. An Gräbern muß man stillschweigend vorübergehen, jedes unvorsichtige Wort kann Geisterstrafe herbeirufen. Anderes glaubt man von den Stellen, wo Heroen begraben liegen, mächtige, heilige Männer, Ahnherrn berühmter Geschlechter und Gründer blühender Städte: sie spenden aus dem Grabe den Nachkommen Heil und Segen, ja sie tun auch Heilungswunder an Kranken und Gelähmten. Von weit her strömen die Menschen herbei, um dieser Segnungen teilhaftig zu werden. — Anderer Glaube wiederum knüpfte sich an die Stätten, wo die Leiber von Menschen lagen, die keines natürlichen Todes gestorben waren; deren Geister vermochten in der Tiefe keine Ruhe zu finden. Auf dem Schlachtfelde von Marathon erhob sich der große Hügel, der zur Erinnerung an die Gefallenen jener Schlacht errichtet war. Aber allnächtlich entstiegen die Geister der Erschlagenen ihrem Grabe, man hörte Rossegewieher und Kampfeslärm: der alte Kampf wurde jede Nacht aufs neue durchgekämpft. Wer dem Geistertreiben zusehen wollte, dem bekam es schlecht: mit unheilbarem Schaden behaftet fand man ihn des anderen Tages.

Aber in diese Sage von den Marathonkämpfern spielt bereits eine andere griechische Vorstellung hinein, die vom Aufenthalt der Seelen im Luftraum. Wie die Seele des Sterbenden in die freie Luft entweicht, so lebt sie dort weiter und führt in ihr ein unsichtbares, dem Windhauch ähnliches Dasein. Späterer Glaube denkt sich dann alle Seelen vereint unter einer mächtigen Göttin Hekate, die Nachts, von allerhand Spuk begleitet, mit einer wütenden Meute durch die Luft dahin fährt. Namentlich befinden sich in ihrem Gefolge die Seelen derer, die gewaltsamen Todes gestorben sind, und derer, die dahinstarben, ehe sie die Weihe der Ehe genossen haben: sie sind vor ihrer Zeit entrafft, und müssen umgehen, bis diese Zeit erfüllt ist.

Am geläufigsten aber war den Alten die Vorstellung, daß die Totenseelen unter der Erde vereint seien in Nacht und Dunkel zu einem großen Totenreich. Wenn ein Erdbeben entstand, sagte man in Hellas „die Toten gehen zur Volksversammlung". Dies Totenreich und der Weg dahin ist von der Phantasie der Alten bis in die

kleinste Einzelheit ausgemalt worden[1]). Wenn die Seele dort unten ankommt, muß sie zunächst über einen breiten See sich übersetzen lassen: dies Amt versieht der Ferge Charon, ursprünglich der leibhaftige Tod, wie er auch in den Liedern der Neugriechen noch fortlebt[2]). Am anderen Ufer erblickte die Seele allerhand Merkwürdigkeiten der Unterwelt, namentlich die Ströme des Hades, deren Bedeutung uns noch aus ihrem Namen klar wird: der Kokytos, der Fluß des Stöhnens, der Pyriphlegethon, das hieß, wie man meinte, der Höllenbrand. Dann war dort das Tribunal der Totenrichter, die über die ankommende Seele zu entscheiden hatte, ob sie eingehen solle zum Ort der Freude, ins Elysium, oder zum Orte der Verdammnis. Namentlich die Strafen im Hades hat sich das griechische Volk bereits früh vorgestellt: schon Odysseus sieht im Hades die großen Götterfeinde, von denen Tantalus durch Durst gepeinigt wird, Sisyphos seinen Felsblock wälzt[3]). Später glaubte man, daß ganz bestimmte Sünden auch bestimmte Strafe finden würden: auf einem Gemälde zu Delphi, das im V. Jhrh. v. Chr. gemalt war, sah man die Seele eines Vatermörders, die vom Geiste des Ermordeten gewürgt wurde[4]). Hier ist es ein Totengeist, der mit der Vollziehung der Strafe betraut ist; im allgemeinen aber gibt es zu diesem Zweck ganz bestimmte Strafdämonen. Da ist der Kerberos, der Höllenhund mit seinen drei Köpfen, der die Ankommenden zu zerreißen droht, ursprünglich eine Verkörperung des Rachens der Erdtiefe, der unersättlich die Menschen verschlingt; da sind wilde feurige Männer, die uns besonders volkstümlich anmuten[5]), da sind die Erinyen und andere greuliche Gespenster, wie Mormo oder Empusa, die gelegentlich auch auf die Erde ausfahren und die Menschen lebendig verzehren. Später, als der Volksglaube an diese Dämonen der Tiefe abblaßte, wurden Mormo und Empusa die Schreckgespenster, mit denen die Wärterinnen den Kindern drohten, wenn sie nicht gehorchen wollten[6]).

Aber nicht alle Seelen der Toten setzt Charon im morschen Nachen über den acherusischen See: er nimmt nur die auf, die natürlichen Todes zu ihrer Zeit gestorben und rite bestattet sind.

---

[1]) S. für das Einzelne A. Dieterich, Nekyia, Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse, Leipzig 1893.

[2]) Bernh. Schmidt, Volksleben der Neugriechen S. 222 ff.

[3]) Odyssee XI 576 ff.

[4]) Pausan. X 28, 4.

[5]) Plato Rep. X p. 615 E.

[6]) Lukian, Philopseudes 2.

Die anderen läßt er mitleidlos am Ufer zurück. Kein Wunder, wenn diese Geister versuchen, zur Erde zurückzukehren, um zu erwirken, was ihren Eingang zur ewigen Ruhe verhindert: die Ermordeten wollen Rache haben, die nicht Bestatteten ein ordentliches Begräbnis. Gar viel wußte man in Hellas zu erzählen von Gespenstererscheinungen dieser Art. Periander, dem Herrscher von Korinth, wurde berichtet, der Geist seiner Gattin habe sich gezeigt und Klage darüber geführt, daß bei ihrer Verbrennung vergessen worden sei, ihre Kleider mit zu verbrennen; nun müsse sie im Hades frieren[1]). Aus späterer Zeit hören wir von dem Geiste einer Frau, die keine Ruhe hat, weil ihr nur ein Pantoffel zur Reise ins Jenseits mitgegeben ist, sie verlangt auch den andern[2]). Ähnlich steht es mit den Erzählungen von den Geistern Ermordeter. Plutarch[3]) weiß von einem Haus zu berichten, in dem einmal eine Anzahl von Männern erschlagen worden war. Niemand wagte es, sich diesem Hause zu nähern, da die Geister der Erschlagenen dort umgingen und sich durch Ächzen und Stöhnen ankündeten. Dieser Volksglaube begegnet uns einmal, als komisches Motiv verwendet, in einem Lustspiel des Plautus[4]); ein Jüngling hat die Abwesenheit seines strengen Vaters dazu benutzt, um in dessen Hause fröhliche Gelage zu veranstalten. Grade als er wieder in lustiger Gesellschaft ist, kommt der Vater unerwartet wieder. Entfernen kann der Sohn die stark angetrunkenen Gäste nicht mehr, die einzige Rettung bringt ein findiger Sklave, der den nahenden Vater vom Hause fernhält durch die Lüge, die Wohnung habe verlassen werden müssen, da dort seit einiger Zeit der Geist eines Ermordeten spuke. Im zweiten Jahrhundert n. Chr. war eine ähnliche Geschichte, die man aber ernsthaft glaubte, in aller Munde. In einem Hause — der Ort wird verschieden angegeben[5]), beginnt es plötzlich unheimlich zu werden. Gräßliche Erscheinungen, die sich Nacht für Nacht wiederholen, schrecken die Bewohner, und zwingen sie, die Stätte des Unheils zu verlassen. Einige beherzte Männer, die versuchen, den Spuk zu bannen, werden am Morgen tot gefunden. Endlich wagt es ein Philosoph, und bringt in dem verrufenen Haus allein die Nacht zu. Anfangs ist es totenstill, dann aber läßt sich Lärmen

---

[1]) Herodot. V 92 η.
[2]) Lukian. Philops. 27.
[3]) Kimon 1.
[4]) Mostell. 476 f.
[5]) In Athen: Plin. ep. VII 27; in Korinth: Luk. Philops. 30.

und Kettengerassel vernehmen. Es erscheint ein Geist von greulicher Gestalt, der dem Philosophen winkt, ihm zu folgen. Man kommt an einen abgelegenen Ort, wo das Gespenst plötzlich versinkt. Der Weise macht sich dort ein Zeichen und begibt sich zur Ruhe. Am anderen Morgen strömen die Bekannten herzu, erstaunt und erfreut ihn noch am Leben zu finden. Mit ihrer Hülfe gräbt er an der bezeichneten Stelle nach: man findet ein Skelett, das an Armen und Beinen gefesselt war. Nun erkannte man den Grund des Spukes: der Geist eines Ermordeten war umgegangen, weil sein Körper nicht dem Ritus gemäß bestattet war. Man setzte die gefundenen Reste in Ehren bei, und man hörte nie wieder etwas von einem Spuk. Der Geist war erlöst.

Bei diesem tiefwurzelnden Glauben an die Fähigkeit der Geister, zu den Ihrigen zurückzukehren, ist es nur eine logische Folge, wenn man vermeinte, besonders weise und zauberkundige Leute hätten die Macht, die Gespenster zu solcher Rückkehr durch ihren Zaubersang zu zwingen. Von Totenbeschwörungen wissen die Alten viel zu erzählen, und namentlich in nachchristlicher Zeit scheint man die Nekromantie viel geübt zu haben: es war das beliebteste Mittel, um Offenbarungen irgend welcher Art zu erhalten. „Als nun der Mond im zunehmenden Viertel stand" — heißt es in einer solchen Zaubernovelle — „grub der Zauberer im Hof des Hauses unter freiem Himmel eine Grube, und rief unter Beschwörungen den Geist des Vaters, der vor sieben Monaten gestorben war, herauf" [1]. Der Geist erscheint auch und offenbart, was der Hexenmeister von ihm wissen will. Selbst auf der Bühne kamen solche Geisterbeschwörungen vor; das älteste Beispiel gibt bereits Aischylos, dessen Perser den Geist ihres Königs Dareios zitieren.

Es war bei der nun zu Ende geführten Übersicht über die Haupterscheinungsformen des antiken Geisterglaubens stellenweise verführerisch, gleich die entsprechenden Parallelen aus dem Vorstellungskreise unseres Volkes anzuschließen. Aber sie werden besser hier in ununterbrochener Folge aufgeführt. Das meiste, was von den Gespenstern der Alten geglaubt wurde, findet sich auch heute bei uns, in wenig anderer Form. Einzelnes ist im Lauf der Jahrhunderte verloren gegangen, läßt sich aber durch die älteren Quellen noch als einst vorhanden erweisen. Auch die alten Ger-

[1] Luk. Philops. 14.

manen haben einst an das Fortleben der Totenseele und an ihre Macht geglaubt, den Lebenden nach sich zu ziehen. Wir erschließen das aus der Sitte, den Toten Beigaben mitzugeben: die Gräber, die heute geöffnet werden, zeigen uns deutlich, wie der Mann seine Waffen, die Frau ihren Schmuck als Gabe für das jenseitige Leben mit erhielt. Auch die Abschwächung dieser Geschenke zum einfachen Geldstück ist wohlbekannt. Bei Trier hat man in christlichen Gräbern aus dem 3. Jhrh. Gerippe mit einem silbernen Groschen gefunden, und diese Sitte hat sich bis ins 15. Jhrh. gehalten [1]). Ferner erschließen wir einen altgermanischen Seelenglauben aus dem Brauche, Totenopfer darzubringen, der in mancherlei Abschwächungen bis heute geübt wird. Am Allerheiligen-Abend, der dem Allerseelenfeste vorausgeht, stellt man in manchen Gegenden Deutschlands Kuchen für die armen Seelen auf den Tisch, oder wirft Mehl und Brot für sie ins Herdfeuer. Zum Allerseelenfeste selbst bemerkt Jak. Grimm [2]): „Zwischen dem christlichen Allerseelentag, an dem das Volk Kirchhöfe besucht und Gräber bekränzt, und den römischen Festtagen, an denen sich die Unterwelt öffnete und die Manes (Seelen) emporstiegen, erscheint Zusammenhang". Die Sitte der Leichenschmäuse ist noch weit verbreitet; dabei sagt man in der Oberpfalz, je mehr gegessen und getrunken werde, um so besser sei es, denn es komme dem Toten zu gut. An anderen Orten wird für die Seele des Toten ein Stuhl und ein Licht, sowie Speise und Trank hingestellt. Man sucht die Gäste möglichst lange beisammen zu halten, denn sobald sie auseinander gehen, nimmt auch der Geist des Toten Abschied für immer. Daß man von den Verstorbenen nichts Böses reden darf, gilt auch bei uns, in Ostpreußen fügt man hinzu „man reizt den Zorn der Toten". Die Sitte, uns im Trauerfall anders zu kleiden als sonst, und jeden Schmuck abzulegen, haben wir gleichfalls, wenn wir auch einen tieferen, sittlichen Grund dafür empfinden. Auch wir versäumen nicht, die Ruhestatt der Unsrigen mit Blumen zu schmücken, indem wir dabei der Entschlafenen gedenken. Wohl bekannt sind ja die Analogieen zu der Sage von den Marathonkämpfern [3]). Bereits die altnordische Sage weiß von der Walkyre, die Nachts auf dem Schlachtfeld die Toten erweckt und mit einander von neuem kämpfen läßt: so sollen sie streiten alle

---

1) Wuttke-Meyer, Volksaberglauben 463 ff.: dort auch die folgenden Belege. Der Totengroschen ist der Antike unmittelbar entnommen.

2) Deutsche Mythologie[3] 865.

3) Grimm, Mythologie[3] 893 ff.

Nacht bis an der Welt Ende. Aber auch heute noch geht in Thüringen unter dem Volke das Gerede von einer Schlacht, die sich Kroaten und Schweden geliefert hätten: am Jahrestage Nachts um elf erwachen die Gefallenen aus ihrem Grab und kämpfen von neuem, bis die Glocke eins schlägt. Auch in Deutschland sind diese Sagen eng verbunden mit den Erzählungen vom wütenden Heer, von dem Geisterzug, der Nachts unter Führung des Hackelbergs ruhelos die Luft durchbraust. Manchmal ist es auch eine weibliche Totengöttin, die Frau Gaude: das entspricht dann noch mehr der griechischen Hekate. Wir sagten, daß im Zuge der Hekate besonders die Ermordeten und diejenigen umziehen müssen, die das Mysterium der Ehe nicht genossen haben: in dem deutschen wilden Heere ziehen alle mit, die eines unnatürlichen Todes gestorben sind und alle die, welche abgeschieden sind ohne das Mysterium der Taufe [1]). Daß es denen, die einen solchen Geisterspuk mutwillig belauschen wollen, ebenso schlecht ergeht, wie einst den Fürwitzigen in Hellas, ist allbekannt.

Auch ein Totenreich unter der Erde kannten die Germanen: hier haust die bleiche Hel, welche die Seelen der Verstorbenen unerbittlich festhält; sie gilt als gierige, unersättliche Menschenfresserin, wie das ja auch in den griechischen Vorstellungen von den Hadesdämonen zum Ausdruck kommt. Sonst spielt die Hölle, deren Name ja noch auf die Hel hinweist, eine merkwürdig geringe Rolle im Glauben unseres Volkes; die Lehre von der Unterwelt, wie sie das Christentum mitbrachte, hat hier wohl manche alte Vorstellungen vertrieben, ohne darum selbst recht volkstümlich zu werden. Nur ein Höllenhund, der entfernt an den Kerberos erinnert, läßt sich noch nachweisen. Und doch haben auch hier sicher parallele Entwickelungen stattgefunden: der Grieche kennt feurige Männer als strafende Dämonen in der Unterwelt, der Deutsche feurige Männer, die zur Strafe für ein Vergehen auf Erden umgehen müssen. Verwandt mit diesen ist wohl auch der „schwarze Mann", der zum Kindererschrecken dient: ein alter Todesdämon bei uns sowohl wie einst in Hellas.

Weit verbreitet ist auch jetzt bei uns noch der Glaube, daß gewisse Seelen nicht gleich zur Ruhe eingehen, sondern eine Zeit lang wandern müssen; das sind — wie in Hellas — solche, die vor ihrer Zeit und eines unnatürlichen Todes gestorben sind: sie gehen so lange auf Erden um, bis sie die ihnen bestimmte Zeit er-

[1]) Grimm ebenda 872.

füllt haben. Von der griechischen Anschauung abweichend ist die deutsche, daß ein solches Wandern auch als Strafe für eine Sünde verhängt wird, wie das eben zu den feurigen Männern bemerkt wurde: in der Antike büßt der Sünder in der Unterwelt.

Solche umherirrende Totenseelen zeigen sich auch dem lebenden Menschen in derselben Weise, wie sie sich bereits in der Antike offenbarten. Heutzutage allerdings hört man nur noch selten Gespenstergeschichten erzählen, aber noch vor nicht langer Zeit war das anders. Ein Buch aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, das sich die Bekämpfung des Aberglaubens zum Ziel gesetzt hat [1]), sagt, „das beste Mittel, eine stumme Gesellschaft redend zu machen, ist, daß man sie auf Gespenstergeschichten bringt: jeder wird das seinige gewiß beitragen, damit dem furchtsamen Zuhörer die Haare zu Berge stehen". Unter den von demselben Autor angeführten Beispielen solcher Erzählungen heißt es [2]): „In den Häusern erscheinen gewöhnlich die Personen, die ehemals darin lebten, welche noch etwas auf dem Herzen haben. Die alten Mütterchen hören sie seufzen und winseln: denn sie haben bei Lebzeiten entweder Geld verscharrt oder ihr letzter Wille ist unvollzogen geblieben". Das sind solche Geistererscheinungen wie jenes Gespenst, das dem griechischen Philosophen im einsamen Hause erschien: auch sie können erlöst werden, wenn man den Mut hat, ihren Winken zu folgen.

Daß man endlich auch in Deutschland die Totenbeschwörung kennt und seit grauer Vorzeit geübt hat, ist bekannt. Schon die alte Sage läßt die Seele des Angantyr aus dem Todesschlaf durch die zauberkundige Tochter erweckt werden; heute noch kennt das Volk mancherlei Arten, die Seelen der Toten zum Reden zu bringen. Wenn man in der Mitternachtstunde der Neujahrsnacht sich auf einen Kreuzweg stellt, einen Kreis um sich zieht und mit gewissen Formeln einen Toten bei Namen nennt, so erscheint sein Geist und weissagt auf Befragen die Ereignisse des kommenden Jahres. Vielleicht darf daran erinnert werden, daß wir in dem wieder modern werdenden Spiritismus eine Erscheinung derselben Art haben, es ist die alte Geisterbeschwörung, nur künstlich in die Kreise der Gebildeten übertragen.

So zeigen sich überall, manchmal sogar bis in Einzelheiten hinein, völlige Übereinstimmungen zwischen dem modernen Geister-

[1]) Das Buch vom Aberglauben, Mißbrauch und falschen Wahn (Anonym). Oberdeutschland 1790 S. 16, mir freundlichst von Ad. Strack mitgeteilt.

[2]) Ebenda S. 18.

glauben und dem antiken. Fragen wir uns, wie diese Übereinstimmungen zu erklären sind, so können wir in fast allen Fällen mit Bestimmtheit sagen, eine Entlehnung liegt hier nicht vor; denn die Schichten deutscher Bevölkerung, bei denen sich der betreffende Glaube zeigt, haben nie Kenntnis davon gehabt, daß derselbe bereits zwei Jahrtausende früher an den Ufern des Mittelmeeres eine Verbreitung gehabt hat. Mit der Annahme eines gemeinschaftlichen Ursprungs in der Zeit, da Griechen und Germanen noch ungetrennt demselben Volke angehörten, kommen wir nicht aus: denn dieselben Erscheinungen finden sich auch außerhalb der indogermanischen Völkersippe. Es bleibt nur die eine Möglichkeit der Erklärung, daß nämlich das deutsche Volk und das hellenische, beide unabhängig von einander, aus denselben Grundgedanken primitiver Völker heraus, nach den gleichen, unwandelbaren Denkgesetzen auch die nämlichen Vorstellungen entwickelt haben. Einige dieser Formen, in denen kulturlose Völker zu denken pflegen, wurden im Eingange gestreift: es wird die Aufgabe der volkskundlichen Wissenschaft sein, aus ihrem reichen Material noch weitere Formen dieser Art zu entwickeln, und so zuletzt die Gesetze zu erschließen, unter deren Wirkung sich das Denken der Menschheit überhaupt entwickelt hat.



Volksdichtung und volkstümliches Denken.[1])

Von Robert Petsch, Würzburg.

Die Anfänge der wissenschaftlichen Volkskunde, wie der germanischen Philologie führen uns in das Zeitalter der Romantik zurück. Kein Wunder, daß wir, die wir von dem 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der entwickelungsgeschichtlichen und der beschreibenden Naturforschung herkommen, auf beiden Gebieten gegen manche Unklarheit und Schiefheit der Auffassung ankämpfen müssen, die wir aus jener dämmerhaften Zeit mit herübergenommen haben. Andererseits müssen wir uns doch auch wieder hier und da gegen einen Skeptizismus wehren, der in unseren Anschauungen über die altgermanische Mythologie so heilsam und luftreinigend gewirkt, die

[1]) Vortrag, gehalten in der 5. Abteilung des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine zu Erfurt am 28. Sept. 1908.

rechte Würdigung besonders der Volkspoesie dagegen beträchtlich erschwert hat. So muß denn manches Problem, das den vergangenen Generationen kaum als solches aufgestoßen ist, oder doch sehr schnell eine scheinbare Lösung fand, jetzt von neuem ins Auge gefaßt und ernsthaft geprüft werden. Jeder, der sich heut mit Volkskunde überhaupt beschäftigt, wird zu der Frage nach dem Wesen der Volkspoesie, ja nach der Existenz einer solchen Stellung nehmen müssen. Es ist noch nicht lange her, da war die Anschauung Theodor Storms über das Volkslied ziemlich allgemein verbreitet: „Diese schönen Lieder werden gar nicht gemacht, sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten." Als aber die literaturhistorische Forschung unseren deutschen Volksliederschatz zu prüfen begann, da wurde zu Hunderten und Aberhunderten von Liedern ein Verfasser gefunden, der oft gar nicht jenen Kreisen angehörte, die wir unter dem Begriff „Volk" zusammenfassen, dessen Lieder aber in diesen Schichten treulich aufbewahrt geblieben sind, während die dem Dichter zu seiner Zeit sozial Gleichstehenden sie auf ihre Nachkommen nicht zu vererben vermocht haben. Auch in der Wissenschaft liegt nun die Gefahr nahe, die Bedeutung und Allgemeingiltigkeit einer solchen Entdeckung zu überschätzen, und so war man zu schnell bereit, die gewonnenen Ergebnisse zu verallgemeinern: „Was einst bei den Gebildeten beliebt war, lebt im Volke fort." Es klingt so einfach und wird scheinbar dadurch bestätigt, daß ja auch der Bau und die Einrichtung des Bauernhauses auf eine Technik zurückweisen, die in den Städten lange geschwunden und durch vollkommeneres verdrängt ist, daß in der Tracht des Landvolks frühere Moden der städtischen Kreise nachzuleben scheinen. So schloß man dann: Die sogenannte Volkspoesie ist im Grunde heruntergekommene Kunstdichtung und die namenlos überlieferten Lieder haben ebenso gut ihren gebildeten individuellen Verfasser wie jene, deren Ursprung wir schon ermitteln konnten.

Gegen solche Verallgemeinerungen lassen sich aber nun Tatsachen ins Feld führen, die einmal nicht aus der Welt zu schaffen sind. Zunächst können wir heut noch in den Kreisen des Volks Lieder neu entstehen sehen, die buchstäblich zusammengesungen werden, indem in einem gleichgestimmten Kreise Strophe für Strophe aneinander gefügt wird. Ferner sind doch die Schlußformeln älterer

Lieder: „Wer hat das Lied erdacht? Das haben zwei Soldaten gemacht u. s. w." nicht einfach als Unwahrheiten und Mystifizierungen zu bezeichnen. Und schließlich ist auch die Masse der Lieder Legion, die niemals in die Schichten des Volkes eingedrungen sind; mit Hölderlins oder Hebbels Gedichten würde man wohl den Versuch, sie zu „volkstümlichen Liedern" zu machen, vergeblich wagen: und wenn Goethes anakreontisches Gedichtchen „Kleine Blumen, kleine Blätter" vom Volk übernommen wird, was bekanntlich der Fall ist, dann wird es Zusammenziehungen oder Erweiterungen, sicherlich aber teilweisen Umdichtungen ausgesetzt, ein Beweis dafür, daß das Volk eben nicht einfach nachsingt, was ihm vorgetragen wird, sondern eine feine Witterung für das ihm Entsprechende besitzt, das heißt schließlich doch wieder, daß es eine „Volkspoesie" im eigentlichen Sinne gibt. Goethes Wort, er kenne nur e i n e echte und wahre Poesie, bleibt dabei unangetastet und beweist gar nichts gegen unsere Behauptung, denn wir reden nicht von einer im Wesen und Kerne neuen Kunst, sondern einfach von einer besonderen Erscheinungsform der Poesie. Der alte Blücher hat sein Vaterland ebenso heiß geliebt, wie der Fürst Bismarck; aber die Art, wie sich der Patriotismus bei jedem von ihnen äußerte, ist grundverschieden, und Goethes Vaterlandsliebe wird noch heut von Tausenden von Philistern gebührendermaßen bezweifelt. Für das Volk ist es nun ganz gleichgiltig, ob das Lied, das ihm vorgetragen wird, von einem Bauern oder von einem Gelehrten herrühre; es fragt gar nicht nach dem Verfasser, sondern einfach, ob es ihm gefällt, was ja auch schließlich die wichtigste Frage in ästhetischen Angelegenheiten bleibt. Wie aber der Bauer und der Mensch auf primitiverer Bildungsstufe überhaupt mißtrauisch allem Fremdartigen, Ungewohnten gegenübertritt, das höchstens seine Neugier erregt, keinesfalls aber ihm eine wirkliche Befriedigung gewährt, so ist die Hauptbedingung für die freudige Annahme eines Stückes Volkspoesie eben diese, daß es vom Volke als etwas W e s e n s v e r w a n d t e s empfunden werde. Was hier vom Volksliede gesagt wird, gilt für den geistigen Besitz des Volkes überhaupt. Ich glaube durchaus nicht daran, daß eine Sitte, ein Brauch sich einfach von selber macht und „von allen zugleich" erfunden wird; blicken wir auf die ältesten uns erreichbaren Lebensbedingungen des Menschen, auf sein Dasein in der Horde zurück, so geht hier freilich der Einzelne ganz in der Gemeinschaft auf, aber der Keim zur Individualität ist doch schon in ihm verborgen. Wie sich Alte und Junge, Männer und Weiber unterscheiden, so finden

sich auch Unterschiede der Begabung und der Neigung. Wollte sich der Einzelne von der Horde entfernen, er würde einfach untergehen; der Selbsterhaltungstrieb zwingt ihn, bei seinen Stammesgenossen zu bleiben, aber der Trieb der Selbstbewährung drängt ihn dazu, sich in dieser Gemeinschaft wieder nach Möglichkeit hervorzutun; jede Äußerung seiner Individualität aber kann mehr oder minder stark über das allgemein Giltige hervorragen, und sicherlich wird jede zu starke Abweichung von dem Hergebrachten unterdrückt; dagegen bleibt es dem Einzelnen unbenommen, z. B. für ein in allen lebendiges Gefühl eine neue Äußerungsform zu erfinden; ich glaube, daß alle Opferbräuche, die ja doch nur ein äußeres Symbol für das Gefühl der Abhängigkeit des Naturkindes gegenüber den überweltlichen, höheren Gewalten darstellen, von Einzelnen erfunden worden sind; entweder entspricht die neue Form in allen Zügen der Gesamtanschauung, dann wird sie ohne weiteres zum Stammesgut, oder sie entspricht nur teilweis, dann muß sie erst umgemodelt werden. Der Name des Urhebers verschwindet aber in beiden Fällen. In späteren Phasen darf die Individualität sich freier aussprechen, aber sie bleibt immer ohne Wirksamkeit, wenn sie sich zu weit von der Allgemeinheit entfernt; die Propheten des alten Bundes, die an die Stelle des äußerlichen Opfers die Hingabe des Herzens an Gott setzen wollten, sind nicht durchgedrungen und noch heut füllen sich die Lourdes-Grotten mit Votivgegenständen, weil das Volk eben so stark dazu neigt, seinem Gefühl einen äußerlichen, deutlich erkennbaren Ausdruck zu verleihen.

So werden denn auch in der Volkspoesie diejenigen poetischen Erzeugnisse, die der volkstümlichen Denkweise entsprechen, beibehalten, nur teilweis entsprechende umgeändert, ganz fremdartige ausgeschieden. Vielleicht ergibt sich daraus ein Charakteristikum der Volkspoesie; wie der bildende Künstler die Ausgeburten seiner schöpferischen Phantasie z. B. in dem äußeren Material des Marmors zu verwirklichen trachtet, so sucht der Dichter seine auf schärferer Beobachtung und tieferer Durchdringung des Lebens beruhende Anschauung von Menschen und Welt durch das Mittel der Sprache und der poetischen Formenwelt festzuhalten und sinnfällig auszudrücken. Wir können also sagen: V o l k s p o e s i e i s t n u r d i e j e n i g e D i c h t u n g, w e l c h e d i e W e l t a n s c h a u u n g d e s g e m e i n e n M a n n e s i n s e i n e r S p r a c h e u n d m i t s o l c h e n M i t t e l n, d i e a u f i h n e i n e b e s o n d e r e W i r k u n g a u s ü b e n, w i e d e r z u g e b e n w e i ß. Damit wäre aber eine wirklich scharfe

Grenze gegen die „Kunstpoesie“ nur dann gegeben, wenn das Volk und „die Gebildeten“ tatsächlich ein für allemal durch grundverschiedene Vorgänge des Bewußtseins und grundverschiedene Formen der Verknüpfung dieser Elemente gesondert wären u. s. w. Das ist aber, wir möchten sagen, Gott sei Dank, nicht der Fall; im geistigen wie im natürlichen Leben gibt es keine Risse und Sprünge, sondern nur Entwickelungen, wenn uns auch manche Zwischenstufe verborgen bleiben mag; somit ist denn gar nicht ausgeschlossen, daß ein Gedicht z. B., das heut keinen Eintritt ins Volk finden kann, in einigen Jahrzehnten, wenigstens bei diesem oder jenem Stamme, auf starken Widerhall rechnen darf. Die Grenzen verfließen, alle Scheidungen haben nur relativen, vornehmlich heuristischen Wert.

Immerhin aber können wir so viel sagen, daß der gewaltige Riß, der seit der Zeit der Renaissance, seit Übernahme der humanistischen Bildung einerseits, der Geldwirtschaft andererseits, durch unser geistiges und soziales Leben geht, sich auch auf dem Gebiete der Poesie geltend macht. Zwar rekrutieren sich die „gebildeten Stände“ fortwährend aus den Kreisen des Volks und beziehen von dorther ihre besten Kräfte; aber diese Herkunft verrät sich doch schließlich vor allem in der Denkweise des Gebildeten in jenen Augenblicken, wo er eigentlich nicht ganz gebildet ist, wo er auf die Stufe seiner Vorfahren, seiner minder kultivierten Volksgenossen herabsinkt — beziehungsweise hinaufsteigt.

Die Frage nach einer Volkspoesie fällt also im letzten Grunde mit einer solchen nach der volkstümlichen Denkweise — im weitesten Sinne, wobei alle Bewußtseinsvorgänge inbegriffen werden — zusammen.

Gibt es nun einen durchgreifenden Unterschied im seelischen Leben des Volks und der Gebildeten, wobei wir vorläufig, um die fließenden Grenzen nicht berücksichtigen zu müssen, extreme Fälle, wie den Naturmenschen und den Vertreter höchster Intelligenz ins Auge fassen wollen? Man betrachte nur beide im Zustande des Affekts; der Wilde verliert im Zorn alle Herrschaft über sich, sein ganzer Körper spiegelt seine Erregung wieder und er vollbringt in der Aufregung Taten, die er später bitter bereut; der wahrhaft Gebildete weiß sich von vornherein zu zügeln und auch bei einer Veranlassung zur höchsten Aufregung ein gewisses Maß innezuhalten. Bei jenem kommt die Überlegung zu spät, bei diesem übt sie schon während der Erregung ihre hemmende Gewalt. Das ist der entscheidende Punkt; nicht umsonst denken wir bei der Bezeichnung

eines „gebildeten Menschen“ vorzugsweise an geistige Bildung; ihr Wert besteht nicht in der aufgehäuften Menge von Kenntnissen, sondern in der bei ihrer Erwerbung nebenher erlangten Beweglichkeit des Geistes, in der seelischen Gymnastik; der zum „Denken“ erzogene Mensch gewöhnt sich daran, bei allen Bewußtseinsvorgängen seine Vorstellungen spielen zu lassen; da herrscht z. B. im Zustande zorniger Erregung nicht die Gefühlsseite des Affekts vor, die durch den leidenschaftlich bewegten Willen hindurch zu bedauernswerten Taten führt, wobei das Gedächtnis, durch das Gefühl tyrannisiert, auf dem Wege der Assoziation lauter solche Erinnerungen (z. B. an früher erlittene Beleidigungen) herbeischafft, durch die der Affekt noch anschwellen muß; vielmehr werden auf Grund angesammelter Erfahrungen hemmende Vorstellungen über verderbliche Folgen der Leidenschaft, über die zu bewahrende eigene Würde ausgelöst, und durch dies stärkere Hervortreten der intellektuellen Seite wird die freie Entfaltung des Affektes so weit unterbunden, daß die sich ergebende Handlungsweise vor dem nachprüfenden Verstande allenfalls stand halten kann. In dieser Zwiespältigkeit des inneren Erlebens aber liegt eine seelische Arbeit; sie ist dem ihrer Ungewohnten gerade so widerwärtig, wie irgend eine bisher nicht geübte körperliche Anstrengung, und das Unlustgefühl der Ermüdung hindert ihn an der rechten Bewährung seelischer Kräfte, die doch schließlich auch ihm verliehen sind, die aber nur der daran Gewöhnte mit jener Lust vollführt, die uns jede durch Übung erleichterte Tätigkeit gewährt. Je niedriger der Mensch in seiner Kultur steht, um so einfacher, geradliniger verläuft sein seelisches Leben, um so stärker tritt vor allem die Gefühlsseite in seinen Bewußtseinsvorgängen hervor; je höher seine Bildung steigt, um so reicher, mannigfaltiger, komplizierter wird sein Innenleben, umsomehr wird der Intellekt zur führenden Macht, der das Gefühl in seiner vollen Entfaltung hemmt und dem Willen die Wege weist. Ich darf wohl daran erinnern, daß Vierkandt den Grundunterschied zwischen Natur- und Kulturvölkern in der Beschaffenheit und Herkunft der Willensakte sieht, die bei jenem triebartig-unwillkürlich erfolgen und im Grunde auf Assoziationsvorgängen beruhen, bei diesen reflektierend-willkürlich verlaufen und von Apperzeptionen geleitet werden. Nun steht unser „Volk“ natürlich nicht mehr auf der Stufe der Südsee-Insulaner. Aber die früheren Entwickelungsstufen wirken bis zur höchsten Intelligenz nach, ja es gibt auch in der crême der Gelehrsamkeit wohl kaum einen Menschen, der zu

allen Zeiten und in allen Stimmungen im Stande wäre, jede in der Außenwelt gegebene Erscheinung für sich zu untersuchen, in die richtigen Zusammenhänge einzugliedern und vorurteilsfrei nach ihren eigenen Regeln und Gesetzen zu beurteilen; die Erfüllung dieser Forderung würde schließlich des gewaltigsten Geistes Arbeitskraft übersteigen und so neigt denn auch der Höchstgebildete immer wieder zum Generalisieren, Systematisieren, zur Einordnung ganzer Scharen von Erscheinungen in große Gruppen, für die er altgewohnte Urteile mitbringt, wobei es denn natürlich ohne Gewaltsamkeiten nicht abgeht. Ganz relativistisch in jedem Augenblicke ist niemand von uns, an irgend einem Punkte setzt eine absolutistische, ein Absolutes zum Maßstabe erhebende, d. h. vorurteilsvolle Denkweise ein[1]), es arbeitet nicht mehr der logische Verstand, sondern die Phantasie. „Das Kennzeichen der Phantasie aber liegt in der Art der Verbindung der Vorstellungen. Das Gedächtnis bietet diese lediglich nach Maßgabe der assoziativen Verbindungen, in denen sie stehen, dem Bewußtsein dar. Die Aufeinanderfolge der Erinnerungsbilder, die als Erzeugnisse des bloßen Gedächtnisses betrachtet werden, entspricht daher ganz dem losen und unbestimmt begrenzten Verlauf der Assoziationsreihen. In der Phantasietätigkeit dagegen ist in allen Fällen, mag bei ihr auch noch so sehr die regulierende Wirksamkeit des Willens zurücktreten, eine Verbindung nach einem bestimmten Plane nachzuweisen. Jede Phantasietätigkeit beginnt mit einer Gesamtvorstellung, die zunächst nur in unbestimmten Umrissen vor dem Bewußtsein zu stehen pflegt; dann treten die einzelnen Teile sukzessiv klarer hervor, und es entwickelt sich so das Phantasieerzeugnis, indem sich die ursprüngliche Vorstellung in ihre Bestandteile gliedert. Was diese Tätigkeit von dem logischen Gedankenprozeß unterscheidet, ist einerseits die sinnliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, andrerseits das Fehlen der begrifflichen Elemente und ihrer sprachlichen Symbole, an deren Stelle eben die sinnlichen Einzelvorstellungen an dem Vorgange teilnehmen. So ist die Phantasietätigkeit ein Denken in Bildern. Diese passive Phantasie in allen ihren Formen wirkt um so lebhafter und unwiderstehlicher, je mehr das logische Denken zurücktritt, daher vor allem beim Naturmenschen und beim Kinde“ (Wundt, Physiol. Psychologie, 5. Aufl. III 631 ff.). Doch auch der Dichter

---

[1]) Vergl. Adickes, die Ganzen und die Halben, Deutsche Rundschau Band 104.

steht hierin dem Volk nahe und es besteht zwischen Kunst- und Volksdichtung eigentlich kein so großer Unterschied, wie zwischen der Erzählung eines einfachen Bauersmannes über miterlebte Ereignisse und einer Geschichtsdarstellung aus der Feder eines Sybel oder Treitschke oder zwischen jenen einfachen Reflexionen, die in unserem Sprichwörterschatz verborgen sind und dem systematischen Denken eines Kant. Wir können also nur sagen, daß wir unter dem „Volk“ die große Masse derjenigen verstehen, deren Innenleben im großen und ganzen heftige Gefühlserregungen und lebhafte Phantasietätigkeit aufweist, wo im Reiche der Bildung logisches Denken vorherrscht oder vorherrschen sollte.

Wir wollen an diese allgemeinen Ausführungen noch ein paar Beobachtungen über Inhalt und Form der Volkspoesie im einzelnen anschließen. Was die Einzelvorstellungen, die Grundelemente der Darstellung anlangt, die vom Volke verarbeitet werden, so wäre nichts falscher, als die Annahme, daß die Volksphantasie sich nur mit dem Volke selber, mit jenen Lebenskreisen beschäftigte, in denen Lieder gesungen und Märchen erzählt werden. Gewiß treten im Märchen vorzugsweise Fischer und Bauern, Jäger und Köhler auf, was wohl damit zusammenhängt, daß das Märchen überhaupt ein zäheres Leben hat und Jahrhunderte lang ziemlich unverändert fortgetragen wird, während beim Liede sich Inhalt und Form, Text und Melodie auf das Allerinnigste verbinden, und eins der Elemente so stark veralten kann, daß das Ganze schließlich keine Freude mehr erweckt und fallen gelassen wird. Immerhin finden wir, sobald wir die Sammlung der Brüder Grimm aufschlagen, daß da von Soldaten die Rede ist und zwar in einer Art, die auf nähere Bekanntschaft mit den militärischen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts schließen läßt; in modernen Märchen — d. h. heut lebenden Fassungen der alten — findet man denn auch wohl Zietenhusaren vor[1]), die um ihrer schönen, ziegelroten Uniform willen starken Eindruck auf den Erzähler gemacht haben. Damit ist die Erklärung gegeben: was einen starken, sinnlichen Eindruck hinterlassen und dadurch die Phantasie erregt hat, wird in der Volkspoesie verwandt oder kann doch verwandt werden. So wäre es nicht unmöglich, daß die Eisenbahn in unsere Märchen eindränge, ebenso wie in das Volkslied von der Selbstmörderin,

---

[1]) Vergl. die Einleitung zu „Märchen aus Vorpommern und Rügen“ von U. Jahn.

die sich auf die Schienen wirft (Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz Nr. 40). Wie Goethe sagt, daß es für den wahren Künstler ganz gleichgiltig sei, ob er seine Stiefel, die Antike oder das Gesicht seiner Geliebten anschaue, seine Kunst müsse von allem Gebrauch zu machen wissen, so arbeitet das Volk; wie es keinen irgend in den Bereich des Kindes fallenden Gegenstand gibt, der nicht zur Bearbeitung in einem Kinderverschen, Schlummer- und Neckliedchen sich eignete, so weiß das Volk alles ihm Erreichbare poetisch zu verwerten. Die Hauptsache bleibt, daß durch einen starken sinnlichen Eindruck ein Gefühl lebhaft erregt worden ist, wie durch die ziegelroten Husaren das des kriegerischen Mutes, auch des Ehrgeizes, durch die Eisenbahn dasjenige des Schreckens. Der Richter in seinem schwarzen Talar ist für unser Volk sicherlich eine poetische Figur, aber nur der Strafrichter, von dem eine grausige Wirkung ausgeht, nicht der Zivilrichter, nicht der Verwaltungsjurist, dessen Tätigkeit dem Manne aus dem Volke im allgemeinen unverständlich und höchst gleichgiltig bleibt.

Die einzelnen Eindrücke nun teilen ja in gewissem Sinne alle Schichten mit einander, die unmittelbaren, sinnlichen und die auf die eigene Person bezüglichen Gefühle, die sie erregen, bleiben sich im großen und ganzen ebenfalls gleich. Ganz anders aber steht es schon um die Kombinationen, in die jene Elemente mit einander eintreten, um die Gesetze der Zusammenordnung und Unterordnung, sowie um ihre gedankenmäßige Vorarbeitung, z. B. ihre Kausalerklärung.

Der gemeine Mann ist sehr weit davon entfernt, jedem ihm aufstehenden Probleme sein Recht zu teil werden zu lassen; dazu reicht seine geistige Fähigkeit, vor allem sein positives Wissen, seine Erfahrung nicht aus. Dennoch schließt sich das Weltbild, das in seinem Kopf entsteht, allmählich zu einer gewissen Einheit zusammen. Das Bindemittel aber ist er selber, mit seinen sinnlichen Erfahrungen, seinen sittlichen Anschauungen, seinen Gefühlsreaktionen. Das Denken des Mannes aus dem Volk ist durch und durch egozentrisch, denn er selber ist sich die vornehmste Realität, die ihm in der Erfahrung überhaupt gegeben ist; er wird sich dessen zwar nicht bewußt, er faßt sich überhaupt nicht als Individualität auf, und oft tritt an Stelle des Selbstbewußtseins das Standes-, Stammes-, Geschlechtsbewußtsein, das im Falle der Kränkung sehr stark reagieren kann. So regt sich das Selbstgefühl, wenn der Einzelne sich selber, oder die Gemeinschaft, der er angehört, gegen Andere rühmend

hervorhebt; da entstehen die Standeslieder des Soldaten und Jägers, des Wildschützen und Bauern, und die ganze Gruppe der satirischen Volkslieder und Reime beruht auf Selbsteinschätzung des Einzelnen. Natürlich lehnt sich aber der Einzelne auch gegen den Zwang auf, den seine Umgebung ausübt. Neben den frischen Standesliedern unserer Soldaten laufen doch noch ältere her, die von Mitleid mit dem Deserteur überfließen, den es nicht bei der Fahne hielt, auch soziale Gegensätze spielen z. B. in die Ballade vom Schäfer und Edelmann hinein.

Der Mann aus dem Volk also schließt von sich auf andere; der Schlesier malt sich die Freuden des Jenseits aus: „Essen woll'n wir wie die Fürsten, Sauerkraut mit Leberwürsten", er kann sich in andere Verhältnisse nicht hineindenken; ebenso aber wird auch sonst vom Einzelfall analogisch auf andere Fälle geschlossen, zumal wo zwischen zwei Verhältnissen irgend eine äußerliche Ähnlichkeit oder Verwandtschaftsbeziehung besteht. Das Kind schlägt nach dem Stuhl, an dem es sich gestoßen hat, der Naturmensch beseelt die ganze Natur, wie er sich selbst als beseelt empfindet; jedes Stück Holz hat ein inneres Leben, das zu dem Seinigen in Beziehung treten kann. Ist nun dieses Stück Holz zufällig einmal Zeuge eines glücklichen Fischfanges, eines erfolgreichen Kriegszuges gewesen, so hat es sicherlich den Erfolg verliehen und der Fetisch ist fertig. Aller Aberglaube, alle Tagewählerei, alle Bevorzugung oder Ablehnung bestimmter Zahlen beruht auf solchen Verallgemeinerungen einmaliger Ereignisse, meist mit Heranziehung einer Hilfsvorstellung. Z. B.: eine Katze läuft über den Weg; bei einem früheren derartigen Vorkommnis ist etwas Böses geschehen, folglich bedeutet die Begegnung Unglück, zumal die Katze einen schleichenden Gang hat; vielleicht ist sie auch noch schwarz! In älterer Zeit mögen mythologische Beziehungen dazugekommen sein, ja vielleicht das erste gewesen sein; neue Erfahrungen schienen dann den Aberglauben zu bestätigen; gegenteilige Erfahrungen wurden verschwiegen oder nicht beachtet oder doch durch neue „Beweise" wieder aufgehoben; jedenfalls hat der erste Eindruck eine so starke Wirkung hinterlassen, daß er alle gegenteiligen Vorstellungen unterdrückt, alle zustimmenden anzieht, kurz, eine Art von Tyrannei im Seelenleben ausübt. Diese monarchistische Verfassung des Bewußtseins ist für die gesamte Volkskunde ebenso bedeutsam, wie die egozentrische, und nur ein besonderer Fall ihrer Wirksamkeit besteht darin, daß der Bauer von gleichen Wirkungen auf gleiche Ursachen schließt. Der Begriff der

Gleichheit wird überhaupt so weit als möglich gefaßt: formale Ähnlichkeiten, logische Berührungspunkte stellen den Zusammenhang zwischen zwei Erscheinungen her. Was zeitlich eine Folge eines anderen Verhältnisses ist, muß auch ursächlich von ihm bedingt sein; post hoc, ergo propter hoc; was ästhetisches Wohlgefallen erregt, muß auch sittlich gut sein; wer glücklich werden soll, muß auch reich werden; das Märchen beruht einfach auf der sittlichen Forderung: der Tüchtige wird belohnt, der Untüchtige, Böse wird bestraft.

Nun läßt sich freilich mit diesem Schlusse im Leben schließlich doch nicht auskommen. Volksmärchen, wie das vom dummen Hans (Grimm Nr. 143 „Up Reisen gohn"), der alle Erfahrungen wörtlich befolgt und dafür immer geprügelt wird, gleichen einer Selbstkritik des Volks an seinen eigenen generalisierenden Fehlschlüssen. Die Konstatierung von Ausnahmefällen aber wäre im allgemeinen zu schwierig und so schlägt denn plötzlich die optimistische Stimmung in ihr Gegenteil um: auch da werden Erfahrungen des täglichen Lebens in unerlaubter Weise generalisiert. Je reicher die Erfahrung wird, je weiter die „Kultur" vorschreitet, ohne doch bis zur wahren Geistesbildung durchzudringen, um so stärker wird dieser faule, volkstümliche Pessimismus: Alles Gute geht zu Grunde, die Bösen triumphieren allemal. Das wird auf alle Gebiete angewandt, am liebsten auch auf das politische, wo der Herrschtrieb des Einzelnen schon eine pessimistische Stimmung gegenüber den Behörden bedingt und wir wissen, wie solche Trugschlüsse unter den Händen des gewandten Agitators bedrohliche Macht annehmen können. Auf die Volkspoesie aber üben solche Verallgemeinerungen einen befruchtenden Einfluß, zumal ja alle wahre Poesie doch zum Symbolischen strebt und nur dann Wert hat, wenn der vorgetragene Einzelfall eine gewissermaßen typische Bedeutung aufweist.

Wenn wir von hier aus die Schilderung des Liebeslebens im Volksleben überblicken, so wird es uns nicht verwundern, daß bei der dichterischen Verwertung dieses, die Tiefe der Menschenseele aufwühlenden Gefühls die ganze Tonleiter der Stimmungen durchlaufen wird, wenn der Sänger bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt erscheint. Von dem stillen, nährenden und wärmenden Feuer mag der Bauer, obwohl es auch in seinem Herzen glimmt, keinen poetischen Gebrauch machen. Nur das Aufkeimen der Liebe, der höchste Genuß und die Trennung sind von so starken Gefühlseindrücken begleitet, daß sie in das Lied Eingang finden. Die Trennung zwischen Eltern und Kindern, vor allem zwischen Mutter und Sohn

(das Gefühl der Frau äußert sich stärker und wird dementsprechend als intensiver aufgefaßt!) spricht aus so schönen, tief empfundenen Liedern, wie der Ballade vom „Schloß in Oesterreich", wo der zum Tode verurteilte Jüngling unter Tränen an die weinende Mutter denkt, oder, wie das Religiöse nur dann volkspoetisch verwendbar ist, wenn es sich menschlich fassen läßt, aus dem katholischen Ländern vertrauten Liede: „Maria wollt' auswandern gehn, wollt' alle Länder ausgehn, wollt' suchen ihren Sohn, den sie verloren schon". So erzählen die Balladen von Trennung und Wiederkehr, von der Entdeckung der Falschheit der Geliebten oder von ihrer unendlichen Treue, von spätem Wiedersehen oder von der Heimkehr des Totgeglaubten, auch von der Rückkehr zum Grabe der Geliebten. Auch die Standeslieder knüpfen in den weitaus meisten Fällen an Liebesverhältnisse an; ohne es zu ahnen, hebt das Volk in seinen Soldaten-, Schützenliedern u. s. w. doch vor allem das Allgemein-Menschliche hervor, so wenig es dieses ohne derartige Einkleidung zu erfassen im Stande wäre. Der Soldat, der zur Truppe muß, ist nur ein Beispiel für den immer wiederkehrenden Fall, wo äußere Verhältnisse zur Trennung der Liebesvereinigung zwingen. Der typische Wert ist es ja denn auch, der das Interesse des Volks an seinen Liedern und Märchen dauernd wach erhält, mögen sie nun von Vorfällen aus der fernsten Vergangenheit oder von Erlebnissen der letzten Nacht reden. Es sind schließlich Konflikte, wie sie immer wieder vorkommen können, die aber doch vielleicht kaum die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken würden, wenn sie hier nicht eben mit einer gewissen Fülle des Details erzählt und vor allem mit einer Konsequenz durchgeführt würden, die das Interesse durch starke Eindrücke wachruft und erhält. Äußere Spannungsmittel, wie die Frage: „Was zog er aus der Tasche?" oder die steigernde Parallelerzählung im Märchen, wo dreimal ähnliches berichtet wird, treten nur helfend und ergänzend hinzu.

Stark aber müssen die inneren Erregungen sein, wie das Volk auch nur auf starke äußere Reize zu reagieren pflegt. Es liebt schreiende Farben, die womöglich noch durch Kontraste verstärkt werden, es liebt einen kräftig ins Ohr fallenden Rhythmus und gibt seiner Freude in einem kräftigen Jauchzer, seiner Trauer in lauten, wortreichen Klagen Ausdruck. Dabei kommen plötzliche Sprünge aus einer Stimmung in die andere, aus einem Extrem ins andere vor, ohne Übergänge, ohne Zwischenstufen, ohne Differenzierung. Es ist bedeutsam, daß von drei Brüdern im Märchen zwei gleicher-

maßen schlecht zu sein pflegen, während der dritte ungewöhnlich gut und edel ist.

Diese Neigung zur extremen Darstellung zeigt sich in der ganzen Durchführung der Handlung. Getäuschte Liebe führt bis zum Morde der Treulosen, Streit endet mit Totschlag, der heimkehrende Geliebte, der seinen Schatz nicht mehr am Leben findet, gibt sich selbst den Tod; andererseits finden wir (Marriage Nr. 4) ein Mädchen, das sieben Jahre lang auf den Geliebten gewartet und während dieser Zeit nichts getan hat, als weinen und klagen. Wir sehen: die Äußerungsformen können verschieden sein: Roheit und Sentimentalität liegen gleich nahe, aber der Gefühlsüberschwang ist beide Mal derselbe, wie ja auch „Götz von Berlichingen“ und „Werthers Leiden“ demselben „Stürmer und Dränger“ entstammen. Plötzlichen Umschwung finden wir z. B. in den Eifersuchtsliedern, wo der Abgewiesene auf einmal in einen spöttischen Ton verfällt und nun keine Grenze mehr kennt im Ausdruck seiner Verachtung, wie er im entgegengesetzten Falle sein Liebchen über alles in der Welt gefeiert haben würde.

Das ist freilich die Sprache der Leidenschaft, und der Kulturmensch benimmt sich im Großen und Ganzen ähnlich. Seine objektiven Schilderungen aber pflegen doch erheblich maßvoller zu sein, als diejenigen des Volkes. Im Märchen wie im Volksliede gibt es eigentlich keine Menschen, sondern Helden, Engel und Teufel. Immer werden die stärksten Farben aufgetragen, alle Vorzüglichkeit und alle Schlechtigkeiten auf eine Person gehäuft. Naturen, die selber keinen inneren Zwiespalt empfinden, können auch die Produkte ihrer Phantasie nicht anders, als einheitlich gestalten. Dabei ist nun zu beachten, daß der Held nicht immer nach unseren Anschauungen sittlich „gut“ zu sein braucht. Wir haben freilich im Märchen die Gestalt des gutmütigen jüngsten Sohnes, der den zerstörten Ameisenhaufen wieder aufbauen hilft und die später dankbaren Tiere aus ihrer Not befreit. Aber neben den Helden der Tugend stehen diejenigen des Mutes, wie der starke Hans im Märchen oder der Lindenschmid im Liede, die Helden der Klugheit, wie der Meisterdieb und die Helden des Glücks, wie das tapfere Schneiderlein oder Hans im Glück. Aus vielen Einzelzügen ein einheitlich wirkendes Seelengemälde zusammenzuweben, ist nicht Sache des Volks; es stellt den Helden im Ganzen auf einen Charakterzug (als solcher gilt denn auch der Umstand, daß einer Glück hat, was gewiß nicht unverdient ist, denn nur die Guten haben Glück) und wenn

dann ein besonders Starker einmal zufällig in eine Lage kommt, wo ihm nicht seine Stärke, sondern nur seine Klugheit helfen kann, so läßt ihn der Erzähler natürlich auch nicht stecken; aber beabsichtigt ist die Zusammenwirkung von Klugheit und Stärke nicht. Auf der anderen Seite dann die Kinder des Teufels, die nicht bloß böse, sondern auch entsprechend häßlich sind, während der Held durch Schönheit strahlt, sodaß sich die Sonne selbst darüber verwundert. Und während im Volksliede selbst der Mörder des Himmelreichs teilhaftig wird, einfach weil seine Geliebte für ihn bittet und dadurch ein Schimmer der Sympathie auch auf ihn fällt, so heißen andererseits die Vertreter der Obrigkeit, die dem Räuberleben des Lindenschmids ein Ende machen, einfach die „Bluthunde", obwohl gar nichts besonders Ungünstiges von ihnen ausgesagt werden kann. Sie stehen nicht bloß in sinnlicher Greifbarkeit vor den Augen des Beschauers, sondern ihre Gestalten sind von vornherein in eine ganz bestimmte, unverwischbare Stimmung getaucht. Im Volksliede finden wir übrigens viel öfter, als im Märchen, einen pessimistischen Schluß, wo die Unschuldigen, Gutmütigen, Liebevollen zu Grunde gehen. Dann läßt man aber gern die Gerechtigkeit in übernatürlicher Weise zu ihrem Rechte kommen: Blumen blühen aus dem Grabe hervor und auf ihren Blättern wird die Unschuld des Toten bezeugt, oder einer Weissagung des Sterbenden gemäß wird der Tod des armen Knaben im „Schloß von Österreich" blutig gerochen.

Im Ganzen also: die Volkspoesie begünstigt Gegenstände, die einen starken sinnlichen Eindruck, vor allem auch eine starke Rückwirkung auf die eigene Person der Hörer in Furcht oder Mitleid hervorzurufen geeignet sind und stellt diese Gegenstände in einer, wiederum vor allem auf die Gefühlswirkung berechneten Weise dar.

Das Letztere läßt sich nun in mannigfacher Weise bis in die Form hinein verfolgen. Auch da starkes Herausheben des Konkreten, sinnlich Eindrucksvollen. Hier können nur ein paar Bemerkungen angeschlossen werden.

Wir können im Ganzen zwischen Verdeutlichungs- und Stimmungsmitteln unterscheiden, obwohl die Grenzen zwischen beiden fließend sind; denn jede starke Bezeichnung des äußeren Verlaufs eines Ereignisses erhöht auch die von der Schilderung an sich ausgehende Stimmungswirkung. Und wenn eine Zusage in poetischer Art gemacht wird: der Soldat kehrt wieder heim „ein anderes Jahr im Sommer, wenn man Rosenblumen pflückt", so dient die letztere Angabe nicht bloß der Verdeutlichung der Zeit-

angabe, sodaß der Sommer deutlich vor Augen tritt, sondern der Eindruck der lachenden Sommernatur läßt uns gleichzeitig die Hoffnung der Liebenden auf das Wiedersehen lebhafter empfinden.

Man spricht so gern vom „sprunghaften" Charakter unserer Volkslieder und wir werden ihn ebenfalls zu konstatieren haben. Aber viel wunderbarer und auffallender ist doch die geschlossene Komposition, in der ein unverderbtes altes Volkslied, ein durch die Jahrhunderte hindurch treu überliefertes Märchen vor uns hintreten. Könnten wir da wirklich einen Zug fortnehmen, ohne dem Ganzen zu schaden? Wir haben wohl alle den Eindruck eines organischen Gefüges, abgesehen von den Wiederholungen und Parallelisierungen, die auch wieder ihre stilistische Bedeutung haben. Unsere Bewunderung aber steigert sich bedeutend, wenn wir einmal beobachtet haben, wie sich das Volk beim Arzt oder beim Richter verhält, wenn es eine objektive Darstellung eines Tatbestandes geben soll. Welche Hilflosigkeit, welche Weitschweifigkeit und Unfähigkeit, „bei der Sache" zu bleiben! Das hängt einfach damit zusammen, daß hier ein rein intellektuelles Ziel der geforderten geistigen Arbeit vorschwebt, das nicht stark genug wirkt, um den gewaltigen Associationsstrom zu hemmen, der dem Manne aus dem Volke in jedem Augenblicke zur Verfügung steht. Willkürliche Abstraktion ist ihm nicht verliehen und nur unter dem Druck eines beherrschenden G e f ü h l s kann er eine unwillkürliche Auswahl der Tatsachen vollziehen. Gelegentlich kommt es dann wohl vor, daß vor Gericht aus Abscheu oder Mitleid eine wirklich zusammenhängende, wohlgefügte Erzählung zustande kommt, falls der Bauer die Scheu vor den Richtern überwunden hat. Auf die unbedingte Zuverlässigkeit einer derartigen Darstellung aber darf man, auch wenn sie im besten Glauben beschworen ist, nicht bauen, und nur Unverstand und Unbildung können dem Darsteller einen Vorwurf daraus machen, wenn er, von seinem Gefühl geleitet, die Erzählung mit der Freiheit des Dichters „einrenkt", „idealisiert" und nicht eigentlich erzählt, was vorgefallen ist, sondern was vorgefallen sein könnte und sollte[1]). Die Stimmung also trifft die Auswahl unter den andrängenden Vorstellungen und schafft eine knappe, koncise Handlung, um die mancher „denkende"

[1]) Vergl. die neueren Arbeiten von S t e r n über die „Psychologie der Aussage", die jede, aber auch jede einzelne, selbst von geübten Juristen abgegebene Zeugenaussage als im h ö c h s t e n G r a d e f r a g w ü r d i g erscheinen lassen, eine merkwürdige Illustration zu dem Falscheid-Paragraphen unseres Strafgesetzbuches. Vgl. übrigens, was oben über Phantasietätigkeit gesagt wurde.

Künstler das Volk beneiden darf. Die Stimmung sucht der Dichter denn auch im Hörer zu erzwingen, vorzüglich, indem er auf ihn die sinnlichen Reize überträgt, durch die sie in ihm selber hervorgerufen worden ist. Es heißt zunächst den Hörer packen, ihn spannen. Diesem Zweck dient der Eingang des Liedes oder des Märchens, die nicht selten mit einer Frage: „Habt ihr schon gehört" oder mit einer Selbstaufforderung: „Nun wollen wir aber singen" beginnen oder, besonders in orientalischen Märchen, die einfache Eingangsformel: „Es war einmal" in lustiger Weise variieren: „Es war einmal und war einmal nicht, wenn es aber war, dann war es zu den Zeiten, wo die Dattelbäume noch goldene Früchte trugen und die Flüsse Milch statt Wasser führten." Oder der Verfasser sucht ein zunächst der Geschichte an sich nicht entgegengebrachtes Interesse durch die Beziehung der Geschichte auf sich selber oder seine Zuhörer zu erregen: „Ich stand auf hohem Berge und sah hinab ins Tal", womit der Berichterstatter sich gleichzeitig für die Wahrheit der Geschichte verbürgt, oder, indem die Zuhörer selber gleichsam zu Zeugen gemacht werden: „Es ist nicht lang', daß es geschah", sie hätten es noch erleben können. „Nicht weit von hier steht ein Schloß" ... Natürlich ist es sehr wohl möglich, daß auch gerade das Gegenteil eintritt: „In uralten Zeiten lebte eine Königstochter", oder „viele tausend Meilen von hier" spielt die Geschichte: die ideale Ferne ist ebenso interessant, weil sie viel Neues und Ungeahntes erwarten läßt, als die Anknüpfung an das Altvertraute. Auch einfache Zeit- und Ortsangaben dienen ähnlichen Zwecken: wenn es heißt: „Es wollt' ein Mädchen früh aufstehn, dreiviertel Stund vor Tag", so ist durch diese Angabe schon auf etwas Außergewöhnliches vorbereitet, auch das „im grünen Wald spazieren gehn" weckt auf dem Wege der Association die Erinnerung an Waldabenteuer u. s. w., doch gehen an diesem Punkte die Verdeutlichungs- und Spannungsmittel schon in solche der Stimmung über, die statt ihrer überhaupt gern an den Anfang von Volksliedern treten. Davon nachher.

Ist die Aufmerksamkeit nun einmal erregt, so ist es nicht schwer, sie festzuhalten. Jede einmal erregte Kraft will sich ja frei bewegen, spielend betätigen. Die Schilderung geht nun aber nicht in die Tiefe, sie drängt unaufhaltsam vorwärts. Nicht die allseitige Beleuchtung eines Vorgangs ist die Sache des Volks, sondern das Herausheben immer neuer Lichtpunkte. Daher das „Sprunghafte" in der Erzählungsweise des Volksliedes. Wenn ein Entschluß angedeutet ist (was gewöhnlich in direkter Rede geschieht), so versteht

sich von selbst, daß er ausgeführt wird, und unmittelbar auf die Verurteilung des gefangenen Knaben im „Schloß zu Österreich“ folgt sein Gang zum Richtplatz u. s. w. Nicht eigentlich die Gipfelpunkte der Darstellung werden hervorgehoben, nicht die bedeutsamen Wendepunkte, sondern alle die („fruchtbaren“) Momente weiß das Volk mit feiner Witterung herauszugreifen, die sich für starke Gefühlswirkungen eignen. Die Angaben feinerer Zusammenhänge, seelischer Erlebnisse, der Verflechtung von Ursache und Wirkung werden leicht unterdrückt. Konkrete Handlungen aber, vor allem neu auftretende Figuren und Gegenstände werden grell beleuchtet. Jeder sinnliche Eindruck soll voll ausgekostet werden. So wird jede auftretende Person nach ihrer äußeren Erscheinung charakterisiert, auch wo nichts darauf ankommt. „Es war einmal eine Jüdin, ein wunderschönes Weib“ beginnt ein Lied, obwohl nachher nur von ihrer Tochter die Rede ist. Man sagt im Volkslied nicht: „Wiese“, sondern „Grüne Wiese“. Vergl. auch die Wendungen: „Da zog er aus ein schneeweiß Tuch“, „dort oben liegt sie auf frischem Stroh“, „da zog er aus ein spitziges Schwert“, „ich flehe um mein junges Leben“, und man kann wieder erkennen, wie sich der Trieb zur Verdeutlichung und jener zur Ausschöpfung der Stimmung mit einander verbinden. Das „schneeweiße“ Tuch führt uns wieder einen Schritt weiter; neben die malenden Beiwörter oder an ihre Stelle treten gern Vergleiche, nicht weit hergeholte, sondern ungesucht sich ergebende. Freilich kann ein Bild auch wieder selbständiges Leben gewinnen, nicht so sehr im Märchen, als in der poetischen Erzählung, die schon durch die Form ein Auswirken der Einzelvorstellung gestattet und doch wieder eine rechtzeitige Rückkehr in den Fluß des Ganzen verheißt, Freiheit und Zwang in sich vereinigt. Daher die ausgeführten Gleichnisse bei Homer, die nur durch einen einzigen Berührungspunkt mit dem Verglichenen zusammenhängen, oder in unserem Volksliede die mehr symbolisierenden Angaben über die Trauer, die erst aufhören soll, wenn alle Wasser der Erde zusammengekommen sind. Wenn diese Mittel die Gegenstände an sich zu verdeutlichen haben, so verschaffen uns andere den Eindruck einer lebhaften Aktion der auftretenden Personen; da wird eine Handlung in einzelne Teile zerlegt, die durch gleichmäßige Anfänge: „Und als sie“ den Eindruck naturnotwendigen Geschehens und gewaltiger Steigerung hervorrufen oder eine Frage nimmt einen Teil der Handlung so vorweg, daß wir den anderen fast erraten können: „Was zog er aus der Tasche? Ein Messer war spitz und fein“,

oder die Handlung wird in Rede und Gegenrede aufgelöst. Der Naturmensch handelt nicht, ohne zu reden, sodaß ihm erst die Rede den vollen Eindruck der Handlung erweckt. Lebhaft, Schlag auf Schlag, ohne besondere Einführung des gerade Redenden, folgen die Wechselreden, ein Entschluß gilt für die ausgeführte Tat. Berühmte Balladen der Weltliteratur, wie die italienische „Donna Lombardia" oder die englische „Edward-Ballade" sind ganz oder fast ganz in dialogische Form gekleidet, aber auch wir können auf unsere Balladen von der Judentochter, vom Herrn und der Magd u. s. w. hinweisen, wo die Sprechenden auch mit einander wechseln, bald Ritter und Magd, bald Mädchen und Mutter, bald Ritter und Knecht sprechen. Um so gewaltiger wirkt dann das vernichtende Schlußurteil in seiner knappen, epischen Form.

Natürlich kann die Art des Dialogs („Ach Tochter, liebste Tochter mein!") auch stimmunggebend wirken. Andere Mittel verfolgen diesen Zweck nicht nebenher, sondern vorzugsweise. So vor allem die Parallelisierung von Natur- und Gemütsvorgängen.

Der Sommer kommt und mit ihm die Freuden der Liebe. Oder „'s ist alles dunkel, 's ist alles trüb, das macht, weil mein Schatz einen Anderen liebt". Man muß wissen, wie eng das Volk mit der Natur zusammenhängt und welchen Einfluß das Naturleben auf seine geselligen Vergnügungen, auf sein Gemeinschaftsleben ausübt, um zu begreifen, daß jede Berührung dieser Vorgänge eines Widerhalls in den Herzen der Hörer sicher sein darf. Selbst gebrochene Stimmungen, wie das Nachzittern der Wehmut beim Andenken an einstige glücklichere Zeiten, können durch ganz kurze Parallelen dieser Art bezeichnet werden: „Nit lang ist's, daß es g'regnet hat, die Läubles tröpflent noch, ich hab einmal einen Schatz gehabt, ich wollt, ich hätt' ihn noch". Schon Uhland aber hat in seiner unübertrefflichen Arbeit über die Volkslieder auf eine andere Art der Verwendung von Naturbildern hingewiesen, die fast noch stärker als die Parallele wirkt und sich übrigens schon bei den sicherlich auch hierin volkstümlicher Technik verpflichteten Minnesängern findet: das Mittel des Kontrastes: der Sommer kommt wieder, alles ist fröhlich, aber das Mädchen bleibt allein, ihr Schatz kehrt nicht wieder. Oder der Winter kommt, aber die Liebenden dürfen sich ihrer Lust erfreuen. Der Kontrast erhöht das eigene Wohlsein. Wie wichtig die Wortwahl, insbesondere der schmückenden Beiwörter und Vergleiche für die Erweckung der gewollten Stimmung ist, darauf wiesen wir schon hin. Beiwörter wie die vom „bittren Tod",

vom „jungen Leben", das dahingeopfert werden muß, von „armen Soldaten" und „lustigen Wildschützen" dienen sogar vorzugsweise diesem Zweck, nur nebenher der Verdeutlichung.

Ein sehr wichtiges Mittel für die Durchsättigung des Ganzen mit einer gewissen Stimmung ist schließlich auch die äußere Form. Nur haben wir Deutsche dafür leider viel weniger Gefühl als die romanischen Völker oder die Orientalen. Der Türke erzählt ein Neckmärchen in ganz anderer Weise als eine sentimentale Geschichte, der Venetianer hat eine solche Fülle von Formen für seine Villotten zur Verfügung, daß die innigste Verschmelzung von Form und Inhalt möglich ist. Bei uns muß da die Melodie das Ihre tun und tatsächlich haben vielleicht die Germanen unter allen Stämmen den reichsten Vorrat an Weisen der allerverschiedensten Stimmung: kräftig-energische und nachgiebig-schmelzende, lustige und traurige sind gleichermaßen zu finden. Hier müßte der Musiker einsetzen und eine Charakteristik versuchen. Die sprachliche Form aber bleibt etwas zurück. Im großen und ganzen haben wir nur wenige Strophenformen, vor allem die uralte, unvergängliche Chevy-chase-Strophe mit ihren Kreuzreimen, an deren Stelle aber oft genug bloße Assonanzen treten, wenn der Reim nicht ganz zerstört ist. Auf die mehr melodische Wirkung des Reimes kommt es dem Volk nicht so an, als auf die starke Ausprägung des Rhythmus. Daß dieser auch beim Sprechen des Liedes nicht verloren gehe, dafür sorgen die vielfach eingeflochtenen Flickwörter, die „es" und „wohl", die keinen eigentlich textlichen Wert haben, sondern nur zur rhythmischen Abrundung des Ganzen beitragen. Im gewissen Sinne hat ja auch das Märchen etwas dem Strophenbau Ähnliches: das Stilmittel der zweifachen oder dreifachen Responsion, wobei denn durch Anwendung des Kontrastes die einzelnen Teile um so stärker hervortreten. Ein Bruder verfällt den Lockungen der Hexe, der andere tritt ihr entschlossen entgegen und befreit den älteren. Zwei Brüder sind hartherzig, der jüngste ist mitleidig. Oft werden correspondierende Teile der Haupt- und Nebenhandlung in einander geschachtelt. Ein Bruder ist verzaubert worden, der andere kommt in die Stadt, deren Königstochter soeben einem Ungeheuer geopfert werden soll. Neue Responsion: er zieht zum Kampf aus und erlegt den Drachen, ein anderer zieht aus und findet nur noch den Cadaver; dann Lösung des inneren Konflikts, Überwindung des Nebenbuhlers, der sich der kühnen Tat gerühmt hat, durch Vorzeigung von Wahrzeichen und nun Rückkehr zur äußeren Handlung: Erlösung des Bruders von dem Zauber.

Orientalische Märchen führen diese Verwicklung noch weiter, ihren Erzählern und Hörern eignet noch mehr Geduld, als dem Deutschen. Dieser will geradewegs auf das Ziel los, jener hat, um Goethes Worte zu gebrauchen, Zeit und Geduld genug, „nach einem selbstgesteckten Ziel mit holdem Irren hinzuschweifen".

Schließlich machen sich also auch hier, wie wir öfters sahen, nationale Unterschiede geltend. Für jede Nation, für jeden Stamm, aber auch für jedes Zeitalter verschiebt sich die ohnehin schon fließende Grenze zwischen Volks- und Kunstpoesie, und wir müssen froh sein, so viel erkennen zu dürfen, daß zwischen beiden im letzten Grunde jene Unterschiede bestehen, die durch die mechanisch-sinnliche Denkweise des gemeinen Mannes und die willkürlich-abstrahierende des gebildeten Menschen bestimmt sind.



Vor fünfzig Jahren.

Erinnerungen an Hungen von Friedrich Hunsinger, Gießen.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Am Brunnen vor dem Tore da steht ein Lindenbaum — —"

Mein Lindenbaum war die dicke Eiche, hoch oben auf dem Walle vor dem Obertor. — Da hielten wir unseren Kriegsrat zum Feldzug gegen die Inheider Buben, in der großen Höhlung fand man Schutz bei Regen, hier kamen am zweiten Pfingsttag die Schlottenhäger*) zusammen und hierher machte jedes Brautpaar seinen ersterlaubten Spaziergang und stellte sich der Stadt ortsüblich und rechtmäßig vor.

O, du schöne Zeit, als noch das Posthorn blies! — Jetzt heult die Lokomotive über den Platz, auf dem hoch oben die dicke Eiche stand. Der Wall ist abgetragen und nur trauernde Reste erzählen von der verschwundenen Pracht. —

Wie schön sah man von hier in die Stadt hinunter! Links die „Vorstadt", rechts die Obergasse und geradeaus über den „Zwinger" hin nach dem alten Klosterbach mit dem Storchnest, nach dem Tiergarten und den grünen Höhen dahinter, den „Dietrichsberg" und den „Dreiherrnstein".

Und morgens frühe! Waldesrauschen unter Riesenbäumen, die von Jahrhunderten erzählten. Links zieht die Stadtmauer dahin,

*) Vergl. Hess. Blätter I, 137 ff.

dahinter das alte Schloß, und rechts am Walle der Berghang mit mosigen Felsen, knorrigen Wurzeln und Farren.

„Ich träumt' in seinem Schatten so manchen süßen Traum."

„O du selige, o du fröhliche Osterzeit — —"

Auch in Hungen legte der Osterhase seine Eier und zwar massenhaft. Schon einige Tage vor dem Fest gingen Buben und Mädchen auf die umliegenden Orte und kauften Eier zum „Färben". Die Eier stiegen dann auch hoch im Preise und man bekam nur sieben oder acht für einen Batzen, das macht nach heutiger Rechnung zwei Pfennige für das Stück.

Kleinere Kinder machten Tags vorher Moosnester, in welche der Has seine Eier legte, oder es wurden auch Eier in Hof und Garten versteckt, welche die Kinder dann suchen mußten. Vorher aber bekam der Hase gepfiffen — sonst legte er nicht.

Damals hatte man die schönen Anilinfarben noch nicht und begnügte sich mit Zwiebelschalen, Blauholz und „Fernabock", um die Eier gelb, schwarz und rot zu färben. Aber mit dem Messer wurden auch niedliche Bildchen wie Blumen, Herzchen, kleine Hasen und dergleichen eingekratzt. — Mein Bruder, ich und unser unzertrennlicher Freund, Horndreher Schneiders Louis, konnten aber auch schön marmorierte Eier herstellen nach Anleitung des Vaters unseres Freundes, der einmal Apothekerlehrling gewesen war und sich mancherlei Gelehrsamkeit aus dieser Zeit bewahrt hatte.

Mit diesen Eiern machten wir gute Geschäfte und erhielten auf der Grasseewiese zwei rohe Eier für ein marmoriertes, so daß wir stets guten Vorrat hatten und nach Herzenslust „kippen" konnten. Beim Kippen mußten zwei Kontrahenten ihre Eier mit Spitze und mit dem runden Teil, der aber anders hieß, gegeneinander stoßen, und ein an beiden Teilen eingestoßenes Ei verfiel dem Gegner.

Wenn sich beim Kippen ein Ei als ein weich gekochtes ergab, entwickelte sich die Hauptaktion der Grasseewiese: Sämtliche Umgebung schrie aus Leibeskräften „Datt—e—e—e—r, Datt—e—e—e—r", um dem Gewinner das Essen des Eies zu verleiden. Dieser aber hatte das gefährliche Recht, das Datterei jedem Schreier durch Wurf zu applizieren, was auch meist exerziert wurde, aber erst nachdem der Werfer viele Scheinwürfe gemacht hatte, bei welchen die Rotte auseinanderstob oder sich auch zur Erde warf, dann aber wieder aufs Neue zum Angriff und Schreien überging, bis endlich das Datterei glücklich auf dem Sonntagsrock eines Unglücklichen prangte.

Nebenan aber, am Wiesenrande, in der Pappelallee, die man die Hinnerumsgaß heißt, bewegte sich der Korso der Eltern und Erwachsenen. Die Männer in schwarzen Tuchkappen und mit langen Röcken und langen Pfeifen, die Frauen in ihren Sonntagshauben mit schwarzen Umschlagtüchern oder „Schalen" angetan, das weiße Taschentuch in der Hand.

Langsam schreiten sie dahin und schauen freundlich lächelnd dem Treiben der Kinder zu. — Sie gedenken der eignen Jugendzeit:

„Lang ist es her."

„Im Maien, im Maien, da ist die schönste Zeit —"

Ich war in den Pfingstferien zu Hause. — Die Rauhejette mußte auf dem Mühlberg das neue Leinentuch bleichen und ich half ihr. Die Sonne schien gegenüber hell auf die Stadt, deren alte Ziegeldächer rötlich glänzten. Die weißen Schloßtürme leuchteten hell herüber. Ich holte ab und zu eine Gießkanne voll Wasser aus dem Mühlbach und die Jette begoß das Tuch. Dann saßen wir wieder auf den grauen Steinen und plauderten. Was — weiß ich nicht mehr.

Ich wollte nämlich die Rauhejette heiraten und war schon fünfzehn Jahre alt. Sie war der Emmerenz, von der ich in Auerbachs Dorfgeschichten gelesen hatte, täuschend ähnlich — nur noch viel schöner. — Wir waren im Jahre vorher zusammen konfirmiert worden — daher die Freundschaft. Zur Bekränzung der Kirche mußten die Konfirmanden das Eichenlaub im Walde holen und ich half der Jette den Korb tragen. Das war eine Vorbedeutung, so sagte die Kohlheiergret, und die Kohlheiergret wußte Alles. —

Es waren schöne Pfingstferien — bis der schlaue Bruder Wilhelm das Idyll von unserem Mansardenfenster aus entdeckte und auch noch die Schwestern hinzurief. Als ich dann nach Hause kam, wurde ich furchtbar ausgelacht. —

Das war ein böser Wasserstrahl in mein zartbesaitetes Gemüt. — Ich ging nicht wieder auf den Mühlberg.

„Es wär' so schön gewesen — —".

„Singe, wem Gesang gegeben — —"

Das war auch der Wahlspruch des Hungener Männergesangvereins. Es war Ehrensache eines jeden jungen Burschen, dem Vereine beizutreten; deshalb durfte auch keiner ausgeschlossen werden

— auch diejenigen nicht, denen des Gesanges Gabe nur sehr mäßig verliehen war. Der Dirigent, der Herr Präzeptor Klein, brachte diese „Sänger“ in dem zweiten Basse unter, bei welchem sie am wenigsten schädlich wirkten.

Erste Tenöre waren auch in Hungen rar und deshalb durfte Schmidt's Fritz beim ersten Tenor singen, worauf er aber zu eingebildet war, und seine etwas krähende Stimme mußte oft zum piano vermahnt werden. Der Führer des Basses, der Buchbinder Scheuermann, tat dann auch sein Übriges, den Fritz unschädlich zu machen und so ging es leidlich. — Im Übrigen hatte der Verein einen guten Ruf, wenn er auch wohl dem jetzt so berühmt gewordenen Männergesangverein von Finsterwalde nicht ganz ebenbürtig war.

Jedes Jahr wurde das Sängerfest in dem waldigen alten Schloßgarten, dem „Walle“, gefeiert. Die Wirte schlugen ihre Zelte auf, vornan der „Solmser Hof“ — bei der dicken Eiche das Zelt für die „Vornehmen“. Dort kredenzte des Wirtes schönes Töchterlein Kaffee, Kuchen und Wein. Daran reihte sich das Zelt der Witwe Luft. Das war mit einem bekränzten Transparent geschmückt, auf dem man las:

„Ihr werten Gäste kehret ein
Hier schenkt man guten Äpfelwein.
Auch Wurst und Braten steh'n zur Wahl
Und Knoblauchswürstchen ohne Zahl.
Aus letzteren strömt ein lieblicher Duft,
Kehrt zahlreich ein bei der Witwe Luft.“

Ich bemerke, daß ich damals noch nicht dichtete und keinen Anspruch darauf machen kann, das schöne Gedicht verfaßt zu haben. In Hungen ist eben mehr als ein Dichter geboren.

Alle Wirte der Stadt stellten ihr Zelt auf und es war Raum genug für Alle, und Alle kamen.

Für die Jugend stand ein Karussell im Tannenrondell mit der schönen italienischen Orgel, deren rührende Töne in einträchtigem Wechsel mit den Gesangsvorträgen erschallten. — Kurz, es war großartig, und viele Fremde aus den umliegenden Orten wurden herangezogen von der Pracht und der Aussicht auf die gute Zehrung.

Abends wurde es am schönsten, da wurden die bunten Laternen angesteckt und nun, nach glorreicher zwei bis dreimaliger Bewältigung ihres Liederrepertoirs, konnten sich auch die Sänger ungestört stärken. — An Gesang fehlte es aber trotzdem nicht; man sang nun nach freiem Trieb und Ermessen. Die beiden herrschaftlichen

Kutscher des Ortes, Kreisrats Johann und Forstmeisters Peter waren gute Freunde. Sie nannten sich Kriegskameraden, weil sie zusammen bei den Chevauxlegers gedient hatten und sangen besonders schön zweistimmig „denkst du daran, mein tapfrer Lagienka" und „zu Mantua in Banden". Aber auch Volkslieder gaben sie zum Besten, wie „schönes Jungfer Lieschen" und derartiges, was man jetzt wohl auch in Hungen mit Rücksicht auf die Damen nicht mehr singt. — Damals war man nicht so und konnte etwas vertragen. Und die Vornehmen? Nun die saßen etwas abseits und brauchten nicht darauf zu hören.

Während der Gesänge wandelte man in den beleuchteten Laubgängen bis unten an die Horloff. Bis dahin konnten die Lichtstrahlen der bunten Laternen allerdings nicht dringen und es herrschte poetisches Waldesdunkel am Bachrand. Das genierte aber besonders junge Liebesleute und solche, die es werden wollten, nicht zu sehr und sie wandelten gern durch den großen Laubgang, den man die Seufzerallee nannte.

„Früh morgens wenn die Hähne krähn" leerten sich allmälig die Zelte. Wenn damals schon die Hungener Zeitung existiert hätte, wäre der Aufbruch mit dem Bewußtsein, einen schönen Tag verlebt zu haben, erfolgt. — Das kannte man damals noch nicht und jeder ging nach Hause so gut er konnte und fand auch so sein Bett. — Nur der Benderhannes nicht, der mußte noch die stehengebliebenen Äpfelweinreste austrinken und sang dazu „einsam bin ich nicht alleine". — Schließlich legte er sich auch zur Ruhe, aber auf dem Festplatze unter die schönen grünen Bäume und schlief den Schlaf des Gerechten.

„Wo man singet, laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder."

II.

„In Lauterbach hab' ich mein Strump verlor'n."

Eine Erinnerung an die Kirmeß in Hungen vor fünfzig Jahren.

Wer den „Lauterbacher" vor 50 Jahren auf der Kirmeß in Hungen getanzt hat, vergißt es nicht wieder.

Immer wieder tauchen die traulichen, lieblichen und lustigen Bilder auf „aus schönen, alten Zeiten".

„Es ist Kirmeß im Dorf", so sagte man auch im Scherze in Hungen — aber, wohlverstanden, nur im Scherze. — Denn in Hungen war man sich wohl bewußt, in einer tausendjährigen Stadt zu leben, die schon seit Karls des Großen Zeiten stand.

Es mag damals, zu Karls des Großen Zeiten, gar nicht so viel anders in Hungen gewesen sein als vor 50 Jahren. So hätte man denken können, wenn man die schiefen Häuser ansah, die offenbar schon „ewige Zeiten“ gestanden hatten. Niemand wußte, wann eines derselben gebaut worden war, und die „ältesten Leute“ waren in den letzten Jahren gestorben, sonst hätte man die wohl noch fragen können.

Die Wälle um die Stadt waren mit uralten Bäumen bewachsen und die Stadtmauern vielfach zerfallen. Die Tore waren abgebrochen. Vor dem „Obertor“ (so nannte man noch den Platz, wo es gestanden hatte) waren ein Dutzend neuer Häuser angebaut. Man nannte sie die „Vorstadt“. —

Die Stadtbürger trieben ihr Wesen schon so seit Jahrhunderten, wie aus allen überlieferten Nachrichten hervorgeht: halb Handwerker, halb Bauer, und keines von beiden recht. Man schlägt sich durch und ist zufrieden, wenn man nicht zu viel zu denken und zu tun hat. — Ein Traumleben von Generation zu Generation — nicht vorwärts, nicht rückwärts.

Das ist jetzt allerdings anders geworden. Hungen hat seinen Bahnhof und seine Zeitung.

Ob es aber schöner geworden ist, wissen wir alten Leute nicht recht.

Es ist Samstag vor Kirmeß. Die Frauen und Mädchen sind in aufregender Tätigkeit. Viele sind noch mit dem Großreinmachen nicht fertig und durcheilen die Straßen mit Wasserzubern auf dem Kopf zum Aufwaschen der Treppen und Stuben. Andere kommen, mehr oder minder mehlbestaubt, daher mit großen Kuchen, unter jedem Arm einen, die sie zum Backhaus tragen. Wieder andere kommen aus den Gärten mit Salat und Gurken, denn morgen gibt's Braten mit Salat. Manche bringen auch noch Zwetschen mit zum „Quetschenkuchen“, von dem man so viel essen kann.

Sehr hinreißend sehen heute die lieben Mädchen nicht aus. Sie haben „aufgewickelte“ Locken, was mir nie gefallen hat. Aber morgen sind sie desto schöner.

Und der Morgen des Kirmeßsonntag kommt. — Wir sind gut eine Stunde früher auf als sonst, denn Schwester Meline hatte den Alarm- und Weckruf „Kuchen“ zur Treppe hinaufgerufen, und nach zehn Minuten sitzen wir dabei, gerade so als ob wir nicht erwachsene Herren und Studenten gewesen wären.

Um zehn Uhr ist allgemeiner Kirchgang, und die nötige Vermahnung zu einer würdigen Kirmeßfeier wird andächtig gegeben und entgegengenommen.

Dann kam das fröhliche Mittagsessen und um zwei Uhr der Nachmittagsgottesdienst, hauptsächlich von Frauen besucht, die am Morgen in der Küche zu tun gehabt hatten, und dann — endlich — konnte man auf den „Wall" oder „Inheider Berg" gehen, um die fremden Kirmeßgäste ankommen zu sehen oder in Empfang zu nehmen.

Unter der dicken Eiche auf dem Wall stand eine Bank am Sammelplatz der jungen Leute. Die Bank selbst wurde aber alten Leuten überlassen. Diesmal saß der Hannjust darauf neben der Prinzendort. Und der alte Moser in seiner hellblauen Uniform, die er als pensionierter fürstlicher Rentamtsdiener auftrug, kam heran.

„Gelte Dort" sagte er „wäi de noch bei'm Prinz Karl aufwarte thäst, dorft der Hannjust noch net bei der sitze?"

Der Hannjust aber übernahm die Antwort und sagte: „Gelte Moser, dou glaabst, de häst Maniern gelernt weil de en bloo'e Rock on host. Do bist de awer err. Wann dou Soldat gewese werscht un häst die Berizina erobern helfe, daich hätt dein Hauptmann näit aus dem Wasser geholt. Maich hott er eraus gezoge." Der Moser aber schwieg und setzte sich vornehm lächelnd, fast wie der Herr Rentamtmann, auf die andere Seite der Prinzendort.

Die Licher kamen zuerst und zwar als junge Leute fröhlich zu Fuß, ein ganz stattlicher Zug. Voran der „Licher Karl", Student der Theologie, unser Vetter, mit seinen beiden Schwestern. Sie brachten auch noch zwei schöne Freundinnen mit, die „königliche" Louise und die lockige Ida und noch mehrere Studenten, die mit uns befreundet waren. Wir nahmen alle fröhlich in Empfang und führten sie nach Hause zum Kaffee. Der Quetschenkuchen war geraten und es verschwanden Berge.

Die Langder Herren, schon ehrwürdige Kandidaten der Theologie, ihre Eltern, die Langder Pfarrersleute und das Töchterchen, das heute ballfähig wurde, waren schon da und die Wetterfelder Pfarrersleute mit ihren drei kleinen Jungen kamen etwas später. Ihre Fahrgelegenheit war keine Schnellpost, denn sie hatten ihren eigenen Ökonomiewagen benutzt, denselben aber nebst den beiden schönen Kühen, mit denen er bespannt war, schon am Untertor bei Tiergärtners eingestellt. Die Frau Pfarrerin war ein bischen hochmütig und wollte nicht gern mit Kühen durch die Stadt fahren. Den Pfarrherrn hätte es nicht geniert. —

Der Kaffee war getrunken und bald traten unsere jungen Damen aus den Gemächern der vier Töchter des Hauses. Festlich zum Balle angekleidet und geschmückt, mit gelocktem oder gewelltem Haar. Luftig ausgeschnittene Kleider, freie Arme und schöne Perlketten um den schneeigen Hals und — die göttliche Krinoline!

Das sah noch nach etwas aus und das war ein Tanzen mit solchen Damen — dezent und vornehm. Ein halber Meter Abstand von der Tänzerin war schon durch die Krinoline geboten.

Wir zogen, zehn Paare, die Schloßgasse hinunter und erregten die gebührende Sensation:

„Alleweil komme Steuerkommissärs“ hieß es, „nu giht der Tanz los“.

Und so war es. — Der Schwerenöther, der Licher Karl, trat als erster unseres Zuges mit der königlichen Louise durch die Saaltüre und die Musik setzt ein:

„Zu Lauterbach hab ich mein Strump verlorn“.

Der Tanz beginnt mit Glanz und Eleganz. Wir waren schöne Leute, das mußte uns unser ärgster Feind nachsagen. O Jugendzeit, o sel'ge Zeit!

Mittlerweile füllen sich die Räume, der Saal mit Damen und die Nebenzimmer mit Herrn. Die Wagen der Wetterauer Herrn Ökonomen fahren vor und sie werden von dem Wirte mit der gebührenden Hochachtung empfangen — denn auch schon damals tranken die Herrn Agrarier Champagner.

Und die „Frankfurter“ Metzger kommen angefahren, Bürgersöhne aus Hungen, die in Frankfurt, der hohen Schule der Metzger, ihre Fachbildung erlangen. Sie bringen auch Meistersöhne aus Frankfurt mit, den reichen Herrn Baierle und den schönen Herrn von Karben.

Auch der Maler Ebersohn kommt von Frankfurt mit Sammtrock und langen Künstlerlocken.

„Die Kirmeß ist los!“

Abends gegen 7—8 Uhr gibt es eine Pause zum Nachtessen. Im Übrigen wird weiter getanzt und man darf sagen, auch schön getanzt. Zeichen der neuen Zeit zeigten sich zwar auch schon. Der „Hurragalopp“ kam damals auf und wurde besonders von dem Jean vom Hof Graß und seinen „forschen“ Kameraden von den Bellersheimer Burghöfen gern getanzt. Schön war und ist das tolle Jagen beim Tanzen gewiß nicht und damals paßte es so ganz und gar nicht zur Krinoline — aber „die Fluth ließ sich

nicht hindern". Selbst nicht durch den unnützen Vers, den ein bekannter Student leistete: „Die Galoppade sehr erhitzt, der Knabe dampft, die Jungfrau — transpiriert".

Das „Moderne" bricht immer gewaltsam herein nnd unaufhaltsam — eine vis major wie die Wassersnot in Leipzig, die ja auch von der Frau mit den sieben Kindern nicht aufgehalten werden konnte.

Um Mitternacht kam dann die große Pause mit Kaffee und Kuchen für die Damen und allerlei lehrreicher und nützlicher Kurzweil.

Da trug der Seligmann Wolf den baierischen Himmel mit Guitarrebegleitung und Gedichte des Frankfurter Dichters Stolze vor. Der Schneider, der „Hamburger", der zum größten Ärger des Malers Ebersohn auch einen Sammetrock trug, schlug Räder durch den Saal und lief auf den Händen. Und der klassisch gebildete Schmied mit den feurigen schwarzen Augen und dem schönen Schnurrbart rezitierte Schillers Glocke mit elementarer Kraft. Bei den Worten „zarte Sehnsucht, süßes Hoffen" grollte es noch wie ferner Donner — aber bei den Worten „das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit" hatte es offenbar eingeschlagen: die Glasperlen an den Kronleuchtern klirrten und in den Herzen der sprödesten Jungfrauen schlugen Flammen auf. — Selbst in den Augen der Dippelnette, die den dicken Scheuermann zehn Jahre schmachten ließ, glänzte ein feucht verklärtes Blau.

Er waren merkwürdige Zeiten damals, als die Schmiedegesellen und Dienstmädchen noch ihren Schiller lasen, die Backfische noch nicht gnädiges Fräulein tituliert wurden und für Hauffs Lichtenstein und Geibels Frühlings- und Liebeslieder schwärmten. — So „geistig durchgebildet" wie die jungen Damen der Jetztzeit waren die damaligen Mädchen nicht. Monna Vanna und Zolas Romane waren noch nicht geschrieben und man konnte nicht mehr von ihnen verlangen.

Das taten wir Studenten aber auch nicht. Wir gingen damals ja selbst noch ohne Glaçeehandschuhe und lange Pfeifen rauchend, über die Straße und entbehrten des „Schneidigen".

Wir wären ja wohl auch „brauchbares Material" gewesen, aber man machte nichts aus uns. Es gab noch keine Einjährigen und keine Reserveleutnants in dieser naiven Zeit.

Aber ich vergesse ja ganz, daß wir noch auf der Kirmeß sind. Man wird wirklich kalt.

Die Kaffeepause ist vorüber und hat eigentlich etwas zu lang gedauert. Denn die Herren haben nach allem Anschein die tanzfreie Zeit benutzt, dem Weine tüchtig zuzusprechen. Die Stimmung ist animierter geworden und die Herren Agrarier singen in ihrem Separatzimmer sehr schöne Lieder. — Und der „Kußmoser" ist schon mobil und will die Mädchen küssen und der „Lipsejakob" geht einher und will Jedem seine wichtigen Geheimnisse in das Ohr sagen.

Wir werden der Mahnung unseres Vaters eingedenk, der gewünscht hatte, daß wir nach der Pause bald nach Hause gingen, weil dann in der Regel der Aufenthalt für Damen nicht mehr passend sei. So tanzten wir nur noch einige Tänze zum Abgewöhnen und brachten unsere Damen nach Hause und in Sicherheit. —

Ich glaube, daß mein Vater eigentlich erwartet hätte, wir Herren blieben dann auch zu Hause, aber er hatte es nicht deutlich genug ausgedrückt, und da der Licher Karl feststellte, daß unsere vereinigten Finanzen noch zu zwei Flaschen reichten, hielten wir es für unsere Pflicht, wieder zum Wirtshause zurückzukehren und wir taten es. —

Dort trafen wir es recht lebhaft. Der Künstler Ebersohn hatte den Schneider, den „Hamburger" einen schmierigen Ziegenbock genannt, der kein Recht habe, einen Sammetrock zu tragen wie Künstler. Aber der Hamburger war ein frecher und kräftiger Kerl. Er faßte dem Maler in die Künstlerlocken, und zog ihn an denselben nieder und fing an, ihm den Rücken zu dreschen.

Der Grasser Jean, der natürlich sehen mußte, was los war, kam aus der Agrarierstube und legte den Streit in seiner Weise „diplomatisch" bei: Er warf die Sammetrockträger beide zur Türe hinaus und sie verschwanden für diesen Abend in das andere Kirmeßlokal.

Die „Bellersheimer Buben", zwei riesige, vom Pfade der Wissenschaft entgleiste Pfarrerssöhne, waren aber des Ebersohns Freunde.

Mit ihm hatten sie einst im zarten Knabenalter ihr Latein — mit gleich ungünstigem Erfolge gelernt. Sie stellten den Jean zur Rede, wie er sich habe unterstehen können, ihren Freund Ebersohn zur Türe hinaus zu werfen.

Und als dieser erwiderte, die Bellersheimer könnten zufrieden sein, wenn sie nicht auch hinaus geworfen würden, fühlte er prompt die Faust des Bellersheimer Karl auf der Nase. Die ebenso prompte Rückantwort war ein Faustschlag auf den Kopf des Bellersheimers, der ihn wanken machte. Sein Bruder Hermann sprang ihm zu Hilfe. Das litten aber der Komment und der Bruder des Jean, der Wilhelm, nicht, und er gab dem Bellersheimer Hermann eine

Gewaltsohrfeige. Nun waren zwei Kämpferpaare engagiert und es fing an etwas brenzlich zu werden, wie der Licher Karl meinte. Er trat auf den Kampfplatz und erklärte bestimmt und mit überlegener Sach- und Fachkenntnis, der Ehre sei genügt, nachdem beide Parteien sich vollständig einander würdig gezeigt hätten und es sei nicht kommentmäßig, den Kampf fortzusetzen. Die Freunde der Kämpfer sahen dies glücklicherweise ein und sie wurden getrennt. Die beiden Blessierten gingen hinunter nach dem Hof zum Brunnen. Da sagte der Jean, während er die blutige Nase wusch, zum Bellersheimer Hermann: „Du, euer Karl führt kei schlecht Handschrift." Der Bellersheimer erwiderte: „euer Wilhelm auch net", und kühlte die geschwollene Backe mit dem nassen Taschentuch — dann gingen sie Arm in Arm wieder hinauf. Es wurde neuer Champagner bestellt zur Feier des beiderseits ehrenvollen Friedensschlusses und so gründeten die Agrarier und Bellersheimer für diese Kirmeß einen Zweibund.

Das schien dem Licher Karl bedenklich. Es dauerte nicht lange, da hatte er die Frankfurter Metzger an unseren Tisch lanciert — für alle Fälle — meinte er. Wir ernannten den reichen Herrn Baierle zum „König von Thoren" und derselbe fühlte sich in dieser Würde so geehrt, daß er einige „Bocksbeutel" die Flasche zu drei Gulden anfahren ließ.

Es war ein zweiter Zweibund gegründet und er erfüllte seinen Zweck. Die Herrn Agrarier erkannten die Situation und hielten Friede.

Und der Friede führte zuletzt noch zu einer gewissen Freundschaft, so daß beide Bunde vereint die üblichen Ständchen brachten. Die Singstimmen waren etwas angegriffen, aber die Musikanten hatten noch die Kraft, dies zu übertönen, und so verliefen die Ständchen, auch vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, nicht zu ungünstig.

Als wir von den Ständchen zurückkehrten, waren die Chaisen der Agrarier und der Frankfurter zur Abreise angespannt. Wir ließen den Dahinfahrenden noch einmal zum Abschied aufspielen:

„Zu Lauterbach hab ich mein Strump verlor'n
Und ohne Strump geh' ich net ham."

Die aber schwenkten die Hüte und sangen im Wechselgruß:

„Zu Hungen, da hab ich mein Herz verlor'n
Und ohne Herz geh' ich net ham."



Volksrätsel aus dem Vogelsberg.

Aus dem Nachlasse eines hessischen Pfarrers mitgeteilt
von Dr. Otto Böckel, Groß-Lichterfelde.

Vor etwa 12 Jahren wurde mir vom Sohne des verstorbenen Pfarrers Th. Bindewald ein Paket übergeben mit der Bitte, das Brauchbare gelegentlich zu veröffentlichen. Bei genauerer Durchsicht fanden sich außer theologischen Arbeiten und Erzählungen auch Notizen zur hessischen Volkskunde. Offenbar war Bindewald, dessen „Oberhessisches Sagenbuch" (Frankfurt a. Main 1873) bekannt ist, mit umfangreichen Sammlungen beschäftigt, als ihn der Tod ereilte. Was ich heute gebe, ist nur eine erste Lese, vielleicht kann ich ihr später eine zweite folgen lassen.

1. Ich habe eine Spielitze
Vor meinem Knie sitze;
Schön ist der Mann,
Der die Spielitze spielen kann.
Was ist das?

2. Es ias e Männche hie aus,
Das fährt des Morgens früh aus,
Ohne Blukk en ohne Schar
Es wirds kä Mann im Dorf gewahr.
Was wird das sein?

3. Doa stian zwie Stüpper,
Uff den Stüppern ä Romp
Uffem Romp ä Stomp,
Uffem Stomp ä Wahld
Do drian läffts dorchenaner Junk en Alt.

4. Es ias ä Fässi rond gebonne,
Es ias kä Kifers Hand droa komme,
Es trianke Herrn en Ferschde draus,
Roåt emoål, woas ias doas Haus?
(Roat emoal en brings eraus.)

5. Vorne wie ein Eimer
Mitten wie ein Faß,
Hinten wie eine Kaute Flachs.
Roat doas.

6. Es ias näit hian
En ias näit daus
En ias doch doa.

7. Es is e Stall voll braune Schof,
Der hölzern Pieter gickt dernoch.

8. E fromm Vadderche,
E hohl Modderche,
En doch drei stracke Söhn.

9. Mein Gevatter Braun
Zackert onnerm Zaun,
Zackert ohne Sich und Schar,
Roat ihr Herrn, was das war?

10. Ich bin nicht im Himmel und nicht auf Erden,
Ich habe eine Seele, die kann leicht verloren werden,
Ich genieße keine Speise,
Habe einen Namen und weiß nicht, wie ich heiße,
Ich bin an einem Ort, da kein Mensch kann kommen hin,
Ratet, ihr Leute, was ich bin.

11. Es lag ein Mann begraben tief,
Das Grab mit ihm herum lief,
Er war nicht im Himmel und nicht auf Erden,
Er mußte noch einmal begraben werden.

12. Nimm hundert von fünfzig
Gar zartlich und weiß,
Verändert den Namen,
Erhöhet den Preis.

13. Es liegt was auf dem Balken
Und ist schneeweiß gewalken.

14. Es geht alles hinein?

15. Kugelrund und spitzig,
Wer das rät ist witzig,
Wer das rät in Wochen,
Dem ist ein Schoppen Wein versprochen.

16. Hinten Fleisch und vornen Fleisch,
Mitten Holz und Eisen,
Wer das Rätsel raten kann,
Soll das Feld mir weisen.

17. Im Hermannsgrund,
Da steht ein Hund
Mit blauem Bart,
Wie heißt die Art?

18. Es steht ein Baum auf Erden fest,
Der hat 52 Äst,
Auf jedem Ast ein Vogelnest,
In jedem Nest 6 Eier.

19. Ich ging mal durch einen Wald,
Da war ich noch nicht alt,
Da begahnt mir ein Ding,
Schawweling;
Schawweläsch,
Steck deinen Finger in die Täsch,
Schawweläsch.

20. Hochhankoller,
Vorm Bett Geboller,
In der Küche Schnauzebart,
Vor der Haustür Hoffart.

21. Mein erster Aufenthalt das war ein schwarzes Loch,
Da braucht ich die Geduld, und die gebrauch ich noch,
Nachher trug ich Grüntafft mit himmelblauem Band.
Mit Knöpfen war ich um und um gezieret,
Man hat um mich schon manche schöne Jungfer ins Feld geführt.
Sie ripst und rapsten mich von meiner Wohnung ab;
Sie schafften mir Quartier, da wars vortrefflich warm;
Sie knitschten, knatschten mich, doch ohne Schweiß und Blut;
Nach kam ein altes Weib,
Zog mir die Spitze durch den Leib.

22. Ich bin das Nützlichste für dich wohl auf der Erde,
Doch gleichet mir auch nichts, das so gemartert werde,
Den Prügel und das Rad hab ich erst auszustehn,
Dann muß ich Wasser ziehn; dann durch das Feuer gehn.
Und diese Marter, Pein und Qual, die man mir angetan,
Beschließt das Messer und der Zahn.

23. Es hängt was an der Wand und ist traurig; wenns runter kommt, ists lustig.

24. In Frankfurt auf dem Tum,
Da steht eine gelbe Blum;
Wer die gelbe Blum will han,
Muß den ganzen Tum zerschlan.

25. Es geht was über die Bach
Und tut einen lauten Krach (Lach).

26. Es steht was im Holz und fault nicht.

27. Ein Vogel in den Lüften schwebt,
Seinesgleichen nicht auf Erden lebt,
Wenn er kommt in Hungersnot
Frißt er sieben Küh ohne Brot.

28. Wenn mans hört, hört mans nicht gern; und doch, je länger mans hört, je lieber es einem ist.

29. Es liegt was auf dem Dach, man kanns mit der Hand bedecken; wenns runter kommt, mit keinem Bettuch.

30. Was geht durch den Wald und rauscht nicht?

31. Wenn ein dürr Holz zum andern geht
Und die kleine Welt trocken steht
Und das Tote begräbt das Lebendige?

32. Eins zu 49 gibt ein Halbes,
Und eins davon gibt 4 Ganze.

33. Es wird was über die Gaß getragen und hat 4 Ohren.

34. Es sein vier Wünschele Wanschele
Und zwei härige Banschele,
Und ein Trolch nebenher.

35. Es ist von Leben und hat kein Leben.
Und kann doch jedem Antwort geben.

36. Hinter meiner Eltern Haus
Hängts weiß heraus;
Es ist kein Ei,
Es ist kein Spei,
Es ist allerlei.

37. Es hängt was an der Wand
Und sieht aus wie eine Totenhand.

38. Es geht was über die Bach und hat zehn Beine.

39. Welcher Bursch hat das größte Schnupftuch in der Welt?

40. Wer ist der unbarmherzigste Mann?

41. Ein dürrer, langer Vadder,
Eine hohle Mutter;
Und doch ein fettes Kind.

42. Wann ist der Müller ohne Kopf in der Mühle?

43. Wenn die Kirche noch so voll ist, wer geht immer noch hinein?

44. Es kommt was die Trepp herab und macht klipp klapp?

45. Es kräuselt sich und mäuselt sich und wirft einen grünen Kranz über sich.

46. Ri ra ritzel,
Gelb ist der Stützel,
Schwarz ist das Loch,
Wo der Ri Ra Ritzel raus kroch.

47. Ich stand allein auf einem Bein,
das ander ging zu tanzen,
Schneller Lauf macht Löcher auf,
aus einem viele 100 Ganze.

48. „Du Krommer, du Schepper, wu witt du dann hin?"
„Du Kahlgeschorner, was frägst du dornoch?"
„Ich sei doch noch net so lang kahl geschorn, als du seist auf mir erfrorn (als dir der Mund auf mir erfrorn)."

49. Wo hat das Maul sein Gelenke?

50. Wo ist im Vogelsberg fünf gerade?

51. Weißt du auch, was man von selber lernt?

52. Welches ist das größte Gesetz außer der Bibel?

53. Es ist ein Platz in der Welt, da hat nur einmal die Sonne geschienen und nie wieder.

54. Schwarzer Kaspar, du mußt sterben,
Kannst allhier kein Glück erwerben,
Läßt mir Tag und Nacht kein Ruh,
Bis ich dir drück die Äuglein zu.

55. Es kamen fünf gegangen,
Die nahmen einen gefangen
Und führten ihn nach Riwwelbach,
Von Riwwelbach nach Nägelbach,
Von Nägelbach nach Knackenbach,
Und in Knackenbach ward er gericht.

56. Anna Käthel, was ist das,
Es ist kein Fuchs und ist kein Haas,
Es hat kein Haar und hat kein Haut
Und kann doch rufen überlaut.

57. Der Müller hats doppelt; der Schneider, ders verloren hat, suchts.

58. Hoch gehöcht, krumm gebögt, wunderbar erschaffen.
Wer mir dieses Rätsel rät, soll heut Nacht bei mir schlafen.

59. Hinter meiner Mutter Haus
Wachsen weiße Lilien raus,
Die Dolden nach dem Himmel zu,
Die Wurzeln nach der Erde.

Der hübschen kleinen Sammlung mögen nebst den Lösungen, wie sie Bindewald gibt, einige erläuternde Worte und literarische Nachweise folgen, die in keiner Beziehung auf Vollständigkeit Anspruch machen, sondern nur geben, was mir eben zur Hand ist. Überall, wo sie Parallelen bringt, werde ich auf die umfassende und tüchtige Rätselsammlung Richard Wossidlos (Mecklenburgische Volksüberlieferungen I. Bd. Wismar 1897 = W.) verweisen, die vielfach durch ihre Anmerkungen weiter helfen kann. Alles Mundartliche der Rätsel ist in der Schreibung Bindewalds wiedergegeben.

1. Das Spinnrad: Vgl. W. N. 67, b. Haase, Volksrätsel aus Thüringen N. 19 (Ztschr. d. V. f. Vk. V, 182). R. Köhler, Kl. Schr. III S. 536 N. 48. „Spielitze" von Bindewald mit „Spule" erläutert, wohl zu Spille = Spindel gehörend; s. Weigand, D. Wtb. s. v. Spille. Zur Form vgl. man Simrock, Deutsches Rätselbuch 2. Aufl. N. 26: „Vor meines Vaters Kammer hängt ein blanker Hammer: Wer damit zimmern kann, der ist ein künstlicher Mann" (Eiszapfen). Die Formel von Z. 3 f. findet sich schon in einem Rätsel aus dem 15. Jhdt. „Schön ist der Mann, der den Falken pflegen kann." (R. Köhler, Kl. Schr. III, 507 N. 9.) 2. Der Maulwurf: Vgl. unten N. 9, W. N. 53, Simrock a. a. O. N. 156, 158, 159. Aus der Schwalm in Hess. Landes- u. Volkskunde, hrsg. v. Carl Heßler, Bd. II, Marburg 1904 (= HVK.) S. 274. 3. Der Mensch: „E Bälmensch" (= Bettelmensch) gibt Bindewald an. Die beiden letzten Zeilen wurden selbst im Dorf nicht mehr als allgemein gültig empfunden. „Stüpper" = Stipper od. Steiper d. i. Stütze, die eine Last trägt (s. Oberhess. Wörterbuch, bearb. von W. Crecelius II, S. 808); das Rätsel gehört zu den verbreitetsten und ältesten der Sammlung. Es ist in ganz Deutschland und Skandinavien zu finden; auch litauisch, lettisch, ungarisch und türkisch bezeugt. Vgl. W. N. 164; R. Eckart, Sammlung niederdeutscher Rätsel 2. Aufl. N. 390; Rochholz, Alemannisches Kinderlied u. Kinderspiel S. 249 ff.; W. Mannhardt, Ztschr. f. deutsche Mythol. u. Sittenkunde, III, S. 93 f. 94 A. 2; HVK. II, S. 274 (aus der Schwalm); Simrock N. 201/2; Carstens, Ztschr. d. V. f. Volksk. 6, 412. 4. Mutterbrust: „E Detzi" gibt B. in der MA. an. Eine Variante, die er beigibt, möge hier Platz finden: „Bom bom bässi, Es ias e keschlosse Fässi, Es ias koi Grof en Ferschd se stolz, Se drianke aus dem Bombässis Holz". 5. Gaul: „Kaute" d. i. oben zusammengedrehter Büschel Flachses (Weigand; vgl. auch Grimms Wtb. u. Kaute). W. N. 236. Simrock N. 137/8. 589 (vgl. R. Petsch, Neue Beiträge

zur Kenntnis des Volksrätsels, Berlin, 1899, S. 122). 6. Fenster: W. 836. Rochholz S. 271, N. 197. Simrock N. 757. 883. 7. Backofen mit Brot. W. 277. Der „hölzerne Peter" ist wohl das Geräte, das der Bäcker zum Einschieben des Brotes braucht, der „Schießer". „Gicken" wird im Oberh. Wtb. I, 421 erklärt als „mit dem Finger, einem Stecken oder sonst etwas Stumpfem so stechen oder stoßen, daß es nur berührt, nicht schmerzt"; es scheint eine passende Bezeichnung für die Tätigkeit des Schießers. 8. Ein Groppen mit 3 Beinen und gebogenem Henkel. Ähnlich schon von Weigand aus der Wetterau mitgeteilt (Ztschr. f. d. Myth. II, 434. Oberh. Wtb. I, 428): „Drei Gebroirer, e hohl Moirer eann e kromm Ellergnenn (= Großmutter)". W. 137. Petsch a. a. O. S. 120. 131. Rochholz S. 258 N. 109. Simrock N. 288 (vgl. 297. 534). 9. Der Maulwurf; vgl. o. N. 2. 10. Das Kind im Mutterleib. Die beiden ersten Zeilen klingen an an das alte lat. Schiffsrätsel der Reichenauer Hds. aus dem Anf. des 10. Jhdts.: Portat animam et non habet animam: non ambulat super terram neque in caelo. (MSD.[3] I, S. 20.) 11. Jonas im Walfisch. W. 412. Müllenhoff, Ztschr. f. d. Myth. III, S. 16 N. 24. Simrock N. 464/5. 12. Junge Hahnen, die zu Kapaunen geschnitten werden. 13. Das Ei. 14. Das Alter. W. 395. 15. Der Wachholderstrauch. 16. Der Pflug. W. 241. Petsch 139. Simrock N. 260/1. 17. Der Flachs. Weigand hat aus der Umgegend von Gießen folgende Fassung mitgeteilt: „Seald onne ean dem Grond do stiht e bondiger Hond; E eas von eller Art Ean horr en bloe Bart" (Ztschr. f. d. Myth. I, 398); ähnlich HVK. II, 275 (aus der Schwalm); vgl. auch Simrock N. 433. 18. Das Jahr. Sehr altes und weitverbreitetes Rätsel. Die Literatur bei W. 35. Dazu vgl. Rochholz S. 242 f. Simrock 480. Eckart 936. Ztschr. d. V. f. Volksk. 6, 421. 19. Die Schnecke. Vgl. Simrock 191. Ohlert (Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen, Berlin 1886 S. 187) teilt ein altgriechisches Schneckenrätsel mit, das bei Gelagen aufgegeben zu werden pflegte: „Im Walde geboren, ohne Rückgrat und Blut, geht es auf feuchtem Pfade". 20. Vorhang, Wiege, Katze, Gickel. Das erste Wort des Rätsels verstehe ich nicht. 21. Der Flachs. W. 77, wo auch auf ein ähnliches griechisches Rätsel hingewiesen wird. 22. Das Brot. W. 482. 23. 23. Die Geige. W. 301 b. Simrock 533. 24. Der Dotter im Ei. Die gewölbte weiße Schale des Eis wird mit dem Dom in Wittenberg oder Weißenburg verglichen; hier ist das nahe gelegene Frankfurt an die Stelle getreten.

„Auf" in Z. 1 ist aus „in" entstellt. W. 31. Petsch a. a. O. S. 53. Rochholz S. 234. Mannhardt, Ztschr. f. d. Myth. IV, 394 ff. Simrock 125—127. 25. Der Waschblauel d. i. flaches Holz zum Schlagen der Wäsche. 26. Die Fensterscheibe. Simrock 1095. 27. Der Gickel auf dem Kirchturm. Das Rätsel ist schon in der ältesten deutschen zu Straßburg 1505 gedruckten Rätselsammlung und in dem wenig späteren Augsburger Druck (Ztschr. f. d. Altert. III, S. 30 N. 20) überliefert. Die Lösung wird verschieden angegeben, so bei Simrock N. 31 „Blitz", 173 „Wetterhahn", 175 „Hahn auf dem Kirchturm". Bei W. N. 104 findet man eine Anzahl Fassungen aus Mecklenburg, aber fast alle hochdeutsch. Das Rätsel kreuzt sich mit einem andern, das Weigand seiner Zeit aus der Umgegend von Gießen mitgeteilt hat: „E Vilche von Elfenbân, Verzihrd dem Meller de Mehlstân, dem Bauer des Roß, dem Ellmann das Schloß, dem Schneirer die Ehl eann die Schîr" (Ztschr. f. d. Myth. I, S. 398; W. N. 100; Simrock 172 u. 402), und als dessen Lösung der „Würfel" angegeben wird. Nahe steht ihm auch das ziemlich dunkle Rätsel von dem starken Vogel, der in seinem Kropfe 7 Pfund Hopfen trägt (W. 101. Simrock 241). Es scheint mythischen Gehalt zu haben; wenn es auch zweifelhaft bleibt, ob man von dem Hahn des Donar sprechen und an den gefräßigen Thor erinnern darf, so ist der Wetterhahn doch wohl als Symbol des Blitzes oder des alles verzehrenden Feuers zu fassen (vgl. auch Rochholz S. 229 ff. E. H. Meyer, German. Mythol. 1891, S. 110 § 149). 28. Das Hufeisen, welches dem Gaul loszugehen droht. Ebenso in dem alten Augsburger Rätseldruck (Ztschr. f. d. Altert. III, S. 31 N. 35). 29. Ein Spiel Karten. Ähnlich W. 336; bei Rochholz S. 244 N. 65 wenig geändert mit der Lösung „Schnee" und endlich bei Simrock (N. 614) fast gleichlautend, mit der Lösung „ein Knäuel Garn". 30. Die Sonne. W. 372 a. Rochholz S. 244 N. 62. Simrock N. 484 (Licht). 31. Lichterauslöschen am Feierabend; so gibt Bindewald an. Es handelt sich um eine alte poetische Umschreibung der Abendzeit, der Zeit, zu der man zur Liebsten geht. So findet sie sich schon gebraucht in der alten Sammlung des 15. Jhdts. (R. Köhler, Kl. Schr. III, 508 f. N. 14): einem Herrn läßt sein lieber Buhle durch einen Knecht sagen, er solle kommen „wenn all tann lere stien und all baum zue samen gien und wenn das tot das lebendig hat überwunden". Unter tan sind, wie das alte Rätselbuch bemerkt, Krausen (d. h. Krüge, offenbar von Holz) zu verstehen, die zweite Wendung soll das Schließen der

Fensterläden bezeichnen, die dritte das Auslöschen des Feuers durch Asche. Ähnlich finden sich die Wendungen gebraucht in dem alten Augsburger Rätselbuch, aus dem Wackernagel Mitteilungen gemacht hat (Ztschr. f. d. Altert. III, 28, N. 3), und aus neuer Zeit in einem von Renk aus Tirol und von Eckart (bzw. Gillhoff) aus Mecklenburg mitgeteilten Rätsel (Ztschr. d. V. f. Volksk. 5, S. 157 N. 159 und Eckart N. 1000; einige weitere Belege bei Köhler a. a. O.). Der Sinn der 3. Zeile unseres Rätsels ist darnach klar; für die Wendung der 1. Zeile findet sich neben der obigen Erklärung die Erläuterung, wenn der Holzschuh zur Bettlade geht (Eckart), oder endlich, wenn man die Tische zusammenlegt (Augsburger Druck). Z. 2 scheint verderbt zu sein; in den anderen Fassungen wird damit auf das trocken oder leer werden von Holzgefäßen hingedeutet; „wann die Nassen trocken werden" heißt es im Augsburger Druck. Herr Dr. Hepding macht mich darauf aufmerksam, daß „Welt" aus „Gelte" = Holzgefäß zum Schöpfen und Trinken, für das allerdings „Gelze" im Vogelsberg gebräuchlicher zu sein scheint, entstellt sein könnte. 32. Hundert und Dutzend. 33. Der Backtrog. (Ähnlich aus Mähren von Feifalik mitgeteilt (Ztschr. f. d. Myth. IV, S. 379 N. 71); aus der Schwalm „Wer hat 4 Ohren und hört doch nicht" (HBK. II, 274). 34. Wagen mit zwei Ochsen und einem Knecht. W. 119 u. 120. Das Rätsel, das von hohem Alter ist, verdiente wohl eine ausführlichere Behandlung, die hier nicht möglich ist. Es berührt sich nahe und kreuzt sich mit dem Rätsel von der Kuh (W. 165), das uns schon in der Hervarasaga überliefert ist. Während in letzterem der Schwanz nachtrollt (eptir drallar), läuft in unserem Rätsel ein „Trolch" nebenher, eine Bezeichnung, die, mit „drollen" zusammenhängend, in Oberhessen für sich täppisch bewegende Wesen (Kinder, Fuhrleute) üblich ist (auch „Trulch"). Auch die Peitsche des Fuhrmanns tritt wohl an die Stelle des Schwanzes. Zu „Banschele" ist auf Schmellers B. Wtb. I Sp. 251 zu verweisen „Bäntschelein = Kälbchen". Unserm Rätsel am nächsten steht das von Mone 1838 aus der Maingegend mitgeteilte: „Vier ritscheratsche, zwei haarige Patsche, der Pudelhund läuft nebenher" (Fuhrmann mit Wagen und Pferden), womit man z. B. das Lauenburgsche Kuhrätsel vergleiche „Veer Rueratschen, veer Waterklatschen, twe Wegweiser, en Naklopper." Vgl. Simrock N. 139—143, Eckart N. 446, 719, 720, 726, 738, 746, 772. Renk a. a. O. N. 146. HBK. II. 274. Müllenhoff, Ztschr. f. d. Mythol. III, 3 f. Woeste, ebendas. III, S. 186 N. 38 u. 68. Rochholz S. 221 u. 263 f. Heusler,

Ztschr. d. V. f. Vk, 11, 129 f. Auch ins Italienische ist das Kuhrätsel übergegangen (Ztschr. d. V. f. Vk. S. 6, 276 N. 5). 35. Die Schreibfeder (d. h. Gänsekiel). W. 38. Petsch S. 103. Rochholz S. 266 N. 161 u. 162. Simrock S. 379. Müllenhoff a. a. O. S. 15 f. Eckart 625/6. Das. N. 937 mit der Lösung „Echo". Simrock 350: „Es kommt vom Leben, hat kein Leben und muß doch Leben tragen"; hier sind die „Schuhe" gemeint. Das letzte gibt wörtlich die schon oben herangezogene Formel des alten Reichenauer Schiffsrätsels wieder (Portat animam et non habet animam), an die überhaupt unser Rätsel anklingt — ein hübsches Beispiel für das Fortleben alter Formen, die mit verschiedenem Inhalt sich füllen. 36. Aufgehängte Wäsche. 37. Handschuh. Simrock 348. Renk a. a. O. N. 170. Eckart N. 561. HBK. II, 274. 38. Reiter mit trächtigem Pferd. W. 166. 360. 424. 969, 10. Simrock 252—54. 590. Müllenhoff a. a. O. III, 2 f.; auch Ztschr. d. V. f. Vk. 6, 413. Weit verbreitet und, wie es scheint, ein Nachkomme des alten Rätsels von Odin, der auf seinem achtfüßigen Rosse Sleipnir reitet (Hervararsaga). In unserem Vogelsberger Rätsel finden sich, abweichend von den übrigen, die zehn Beine. Ob wir darin ein Überbleibsel des altheidnischen Rätsels erblicken dürfen, das eine neue Lösung erhielt? Übrigens erinnert diese an ein anderes Rätsel der Hervarasaga, an das vom Mutterschwein (vgl. Heusler a. a. O. S. 141 f.). 39. Der Gickel, denn er putzt sein Maul ab, wo er hin kommt. Ähnlich bei Eckart 198 mit der Lösung „das Huhn, das putzt seine Nase an der Erde". 40. Der Schubkarrnfuhrmann, denn er läßt keinen mitreiten, so sehr er auch drum anhält. Die Frage sollte wohl eigentlich lauten „Wer ist der unb. Fuhrmann?" „Reiten" ist im alten Sinne (vehi) gebraucht (vgl. Obh. Wtb. unter „reiten"). Jeder andere Fuhrmann auf dem Lande läßt gerne einen Wanderer „mitreiten" d. h. mitfahren. 41. Der Butterweck. W. 138. Simrock 239. 295. 42. Wenn er zum Fenster naus guckt. Gerade so niederd. bei Eckart N. 10; ähnlich Simrock 846. 43. Der Pfarrer. 44. Ein alter Schlappen. Vgl. W. 337 a. Simrock 268. 358. 45. u. 46. Die gelbe Rübe. Zu 45 vgl. Eckart 902. Simrock 90. 91. Zu 46 W. 121. Rochholz S. 240 N. 52. Stöber, Elsässisches Volksbüchlein S. 39 N. 73. 57. Häckselschneider. 48. Bach und Wiese. W. 1. Petsch S. 68 u. 132. Simrock 33. HBK. II, 274. R. Köhler, Kl. Schriften III, S. 516 f., wo auch ein ähnliches französisches Rätsel mitgeteilt ist. 49. Am Ellbogen, denn wenn sich der bewegt, geht es auf. 50. Am Angersbacher

Kirchturm. „Der Kirchturm zu Angersbach (Kr. Lauterbach) hat einen Hauptturm, der von 4 Seitentürmchen umgeben ist, also 5 gerade Türme." So teilt mir freundlichst Herr Pfarrer Stempel von Angerbach mit. 51. Das mit Rat Laufen (vgl. mhd. mit râte, bedächtig, umsichtig). 52. Das Pflanzengesätz gibt Bindewald an. Es wird mir gesagt, daß man die frisch gesetzten Pflanzen eines Ackers hiermit bezeichne. 53. Der Boden des roten Meeres beim Durchzug der Juden. 54. u. 55. Der Floh. Zu 54 vgl. Simrock 1234. Zu 55: W. 28. Petsch S. 69. Rochholz 223 N. 11. Simrock 198. HBK. II, 274. 56. Der Schuß; sollte eigentlich heißen „das Gewehr". 57. L (Buchstaben und Elle). Ähnliche Rätsel: Rochholz S. 266 N. 159. Simrock 386—390. Eckart 999. 58. Regenbogen. W. 212. Petsch S. 95. Simrock N. 35. Eckart 949. 959. 970. 971. Woeste in der Ztschr. f. d. Mythol. III, S. 181 N. 7 u. 8. Carstens in der Ztschr. d. V. f. Vk. 6, S. 422. 59. Eiszapfen. Die einleitende Zeile, die das Rätsel mit zahlreichen Vierzeilern teilt, findet sich auch in dem weit verbreiteten Rätsel von Eiszapfen, das W. 45—47 mitteilt. Der Kern ist derselbe wie in dem bei Rochholz S. 244 N. 67 gedruckten, das wiederum, wie schon Rochholz bemerkt hat, seinen Vorläufer in einem Rätsel des faröischen Heidhrekliedes hat (vgl. Ztschr. f. d. Mythol. III, 127, 4. u. 5. Str. u. 128 Text). Z. 3 u. 4 unsres Rätsels sind wohl leicht verderbt; es muß entsprechend den verglichenen Rätseln heißen „Die Wurzeln nach dem Himmel zu, die Dolden nach der Erde".

Zum Schlusse möchte ich unsere Freunde und Sammler noch nachdrücklich auf die hohe Bedeutung hinweisen, die den Volksrätseln für die Volkskunde und insbesondere für die Volksdichtung zukommt. Die Rätseldichtung gehört zu den ältesten poetischen Gattungen, und ihre geschichtliche Betrachtung gewährt uns einen außerordentlich lehrreichen und anziehenden Einblick in das Werden und Wachsen der Volksdichtung, wovon die wenigen trockenen Bemerkungen und Nachweise, auf die ich mich leider beschränken mußte, nur eine ganz ungenügende Vorstellung geben. Diese Rätsel wurzeln so fest in dem altüberlieferten Denken, Empfinden und Leben des Volkes, daß uns Gebildeten ihr Verständnis oft außerordentlich erschwert ist; es eröffnet sich uns nur, wenn wir uns in das uns so fremd gewordene Vorstellungsleben, aus dem heraus sie geboren sind, versenken können. Was wir in der Volksdichtung als dunkel oder sprunghaft empfinden, beruht, soweit nicht Verderbnisse der Überlieferung die Schuld daran tragen, zum guten Teil darauf, daß

unser inneres und äußeres Leben sich so stark geändert und differenziert hat: wir bringen die für das „Volk“ selbstverständlichen Voraussetzungen nicht mehr zum Genuß der Volksdichtung mit, den Hintergrund, dessen diese Dichtungen bedürfen, um plastische Gestalt zu gewinnen; ihn zu zeichnen, so wie unser Meister Hildebrand das versucht hat, wird eine Hauptaufgabe der Volkslied-forschung sein. A. Strack.

Miszelle.

Holler.

In der trefflichen Studie von O. Schulte, die in den hessischen Blättern für Volkskunde II 1 S. 1 ff. abgedruckt ist, heißt es S. 17 ff: „Besser geht's uns mit der Erklärung des folgenden Gesahns, der gleichfalls „für das Abnehmen“ ist:

Gott schickt mich zu dir, Holler, her,
N. N. hat das Abnehmen gar zu sehr,
Holler, rüttel, Holler, schüttel dich.
Im Namen des Vaters, des Sohnes
und des heiligen Geistes.

Die altgermanische Religion sah manchen Baum von göttlichen Wesen bewohnt, so wohl auch den Hollunderbaum, die alte heidnische Anrufung ist einfach ins Christliche umgebogen.“

Im Hinblick auf diese Mitteilung (vgl. Wuttke-Meyer, Volksabergl. S. 340) darf wohl eine Bemerkung ans Tageslicht gezogen werden, die K. Müllenhoff in der Vorrede seiner Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg S. XLVI gemacht hat; ich hebe sie wörtlich heraus. „Ehe ich weiter gehe, will ich hier eine Notiz, die ich leider nicht vollständiger geben kann, aus Westphalen monument. ined. IV praef. 217 mitteilen. Sie lautet: „Von dem geräuschvollen Tanze des Holler mit den ihn begleitenden Alven (Elben) in einem Gehölz bei Meldorf in Ditmarschen hat Peter von Alefeld im Jahre 1692 eine Beschreibung ausgehen lassen, und der Autor singularium providentiae divinae c. 4 n. 17 hat sie wieder abgedruckt.“ Dann fährt Müllenhoff fort: „Trotz aller Bemühung habe ich der angeführten Bücher nicht habhaft werden können; unser gelehrter Moller führt in seiner Cimbria litterata jenen Adlichen nicht unter den Schriftstellern des Landes auf. Hamconius in seiner Frisia fol. 78 b. erwähnt ebenfalls den Holler, nennt einen Teich, wo er sein Wesen treibe, und erklärt ihn für einen Unterweltsgott. Mit Saxos Ollerus, dem nordischen Ullr, was deutsch Wol (Gen. Wolles) wäre, hat er natürlich nichts zu tun, ich glaube auch nicht einmal, daß ein deutscher männlicher Gott mit Alven Tänze halten kann. Man kann freilich den Dionysos vergleichen; am ehesten ist aber wohl an eine Göttin zu denken. Ich hoffe, andere werden glücklicher sein in der Auffindung der angeführten Schriften; es darf nach dem, was Westphalen mitteilt, schon unzweifelhaft sein, daß der deutsche Götter-

himmel abermals um eine hohe Gottheit bereichert ist." Soweit Müllenhoff; seine Bemerkung scheint auch Simrock entgangen zu sein, sonst würde er nicht auf Grund der Notiz des Hamconius, die er kannte, den Holler und Ullr zusammengebracht haben (D. Mythologie S. 337). Ich wage in einer dunklen Sache kein Urteil, wundere mich bloß, daß Müllenhoff nicht an den Hollunder gedacht hat, dessen Geist wohl ein Tänzer sein kann, denn aus dem Holz des Baumes schnitt man die Pfeifen (**hollerpfiefen camena sambuca est instrumentum musicum voc. inc. theut. k. 3 b**, zitiert in Grimms deutschem Wörterbuch), daher denn auch die Pfeifer „**holerblaser**" hießen. Ein Zusammenhang mit Musik und Tanz ist also zweifellos gegeben.

L. Radermacher, Greifswald.



Bücherschau.

Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. Auf Grund der von Adelbert v. Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des Württembergischen Staates. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1.—3. Lieferung 1901, 4.—5. Lieferung 1902. Subskriptionspreis 3 Mk. für jede Lieferung zu je 10 Bogen Quart.

Das Schwäbische Wörterbuch stellt sich dem Bairischen und Schweizerischen Wörterbuch würdig zur Seite. Fischer hat sich besonders das Schweizerische Idiotikon zum Vorbild genommen. Sein Wörterbuch wird ein großes Werk wie dieses, viel umfangreicher als das im Erscheinen begriffene Wörterbuch der Elsässischen Mundarten: die ersten fünf Lieferungen bringen auf 800 Quartspalten die Wörter mit *A* und *B P* bis *Bein*. Ein Werk von solcher Ausdehnung stellt an die Arbeitskraft des Verfassers gewaltige Anforderungen. Und das Schwäbische Wörterbuch wird von einem Mann ausgearbeitet, nicht von einem Redaktionskollegium wie das Schweizerische Idiotikon!

Das große Werk tritt erst nach langer Vorbereitung an die Öffentlichkeit. Adelbert v. Keller hat den Grundstock des Materials gesammelt und Fischer hat es in einer längeren Reihe von Jahren bedeutend vermehrt. Inzwischen hat die schwäbische Dialektforschung für das Wörterbuch trefflich vorgearbeitet. F. Kauffmann hat eine Geschichte der schwäbischen Laute geschrieben, und die Grammatik ist die Vorbedingung für zuverlässige lexikalische Arbeit. Der Verfasser des Wörterbuchs selbst hat einen schwäbischen Sprachatlas geschaffen. Es ist ein in die Augen springender Vorzug des neuen Wörterbuchs — der Krone der schwäbischen Dialektforschung —, daß es sich auf solche Vorarbeiten stützen kann. Die Aussprache jedes Wortes wird durch das ganze Land hindurch verfolgt, in keinem anderen Dialektwörterbuch wird die geographische Ausdehnung der Sprachformen mit solcher Genauigkeit festgestellt. Die sprachgeschichtlichen Erörterungen geben in knapper Fassung Auskunft über lautgeschichtliche und bedeutungsgeschichtliche Fragen, sie fassen auch das Vorkommen alten Sprachguts in Orts- und Flurnamen ins Auge. Daß auch

die Personnamen in das Wörterbuch einbezogen sind, will ich besonders hervorheben; oft wird darauf hingewiesen, daß sie in der Mundart zu Gattungsnamen geworden sind. Überhaupt ist der Umfang des dargestellten Wortschatzes sehr weit. Außer der gegenwärtig gesprochenen Mundart wird die schwäbische Literatur vom 13. Jahrhundert an herangezogen. Es ist ein historisches Wörterbuch, das Fischer uns bietet. Unter den ausgestorbenen Wörtern, die natürlich besonders gekennzeichnet werden, finden sich viele Fremdwörter. Der Verfasser des künftigen historischen Fremdwörterbuchs wird dieses Material dankbar benutzen.

Fischers vortreffliches Werk bietet der Sprachforschung eine Fülle von Material, Aufschlüssen und Anregungen. Aber es bietet noch mehr: es ist auch eine Schatzkammer für die Volkskunde. Auch darin hat es sich das Schweizerische Idiotikon zum Muster genommen. Hervorgehoben sei, daß auch aus älteren Quellen volkskundlicher Stoff mitgeteilt wird.

Ich kann hier nur auf einzelnes hinweisen. Unter *Bauer* findet man eine sieben Spalten umfassende Sammlung sprichwörtlicher Redensarten, von denen manche auch hierzulande üblich sind; ebenfalls z. B. in dem Artikel *Acker, alt, arm, Baum.* Unter *Acker* begegnen wir einem Vierzeiler:

Wenn i scho nit schö̃ bin,
Bin i doch no wacker,
Wenn i scho kei̇̃ Wis haũ,
Haun i doch no en Acker.

Wetterregeln stehen unter *Ameise, April, Barnabas, Bartholomäus* (z. B. *Bärtle reicht en wolfle Most, beim Michel er schon meher kost*) u. s. w. „Lostage“ sind z. B. der Tag des hl. *Ägidius (Ägide, Gide),* der 1. September, dessen Witterung für die folgende Zeit bedeutsam ist; noch bedeutungsvoller ist der *Andreastag* (30. November). Ein Zauberspruch „vor das Windkolik“ wird verzeichnet unter *Bärmutter* (= Kolik). Die Sitte des *Anklopfens* wird ausführlich besprochen: „An den drei Donnerstagen vor dem Christfest, insbesondere am letzten derselben, ziehen ärmere Leute, meistens Kinder, im Ort herum, klopfen an die Häuser, öfters mit einem Hammer, sagen Verse her und werden ... beschenkt.“ Solche Verse werden in großer Anzahl mitgeteilt. — Diese Beispiele mögen genügen, um auf das in Fischers Wörterbuch niedergelegte, wertvolle und reiche volkskundliche Material aufmerksam zu machen.

Zu den sprachgeschichtlichen Erörterungen einzelner Artikel seien die nachfolgenden Bemerkungen gestattet.

Sp. 17. Daß *aber* in der Bedeutung von *oder* „aus einer Ellipse *oder aber*“ erklärt werden könne, halte ich für ganz ausgeschlossen, solche Ellipsen gibt es nicht. Unmöglich ist es auch, daß der „bei Tonlosigkeit ähnliche Klang“ eine Rolle gespielt habe. Richtig dagegen ist die Erklärung aus der „gemeinsamen adversativ-disjunktiven Bedeutung.“ So erklärt Behaghel die Erscheinung, vgl. Deutsche Sprache [1]S. 100, [2]S. 135: „das Gemeinsame beider Wörter ist die Bezeichnung eines Gegensatzes“. Und so erklären sich auch die Kontaminationen von *aber* und *oder* in manchen Mundarten, vgl. meine Nachweise in Beitr. XXIV, 404 f.[1]). Den Schlußsatz dieses Artikels, wonach

[1]) Vgl. auch Schiepek, Satzbau der Egerländer Mundart, Prag 1899, S. 32, Anm. 2 und 33, Anm. 3.

oder < *ode* sein *r* nur von *aber* erhalten hätte, halte ich übrigens nicht mehr aufrecht angesichts des engl. *or* aus *oththe*, dem im Englischen keine Entsprechung für unser *aber* zur Seite steht.

Sp. 95. Bei *äcke* 'Nacken' vermisse ich die Erklärung der Lautform; vgl. Beitr. XXII, 218.

Sp. 106. *Apfekāt* 'Advokat' ist ein schönes Seitenstück zu *empfinden* aus *entfinden* u. dgl.

Sp. 198. Die Möglichkeit, daß schwäb. schweiz. *afánge* 'nachgerade' „eine verstümmelte Form aus *anfangendes* adv. Gen. des Part. Praes." sei, ist abzuweisen. Richtig ist dagegen die auch von Fischer vorgezogene Ansicht, daß der adverbiale Gebrauch von *afánge* in Sätzen wie *wir wollen anfangen heimgehen* seinen Ursprung hat. Da diesem Satz der andere *wir wollen heimgehen* entsprach, konnte *afánge* leicht zum Adverb werden.

Sp. 293. Zu *Äpfel* bemerkt der Verf.: „Irrtümlich ist die gelegentlich vorkommende Angabe, daß der Singular *äpfel*, der Plural *apfel* heiße; das kommt höchstens als falsches Schriftdeutsch vor." Genau so wird im Hessischen zum Sing. *äcker* 'Acker' im Halbdialekt ein Plural *acker* gebildet. Das ist eine hyperschriftsprachliche Bildung: dem dialektischen Sing. *äcker* entspricht schriftsprachlich *Acker*, daher wird auch dem dial. Plural *äcker* eine vermeintlich schriftsprachliche Form *Acker* gegenübergestellt.

Sp. 467. *ausforšə* für *ausforštə* 'Auslese halten' ist doch wohl eine Neubildung aus der 3. Sg. Praes. und dem Part. Praet. wie in *heiern* aus *er heiert (= heirat't)* und *geheiert (= geheirat't)*, *briə* aus *brüten*. Vgl. Ph. Lenz, Der Handschuhsheimer Dialekt, Progr. II (1892), S. 8. Umgekehrt hat der oberhessische Dialekt flexivisches *t* dem Stamm zugefügt in *nęistə* = niesen; *er houst* (hust't): *houstə* (husten) = *er nęist* : *nęistə*.

Sp. 671. Die von F. nicht erklärte Form *baškert* für *Bastard* wird dem Einfluß des gleichbedeutenden, volkstümlicheren *Bankert* zuzuschreiben sein. Man könnte aber auch an Dissimilation denken: *t — t* > *k — t (tartufolo, tartuffel* > *Kartoffel)*. Das erste *t*, nicht das zweite wurde durch Dissimilation beseitigt, weil *-ert* ein geläufiges Suffix ist. In manchen Gegenden ist freilich das noch geläufigere *-er (bašker)* dafür eingetreten. — Eine ähnliche Dissimilation finde ich Zs. f. hd. Maa. I, 29 in *Abedik = Appetit*, auch in Oberhessen (Sp. 299). Fischer findet „Anlehnung an die endbetonten Fremdwörter auf *-ik*" wahrscheinlicher als Dissimilation. Ich kann mir aber nicht vorstellen, wie Wörter wie *Musik*, *Fabrik*, *Mechanik* aus *Appetit* ein *Appetik* gemacht haben sollen!

Sp. 651. Für *Barometer* weist Fischer sehr interessante Dialektformen nach, *bermēter* ist auch pfälzisch (Autenrieth, Pfälz. Idiotikon S. 20). Sollte *bęrmētər* nicht einfach von *tęr(mə)mēter* (Thermometer) beeinflußt sein? Die Angleichung ist doch gewiß sehr naheliegend. Mir wird erzählt, daß ein Verkäufer hier in der Umgegend auszurufen pflegt: Kauft ihr kein *Barometer* oder *Darometer?* — die umgekehrte Angleichung!

Sp. 681. Der Verf. sträubt sich gegen niederdeutschen Ursprung von *battə* 'nützen'. Die anscheinend hyperhochdeutsche Form *bartə* (dial. *Masch*: schriftspr. *Marsch* = *batə* : *bartə*) würde für Entlehnung sprechen, denn nur Fremdwörter werden ständig in hyperschriftsprachlicher Form gebraucht.

Unter *Asche* hätte ich gern erfahren, ob Fischer jetzt im Gegensatz zu seiner früheren Ansicht (Geographie der schwäb. Mundart, Tübingen 1895, S. 74) an den durch folgendes *š* bewirkten Umlaut des *a* glaubt. Meines Erachtens ist an der Existenz des *š*-Umlautes in einer Reihe deutscher Mundarten nicht zu zweifeln. Freilich ist nicht zu leugnen, daß das ziemlich allgemein angenommene Lautgesetz ungewöhnlich viele Durchkreuzungen erleidet. Aber diese Wörter mit *a* vor *š* erweisen sich fast immer deutlich als Entlehnungen aus der Schriftsprache. Öfters stellt sich heraus, daß sie erst in neuerer Zeit in dieser Form auftreten, daß dagegen die ältere Generation *ä* hatte oder überhaupt ein anderes Wort. In manchen Fällen werden die Formen mit *ä* vor *š* nur in ganz bestimmter Verwendung gebraucht. In Schwaben ist *flaš* die moderne Glasflasche, *fläš* die alte Zinnflasche. Da ist es doch klar, daß *flaš* nicht bodenständig ist. Oder *flaš* steht neben *bedfläš* 'Wärmflasche', vgl. C. Bopp, Ma. von Münsingen, Diss. 1890, S. 44. Im Moselfränkischen begegnet neben *flaš* auch *fläšə*, aber nur in der Bedeutung 'Flaschenkürbis', vgl. Zs. f. hd. Maa. I, 108. — In Mundarten, die die Tasche *daš* nennen, kommt *däš* in bestimmter Bedeutung noch vor. So ist in gewissen Orten Schwabens *däš* eine ganz besondere Tasche, nämlich nur die, die umgehängt oder an der Hand getragen wird, oder eine Bodensenkung (ebenso oberhess. *däš* als Flurname, sonst *daš*) oder eine schwatzhafte Weibsperson (vgl. dazu Sanders Wtbch. III, 1288, 3c und 5, obh. *e faul Däsch*) oder es begegnet im Kompositum *mauldäš*, womit man eine Speise und zugleich auch eine Ohrfeige bezeichnet (vgl. *Dachtel = Dattel*, hess. *'s gibt Äppel*, und *Ohrfeige* selbst). Die in meinen „Beiträgen zur deutschen Lautlehre" 1898, S. 1ff. gegebenen Nachweise ließen sich noch weiterhin stark vermehren.

Fischer hat sich besonders durch schwäb. *maš* 'Masche' und *waš* 'Wäsche' irre machen lassen. Auf diese beiden Wörter will ich noch eingehen, da ich sie a. a. O. nur gestreift habe. Vgl. auch Bohnenberger, Alemannia XXIV, 44 und Zs. f. dtsch. Wortforschung II, 4.

Masch ist kein altes Dialektwort. Im Odenwald ist das Wort erst in neuerer Zeit aus der Handarbeitsschule, der „Strickschul", in die Mundart gedrungen, das ist nicht nur Vermutung, sondern eine von vielen beobachtete Tatsache; das echt dialektische Wort ist *šläfə*. In gewissen rheinhessischen Dörfern ist *Masche* noch ganz unbekannt, und *šlop* tritt an seine Stelle; ein Gewährsmann schreibt mir: „Masche wird nur im Unterricht gebraucht." Und auch aus vielen schwäbischen Orten wird mir *masch* als unbekannt oder doch neumodisch angegeben, dagegen *šlaufə, šlaufd* u. dgl. als die echt mundartlichen Formen. Auch in Schwaben scheint nach einer Mitteilung von F. Veit in Ostdorf, einem ausgezeichneten Kenner seiner Mundart, *masch* aus der Handarbeitsschule in den Dialekt gedrungen zu sein. Zu beachten ist die Form *marsch*, die mir aus verschiedenen rheinhessischen Dörfern mitgeteilt wird: sie erweist sich durch ihr hyperhochdeutsches *r* als Fremdwort!

Wasch ist in Hessen sicher halbdialektisch, nicht echt mundartlich (dafür *weš* mit geschlossenem *e*). Nur in Städten und Städtchen habe ich *waš* gehört, nie in den Dorfmundarten — es sei denn, daß die Dörfler vornehm reden wollten. Und in Schwaben ist es nach Mitteilung verschiedener Gewährsmänner nicht anders. So schreibt mir Professor Ph. Wagner in Stuttgart: „*waš* ist gebildeter Dialekt". Ein anderer Gewährsmann, Lehrer

F. Jacobi in Kempten, schreibt: „Die Form *waš* muß als städtisch angesehen werden. *weš* ist ländlich."

Das Subst. *waš* steht natürlich unter dem Einfluß des Verbums, das in Hessen im Halbdialekt *wašə* lautet, ebenso auch z. B. in Ostdorf in Schwaben (nach F. Veit). In manchen städtischen Mundarten steht dem Subst. *waš* das Verbum *wäšə, wešə* gegenüber, so in Baden-Baden (nach Ph. Lenz), in Ulm ist neben *waš* das Verbum *wäšə* gebräuchlicher als *wašə* (nach Lehrer Th. Gruhler). In diesen Fällen ist das Verbum *wašə* nachträglich zu *wäšə* geworden durch Verallgemeinerung des Vokals der 2. und 3. Sing. Praes. *(du wäschst, er wäscht)*.

Die Formen mit *a* vor *š* neben anderen mit *ä* sind also nicht echt mundartlich und können nicht gegen das Lautgesetz ins Feld geführt werden.

Daß tatsächlich *a* vor *sch* lautgesetzlich zu *ä* umgelautet worden ist, beweisen übrigens zu allem Überfluß Ortsnamen wie hess. *Eschbach* = *Ascabach* 897, *Ascobach* 912. Schließlich mache ich noch darauf aufmerksam, daß auch in englischen Mundarten *a* vor *sch* zu *e* gewandelt wurde, auch in Substantiven, und da ist doch analogischer Umlaut, der in deutschen Wörtern wie *Asche* schon unbegreiflich genug ist, geradezu ausgeschlossen.

Gießen. Wilhelm Horn.

Elard Hugo Meyer, Mythologie der Germanen, gemeinfaßlich dargestellt. Straßburg, K. J. Trübner 1903. 8°. XII u. 526 Seiten. Preis geb. 10 Mk.

Das Fehlen einer auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden gemeinverständlich geschriebenen Darstellung der religiösen Vorstellungen der Germanen ist seit langem als ein Mangel schmerzlich empfunden worden. Diesem abzuhelfen, hat M. seiner vor zwölf Jahren erschienenen „Germanischen Mythologie" nun das vorliegende Werk folgen lassen, in welchem das ganze Gebiet für einen weiteren Leserkreis leicht faßlich und in schöner abgerundeter Darstellung behandelt wird.

In neun Kapitel (2—10) ist der gewaltige Stoff eingeteilt; vorausgeschickt wird ein weiteres Kapitel (1), in welchem die wichtigsten Quellen der German. Mythologie zusammengestellt und nach Wert und Bedeutung trefflich charakterisiert werden. Der Gelehrte findet in den Anmerkungen für ihn wertvolle Ergänzungen: ich verweise besonders auf die Anm. zu Seite 11, wo die wichtigste neuere Litteratur über die auf Inschriften erhaltenen german. Götternamen bequem aufgezählt wird; nachzutragen sind hier die erst während des Druckes erschienenen Arbeiten von van Helten, Paul u. Braunes Beiträge XXVII 137 ff. und von Möller, Zeitschr. f. deutsche Wortforschung IV S. 95 ff., besonders S. 110 ff. Anm.

Kap. 2—5 sind der sogenannten niederen Mythologie gewidmet und behandeln: den Seelenglauben (Kap. 2; entsprechend Kap. 4 in Meyers German. Mythologie), wobei in natürlichem Zusammenhang der Totenkult besprochen wird, den Alpglauben (Kap. 3; entsprechend dem Marenglauben German. Myth. Kap. 5), die Elfen (Kap. 4; entspr. German. Myth. Kap. 6 § 159—177) und Riesen (Kap. 5; entspr. German. Myth. Kap. 6 § 178—211).

Kap. 6 (entspr. Germ. Myth. 7) behandelt die Höheren Dämonen: Disir, Nornen, Fylgien (= Schutzgeister), Idisi, Walküren, Loki, Mimir.

Die Kap. 7—9 haben die Götter zum Gegenstand, nämlich Kap. 8 (entsp. etwa German. Myth. § 245—265) Götterleben und Götterdienst (Kultus, Priestertum, Zauber und Wahrsagung, Tempel, Feste, Opfer usw.), Kap. 9 (German. Myth. § 267—348) die einzelnen Götter, die in die zwei Gruppen der Haupt- und Nebengötter geteilt werden, Kap. 9 (German. Myth. § 349—378) die Göttinnen und zwar zuerst die nordischen, dann die deutschen.

Kap. 10 behandelt das Christentum in der nordischen Mythologie. — Als ein hervorragendes Verdienst des Verfassers muß betrachtet werden, daß die Ergebnisse der Volkskunde in breitestem Umfang verwertet worden sind. Namentlich die Kapitel 2—7 haben Gewinn daraus gezogen, ja im einzelnen — ich denke besonders an Kap. 4, das auf 82 Seiten angewachsen ist, — wird oft eine solche Fülle von Detail gegeben, daß es für manche der Leser, an die sich dies Buch in erster Linie wenden will, etwas zu viel des Guten sein dürfte; der Gelehrte wird auch hierfür nur dankbar sein. Im allgemeinen hat es aber M. gut verstanden, das, was für die Zwecke des Buches wesentlich ist, herauszugreifen und nebensächliche Züge, die das Bild nur trüben, nicht erhellen würden, beiseite zu lassen.

Gespannt durfte man darauf sein, in wieweit der Verf. frühere Ansichten festgehalten und weiterentwickelt und wie weit er sich an Forschungen anderer angelehnt oder sich deren Ansichten genähert hat, welchen Einfluß endlich Auffassungen, die nicht allgemein anerkannt sind, auf die Darstellung gewonnen haben. Hier zeigt das Buch manchen wunden Punkt: ich hebe nur einiges hervor.

Als Quellen religiöser Vorstellungen werden S. 69 aufgezählt „im Menschendasein vor allem der Tod, dann der Traum und im weiteren Weltraume die Luft und Himmelserscheinungen: das Gewitter, der Wind, der Wolkenzug, das Himmelslicht, die Tageshelle und die großen Gestirne, endlich auch die sprossende Erde". Schon hier vermißt man die Gewässer und die Erde schlechtweg (nicht nur die sprossende), in Wirklichkeit aber erkennt M. in der Natur eigentlich überhaupt nur Gewitter, Wind und Wolken als unmittelbare Quellen religiöser Vorstellungen an. Darunter leidet namentlich das schöne Kapitel über die Elfen, die M. in ihrer Gesamtheit als ursprüngliche Dämonen „der bewegten Luft in ihren verschiedenartigen Äußerungen (S. 146)", also „als Gewitter-, Wind- und Wolkenwesen" (S. 154) auffaßt, S. 148 sogar direkt als „ursprüngliche Wolkenfrauen" bezeichnet, die dann aber als doch „in den verschiedensten Naturreichen wohnend" gedacht werden müssen (S. 148, 152). Wie sich M. dies denkt, zeigen Übergänge wie die folgenden: S. 172 „die drei verschiedenen Klassen der Luftelfen, die schon unter sich vielfach in einander verschwimmen, gehen noch außerdem in die mehr irdischen Elfengeschlechter über, weil die Wettererscheinungen unmittelbar auf die Erde hinüberwirken, auf die Berge, Wasser, Wälder und Felder". — S. 199 „schweben die Luftelfen zu den Gewässern hinab oder tauchen sie in diese ein, so werden sie zu Wasserelfen". Die gekünstelte Annahme solcher Metamorphosen wird natürlich nötig, sobald man wie M. nicht das Zugeständnis machen will, daß die g a n z e Natur ursprünglich von Dämonen bewohnt gedacht worden ist.

Widerspruch muß auch erregen, wie M. die drei Götter Tyr, Thor, Freyr in Verbindung mit einander setzt. Freyr ist ihm nur „ein milderer moderner Thor, nicht humoristisch wie dieser, sondern eher sentimental und ver-

liebt". Für Thor selbst aber übernimmt er die zuerst von Mogk aufgestellte, dann auch von Golther vertretene Ansicht, er sei nur eine Abzweigung von *Tiwaz, erwachsen aus dem Beinamen *þunaraz, den *Tiwaz als alter Gewittergott geführt habe. Diese Konstruktion scheint also immer mehr Anhänger zu gewinnen, obwohl sie durchaus unhaltbar ist und entschieden zurückgewiesen werden muß; denn die Religionsgeschichte lehrt uns wohl, daß aus der Vielheit der Sondergötter einzelne emporwachsen, an die sich dann die Namen der zurücktretenden als Beinamen anschließen können, nicht aber, daß Beinamen eines Gottes die Keime für jüngere Personifikationen abgeben. Selbst wenn uns also im Bereich irgend eines germanischen Stammes ein *Tiwaz þunaraz überliefert wäre, so wäre dies kein Beleg für die Richtigkeit von Mogks Ansicht; denn wir dürften daraus nur schließen, daß dort *Tiwaz die Funktion des alten *þunaraz übernommen habe und daß er infolge davon auch dessen Name als Beiname erhalten habe.

In der Darstellung des Baldermythus ist die in der Germ. Myth. § 342 aufgestellte These, daß Hoþr der verjüngte böse Odin sei, aufgegeben, aber jetzt ist die ebenfalls bedenkliche Gleichsetzung von Baldr und Hoþr mit den von Tacitus (German. XLIII) erwähnten Alkis der Naharnavalen aufgenommen. Kauffmanns Auffassung des Baldermythus lehnt M. ab.

Die Göttin Eostra, die German. Myth. S. 283 entschieden als Erfindung Bedas verworfen wurde, ist nun (S. 423) wieder in Gnaden aufgenommen. Nun ist ja heute allgemein Neigung vorhanden, die Existenz dieser Göttin wieder anzuerkennen, aber ein Hinweis darauf, daß sie uns doch nur sehr unsicher bezeugt ist, wäre gerade hier doch wohl am Platz gewesen.

Sehr anerkennenswert ist es, daß M. in Kap. 10 ausführlich darstellt, wie seiner Auffassung nach in der Voluspa in heidnischem Gewand christliche Vorstellungen enthalten sind. Gewiß leugnet heute niemand mehr, daß christliche Einflüsse sich hier und in der Skaldendichtung geltend machen, aber M.'s Auffassung in ihrem ganzen Umfang werden doch wohl nur wenige teilen. Hier ist noch viel zu klären und vorerst kann man nur M.'s Worte (Anm. zu 470) unterschreiben: die Voluspaforschung ist zu einem befriedigenden Abschluß noch nicht gekommen.

Es wäre nicht schwer, noch weitere Einzelheiten zusammenzustellen, welche zum Widerspruch herausfordern; doch genug davon. Es kam mir nur darauf an, zu zeigen, daß auch diese populäre Darstellung der Germanischen Mythologie eigentlich einen kritischen Leser verlangt. Aber das wird noch für lange Zeit bei keinem Werk über Germanische Mythologie anders werden, der Gegenstand ist für eine einwandfreie gemeinfaßliche Darstellung noch nicht reif. — Wenn wir uns nun darnach fragen, ob M.'s Buch den Zweck, dem es dienen soll, erfüllt, so kann dies nach dem Gesagten allerdings nicht ohne Einschränkung bejaht werden. Da es aber gegen frühere gemeinfaßliche Darstellungen einen großen Fortschritt bedeutet und in vielen Punkten vortrefflich geeignet ist, dazu beizutragen, daß an Stelle der in weiten Kreisen eingewurzelten falschen und verworrenen Ansichten [1]) endlich bessere und klarere treten, so kann man ihm mit gutem Gewissen eine möglichst weite Verbreitung wünschen.

Gießen. Karl Helm.

---

[1]) Die Schuld daran tragen zu einem guten Teil die Werke Richard Wagners und deren unberufene Kommentatoren.

Paul Herman, Nordische Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung. Leipzig, W. Engelmann. 1903. XII u. 684 Seiten. 9 Mk.

Das vorliegende wenige Monate nach E. H. Meyers Mythologie der Germanen erschienene Werk Hermanns gehört aufs engste zusammen mit der im Jahre 1899 erschienenen Deutschen Mythologie desselben Verfassers und bildet im Verein mit dieser nun eine zweite gemeinverständliche Darstellung der gesamten Mythologie der Germanen. H. betont im Vorwort unter Berufung auf de la Saussaye nachdrücklichst die Berechtigung seines Verfahrens: die deutsche und die nordische Mythologie gesondert in zwei starken Bänden herauszugeben. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus läßt sich die „Berechtigung" nicht leugnen, und der Grundsatz, „die Zeugnisse der Sagen und Mythen nicht von der Stelle zu verrücken, an die die Überlieferung sie setzt", ist nur zu loben. Etwas anderes ist es aber, ob dieser Grundsatz eine so scharfe Trennung wie sie Hermann vorgenommen hat, notwendig macht; — ich glaube nicht. Und ein Blick auf die beiden Bände zeigt, daß diese Trennung auch nicht praktisch war; denn alles das, was durch einwandfreie Zeugnisse für alle Germanen gleichmäßig belegt ist (man denke vor allem an Seelenglauben, Totenkult, Alptraum, elfische Geister und Riesen) und folglich am besten einheitlich dargestellt worden wäre, mußte nun unnötigerweise auseinandergerissen und teilweise doppelt behandelt werden. Den Schaden trägt das Werk selbst, das dadurch an Übersichtlichkeit verloren hat und andererseits weit umfangreicher und teurer (8 Mk. u. 9 Mk.) geworden ist als andernfalls nötig gewesen wäre.

Eine Vergleichung zwischen H.'s nordischer Mythologie (wir sehen von der „Deutschen M." im folgenden ganz ab) und den entsprechenden Partien in Meyers Buch drängt sich natürlich auf Schritt und Tritt auf.

Im Gegensatz zu M. verzichtet H. auf jeglichen Literaturnachweis und verwertet dem Charakter des Buches entsprechend die Resultate fremder Forschung stillschweigend. Auch wörtliche Entlehnungen, die mir bei der Lektüre ab und zu aufgefallen sind, lassen sich mit dem Zweck des Buches rechtfertigen, nur hätten diese als solche gekennzeichnet werden müssen, oder wenigstens hätte in der Vorrede eine darauf bezügliche Bemerkung gemacht werden sollen.

Inhaltlich ergänzen sich die Darstellungen M.'s und H.'s in vielen Punkten aufs beste, sie behalten also nebeneinander beide ihren Wert. So finden wir gerade einige bei M. knapp behandelte Abschnitte bei H. in größerer Breite behandelt, besonders das Kapitel über die Riesen, die Darstellung der Götter, die etwa dreimal so viel Raum erhalten hat als bei M., und die Schilderung des Kultus. Daß auch bei H. in Einzelheiten manches mit unterläuft, das nur auf wenig oder auf gar keinen Beifall rechnen kann, ist bei dem heutigen Stand der mythologischen Forschung nicht wunderbar; ich verzichte darauf Detail anzuführen, zumal im großen und ganzen das Gebotene den zur Zeit geläufigen Anschauungen entspricht, oder doch dort, wo die Meinungen über einen Punkt noch geteilt sind, meist — nicht immer — ausdrücklich darauf hingewiesen wird.

Auch in dem Abschnitt über die Kosmogonie und den Weltuntergang bietet H. eine glückliche Ergänzung Meyers, dessen einseitige Auffassung er völlig ablehnt. Allerdings ist er seinerseits nun wieder zu konservativ; hier

hätte A. Olriks Aufsatz Om **Ragnarök (Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie 1902,** S. 157 ff.) **stärkere Beachtung finden sollen.**

Sehr dankenswert ist **die Beigabe einiger Abbildungen, und einen ganz** besondern Wert erhält H.'s **Werk durch die ausführliche Wiedergabe der Quellen,** die gerade deshalb von größter **Bedeutung ist, weil das Buch sich ja in erster** Linie an Leser wendet, bei **denen Quellenkenntnis nicht vorausgesetzt werden** darf; aber auch der Eingeweihte **wird dankbar sein, daß ihm hier die Möglichkeit** rascher und leichter **Orientierung gegeben ist, zumal die Originale in** ihrer Gesamtheit leider **nur in Städten mit ganz großen Bibliotheken zugänglich sind.**

Gießen. **Karl Helm.**

Saemundar-Edda mit **einem Anhang, hrsg. und erklärt von F. Detter und R. Heinzel. Zwei Bände, Leipzig G. Wigand. 1903. 35 Mk.**

Die Bedeutung dieser neuen **Edda-Ausgabe beruht in erster Linie auf** dem ihr beigegebenen monumentalen **Kommentar. Den Hauptgewinn trägt aus demselben die Grammatik, vor allem die Syntax, davon; dann die Lexikographie, Rhetorik und Poetik; die metrischen Bemerkungen sind oft anfechtbar,** literarhistorisches ist von der **Erklärung absichtlich nur in geringem Umfang** in Betracht gezogen worden.

Auch die Realia, **Sagengeschichte und Volkskunde spielen eine geringere** Rolle, immerhin treten sie **aber nicht so sehr zurück als der Index zunächst** vermuten läßt. Ich gebe im **folgenden einige Zusammenstellungen, die ohne** irgendwelche Vollständigkeit **anzustreben nur den Reichtum des Kommentars** auch auf diesem Gebiete zeigen **sollen. Lebendig Begraben Gudr. III 10;** typische Beleidigungen **H. Hund. I 33 u. 43, H. Hjörv. 21; Blutsbrüderschaft** Lok. 8; Bluttträume **Atlam. 20; Damascierung H. Hjörv 10;** Eidbrüchige mit der eigenen **Waffe bedroht H. Hund. I 32; Erbrecht** Rigth. 26, Vergleich des **Einsamen mit einem entblätterten oder einsam stehenden** Baum Vspa 48, **Hamd. 4; Spielen mit den Fingern als Zeichen eines** Gemütszustandes Rigth. 17; **Füllen, Hüllen und Bedecken als Rechtsbrauch** (Otterbuse) Reg. Prosa 30; **Gastfreundschaft Rigth. 5; Beförderung der** Geburt Fjölv. 22; **Kampf mit dem Gespenst Lok. 48; Glasgefäße** Skirn. 38; Härte des Glases **Hym. 27; Haus: Geflochtenes Dach Hav. 35, geflochtene** Wand Vspa 35; **Hefebereitung Alv. 34; gegessenes Herz macht** schwanger Hyndl. 39; **Herz in der Hose, H. sitzt hinten (Bilder der Verzagtheit)** H. Hjörv. 21; Schutz **gegen Hexen H. Hjörv. 13; Himmelsberge H. Hund. I 1;** vergoldete Hörner **Thrymskv. 22; Leichenfraß durch dämonische** Wesen Vspa 38; **Märchen von der Erwerbung eines an unbekanntem Ort befindlichen** kostbaren **Gegenstands Hym. 4, — von dem Mädchen mit Rinde statt** der Haut (vgl. Allerleirauh) **Grip. 15, vom Mühlstein werfenden Teufel Grott. 11. 12;** Menschen in Felsen **verwandelt H. Hjörv. 23; hölzerne Idole und** Wegweiser in **Menschengestalt Hav. 48 (vgl. zu Vspa 16); Mühlenlieder** Grott. Pros. vor 1, **Z. 48 (zu vergl. wäre Bücher[1]) an versch. Stellen); Mumifizierung** durch Wachs **Atlam. 115; Zauberwirkung der Musik (besänftigt** Tiere) **Atlam. 69. Drap Z. 30; Mündigkeitsalter H. Hund. 10; Neun-**

[1]) Arbeit und Rhythmus[3], **S. 450 sub verbo.**

zahl Vspa 2, Alv. S. 314, Hav. 134; Pferdefleisch essen Hav. 81; Prokurationsehe in der Nibelungensage (??) Sig. sk. 5 u. öfter, vergl. Index S. 676; ins Gesicht pissen als Beschimpfung Lok. 33; Schwert zwischen Mann und Weib Sig. sk. 4. 5. 66, Brot 20; Schwertzauber Hav. 144; Selbstopferung Hav. 136; Sonnenfinsternis, rotscheinende Sonne bewirkt Seuchen Vspa 40; Sprichwörter Hav. 74, Harb. 23, Reg. 14, Fafn. 6; auf einen Stein treten bei feierlichen Handlungen Grog. 15; Taufe H. Hjörv. Prosa vor 7, Z. 25; blutige Tränen dringen ins Grab H. Hund. II 44; Tau als Himmelsspeise Vafthr. 45; Tierbestrafungen Grimn. 10; Tracht Hav. 3, Thrymskv. 11; Übervölkerung durch die Götter verhindert Harb. 25; Unmögliche Leistungen (Aus Sand Stricke drehen) Harb. 19; Unsichtbarmachen Alv. 18; verbotene Verwandtschaftsehe Vspa 44; Verwünschungen Harb. 61; Vögel prophezeien Fafn. 61—65. H. Hund. I 5, Brot 5; V. am Scheunentor Grimn. 10; Vogelsprache Fafn. Prosa vor 33 Z. 9. 10, H. Hjörv. Prosa vor 1, Z. 27; scherzhafte Anweisung zum Vogelfangen Fjölv. 18; Waldschmieden (?) Vspa 35. 39, H. Hund. II Pr. vor 29. Z. 6. 7; Wasser des Lebens Sig. sk. 65; Steine und Pfähle als Wegweiser Skirn. 57; Wiedergeburt H. Hjörv. Pr. nach 45. H. Hund. II Prosa vor 1; Windabler Vafthr. 37; Zauber Vspa 23; Hav. 137. 165, Skirn. 26—36; Zeitrechnung Vspa 6. 11. 72, Hav. 50. 136, Hym. 36.

Gießen. Karl Helm.

Wilhelm Holzamer, Peter Nockler. Die Geschichte eines Schneiders. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1902. IV u. 174 S. 8°. Mk. 2.50.

Ein rheinhessischer Schneidergeselle verlobt sich mit einem Odenwälder Mädchen, das in Mainz dient. Als sie zur Kirchweih die Heimat des Mädchens besuchen, bricht sie ihm die Treue, und an diesem Fehltritt geht das Mädchen, obgleich ihr Bräutigam sie in seiner Güte heiratet und dem Kind ein treuer Vater wird, zu Grund, während für Peter Nockler, ihren Gatten, das Leiden ein Feuer wird, das ihn härtet, seinen Lebensinhalt vertieft und ihn zum Berater seiner Dorfgenossen macht. Die Summe seiner Weisheit wird das alte homo sum „mer sein halt all Menschen“. — Eine einfache Fabel, wie man sieht. Der Hauptreiz der neuen Erzählung unseres hessischen Landsmannes liegt in der Schilderung der seelischen Vorgänge, die jene Begebenheiten im Inneren der beiden Hauptpersonen auslösen. Es ist eine echte Heimatsgeschichte, die deshalb auch an dieser Stelle besprochen zu werden verdient, wie denn überhaupt die Volkskunde den dichterischen Schilderungen des Volkslebens Beachtung schenken sollte.

Dieselbe Geistesströmung, die die wissenschaftliche Arbeit der Volkskunde in der Gegenwart fördert, hat auch der schönen Literatur kräftige Antriebe gegeben, die sich überall bemerkbar machen. Auf beiden Seiten sucht man das Volksleben zu erfassen und darzustellen. Allein stofflich betrachtet sind unsere modernen Dorf- und Heimatsgeschichten eine nicht zu verachtende Quelle, wenn sie auch mit Vorsicht und besonnener Abwägung benutzt sein wollen. Ich brauche ja, um von Älteren wie Gotthelf zu schweigen, nur die Namen Roseggers, Sohnreys oder Hansjakobs zu nennen, um dies einleuchtend zu machen. Welche Fülle von volkskundlichem Detail ist hier vorhanden! Und, mag man auch den Mangel völliger Zuverlässigkeit hervorheben, diese Einzelheiten treten uns als Leben und in dem Zusammenhang des Lebens entgegen,

den der Künstler leichter erfaßt und darstellt als der Gelehrte. Wertvoller noch, als das einzelne Stoffliche, kann der Volkskunde die Schilderung des seelischen Lebens der Leute aus dem Volke sein, wenn sie von einem Dichter herrührt, der das Volk kennt; er vermag uns Gebiete zu erschließen, die uns sonst unzugänglich bleiben. Vor allem eines ist es, worin vielleicht der stärkste Unterschied zwischen wissenschaftlicher und — wenn ich so sagen darf — dichterischer Volkskunde besteht; jene sieht Massenleben und stellt es dar, diese Einzelleben und individuelles Geschick. Das Individuum, das uns in der Volkskunde entschwindet, steht im Mittelpunkt der dichterischen Darstellung. Wie persönliche Eigenart sich innerhalb des volksmäßigen Massenlebens äußert und wie dieses jene beeinflußt, das kann uns nur das Leben selbst oder die Dolmetscherin des Lebens, die Dichtung zeigen. So wird die Poesie eine schöne Ergänzung der Wissenschaft.

Aber selbst wo das Volksleben mangelhaft oder schief von dem Dichter aufgefaßt wird, selbst wo in dem Bauernkostüm Städter stecken, die als solche empfinden und reden, selbst wo die Wirklichkeit gänzlich verzeichnet ist, wird die Volkskunde interessanten Beobachtungsstoff finden. So gut sie auf dem Gebiete des Hausbaus, der Tracht, der Sitte, des Glaubens der auf höheren Kulturstufen sich fortwährend betätigenden Berührung und Beeinflussung von Volksleben und individualistischer Kultur nachgeht, so gut sie auf dem Gebiete der Dichtung selbst die gegenseitige Beeinflussung und Kreuzung von Volks- und Kunstpoesie beachtet, so wenig wird sie es ignorieren dürfen, wie sich in der Phantasie der Gebildeten, und zumal der Dichter, das Volksleben spiegelt. Ist ihr dies doch nur ein interessanter Spezialfall jener Berührung zweier Geistes- und Lebenskreise überhaupt.

Holzamer kennt wirklich das Volk, das hat er schon früher gezeigt, und besonders in diesem Buch bewegt er sich auf vertrautem Boden. In der Nähe von Mainz, wo sein Peter Nockler zu Hause ist, stand auch seine Wiege, und in den Heppenheimer Kreis, die Heimat seiner Elise, hat ihn später das Leben zu mehrjähriger Tätigkeit geführt. Kein Wunder, daß das Lokalkolorit gut getroffen ist. Einige volkstümliche Einzelheiten seien hervorgehoben. Einen Höhepunkt der Erzählung bildet die Schilderung der Kirchweih in Mittershausen bei Fürth. Es ist ein Bild aus der Vergangenheit, das gezeichnet wird (die Erzählung spielt Anfang der 60er Jahre). Die Tracht sowohl als die alten Tänze der Odenwälder Bauern sind jetzt mehr oder weniger ausgestorben. So auch wohl der „Dreher“, der Odenwälder Nationaltanz, den die Mädchen mit ihren Liebsten tanzen, hier zu dem Text: „Ich bin von Mitterschhause, Mein Vatter is en Besenbinner, Mer wohne dahinne drauße, So hinnedraus am Wald! Was geht's dich an, du Hammelschwanz, Wann ich mit meiner Bäsel danz, Ich danz mit meiner Bäsel, Was scher ich mich um dich!“ Elise neckt ihren Liebhaber mit dem Volksreim: „Peter, wo steht er? Im Stall. Was dut er? Butzt em Gaul 's Fuder. Was meh(r)? Butzt em Gaul die Zäh(n).“ Dem kleinen Michel singt Peter das Schlummerlied: „Heio boppeio, die Nunne, Sie bringe meim Kindelche Blumme, Sie bringe meim Kindelche Rosemarein, Do schläft jo mein liebgoldig Buwelche ein.“ Als aus dem Kind ein Junge geworden ist, singt er mit den Kameraden die Fastnacht an: „Ho, ho, ho, die Fassenacht ist do“ usw. (S. 154), und bringt ein gefülltes Mehlsäckchen, Eier und Geld mit nach Hause.

Ähnliches ließe sich wohl noch mehr anführen; aber nicht bloß in solchen Einzelheiten zeigt die Erzählung heimatliche Färbung; diese Menschen, vor allem die beiden Hauptpersonen, wurzeln im heimatlichen Boden. Peter Nockler ist ein Rheinhesse mit all der Lebenslust und dem Frohsinn, der diesem Stamm zu eigen ist. Ein hartes Lebensschicksal hat ihn vor Leichtsinn bewahrt und ihm schon früh ein nachdenkliches, sorgliches Wesen verliehen, aber seine glückliche Stammesart hilft ihm sein Bündelchen tragen; sie hilft ihm auch über das schwerste Unglück seines Lebens hinweg. Mit allen Fasern seines Herzens hängt er an seinem Dorf. Schon das benachbarte Mainz ist ihm die „Fremde", und in Mittershausen kommt ihm die Verschiedenheit Odenwälder Volksart zu teils erhebendem, teils niederdrückendem Bewußtsein. Nach der Erfahrung der Mittershausener Kerb, nach dem Treubruch seiner Braut, wird die Sehnsucht nach seinem Dorfe doppelt mächtig. In einem Mainzer Wirtshause, wo Leute aus seiner Heimat verkehren, wird es ihm wieder wohl. „Er saß wieder mal mit Leuten zusammen, die auf dem gleichen Boden gewachsen waren. Da war gleich eine Einheit. Das war alles von gleicher Art. Da war nichts zu verbinden, nichts zu bewundern, da war nichts Neues. Das hatte alles den gleichen Grundton. Anschauungen, Fühlen, Wünschen, Beurteilen, es ging nach der gleichen Richtung. Oder wo nicht, man verstand auch das Abweichende sofort. Da war nichts zu erfassen erst und zu begreifen. Da gings einem selbst gleich aus dem Herzen, ohne Erklärung und erst ‚Sichdreinfinden'" (S. 79.) Eine an Heines Schilderung der Norderneyer (Blätter II, I, S. 64) erinnernde Stelle. Man sieht, wie tief dieser einfache Mensch in seiner Dorfgemeinschaft wurzelt. Und auch das hilft ihm sein Mißgeschick tragen.

Seine Frau ist aus dem Odenwald. „Von drüben", wie die eingebildeten Rheinhessen von oben herab sagen. Auch Peter meinte, „da müsse es stockdunkel sein, da sei die Welt mit Brettern zugenagelt. Da sei nichts vom Leben, denn da sei kein Wein, da seien nur „Hackeln" (Tannenzapfen, S. 84). Sie hat sich zwar in Mainz des Landlebens entwöhnt, kleidet sich als Städterin und redet hochdeutsch. Aber als sie in die Heimat zurückkommt, da fällt auf einmal all dies Künstliche von ihr ab, sie spricht wieder ihren Dialekt und holt ihren bäuerlichen Feststaat aus der Kiste hervor. Und vollends auf der Kirchweih beim Tanz, da empfindet sie voll Stolz die Zugehörigkeit zu ihren Dorfgenossen und schämt sich des Fremden, der von dieser Art zu feiern und zu tanzen nichts versteht. Eine stark sich regende Sinnlichkeit kommt dazu, und sie tut den Schritt, der sie fürs Leben elend macht. Ein gut Teil der Tragik ihres Geschicks liegt darin, daß der Rausch, den die Heimat in ihr erzeugt hat, die Ursache wird, die sie für immer von der Heimat trennt. In Peters Dorf wird sie nie heimisch; sie geht nicht unter die Leute; sie sehnt sich nach den Bergen des Odenwalds, nach ihren Eltern; aber durch ihre Schuld ist sie von ihnen getrennt. Unter der Erkenntnis, daß ihr Vergehen unsühnbar ist, welkt sie dahin, wie eine Pflanze, die in fremden Boden versetzt ist.

So ist das Seelenleben und das Schicksal dieser Menschen bestimmt von ihrer heimatlichen Art, wenn es auch nicht allein aus ihr hergeleitet ist.

Gerade bei seinem Helden schiebt der Dichter einen anderen Umstand in den Vordergrund: er ist ein Schneider — und ein Schneider ist, wie die humorvolle Einleitung auseinandersetzt, immer ein guter Kerl. Er weiß, was zerrissen ist, ganz zu machen und allem im Leben Façon zu geben. Ich weiß

nicht, inwieweit diese ganze Schneiderpsychologie der Wirklichkeit entspricht. Sie erscheint doch auch hier mehr als eine glückliche Symbolik, denn als Realität. Ob wirklich das Seelenleben Peter Nocklers durch seinen Stand bestimmt ist? Nur einmal, bei der nächtlichen Wanderung von Mittershausen nach Heppenheim, taucht ein Bild aus seinem Berufsleben in seiner Seele auf. Alles liegt zerrissen vor ihm. „Aber er wollte die Fetzen, die ihm geblieben waren, zusammennehmen und wollte sehen, was sich daraus machen ließe." Auch das Sprichwort berührt wohl das glückliche Geschick des Schneiders, sich im Leben zurecht zu finden: „Es schadet nicht! sagte der Schneider, wenn er die Hosen verschnitten — nur frisch Tuch her." Oder: „Es zieht sich alles zurecht, sagte der Schneider, und setzte den Ärmel ins Taschenloch." So redet auch das Volk von dem vornehmen Wesen der Schneider und ihrem Sinn für ein feines Äußere, Züge, die auch bei unserem Peter Nockler gelegentlich hervortreten. Im allgemeinen allerdings macht sich der Volkswitz gern über sie lustig. Und diese traditionellen Vorstellungen wirken verhängnisvoll auf Elise ein, in der es, gerade auf jener Kirchweih, immer klingt „Schneiderbock mäh". So ist immerhin des Helden Geschick auch durch seinen Stand beeinflußt.

Inwieweit die Auffassung des Paares von Elisens Fehltritt und ihr beiderseitiges Verhalten in dieser Lage volksmäßig ist und inwieweit individuelle Faktoren wirksam sind, könnte man ebenfalls wohl erwägen. Schließlich ist es das Leid, das aus diesen Menschen erst eigenartige Persönlichkeiten macht, das den die Art ihrer Herkunft und ihres Standes zeigenden Wesen einen individuellen Stempel aufprägt. Die Schilderung dieser Entwickelung ist der tiefste und eigenartigste Teil der schönen Erzählung, deren künstlerischen Wert zu beurteilen meine Absicht nicht war, so sehr ich ihn anerkenne. Nur einige volkskundliche Anmerkungen dazu wollte ich machen. A. S.

K. G. Stephani, Der deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. Baugeschichtliche Studien auf Grund der Erdfunde, Artefakte, Baureste, Münzbilder, Miniaturen und Schriftquellen. I. Band: Von der Urzeit bis zum Ende der Merovingerherrschaft. Mit 209 Textabbildungen. X u. 448 S. 8°. geb. 14 Mk. II. Band: Von Karl dem Großen bis zum Ende des XI. Jhdts. Mit 454 Textbildungen, X u. 705 S. 8°. geb. 20 Mk. Leipzig, Baumgärtner 1902/03.

Das Werk will keine Geschichte des deutschen Wohnbaues geben, „sondern nur eine Zusammenstellung aller der Nachrichten, welche sich auf den deutschen Wohnbau und seine Einrichtung beziehen", eine Materialsammlung zu einer künftigen Geschichte. So bemerkt der Verf. selbst bescheiden in seiner Einleitung. Gleichwohl ist er überall bemüht gewesen auf Grund des Stoffes durch Vergleichung und Schlüsse zu einem Bild der Wirklichkeit zu gelangen, und wenn dies Bild vielfach lückenhaft und undeutlich ist, so liegt dies in der außerordentlichen Lückenhaftigkeit des vorliegenden geschichtlichen Materials, auf dessen Benutzung sich der Verf. beschränkt hat, unter Ablehnung einer stärkeren Heranziehung der modernen volkskundlichen Hausforschung, die schließlich allein hier weiter helfen kann. Bei dem augenblicklichen Stand dieser noch in vollem Flusse befindlichen Arbeit begreift man allerdings die Entsagung des Verf.s; als Stoffsammlung hat sein Buch durch seine strenge Objektivität nur gewonnen.

Der erste Band behandelt in vier Kapiteln die Zeit bis zum Ende der Merovingerherrschaft, und zwar in Kapitel I den gemeingermanischen Wohnbau, in Kapitel II die ersten Spuren stammesverschiedener Wohnbauten vor und während der Völkerwanderung, in Kapitel III den germanischen Wohnbau unter römischem Einfluß auf fremder Erde während und nach der Völkerwanderung, in Kapitel IV den entwickelten stammesverschiedenen Wohnbau auf heimatlichem und fremdem Boden nach der Völkerwanderung. Auf Grund der Analogie noch vorhandener primitiver Wohnungen und besonders der Hausurnen, die, soweit sie in Betracht kommen, vollständig reproduziert werden, wird ein Bild des prähistorischen Wohnbaus entworfen, als dessen Entwickelungsstufen Grubenhütte, Zelt, Jurte und rechteckiges Haus mit der Türe in der Längsseite erscheinen. Wie man sieht, geht der Verf. von einer runden Urform des arischen und germanischen Hauses aus, worin ihm nicht jeder folgen wird. Der Wohnbau der frührömischen Zeit wird nach den bekannten Stellen des Strabo, Cäsar und Tacitus dargestellt als bedingt durch das allmähliche Fortschreiten vom Nomadenleben zur Seßhaftigkeit. Über die germanischen oppida Cäsars hätte B. G. 5, 21 aufklären können (siehe Müllenhoff, D. Altertumsk. 4, 281). Eine Zurückführung der Siedelungsweise der Germanen, wie sie Tacitus (G. c. 16) beschreibt, auf ihren „schroffen Individualismus" unterläßt man wohl besser angesichts der Tatsache, daß sie uns auch bei zahlreichen anderen Völkern auf ähnlicher Kulturstufe entgegentritt [1]). Den Übergang vom Rundbau zum rechteckigen Fachwerkbau setzt der Verf. in diesen Zeitabschnitt, wozu man wohl auch ein Fragezeichen machen darf. Besondere Aufmerksamkeit wendet er der altgermanischen Erdwohnung, dem „Dung" zu, lehnt aber die Beziehung der „Trichtergruben" hierauf ab und erblickt in ihnen vielmehr vorgeschichtliche Krematorien (S. 95 Anm.). Die abschließende Schilderung des gemeingermanischen Wohnbaus (S. 105 f.) zeigt ein Bild, das dem fränkischen Typus näher als dem sächsischen steht.

Das zweite Kapitel handelt zunächst von den Siedelungen der Markomannen und deren Darstellung auf der Markussäule. Verf. sucht darzutun, daß den barbarischen Hausbildern der Reliefs genannter Säule Vorlagen aus der Wirklichkeit zu Grunde gelegen haben, daß also jurtenartige Bauten von den germanischen Völkern der Donauniederungen noch zu Ende des 2. Jhdts. n. Chr. bewohnt wurden, während diese Typen im eigentlichen germanischen Kernland schon im Aussterben begriffen waren. Eingehend wird dann im Anschluß an die Notiz des Ammianus Marcellinus (XVII, 1, § 7), die Baulichkeiten der Alemannen am unteren Main seien „ganz ordentlich nach römischer Manier" aufgeführt gewesen, die Frage erörtert, ob die landwirtschaftlichen Bauten der Römer einen nachweisbaren Einfluß auf die germanische Bauweise in den Jahrhunderten der römischen Herrschaft geübt haben (S. 126 ff.). Sie wird im allgemeinen verneint; die Angabe Ammians sei wahrscheinlich auf römische Gehöfte zwischen Main und Taunus zu beziehen, die von Alemannen besetzt worden seien. Über die Ausgrabungen bei Großgartach bei Heilbronn, die ebenfalls herangezogen werden, kommt der Verf. zu keinem bestimmten Ergebnis. Die von Soldan bei Neuhäusel im Wester-

[1]) Vgl. K. Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen. Jena 1896, S. 110 ff.

wald aufgedeckten Wohnstätten scheinen Ähnlichkeit mit denen von Großgartach zu haben [1]). Manche Vermutungen über das prähistorische und frühgeschichtliche Haus werden wohl durch solche Funde über den Haufen geworfen werden. — Das Haus der Westgoten wird nach Wulfilas Bibel skizziert und aus dem 5. Jhdt. das Lager Attilas als Zeugnis gotischer Bauart betrachtet.

Das dritte Kapitel stellt zunächst die Nachrichten über die Bauten der ostgermanischen Stämme (Westgoten, Vandalen, Burgunden, Ostgoten) auf römischem Boden zusammen, am längsten bei der Bautätigkeit Theoderichs verweilend; seine zweite Hälfte beschäftigt sich mit den Langobarden und Franken, wobei auch deren alte nationale Bauweise nach dem Edikt Rotharis (S. 235 f.) und der lex Salica (S. 259 ff.) berührt wird. Das Quellenmaterial bringt es mit sich, daß die durch die Römer stark beeinflußte Wohnweise der höheren Schichten in den Vordergrund tritt. Von merowingischen Bauten auf deutschem Boden werden die Reste der Aachener Pfalz und das schon in die Karolingerzeit führende Torhaus der Benediktinerabtei zu Lorsch hervorgehoben. Letzteres wird (in Holz errichtet gedacht) „als der Typus eines die Verschmelzung römischer und fränkischer Elemente zeigenden merowingischen Wohnbaus" angesehen (vgl. A. Weckerling, Das Kloster Lorsch und seine Torhalle, Worms, 1903).

Das vierte Kapitel schildert den Wohnbau der Bayern und Alemannen vor Karl dem Großen auf Grund der wenigen Nachrichten der Volksgesetze, den der Sachsen hauptsächlich auf Grund des Heliand, wobei irrtümlich die Angabe gemacht wird, der Sachse habe sich die Wohnungen der Vornehmen und die Völker des heiligen Landes nur als Burgen denken können, während von Burgen in unserem Sinne, wie der Verf. später selbst bemerkt (Bd. II, 417) damals noch nicht die Rede sein kann. Für das nordische Haus werden in Ermangelung gleichzeitiger Quellen das spätere Bauernhaus und die Berichte des Sagas nach Kalunds Darstellung herangezogen; eine Beschränkung auf den in dem Bande behandelten Zeitabschnitt war hierdurch ausgeschlossen. Hervorgehoben sei die Erörterung des Verhältnisses des norwegischen Holzkirchenbaus zu den ältesten Hausformen, die zu dem Ergebnis führt, daß „die skandinavische Säulenbasilika als direkte Nachkommin des altnordischen Wohnhauses eine germanische Errungenschaft" sei. Die beiden letzten Abschnitte des Kapitels orientieren über den Wohnbau der Angelsachsen und Normannen und seine Einrichtung.

Für den zweiten Band, der die Zeit von Karl dem Großen bis zum Ende des XI. Jhdts. umfaßt, war ein viel reicheres Material vorhanden, aber die Eigenart desselben bringt es mit sich, daß die Volkskunde hier weniger findet als im ersten Bande. Wenn auch geistig die Menschen jener Zeit noch wenig differenziert erscheinen, so machen sich doch in dem äußeren Lebenszuschnitt schon starke Verschiedenheiten bemerklich. Adel und Geistlichkeit sondern sich von der Volksmasse ab, und die vorhandenen Quellen (Geschichtsschreiber, Buchmaler und Monumente) erzählen uns nur von der Lebensweise der herrschenden Klassen. Dazu sind die bildlichen Darstellungen sehr unzuverlässige und mit großer Vorsicht zu benutzende Quellen, da eigne Willkür und Phantasie, mangelnde Technik und Anlehnung an fremde Vorbilder sie oft stark von der Wirklichkeit

[1]) Siehe Nachrichten über deutsche Altertumskunde 13, S. 25 ff.

entfernen. Nichtsdestoweniger darf auch die Volkskunde für die sorgfältige und umfassende Materialsammlung, die hier geboten wird, dankbar sein.

Das erste Kapitel behandelt die Zeit der Karolinger in 10 Abschnitten: § 1 Die klösterlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten. § 2 Die Landgüter Karls des Großen a) Die Vorbilder, b) Die typischen großen Pfalzen (Aachen, Ingelheim, Nimwegen), c) Die kleineren Pfalzen. § 4 Die deutschen Städte. § 5 Verschiedene Haustypen. § 6 Einzelheiten am und im Hause (Wandmalerei und Vertäfelung, Mosaiken, Holzbildhauerei, Türen, Fenster, Heizvorrichtung). § 7 Die Technik (Entwerfung des Risses, Vermessung des Bauplatzes, Ausführung des Baues, Ziegelfabrikation, Block- und Ständerbau, Steinbau, Dachbelag, architektonischer Schmuck). § 8 Das Mobiliar (Stühle, Bänke, Betten, Tische, Schreibgerät, Truhen, Kleinodienbehälter, Uhren, Beleuchtungsvorrichtungen, Hängegefäße, textile Innendekoration). Besonders hingewiesen sei auf die eingehende Darstellung, die dem auch für die volkskundliche Hausforschung wichtigen Plan des Klosters von St. Gallen in § 1 zu Teil wird. Von den in § 5 behandelten Haustypen nenne ich die profane Basilika, das Haus mit Söller und den Wohnturm.

Kapitel II führt uns in die Zeit der sächsischen Kaiser. Es ist wie das erste Kapitel gegliedert, nur werden in § 2 „Einzelhöfe und Dörfer", in § 3 neben den „Pfalzen" (Goslar) die neu aufkommenden Burgen behandelt. Auf die Anfänge des romanischen Stils fällt manches Licht. In § 2 wird betont, daß bereits im 11. Jhdt. die fränkische Hofanlage ihre volle Ausbildung erlangt haben müsse. Bei Behandlung der Haustypen (§ 5) werden die Münzbilder herangezogen, die eine Reihe von Darstellungen mehrstöckiger Holz- und Steinhäuser aus dem 11. Jhdt. bieten. Eingehende Besprechung erfahren die Reste von Profanbauten dieser Zeit (Römerturm in Regensburg, Trierer Propugnakulum, „Graues Haus" in Winkel a. Rh.).

Besonderen Wert verleiht dem ganzen Werke das außerordentlich reiche Bildermaterial, das es bringt. Vieles nur schwer und in entlegenen Stellen zu Findende ist jetzt bequem zugänglich, und manches bisher überhaupt noch nicht veröffentlichte Bild aus Privatsammlungen lernen wir hier zum erstenmal kennen. Für die Hausforschung wird das Buch Stephanis ein unentbehrliches Hilfsmittel sein.

A. S.

Samuel Ives Curtiß, Ursemitische Religion im Volksleben des heutigen Orients. Forschungen und Funde aus Syrien und Palästina. Deutsche Ausgabe. Mit 57 Abbildungen und 2 Karten nebst einem Vorwort von Wolf Wilhelm Grafen Baudissin. Leipzig, Hinrichs 1903. 30 u. 378 S. 4⁰. Geb. 10 Mk.

Das für die vergleichende Volkskunde wertvolle Buch ist eine Übersetzung des 1902 in Chicago erschienenen Primitive Semitic Religion to-day, allerdings in einem zum Teil anderen Gewand, soweit ich die amerikanische Ausgabe noch in Erinnerung habe. Die deutsche Ausgabe ist ausführlicher an Text und Bildern, die dazu wesentlich besser sind als im ursprünglichen Werk. Die „Ursemitische Religion" von Curtiß ist eine wertvolle Ergänzung zu W. Robertson Smiths bedeutendem Werk The Religion of the Semites 2. ed. London 1894 (ins Deutsche übersetzt von Stübe, Tübingen 1899) und J. Wellhausens Reste arabischen Heidentums (Berlin 1. Aufl. 1887). Curtiß

entnimmt seinen Stoff ausschließlich dem heutigen Volksleben Syriens und Palästinas, das er auf vielen Reisen aufs gründlichste erforscht hat. Es war den Fachgelehrten zwar nichts unbekanntes, daß das altsemitische Heidentum die Zeiten der israelitischen Jahwereligion, des Christentums und des Islams bis auf unsre Tage überdauert hat und hier und dorten die üppigsten Blüten noch heute treibt. Aber daß dies in solch starkem Maß der Fall ist, wie Curtiß zeigt, hätte doch keiner gedacht. Ein überreiches Material bringt er uns bei. Die alten Heiligtümer und ihre Herren, die segenspendenden Kräfte, die von ihnen ausgehen, die Feste und Opfer, die den Muslimen mit den Christen hier einmal im Glauben zusammenbringen, sind nichts als Reste des Kanaanitischen Kultus. Nur die Namen haben gewechselt. An Stelle der Baale sind christliche und mohammedanische Heilige getreten, die den Bewohnern des Landes für alle ihre Nöten herhalten müssen, für Krankheit des Kindes und Unfruchtbarkeit der Frau, für Schutz der Herden und des neuen Hauses. Und hat der Heilige geholfen, so erzeigt man sich auch dankbar. Man spendet Gaben an den amtierenden Priester oder löst sich mit Geld aus. Das gerettete Kind weiht man der Gottheit, unbedenklich läßt die Muhammedanerin ihr Kind taufen, wenn Dschirdschis (St. Georg) geholfen hat. Es werden uns Heilungen von Besessenen erzählt, bei denen die Dämonen sich ebenso mit dem Exorcisten unterhalten wie sie es einst mit Jesus taten.

Außerordentlichen Wert legt Curtiß auf den Blutgebrauch im heutigen Orient, den er in den mannigfachsten Beispielen beleuchtet. Hier ist aber die wundeste Stelle des verdienstvollen Werkes, wo die Kritiker einsetzen werden. Sicher hat in vielen Fällen heutzutag das Blut eine sühnende Bedeutung: das fremde Blut soll den Opfernden „decken". Sehr verwegen ist es aber, aus der Tatsache, daß sich das alttestamentliche Kipper „decken, sühnen" im heutigen arabisch als Kaffara vorfindet, zu schließen, daß beide Worte einen gemeinsamen Herd hätten, die ursemitische Religion. Curtiß übersieht, daß Mohammed und der Islam viele aramäische Wörter aus dem Judentum aufgenommen haben, und daß diese Übernahme schon in der Dschahilija, der Zeit vor dem Gesandten Gottes, stattgehabt hat. Sehr wahrscheinlich gehört zu diesen aramäischen Lehnwörtern auch Kaffara. Also ist der sich im heutigen Syrien so häufig findende Gebrauch des Blutes zur „Deckung" im Grunde ein jüdischer, d. h. er stammt erst aus exilischer bezw. nachexilischer Zeit. Seine Herkunft mag babylonisch sein, gerade in Babylon spielte das Sühneritual eine große Rolle. Aber dem alten Israel war diese Auffassung des Blutgebrauches eine fremde. Ihm sowie dem semitischen Heidentum ist das Blut beim Opfer in erster Linie ein Mittel, um die innigste Gemeinschaft mit der Gottheit herzustellen, es schafft communio, wie es beim Abendmahl noch heute fortlebt, von Jesus noch verstanden, von den Christen heute nur im geringsten Teil. Diese Kritik an Curtiß' verdienstlichem Buche führt noch zu einer anderen Frage: Ist wirklich alles, was Curtiß meint, ursemitische Religion oder nicht vielfach kanaanitisches Heidentum? Jene war eine Religion der Wüste, diese aber war die heitere Religion des fruchtbaren Landes.

Mainz. Lic. Dr. Frhr. v. Gall.

Zeitschriftenschau für 1902*).

1. Volkskundliche und verwandte Zeitschriften.

Bearbeitet von A. Strack, Gießen.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 12. Jahrg.

Heft 3. V. Chauvin, Felix Liebrecht: Lebensabriß nebst Bibliographie.

B. Chalatianz, Die armenische Heldensage (Forts.): Sagen von David und seinem Sohne Mher.

K. Dieterich, Die Volksdichtung der Balkanländer in ihren gemeinsamen Elementen (Forts.): Die Gestalten der Elfen (Neraïden und Wilen), Schicksalsjungfrauen und des Todes (Charos, Hexen); orientalische Einflüsse. Christliche Legenden (St. Georg, Petrus und seine Mutter). — 2. Die Anschauungen. Naturgefühl: Streitgedichte; Pflanzen- und Tiergespräche zum Zwecke allegorischer Versinnbildlichung menschlicher Verhältnisse; Vögel als Sendboten, Verkünder freudiger Ereignisse, Helfer, Ratgeber; das Streitroß. Befragung der Natur. Teilnahme der unbelebten Natur an den menschlichen Geschicken (wenn zwei Geliebte sich trennen, welkt das Laub, wie im deutschen Lied); Grabeswünsche. Liebesleben: Verrat durch die Natur, Vorzüge der verschiedenen Berufsarten, weibliches Schönheitsideal. Eheliches Leben, Abschiedslieder, Eifersucht. Brudermord. Totenklagen.

R. F. Arnold, Die Natur verrät heimliche Liebe (Schluß): Reflexe des Volksliedes in der Kunstdichtung.

J. Bolte, Doktor Siemann und Doktor Kolbmann, zwei Bilderbogen des 16. Jhdts.: Dr. Siemann das herrschsüchtige Weib, das durch Dr. Kolbmann, der einen Knüppel bringt, vertrieben wird.

Th. Wolff, Volksleben an der oberen Nahe. 1. Haus, Tracht, Tagewerk: Zustände der kleinbäuerlichen Bevölkerung der Pfarrei Niederbrombach in der 1. Hälfte des 19. Jhdts., hauptsächlich nach eignen Erinnerungen. Dorflinde. Bauernhaus (Wohnräume, Stall und Scheune unter einem Dach). Essen (nur selten Fleisch). Kleidung aus selbstgemachtem Halbleinen. Stricken Beschäftigung der Hirten. Tagewerk im Sommer und Winter. Kegelspiel mit 5 Kegeln. Spinnen und Weben, Spinnstube („Maje"). Die Hausfrau = die „Waas". Krankheiten. Alter.

M. Bartels, Märkische Spinnstubenerinnerungen (Forts.): Weiteres über das Wockenplaaster. Technik des Spinnens, das seit 20 Jahren in Ützdorf nicht mehr geübt wird. Behandlung der Leinewand.

B. Kahle, Über Steinhaufen, insbesondere auf Island (Schluß): Weitere Belege dafür, daß wir es bei dem Steinwurf auf Island mit einem

*) Fortsetzung der Bd. I, S. 236 begonnenen Übersicht.

Opfer zu tun haben. (Werfen von Schuhen, auch nach Bäumen.) Die Errichtung des ursprünglichen Steinhaufens hatte wohl den Zweck, die Seele des übelwollenden Toten zu bannen. Merkwürdige Sitte des Steinwurfs auf ein Grabdenkmal in Neckarbischofsheim.

Kleine Mitteilungen: F. Behrend, Ein Oberstdorfer Fastnachtsspiel vom Schinderhannes: 1900 aufgeführt, aus dem Volksbuch und Schillers Räubern zusammengesetzt. Die Hiesel- und Hannesdramen. — R. Reichhardt, Das Margaretenfest in Schmiedeberg, Prov. Sachsen. — E. Lemke, Adventsmütterchen und Adventsweiblein (in Elbing sowie in Ober- und Mittelschwaben). — P. Drechsler, Schlesische Erntegebräuche. — R. Wetsch, Bindesprüche der Roggenschnitter in Mecklenburg. — J. Bolte, Zum deutschen Volksliede: 9. Drei liebe Frauen: erweiterte Fassung des bekannten Liedes von den 3 Marien, die den sein Weib mißhandelnden Ehemann strafen, aus dem Ende des 16. Jhdts.; auf ihr beruhen zwei Übersetzungen ins Dänische und Schwedische. Der Schwankstoff wird bis ins 14. Jhdt. zurückverfolgt. 10. Alte Nachtwächterrufe (a. d. 16. u. 17. Jhdt.). — F. Dieter, „Es ist die höchste Eisenbahn" (von A. Glasbrenner herrührend). — M. Abeking, Volkstänze in Bairo-Alemtejo: aus Portugal; religiöse und Liebestänze mit Vierzeilern. — J. Denk, Zu R. Köhler's kleineren Schriften: Adams Erschaffung aus 8 Teilen; Mutter Erde; zur Ikonographie der heiligen Martha; der Leviathan am Angel; das vom Sterbenden nicht vollendete Wort; tener il dito.

Heft 4. J. v. Negelein, Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult. III: Ergänzung der früheren Aufsätze. Die Pferdemahren in Frankreich. Die Roßtrappe wirkt besitzgründend. Pferde suchen die Grabstätte. Beziehungen zu Kirchen. Angang und Prophetie. Träume. Pferdekopf. Hufeisen. Weiße Farbe. Teufelsrosse.

B. Chalatianz, Die armenische Heldensage. III. Die Bestandteile des armenischen Epos. 1. Sanasar und Abamelik (oder Aslimelik), aus dem alten Testament stammend. 2. Der ältere Mher; Hinweis auf ähnliche Sagen von überstarken Helden. 3. David: Erzeugnis des Kampfes der Armenier mit den Arabern. Einfluß der iranischen Heldensagen. 4. Der jüngere Mher: mythischer Ursprung; Verwandtschaft mit dem persischen Mithra-Mythus.

K. Dieterich, Die Volksdichtung der Balkanländer in ihren gemeinsamen Elementen. 3. Die Ausdrucksmittel: Allegorie: der Tod als Braut u. ähnl., orientalische Reminiscenz; die Erde als Ruhebett; die Geliebte als Blume oder Vogel; Verwandlungswünsche in der Liebespoesie (der Himmel ein Blatt Papier u. dgl.). Vergleichungen: des Körpers und seiner Teile, besonders mit solchen von Tieren; unmögliche Dinge. Wiederholung einzelner Worte und Verse; Parallelismus; Versbau. Melodie: kein streng durchgeführter Takt, lockere Beziehung zwischen Text und Melodie; Einfluß des Kirchengesangs. Ergebnisse: Einheitlicher Charakter der Balkanvölker, eine Folge der byzantinischen Herrschaft, die orientalische Einflüsse vermittelt. Gliederung innerhalb dieser Gemeinschaft: griechische und serbo-kroatische Gruppe.

M. Bartels, Märkische Spinnstubenerinnerungen. Schluß: Der Flachs und seine Bearbeitung; Hopfenbau.

Th. Wolff, Volksleben an der oberen Nahe (Forts.). 2. Das festliche Jahr: Neujahr, poetische Wünsche, Gebräuche. Heil. 3 Könige: Sternsingerlied. Fastnacht nur noch ein Kinderfest, Heischelieder. Gründonnerstag, Eichhörnchenjagd, Eier. Karfreitag, den Jungen die Taschenmesser weggenommen, Hexen erkannt. Ostern, Eier und Wecke. Der erste Mai, Besen, Feuer, Schutz vor Hexen. Pfingsten, Pfingstquack. Johannistag, Reinigen und Schmücken der Brunnen, Heischelied, Johannistau, Bannen der Vögel. Weihnachten, Christkind mit Pelznickel und Esel, Flachs auf dem Spinnrad gelassen, Wasser schöpfen. Grenzbegang.

M. Höfler, Knaufgebäcke: 20 Varietäten dieser deutschen und nordischen Gebildbrote, die 2 obere und 2 untere Zipfel und eine auffallende mittlere Verbreiterung aufweisen (in Hessen „Bubenschenkel") werden besprochen. Es sind hauptsächlich Neujahrsgebäcke, die frühere Knochenopfer ablösten.

L. u. R. Kaindl, Sprichwörter und Redensarten, in der Bukowina und in Galizien gesammelt.

Th. Zachariä, Die Parialegende bei Bartholomäus Ziegenbalg: Erzählung aus der 1791 zum ersten Mal gedruckten Genealogie der malabarischen Götter des B. Z. (1683—1719), wahrscheinlich des ersten Europäers, der die Parialegende nach dem Berichte eines Eingeborenen in Indien niedergeschrieben hat.

Kleine Mitteilungen: Blümml u. Rott, Volkstümliche Vogelnamen aus Westböhmen (76 Arten). — J. Köhler, Egerländer Volksglaube: Liebeskranz (Andreasnacht), Erforschung der Zukunft in den Losnächten, Orakel um in der Christnacht die Getreidepreise des kommenden Jahres zu erfahren. — R. Steig, Hochzeitslieder und Hochzeitssitten: 1. Mitteilung einer in den Heidelberger Jahrb. 1818 veröffentlichten Besprechung der „Plattdeutschen Gedichte" von Bornemann, die von Arnim herrührt; darin 2 der Vogelhochzeit nahestehende pommersche Hochzeitslieder. 2. Ein 1814 im Preußischen Korrespondenten unter der Redaktion Arnims veröffentlichter anonymer Aufsatz über den hessischen Brautwagen. — R. Mielke, Karrideln in Treuenbrietzen: Fastnachtsumzug mit Heischelied [vgl. Erk-Böhme N. 1213 ff.].

Aus den Sitzungsprotokollen des V. f. Volksk.: E. Kück, über die alte Frauentracht der Lüneburger Haide u. die Trauerfarbe (weiß) der Gegend.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VIII.

5. Heft: J. W. Nagl, Die Hienzen: der Name erklärt als „Hüenzen" = Hühnerhändler.

J. Blau, Huhn und Ei in Sprache, Brauch und Glauben des Volkes im oberen Angeltale (Böhmerwald): Hühnersteige und Hahnbaum, Namen, Lockrufe, Biberhennl (Tanz mit Melodie), Vierzeiler. Das „Ansetzen". Das Huhn im Volksglauben und -brauch. Hahnenerschlagen.

L. Mlynek, Das Emausfest am Hügel „Zarzykom" bei Wieliczka: Eigentlich „Maus" (= Hainfest), eine alte Frühlingsfeier der Lachen um Ostern, mit Renn- und Ringkämpfen.

Kleine Mitteilungen: F. Zdarsky, Volksheilmittel gegen Schlangenbiß in Kärnten. — O. Jauker, Das „Hilariusbergl" und die Gebetslotterie. — M. Urban, Egerländer Ansinglieder: I. Nachtwächterlied. II. Brautlied.

III. Sommer- und Winterspiel [= Erk-Böhme N. 1068]. IV. Maria-Kulmer Wallfahrtslied. — J. Blau, Zum Inventar eines Bauern. Derselbe, Der Nachlaß einer Inwohnerin.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 6. Jahrg.

Heft 3: A. Rossat, Chants patois jurassiens. IVe partie. Chansons satiriques: Spottverse (Vierzeiler) und -lieder auf Mädchen und Frauen (mit Melodien).

S. Singer, Zur Volkskunde vergangener Zeiten. 1. Reime über das Käsmahl zu Wimmis. 1741: Von Amtsmann Steiger auf Grund der alten Tradition der Bauernhochzeit gedichtet. Ältere Nachrichten über das Käsmahl. Darin die älteste Erwähnung des Guggisbergerlieds. 2. Volkssage, aufgefaßt auf der Reise zur Besteigung des Niesens. 1820: Drei Männer, die den Heimweg suchen und von einem uralten Mann zurecht gewiesen und beschenkt werden. Schlüssel an einem dürren Ast, der eine Schatzkammer aufschließt. Mißbrauch desselben. 3. Ein Gesellschaftsspiel aus dem 15. Jhdt.: Aus Wittenweilers „Ring" hergestellt; Mädchenwahl, Vergleich mit den Maibuhlen. 4. Die neue Eva: eine Erzählung von J. Gotthelf.

E. Wymann, Die ersten schweizerischen Verehrer des Grabtuches Christi in Turin: Bericht einer Schweizer Gesandtschaft über die am 29. September 1578 erfolgte Besichtigung des in demselben Jahre erst von Chambéry nach Turin gebrachten Grabtuches.

Miszellen: V. Pellandini, Scrivete il nome sui vostri libri (Schülerverse). — S. Meier, Die Boswiler Vesper: Parodie, die vor 50 Jahren im aargauischen Freiamt kursierte. — J. Meier, Kinderlied zu Mitfasten: 1854 in Flühen aufgezeichnetes Heischelied. — A. Burckhardt-Finsler, Zur Geschichte des Kartenspiels (Tarokkarten). — K., Joseph Steiner in Rußwyl als Brautführer seiner Patin Katharina Wolf: farbiges Trachtenbild von 1789. —

Heft 4: S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt (4. Serie): Tod und Begräbnis: Sterbesakramente, Ankleiden der Verstorbenen, Nachtwachen, Ansage des Todes, Beerdigung (schwarze, früher blaue Särge), besondere Gebräuche bei Kindern und Jungfrauen, Trauerkleidung, Leichenmahlzeiten, der „Siebente" und „Dreißigste" (Seelenmessen), Gedächtnismessen, Kerzenopfer, Verfahren bei Selbstmördern.

A. Rossat, Chants patois jurassiens IVe partie (suite). Chansons satiriques.

H. Schuppli, Kinderlieder: 100 Nummern, meist aus Baselland.

E. Buß, Der Alpsegen im Entlebuch: Text und Melodie.

Miszellen: Stückelberg, Die Verehrung der h. Verena: Chronologisch geordnete Zusammenstellung des Verenakultes im Lauf der Jahrhunderte. — A. Ithen, Bruchstück eines Petrusliedes und zwei Bettlergebete: bei der Wallfahrt nach Maria-Einsiedeln von wegelagernden Bettlern gesungen und gebetet. — M. Kälin, Neujahrsruf der Nachtwächter zu Einsiedeln vor 100 und mehr Jahren. — M. Kälin, Gebet nach dem hl. Rosenkranz, wie es nur in Einsiedeln üblich ist. — V. Pellandini, Indovinelli ticinesi (Rätsel). — A. Zindel-Kressig, Die alte Vesper in Sargans.

Nachträge und Berichtigungen: Zindel-Kressig, Zum Wetterläuten; zum Neujahrswunsch in Sargans. — Fragekasten: Revolutionslied („Dreiunddreißig Jahre währt die Knechtschaft schon").

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Heft IX.

Nr. 5: P. Drechsler, Zur Wortzusammensetzung im Schlesischen. I. Zusammensetzungen mit -mann. II. Z. mit -ding.

A. Meyer, Das Neunkindermärchen in Schlesien: Mitteilung aus der Schweidnitzer Chronik von K. u. B. Uslar (um 1600). Das Märchen ist nach Schlesien verpflanzt worden durch Übertragung einer welfischen Familiensage auf das schlesische Geschlecht der Hund von Altengrottkau.

H. Kölling, Absonderliche Sitten, Gebräuche und Anschauungen des oberschlesischen Volkes: I. Kirchenfeste: Weihnachten; 13. Dez. (Tag Luciä): von da bis 6. Jan. „losen die Monate" (Wetter vorhergesagt). Karfreitag; die Felder geschlagen, Karfreitagswasser, -Butter. Ostern; Schmackostern; Umzug mit dem „Hähnchen". Pfingsten; Häuserschmuck. Trinitatis; Drei Kreuzeszeichen. II. Familie und Haus: Taufe; Hochzeit; Begräbnis; ländlicher Haushalt. III. Einige absonderliche Dinge: a) Mora (Alp), b) Verhexung, c) Besprechung, d) Weichselzopf, e) Bettnässen, f) Wechselbalg, g) Ring aus 3 Sargnägeln gegen Epilepsie.

W. Walter, Ein Besuch vor 40 Jahren bei den Großeltern in einem Freibauergute des Deichsatales. (Forts.) VI. Sympathie.

Zum Aufsuchen Ertrunkener durch Brot: Weitere Belege v. Jiriczek, Jantzen, Hoffmann-Krayer.

Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde. II. Bd.

11. Heft: A. Meiche, Slavische Beiträge zu den deutschen Mundarten im Königreich Sachsen.

F. Tetzner, Werdauer Altertümer (Forts.). Medizin: Apotheken, Hexen, Besprechen, Zauberregeln. Pröpelsprüche und Heilmittel.

Cl. Pfau, Zur Geschichte der Schimpfwörter in der Rochlitzer Gegend: Zusammenstellung von solchen aus den Rechnungen des Amtes und Rates von 1560—1780.

12. Heft: Tetzner, Werdauer Altertümer (Schluß): Weitere Heilmittel, Amulette und Sagen.

P. Zinck, Aus den Baalsdorfer Kirchenbüchern: I. Aus dem kirchlichen Leben der Parochie Baalsdorf, besonders im 18. Jhdt.: Taufe; Paten; im 16.—17. Jhdt. meist nur ein Name; uneheliche Geburten, Konzeption im Schlaf; Kirchenbuße. Kein Monat zur Hochzeit bevorzugt; der Pastor bekommt bei Hochzeiten ein Schnupftuch. Begräbnisse von Gefallenen, armen Leuten, Verbrechern, Selbstmördern, Andersgläubigen. II. Die Taufnamen in den Dörfern Baalsdorf, Mölkau, Zweinaundorf und Stötteritz in den Jahren 1574—1870: Starke Zunahme der deutschen Namen, besonders bei den Knaben.

Wienskowitz, Ärztliche Beobachtungen aus der Oberlausitz: Anschauungs- und Ausdrucksweise der ländlichen Bevölkerung in gesundheitlichen Dingen. Hausmittel. Die „Schmieren". Bei Übelkeit: „Die Würmer taten mich beseechen". Das „Maß verloren haben".

R. Markgraf, Die Zahl 13 im Aberglauben mancher Sachsen; Fehlt in Leipzig als Droschkennummer, in vielen Straßen und Hotels.

Lesche, Ein Hochzeitsbieten: Einladung aus dem Jahre 1697.

Antworten auf die Anfrage in No. 8 über Meilensäulen.

Mitteilungen und Umfragen zur Bayerischen Volkskunde. VIII. Jahrg.

Nr. 1: K. Spiegel, Die schmalen Ackerbeete in der Wiesentheider Gegend (Forts.): Egge; Fruchtfolge.

Nr. 2: J. S. Allerlei Brunnen: Richtpunkte für die Sammelarbeit.

K. Spiegel, Die schmalen Ackerbeete usw. (Schluß).

Umfragen. N. 37: Bäuerliche Wurzgärten.

N. 3: Etwas von der Denkweise des Volkes.

O. Br. Neue Literatur über den Hausbau: Besprechung von Stephani, der älteste deutsche Wohnbau I.

Umfragen: Nr. 28. Lautausdeutungen z. B. der Glockenstimmen, der Signale, des Mühlengeklappers, der Vogelstimmen.

Nr. 4. O. Brenner, Jahresbericht des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartforschung.

Etwas von der Denkweise des Volkes (Schluß).

Umfragen: Nr. 29. Ein Kinderspiel. Nr. 30. Weihnachtsgebräuche.

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. XXV. Jahrgang.

Nr. 8: M. Binder: Aus den Matrikeln und andern Büchern der ev. Kirchengemeinde A. B. zu Katzendorf. Kleiderordnung von 1795. Verwilderung der Bruderschaft. Niederer Stand der Sittlichkeit zu Anfang des 19. Jhdts.

K. Brandsch, Aus dem Kirchenbuch in Schweischer: Gottesdienstliche Verordnungen zur großen Pestzeit 1710 (Strafe des „Steinanhangens").

J. Roth, Gespenstersagen aus Groß-Schenk: I. Das von einem Gespenst zurückgelassene weiße Tuch zeigt die Stelle, wo Kohlen vergraben sind, die sich in Gold verwandeln. II. Ein Bauer zündet sich an einem Irrlicht die Pfeife an. III. Gespenstererscheinung auf der Landstraße. IV. Der Knabe und die Schlange. V. Der gebesserte Mörder (Engelerscheinung). VI. Trudengäßchen. VII. Ein Gold vergrabendes Gespenst. VIII. Die tanzenden Truden.

Kleine Mitteilungen: 1. Splitter zur Volkskunde: Aberglauben; Redensarten; Erlernen der Hexerei; Kinderspiele. — 2. Zum Wörterbuch.

Vermischtes: Lips Tullian, großer Räuberhauptmann in der Art von Karl Moor, 1715 hingerichtet. Kolportageroman.

Nr. 9: V. Roth, Das Altarwerk zu Malmkrog: aus dem letzten Viertel des 15. Jhdts.

Vermischtes: Alte Wandmalereien.

Nr. 10: V. Roth, Das Altarwerk zu Malmkrog (Schluß).

J. Roth, Gespenstersagen aus Groß-Schenk (Forts.): IX. Das von tanzenden Gespenstern gesegnete Mahl wird nicht alle. X. Hexe unterrichtet ihre Schwiegertochter. XI. Einem Gespenst der Schwanz abgehackt. XII. Vergebene Versuche, einen Schatz zu heben. XIII. Schatz heben; Gold im Pferdekopf. XIV. Spuk eines Verstorbenen. XV. Schatz graben. XVI. Schweigen beim Schatzgraben.

Kleine Mitteilungen: G. Kisch, Zur Frage der Rassenmischung.

Literatur: A. Schullerus, Besprechung von Schönbach, die Legende von Engel und Waldbruder, und Katona, der Eremit und der Engel.

Nr. 11. E. Binder, Die Legende vom Engel und Waldbruder.

Zum Wörterbuch: 1. Aus der Kinderwelt. 4. Äußere Gestalt, Wachstum der Kinder. 5. Das Kind und seine Kleider.

G. Keintzel u. G. Kisch, Zur Wortforschung.

Kleine Mitteilungen: H. Siegmund, Zur Frage der Rassenmischung.

Nr. 12: Zum Wörterbuch. 1. Aus der Kinderwelt (Schluß). 5. Das Kind und seine Kleider. 6. Wie man zu kleinen Kindern spricht. 7. Das Kind und seine Naturumgebung. Kindersprache.

Kleine Mitteilungen: G. Kisch, Zur Wortforschung.

Vermischtes: E. Sigerus, Alte Wandbilder.

Unser Egerland. VI. Jahrg.

Nr. 5: G. Habermann, Volkskundliche Ausstellung in Franzensbad.

Müller, Die Egerländer Tracht am Ende des 19. Jhdts.: Gegenwärtig kaum noch 10 Männer im Egerland in alter Tracht. Bei den Weibern häufiger, aber einfacher als früher.

G. Schmidt, Eine Schulprüfungsordnung aus Voitersreuth vom J. 1849.

gh., Vom Viehmarkte.

Nr. 6: gh., Die Dorfschule sonst und jetzt.

gh., Das Taglöhnerhaus.

Das deutsche Volkslied. 4. Jahrg.

8. Heft: F. W. von Ditfurth, Poesie alten deutschen, noch jetzt fortbestehenden Volksglaubens usw. 10. Forts. Segenssprüche: Zauberschutz gegen mögliche Übel; Schuß-, Waffen- und Tierstellung; Segen für einen Reisenden, der etwas von weitem sieht, davor er grauset; gegen mögliches Unglück den Tag über; Johannissegen, Kriegs- und Reisesegen.

L. Riemann, Der Gassenhauer I.

M. R. von Kurz, Die Liebschaft ist aus: Volkslied aus der Grazer Gegend mit Noten. (Das zerbrochene Ringlein; vgl. „Drei Winter, drei Sommer" H. 6, S. 88).

L. Keller, „Auf der Teichalm". Steirischer Tanz, für die Zither gesetzt.

Bauernrätsel (Backofen). — Jodler. — „Mei Mutter kocht a Brennsupp'n", (Scherzlied).

9. H.: J. Pommer, Vom ersten steirischen Sängerbundesfeste. Erinnerungen aus meiner Knabenzeit.

J. Pommer, Bedenken (Volkslied aus Oberösterreich „Wie wird's mir denn gehn", 4stimm. Satz).

L. Riemann, Der Gassenhauer II.

R. Zoder, Die Liebschaft ist aus („Drei Winter, drei Sommer").

J. Pommer, Juchezer. — H. Geißler, Jodler und Juchezer aus Steiermark.

10. H.: Öhler, Krippenlied.

Bertholet, Die Entstehung der volkstümlichen Weihnachtsspiele (Aus der allg. Musikzeitung).

Pachauer-Fischer, Weihnachtslied.

L. Riemann, Der Gassenhauer III.

Kronfuß, In der Obertraun.

P., Das Alter des Liedchens: „Wer einen Apfel schält und ißt ihn nit": schon 1610, s. E. Reicke, Der Lehrer (1901) S. 89.

Blätter für pommersche Volkskunde. Jahrg. X. (1. Oktober 1901 bis 1. September 1902):

Nr. 1: A. Haas, Greifenhagener Sagen: 1. Kanzel aus Granit. 2. Drache. 3. Der eingemauerte Bürgermeister. 4. u. 5. Eingemauerte Kinder (Bauopfer). 6. Der ermordete Barbier. 7. Der Düwelsrasierer. 8. Teufelsinsel (Teufelsball). 10. Der diebische Hausgeist.

A. Brunk, Dorant: Pflanze, die gegen böse Geister schützt. Sagen und Aberglauben, die sich an sie knüpfen.

A. Haas, Lewerenzen sin Kind: Pommersche Redensart „So lang as Lewerenzen sin Kind" zu erklären versucht. Auf Rügen „langer Laban".

O. Knoop, Volkstümliches aus der Tierwelt: 1. Rinden (Bullen) und Kalben; Aberglauben und Rezepte. 2. Die Namen des Schweins. 3. Die Krähe.

Allerhand Reime: Abzählreime, Neckreime auf den Namen Fritz, Hühnerfuttern, In der Herberge.

Schwank und Streich aus Pommern: 1. Scheper Zadlow (und der alte Fritz). 2. Der Schäfer an der Kirchentür.

Kleine Mitteilnngen: 1. Donner und Blitz im Glauben des pommerschen Volkes. 2. Grabinschriften. 3. Die Rückfahrtkarten. 4. Ein weiblicher Schützenkönig. 5. Seltner Schlüssel. 6. Rosenfest. 7. Seltsame Verpachtung. 8. Diebstahl. 9. Ein großer Stein. 10. „Auf dem breiten Stein stehen". 11. Zu den Steinsagen.

Nr. 2: A. Haas, Greifenhagener Sagen: 11. Spuk auf dem Kirchhof. 12. Der spukende Bäckergeselle. 13. Die Silberbrücke und die Kuhdammsbrücke. 14. Die prophetische Wiege. 15. Teufelssteine. 16. Teufel und Knochenmann beim Kranken. 17. Der Mäusegraben. 18. Die Wichtelgrube. 19. Die Frau mit der langen Nase. 20. Ein Kind erscheint nach seinem Tode. 21. Eine Verstorbene holt ihr totes Kind ab. 22. Täfel.

A. Brunk, Nachträge aus Garzigar (Volkserzählungen): 2. Die Heimkehr; ähnliche Erzählung wie die Fabel von Z. Werners „24. Februar". 3. Der Widerspenstigen Zähmung. 4. Der liebe Gott im Schornstein. 5. Der Taube auf dem Baum.

O. Knoop, Volkstümliches aus der Tierwelt. 4. Die Haustiere: Pflege, Zucht, Aberglaube, Reime, Redensarten.

A. Haas, Himmelsbriefe aus Pommern: Gebrauch und Verbreitung der Himmelsbriefe (auch in Stettin); im Krieg; Karten vor der Schlacht weggeworfen. 2 mit der Einleitung vom Grafen und Diener mitgeteilt.

Kleine Mitteilungen: 12. Den Teufel nach Rom tragen. 13. Anschlägsch und Begriepsch. 14. Der Mensch im Sprichwort. 15. Donner und Blitz im Glauben des pommerschen Volkes (Mittel, einen Fehlschuß zu verhüten). 16. Ehe, Liebesorakel und Ähnliches. 17. Elsenbusch (Ortschaft im Kreise Neustettin). 18. Vorgeschichtliche Mahlsteine. 19. Zigeuner. 20. Kolberg. Strenge Kritik von Grabdenkmalsinschriften. 21. Ein Opfer des Aberglaubens. 22. Wunderdoktor. 23. Der Kuckucksruf (Prophezeiung der Lebensjahre).

Nr. 3: A. Haas, Zwergsagen: 1. Kampf der Riesen und Zwerge. 2. Die Zwerge in der Bartikower Heide (einem Moossucher, der ihre Wohnung vor dem Winde sichert, werden die Taschen mit Hobelspähnen vollgestopft, die sich später in Gold verwandeln). 3. Kampf eines Mannes mit den Wichtelmännchen. 4. Das Heinzelmännchen als Kröte. 5. Auswanderung der Zwerge

aus dem Glockenberg bei Gollnow, (Lohn des Fährmanns). 6. Die Wemmelmännekens, (Wichtelmännchen in die Erde vergraben; daraus wachsen Rosenstöcke mit kleinen Hunden und Katzen). 7. Der Spuk im Schulzenhause (der Zwerg als Schustergeselle).

A. Brunk, Nachträge aus Garzigar. 5. Zwerge und Kobolde. 6. Das Irrlicht. 7. Zum Hexenglauben.

Gadde, Scherzhafte Ratschläge: gegen Schmerzen aller Art, Flöhe, Wanzen, Spinnweben; den Bart wachsen machen, immer Geld und Brot haben u. dergl. m.

Gadde, Bismarck am Erntefest: ein Lied in der Mundart, das im Jahre 1880 gesungen wurde.

H., Die Katze im pommerschen Sprichwort.

O. Knoop, Beiträge zu einem pommerschen Wörterbuch (A u. B).

Kleine Mitteilungen: 22. Plapperreden. 23. Arbeitgeber und Arbeitnehmer. 24. Der Bauer im pommerschen Sprichwort. 25. Kleider. (Mit neuem Kleidungsstück zum ersten Male in die Kirche gehen; Mittel gegen Epilepsie.) 26. Aus dem Mineralreich (Heilmittel). 27. Dorf- und Feldbefestigungen in früherer Zeit. 28. Verstorbene Mutter besucht ihr Kind.

Nr. 4: A. Haas, Allerhand Spukgeschichten. 1. Der entlarvte Spuk. 2. Der Spuk im Walde. 3. Nächtlicher Spuk bei Treptow a. R. 4. Der vermeintliche Spuk. 5. Nächtlicher Spuk. 6. Die vermeintlichen Gespenster. 7. Der Spuk im Wintersfelder Krug (eine auf dem Kopf stehende und sich drehende Gestalt). 8. Das Kettengerassel in der Kirche zu Stepenitz. 9. Die spukenden Diebe. 10. Der Spuk am Kesselpfuhl. 11. Der entlarvte Spuk. 12. Kirchliche Spukgestalten. 13. Der vermeintliche Spuk. 14. Das gespenstische Heubündel. 15. Der Spuk im Hause Demmin.

O. Knoop, Beiträge zu einem pommerschen Wörterbuch (D—F).

F. Brehmer, Volksrätsel aus Elsenbusch und Storkow.

Kleine Mitteilungen: 29. Älteste vereinigte Totenbeliebung zu Stralsund (alte Sterbekasse). 30. Das Kerbholz. 31. Die sieben Lebaer im Himmel. 32. Die kluge Frau. 33. Die lange Nacht (Name einer Wiese).

Nr. 5: A. Haas, Rauchhäuser in Lüdershagen (Beschreibnng zweier Häuser ohne Schornsteine; in Lüdershagen auch eine alte Eibe).

O. Knoop, Allerhand Scherz über pommersche Orte und ihre Bewohner. (Ortsneckereien.)

O. Knoop, Beiträge zu einem pommerschen Wörterbuch (G—J).

A. Brunk, Nachträge aus Garzigar. 8. Zur Volksmedizin (Gundermann, Kalmuswurzel, Ahorn, Johanniskraut). 9. Kinderspiel (Haselnuß in der einen Hand). 10. Aberglauben: bei der Verheiratung; um Weihnachten und Neujahr.

A. Haas, Himmelsbriefe aus Pommern. III. Brief geschrieben mit seinen Händen (Anf. „Damit Ihr Euch hütet vor Sünden"; macht fest gegen Schuß und Hieb; der Graf und sein Diener; Kaiser Karl).

A. Haas, Volkssagen aus Pommern. 1. Der wilde Jäger läßt nicht mit sich spassen. 2. Die wilde Jagd bei Langenfeld. 3. Der Bauer und das Männchen. (Das Männchen setzt sich auf den Wagen; in ein altes Weib verwandelt.) 4. Der Kobold im Mehlfaß. 5. Zwei Handwerksburschen entzaubern einen Bären und eine Schafherde. 6. Der Stein beim Dorfe Pan-

zerin (vom Teufel fallen gelassen). 7. Der Stein mit dem eingegrabenen T. 8. Die Glocken von Medrow (versunkene Glocken). 9. Die versunkene Kirche von Neu-Summin.

Kleine Mitteilungen: 34. Flurnamen (auf Wollin). 35. Kassubisch lug (Feld) in Flurnamen. 36. Lockrufe und Namen der Katze. 37. Richtenberger (Kornschnaps; Vers auf denselben).

Nr. 6: A. Haas, Kirchliche Gebräuche: Weihnachtsfeier. Des Stralsunder Bürgermeisters Wessel Schilderung um 1520. Weihnachtsspiel in Stralsund zu Beginn des 18. Jhdts.

A. Dezelski, Das Hexenschwimmen in in Kl. Massowitz (um 1835).

Rexilius und Asmus, Donner und Blitz im Glauben des pommerschen Volkes.

F. Asmus, Zwei Zaubersprüche aus Zwilipp: I. Für laufendes Feuer (Christus, Petrus, Lukas). II. „Anania, Azaria und Misal, lobet den Herrn, denn er hat uns erlöset aus der Höllen und geholfen von dem Tode und hat uns im Feuer erhalten; also wolle er, der Herr, kein Feuer geben lassen".

Die Bauernpredigt (Kettenreime).

Dorfreime aus Pommern.

A. Haas, Allerhand Erzählungen aus Pommern: 1. Der Leierkastenmann und sein Buckliger. 2. Gerechte Strafe (Leberwurst und Pistole). 3. Wie ein alter Hirte die Auszahlung seines rückständigen Lohnes erreicht. 4. Die Flucht vor dem Zauberer (ähnlich dem Grimm'schen „Fundevogel"). 5. Die starken Gedanken. 6. Die mit Goldstücken gefüllten Eier.

Kleine Mitteilungen: 38. Wie man die Hexerei kuriert. 39. Verschwindende Gewerbe. 40. Über die Sylvesterfeier in Regenwalde 41. Ehe, Liebesorakel und ähnliches. 42. Tod und Begräbnis. 43. Tote erscheinen wieder. 44. Die Himmelsziege. 45. Volkstümliches über die Haustiere. 46. Allerhand Pflanzenglaube. 47. Das Kerbholz. 48. Die lange Elle. 49. Der Ritterkopf bei Fritzow. 50. Trinkspruch. 51. Buttermilch (Reim). 52. Wie Sprichwörter entstehen. 53. „Fimm" und „Schoof". 54. Ein Kind zum Lachen zu reizen. 55. Bäcker Busjan.

Nr. 7: F. Asmus, Sitte, Brauch und Glauben des Landmannes im Kreise Kolberg-Köslin bei Krankheiten (Fieber).

A. Haas, Allerhand Erzählungen aus Pommern: 7. Belohnte Gastfreundschaft (Gott als Gast). 8. Das Zauberbuch des Freimaurers. 9. Der Doppelgänger. 10. Die zauberhaften Regenschirme. 11. Wie der Mut eines Förstersohnes gestärkt wurde (Tonnengefängnis). 12. Die lispelnden Schwestern. 13. Der furchtsame Kürassier. 14. Der furchtlose Polack (Variante von 13). 15. Der Meisterdieb. 16. Irrlichter. 17. Die Begegnung mit der Ziege.

Himmelsbriefe aus Pommern: VI. Haus- und Schutzbrief („So wie Christus im Ölgarten stille stand, so soll alles Geschütz stille stehn" usw., 1724 in Holstein gefunden). VI. Der Schutzbrief („Die himmlischen und heiligen Posaunen, die blasen alle Kugeln und Unglück von mir ab" usw.).

Kufferow, Kronspruch aus Vietzig, Kreis Lauenburg (Ansingelied beim Bringen der Erntekrone).

Knoop, Beiträge zu einem pommerschen Wörterbuch (K).

Kinderliedchen.

Nr. 8: Asmus, Sitte, Brauch und Glauben des Landmannes im Kreise Kolberg-Köslin bei Krankheiten (Forts.): Hals-, Magenleiden. Geschwüre. Wunden (Spruch, Sympathie).

A. Haas, Sagen und Erzählungen vom Teufel: 1. Der Teufel will Fische holen. 2. Ein Trompeter spielt dem Teufel zu seinem Hochzeitsfeste auf. 3. Der Teufel, seine Großmutter und die Waschweiber. 4. Auf welche Weise der Teufel seine Macht über Gott verlor („Satansbraten"). 5. Der Teufel und der Satan. 6. Der Teufel als Soldat. 7. Der schlaue Müller (die Seele dem Teufel verschrieben und ihn geprellt). 8. Der fluchende Bauer und das blaue Licht.

Kusserow, Kronspruch aus Vietzig (Schluß).

Knoop, Beiträge zu einem pommerschen Wörterbuch (K).

Kleine Mitteilungen: 56. Die Freimaurer. 57. Die Mönchenlinde in Greifswald. 58. Strickgedichte. 59. Der Bauer im pommerschen Sprichwort. 60. „Dehnsch Pferd". 61. Dorfbefestigungen in früherer Zeit

Nr. 9: Asmus, Sitte, Brauch usw. bei Krankheiten (Forts.): Heilkräftige Tage (Abteilungstag, 30. Juli, Johannistag). Warzen. Flechten.

Volkssagen aus Pommern: 1. Der Totenfinger. 2. Die verwünschten Prinzessinnen im Hause Demmin. 3. Die verwünschte Prinzessin (Kröte, ähnl. wie in 2). 4. Vertreibung der Mahrt. 5. Ein Mädchen plagt ihren früheren Bräutigam als Mahrt. 6. Das untergegangene Dorf Dennerow. 7. Der Teufelsdamm im Borker See. 8. Wie die Pest abgehalten wird (Furche von 3 Jungfrauen um das Dorf gezogen; vgl. unsere „Blätter" I, 202). 9. Bestrafte Gottlosigkeit (versunkenes Haus, See). 10. Der Ruhenberg bei Medewitz (Teufel). 11. De hölterne Jungfru (Brunnennamen nebst Sage). 12. Dill als Entzauberungsmittel. 13. Woher es kommt, daß die Menschen ihren Todestag nicht wissen.

Eine Teufelsgeschichte aus Greifenberg (vom Jahre 1628).

Drei Volkslieder von der Insel Rügen (Abdruck aus Erlach).

Kleine Mitteilungen: 62. Feuersegen. 63. Ganz egal. 64. Die Bratgans (Kronspruch). 65. Namen der Stadt Greifswald. 66. Die Räuberkuhle am Streckelberg (auf Usedom). 67. Stellung der Windmühlenflügel. 68. Aus Hinterpommern. 69. Vortrag über die Passauer Kunst und den Hexenglauben.

Nr. 10: Asmus, Sitte, Brauch usw. bei Krankheiten (Schluß): Zahnschmerzen (Spruch dagegen), Rose (Spruch), Krämpfe, Gicht.

A. Haas, Volkssagen aus Pommern: Tod, Tote, wiedererscheinende Tote (Mündliche Überlieferung aus der Gegenwart).

Kn., Stecken, mit dem man Hexe und Teufel prügeln kann.

Das Lied vom Hühnchen: Varianten des als Wiegenliedchen bezeichneten Kinderlieds aus Pommern (Böhme's Sammlung S. 138 f.)

Kn., Ein Himmelsbrief aus Pommern: „So wie Christus stille stand am Ölberg" usw., 1724 in Holstein gefunden; von Jesus Christus geschrieben.

Schwank und Streich: 5 Schwänke aus mündlicher Überlieferung (darunter die auch sonst bekannte Geschichte vom Wolf, dem der Schwanz abgedreht wird).

Kleine Mitteilungen: 71. Aberglaube vom tollen Hund. 72. Steinsage. 73. Eine Gardinenpredigt (Scherzerzählung). 74. Merkwürdiges Jagdrecht

(der mit der Bibel totgeworfene Hahn; Schnurre a. d. Zeit des alten Fritz). 75. Stargard um 1800.

Nr. 11: O. Knoop, Volkstümliches aus der Tierwelt: Huhn, Hahn und Ei (reichhaltige Sammlung von abergläubischen Meinungen u. Gebräuchen).

Kleine Mitteilungen: 76. Ostergebräuche: Das „Stiepen" (Schlagen mit Birkenruten). 77. Kirchliche Gebräuche in Zwilipp. 78. Salz. 81. Tierkauf. 82. Noch eine Sage vom Kämitzsee. 83. Aberglauben bei Krankheiten (Abendmahlswein). 84. Diebesglauben. 85. Die Sage vom Boratzsee. 86. Der mondsüchtige Knecht. 88. Na, willen wi noch ees? (Zum Schwank vom abgedrehten Wolfsschwanz).

O. Knoop, Beiträge zu einem pommerschen Wörterbuch (L).

Nr. 12: Huhn, Hahn und Ei: I. Sprachliches. II. Allerhand Reime. III. Andere, Eier legende Geschöpfe. IV. Rätsel. V. Osterei.

Zwei Volkslieder: 1. Der Ziegenbock (in Böhme's Kinderlied S. 593). 2. Oll Mann wull rid'n (in ders. Sammlung S. 257).

Knoop, Beiträge zu einem pommerschen Wörterbuch.

Kleine Mitteilungen: 89. Malitiöse Novellisten (Bekanntmachung 1761).

Rogasener Familienblatt. Beilage zum Rogasener Wochenblatt; herausgegeben von Prof. Knoop. Jahrg. 6.

Nr. 1: Holzflößerei auf dem Rogasener See. — Die Sündflut. Ein Schwank aus Kujawien. — Wie die Holzpantoffeln in die Provinz Posen kamen. — Die Napoleonseiche bei Roszkow. — Aus der Lehrerprüfung. — Vor Gericht. — Rätsel und Scherzfragen aus Rogasen.

Nr. 2: Beiträge zur Geschichte von Rogasen. — Der verborgene Schatz. Eine Rogasener Sage. — Aus Rogasen. 1. Der alte Markt. 2. Der alte jüdische Begräbnisplatz.

Nr. 3: O. Knoop, Beiträge zur Volkskunde der Provinz Posen: 1. Fastnacht. 2. Der Schlosser hat gesündigt, der Schmied wird gehängt (polnische Wandersage, hervorgerufen durch willkürliche Rechtsprechung). — Der Bürgermeister von Lopienno in der Schule. — Das Schloß zu Ludom (Gespenstersage). — Der Damm über den Lopiennoer See (geschichtliche Sage). — Der bestrafte Spötter (Gotteslästerung). — Rätsel und Scherzfragen aus Rogasen. —

Nr. 4: Posener Volkssagen. 1. Der Hagebuttenstrauch zu Czerlejnko (Teufelsbündnis; Teich an Stelle eines untergegangenen Schlosses). 2. Der Rappe zu Czerleino (Der Teufel als Rappe). 3. Ein Knecht als Reitpferd der Hexe (Die Hexe mit Hufeisen beschlagen). 4. Die Schwedenschanze bei Schrimm. 5. Der Schatz zu Procyn. — Etwas von Napoleon I. („Napoleon, du Schustergeselle"). — Kischkowo (Redensart). — Rätsel und Scherzaufgaben aus Rogasen. —

Nr. 5: Jakubowski, Die Holzberechtigung der Bürger Rogasens in dem Wäldchen Olszyna. — Aus Rogasen. 3. Der Spuk auf dem See. 4. Der Feuermann. 5. Der Schatz in der Welna (Schuh ins Wasser geworfen, um einen Schatz zu heben). 6. Der Spuk im Kasten. 7. Diebeshumor (Verse). — Die Kapelle zu Smogulice. — Zum Sternglauben. —

Nr. 6: O. Knoop, Beiträge zur Volkskunde der Provinz Posen. 3. Wie

Ortsnamen entstehen. — Jakubowski, Die Holzberechtigung usw. (Forts.). — Massengrab bei Owietschek. — Splitter. —

Nr. 7: Jakubowski, Die Holzberechtigung usw. (Schluß). — Posener Volkssagen. 1. Die Pestjungfrau. 2. Der Spuk im Wald bei Lippe. —

Nr. 8: O. Knoop, Beiträge zur Volkskunde usw. 4. König Przemyslaus in der Sage. — Volkssagen aus der Provinz Posen: Das steinerne Pferd bei Jarotschin. Der Stein bei Ottorowo. —

Nr. 9: O. Knoop, Beiträge usw. 5. Die erlöste Prinzessin (Märchen). — Buntes Allerlei: In der Schule. Der Wert des Kommas. — Zungenbrecher (Schnellsprechübungen). —

Nr. 10: O. Knoop, Beiträge usw. 6. Der Maler und die Prinzessin (Märchen). — Buntes Allerlei (darunter Steinsage). —

Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen von Dr. Eduard Langer, Braunau i. B. II. Band.

1. Heft: Bauten im Adlergebirge: Reste der Lauben in Böhmen bes. in Rokitnitz.

Aus der Robotzeit im Gebiete Landskron: aus einem Kollegienheft des Prager Professors Lumbe 1846: Berechnung des Reinertrages der Frondienste; Mitteilung eines Robot-Vermietungsvertrags.

Sagen aus dem deutschen Osten: aus Rokitnitz und Grulich; vom Mann ohne Kopf (Nr. 4, 5, 6, 10), Kugelsagen (8 u. 9), vom Schneeberg, der mit Wasser gefüllt sein soll (11), vom gespenstigen Hund (7, Bannspruch „Gingst du nicht zwischen Stahl und Eisen, tät ich dir meine Kunst beweisen").

Hochzeitsgespräche von Wichstadtl bei Grulich. I. Zum Versprechnus (Verlobung). II. Am Hochzeitstage: Formelhafte Ansprachen am Tage der Verlobung, bei Übergabe des Ehrenkranzes (Jungfernkranzes) mit Auslegung der Blumen (Symbolik), bei der Weggabe der Braut, am Hochzeitstage Bitte um Übergabe der Braut, Aufforderung zur Danksagung an die Eltern.

Volkslieder und Reime: Zu den Steckener Hochzeitsliedern; Steckener Tuschlieder (Vierzeiler).

Uffo Horn: biographische Skizze und Abdruck einer seiner Erzählungen.

2. Heft: Bauten im Adlergebirge II.

Zu den schlesischen Kriegen von 1740—63. 1742: Forts. der Mitteilungen aus dem Pfarrgedenkbuche von Jungbuch: Brauttüchel (die Braut schenkt dem Priester ein Taschentuch) S. 96. Geleitschaft bei Einführung der Wöchnerin S. 97.

Volkstümliche Dichtung: Gedichte des Naturdichters Hieronymus Brinke.

Sagen aus dem deutschen Osten: aus Braunau, u. Rokitnitz; vom Schimmelreiter (13), Feuermann (Geist eines Bauern, der Grenzsteine verrückt hat: 14—16), Erbauung der Friedhofskirche in Braunau (17—20).

Hochzeitsgespräche und -Gebräuche im Braunauer Ländchen (Schönau).

Volkslieder und Reime: Steckener Tuschlieder (Forts.).

Uffo Horns Gedichte.

3. Heft: **Bauten im Adlergebirge. III.**

Die Siebenhirten (Rübezahlsage, Gedicht in Hexametern aus d. J. 1804).

Zu den schlesischen Kriegen von 1740—63 (Forts.).

Hochzeitsgespräche und -Gebräuche im Braunauer Ländchen (Forts.).

Volkstümliche Dichtung: H. Brinke's Gedichte (Forts.).

Sagen aus dem deutschen Osten: 21. Der unbehobene Schatz oder Die ihrer Lösung harrende Jungfrau. 22. Rübezahls Rosengarten. 23. Die Armensünderstraße (Schimmelreiter). 24. Der ruhelose Meineidige. 25. Deschneier Spuk (Mann ohne Kopf, Irrlichter).

Volkslieder und Reime (Forts.): Handwerkstuschlieder und andere Vierzeiler.

Das Volkslied in Österreich: Erlaß des Unterrichtsministers zur Sammlung.

Horns Erzählungen (Forts.).

4. Heft: **Bauten im Adlergebirge. IV** (Die Herrnfelder Erbrichterei).

Hochzeitsgespräche und -Gebräuche im Braunauer Ländchen.

Kirchweihlieder und -Gebräuche.

U. Horns Gedichte.

Folk-Lore. Transactions of the Folklore Society. Vol. XIII.

Nr. 1: Goodrich-Freer, More Folklore from the Hebrides. I. Dangers and precautions: wovor man sich hüten muß: Kleider am Leibe auszubessern, mit einer Bitte ins Haus zu fallen, das Haar bei Nacht zu kämmen, einen Kamm nach jemand zu werfen, eine Wunde auf dem Finger zu berühren, jemand beim Antritt einer Reise zurückzurufen, das Haus mit Schilf zu decken u. a., Eibenzweige Schutzmittel gegen Feuer. Aberglaube beim Zahnen der Kinder, beim Erblicken des Neumonds. II. Animal Lore: Tiergeschichten und Tieraberglaube: Katze, Hund, Schaf, Feldmaus, Zaunkönig, Krähe, Kibitz, Haubenlerche (heilig), Sperling, Seehund (verzaubertes Königskind), Aal (das Essen seines Kopfes erzeugt Wahnsinn), Häring, Schellfisch, Käfer, Hundertfuß, Blattlaus u. a. III. The weather and the churchseasons: Festtage: St. Patrickstag (17. März), Mariä Verkündigung, Ostersonntag (Die Sonne hüpft dreimal), Maitag (Beltane), Aller Seelen; Montag ein Unglückstag; Hirtenreime gegen den Regen; die Hölle kalt; Nordlicht; St. Michaelstag (Gebäck; Rüben); Neujahrsnacht (Heischelieder der Kinder). IV. Divination: mannigfaltige Formen gewerbsmäßiger und gelegentlicher Wahrsagung; Reste von Totemismus; Vorbedeutung, Träume; bedeutungsvoll Allerheiligen. V. Leichcraft (Volksmedizin): Heilung von Brandwunden, Rotlauf, Epilepsie, Keuchhusten; Zaubersprüche. VI. Death and drowning: Gebräuche bei Tod und Begräbnis; Leichenbretter; Trauer; Ertrinken (das Gewicht des Gehirns zieht den Menschen zum Grund, daher ertrinken Blödsinnige nicht).

H. A. Rose, Unlucky children: Aberglaube, der sich an die Reihenfolge der Kinder in Indien knüpft. Das Erstgeborene häufig geopfert; kann den Regen hemmen, zieht den Blitz an. Unglückskinder, das dritte oder das nach drei Kindern andern Geschlechts geborene Kind (Trikhal) und das achte Kind.

Collectanea: Alice B. Gomme, Boer folk-medicine and some parallels. — A. C. Stanley, The sister's son in Samoa: Der Neffe (Sohn der ältesten Schwester) hat Rechte auf das Eigentum des Onkels; dies Privileg wird Vasu genannt. — R. J. Drummond, Rice harvest and other customs in Ceylon: kultische Gebräuche nach der Reisernte und Peraheraprozession im Juli. — Venkatasvami and W. Crooke, Puli Rája, or the tiger prince: ein Hindumärchen aus Südindien: der Tigerprinz erhält von dem Mädchen, das ihn heiratet, menschliche Gestalt; die Prinzessin lange Zeit durch die Falschheit einer Cousine bei einer Schlange in einer Quelle. Zum Schlusse glückliche Rückkehr und Bestrafung der falschen Prinzessin. [Vgl. das Grimm'sche Märchen Nr. 108 „Hans mein Igel"].

Correspondence: A. Nutt, History, tradition and historic myth. — Louise Kennedy, Lame gods: in Australien, bei den Hottentoten, Griechen; der mexikanische Tezcatlipoca. — Haddon, Fire-walking in Southern India: jährlich wird zu Ehren der Draupati von Gläubigen in der Nähe von Madras die Ceremonie des Gehens über glühende Kohlen vollzogen, die den Betreffenden vor Krankheiten schützt. — A. Lang, Tree worship. — Peacock and Kidson, Jingle sung at Castleton. — C. Bell, A written charm: Zauberworte auf Pergament in einem Gebäude gefunden. — Lovett and Clarke, The vessel cup: Umzug auf Weihnachten mit Darstellung der Jungfrau Maria (Ansingelied). — Thomas, Yew wood (Eibe).

Reviews: F. Seebohm, Tribal Customs in Anglo-Saxon Law (G. L. Gomme). — A. C. Haddon, Head-Hunters, Black, White and Brown (W. Crooke). — G. A. van den Bergh van Eysinga, Indische Invloeden op Oude Christelijke Verhalen (E. Sidney Hartland). — W. Walls Bladen, Notes in the Folklore of North Staffordshire, chiefly collected at Stone (E. Sidney Hartland). — Isaac Taylor Headland, Chinese Mother Goose Rhymes (G. B. Gomme). — R. Petsch, Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen (N. W. Thomas). — R. Thurneysen, Sagen aus dem alten Irland (A. Nutt). — J. Hall, King Horn (A. Nutt). — M. Schwarzfeld, Cilibi Moise (M. Gaster).

Nr. 2: M. Gaster, The letter of Toledo: Der Brief von Toledo, von den Astrologen der Universität im J. 1184 an den Papst Clemens III. gerichtet, in dem das Ende der Welt für 1186 aus der Constellation geweissagt wurde, wird in seinem Einfluß auf das Volksleben und seinem Fortleben durch das Mittelalter hindurch in Verbindung mit den Vorstellungen vom Antichrist untersucht.

W. Skeat, Malay Spiritualism: Zaubereien der Malayen auf Malakka. 1. „Automatismus" lebloser Gegenstände, wie der Tanz von Palmblüten, der unter einer Fülle von rituellen Ceremonien stattfindet, deren Absicht schwer erkennbar ist. 2. Automatische Bewegungen von leblosen Gegenständen, die mit dem Zauberer in Berührung stehen zum Zwecke des Wahrsagens, so die schwebende Birne, der an einem Mädchenhaar aufgehängte Ring, das Sieb (zur Erkundung eines Diebes), die Wünschelrute. 3. Zauberwirkung in die Ferne: mit dem magischen Dolch in der Richtung des fernen Feindes stechen oder einen Pfeil unter besonderen Ceremonien schießen, um ihn zu töten; oder ein Teil der Banane dient statt des Herzens des Feindes. Insektenartige Geister, die auf Geheiß des Zauberers Menschen quälen. 4. Besessenheit und Weissagung.

Collectanea: „Long Ju-Ju" (Beschreibung dieses großen Orakels aller Stämme des Nigerdeltas). — Eyre, Folklore Notes from St. Briavel's (in Monmouth): Aberglaube aller Art; Heilsprüche („Unser Heiland war geboren in Betlehem" usw.); Festtage; Hexen; Kobolde. — A. B. Gomme, Binney and Jewitt, Harvest Customs: Erntegebräuche aus Berwickshire in Schottland (letzte Garbe, Schnecken), Oxfordshire (vom faulen Schnitter „er hat das weiße Hündchen"; der letzte Ernteabend). — Gomme and Peacock, Boer Folk-Medicine and some Parallels. — A. Lang, E. Taylor and W. Martin, Goblins (Kobolde mit Füßen nach rückwärts; Geister ungetaufter Kinder auf den Faröern; auf der Insel Man). — W. Crooke, Some notes from North-Western India: Das erstgeborene Kind; Verehrung des Affengotts; Zauber, um Krankheit von Vieh abzuwehren. —

Correspondence: A. Lang, The sources of some ballads in the „Border Minstrelsy" (W. Scott). — H. A. Rose, Unlucky Children: ein Kind, das mit Zähnen auf die Welt kommt, ist ein Unglückskind; ein solches ausgesetzt und Stifter einer Fakirsekte. — Rivers, The sister's son in Samoa. — Rose, Yew (Eibe). — Ch. S. Burne, Charm against the Evil Eye (gegen den bösen Blick, in Syrien). — M. Peacock, The Calenig or Gift (eine Art Christbaum in Lincolnshire). — Milne and Gomme, London Folk-Etymology. —

Reviews: E. Crawley, The mytic rose, a study of primitive marriage (E. Sidney Hartland). — Letourneau, La psychologie éthnique (Marett). — C. Horstman, Nova Legenda Anglie (Brabrook). — Cheyne and Sutherland Black, Encyclopaedia Biblica (Crooke). — A. Keane, The gold of Ophir, whence brought and by whom (Crooke). — G. Dottin, Contes et légendes d'Irlande, traduits du Gaélique (Nutt). — K. Amersbach, Licht- und Nebelgeister (E. Sidney Hartland). — Jessie L. Weston, Morien (Greeg). — E. Rickert, Marie de France (Greeg). — J. R. Clark Hall, Beowulf and the fight of Finnsburg (Albany F. Major). — W. Faraday, The Edda I. (A. F. Major).

Nr. 3: W. Crooke, The Lifting of the Bride (das Heben der Braut): behandelt 3 Gruppen von Gebräuchen, die häufig mit der Heirat verknüpft sind. 1) Die Gruppe des „Petting stone" in Northumberland: die Braut wird an der Kirchtüre über einen Stein gehoben oder muß darüber springen; ursprünglich vielleicht ein Zauber, um die Ehe fruchtbar zu machen. 2. Das Heben der Braut über die Schwelle des Hauses, was auf dieselbe Anschauung zurückzuführen ist oder zur Abwehr übler Einflüsse dient. 3. Ähnlich, aber anderen Ursprungs, ist das in England gewöhnlich auf Ostern vorkommende gegenseitige Heben der Männer und Frauen auf Stühlen mit Lösegeld. Zahlreiche interessante Parallelen, besonders aus Indien.

M. Longworth Dames, Balochi Folklore: Volkskundliches von den östlichen Beludschen; Heldenlieder; Legenden; Feuerprobe; Vorzeichen (Neuntöter; die linke Seite die Unglücksseite); Wahrsager; Abneigung gegen Fische; der schwarze Bär tötet in Gestalt einer schönen Frau bei Nacht Männer; heilige Bäume mit Gewandstücken der Vorübergehenden behängt; Errichtung von Steinhaufen als Erinnerungszeichen oder zur Verspottung; Gräber; Stellung der Frauen; kleine Liebeslieder; Entführungen; Tänze.

Collectanea: F. R. Coles, Scottish charm against witchcraft (mit Abbildung): ein mit Ausnahme der vogelscheuchartig geputzten Spitze entlaubtes

Fichtenstämmchen, das einem Hause als Schutz gegen Hexen dient. — J. C. and E. S. Hartland, Burial custom in Japan: Eigentümliches Grabdenkmal für eine Frau, die vor der Entbindung gestorben ist, bestehend aus einem weißen Tuch mit Aufschrift, das zwischen 4 Bambusstöcken ausgespannt ist und auf das Vorübergehende aus einem dabei stehenden Wasserbehälter Wasser spritzen. — R. J. Drummond, Rice Harvest in Ceylon: Nach der Reisernte 3 Tage lang der Gott Madu Sami in den Fluß getaucht; während dessen Herrschaft Mooniandi's, des Teufels, und merkwürdige rituelle Gebräuche (Schlagen der Frauen; der Teufel erhält seinen Anteil als Opfer). — A. J. Rose, Unlucky and lucky children and some Birth Superstitions: Glücks- und Unglückskinder; das Erstgeborene, Zwillinge, die Folge der Geburten, Geburten zu bestimmten Zeiten oder nach längeren Zwischenräumen (aus dem Pendschab). — W. Crooke, An Indian Ghost Story: eine Geistergeschichte aus Bengalen, die vom Leben Verstorbener, denen nicht die rituelle Bestattung zuteil geworden ist (Bhūts), handelt. — W. J. Harding King, Myths current in the Sahara desert: fabelhafte Schlangen; Zaubergarten; Geister, die Salomon dazu verdammt hat, Quellen in Algier zu heizen; Sandteufel; Rache eines verstorbenen Tuaregs für den Raub seines hölzernen Grabdenkmals. — P. Manning, Stray notes of Oxfordshire Folklore: Hexen, merkwürdige Steine.

Correspondence: T. Fairman Ordish, the Mumming-Play and other vestiges of Folk-Drama in the British Isles. — S. O. Addy, Ch. S. Burne, W. Crooke, Skeat, Seligmann, Roscoe, the Collection of folklore: Ratschläge und Erfahrungen.

Reviews: E. Dürkheim, L'année sociologique (R. S. Hartland). — W. G. Wood-Martin, Traces of the elder friths of Ireland; Whitley Stokes, Notes on the Togail Bruidne Dá Derga; Ivor B. John, The Mabinogion; A. Nutt, Cuchulainn, the Irish Achilles (E. Holl). — Lady Gregory, Cuchulain of Muirthemne: the story of the men of the red branch of Ulster (A. Nutt). — Seumas Mac Manus, Donegal Fairy Stories; F. Nicolay, Histoire des croyances, superstitions, moeurs, usages et coutumes (Marett). —

Nr. 4: E. Lovet, Commercial aspect of an ancient superstition: Handel mit europäischen Amulettimitationen in Afrika und der Südsee.

A. Lang, The origin of Totem Names and beliefs: Der Ursprung des Totemismus wird in Namen, meist Spottnamen gesucht, die sich benachbarte Stammesgruppen gegenseitig gaben und wobei die Art ihrer Nahrung in Betracht kam. Moderne Spottnamen, die sich Nachbardörfer beilegen, werden verglichen. Aus der an den Vortrag anknüpfenden Diskussion werden die Ausführungen von Haddon, Gomme und Marret mitgeteilt.

A. Lang, Australian mariage systems.

Collectanea: M. E. B. Howit, Some native legends from Central Australia. — L. Salmon, Folklore in the Kennet Valley: Volkskundliches aus dem Tal des Kennet (rechter Nebenfluß der Themse): Geschichten nach dem Typus von Ananias und Sapphira; Volksmedizin; Rätsel; die in eine Eule verwandelte geizige Bäckerin; Wahrsagung; Todesanzeigen; Karfreitag; Hexengeschichte. — M. E. Hall and F. A. Milne, Holiday gleanings. — Ch. S. Burne, How to annul „Blood Brotherhood".

Correspondence: E. Peacock, Eggs in witchcraft: aus dem J. 1583; Hexengeschichten (Eier im Eimer). — S. O. Addy, Butterfly charm:

Kinderlied beim Schmetterlingsfangen (mit Melodie) nach Art der Marienkäferverschen.

Reviews: W. Scott's Minstrelsy of the Scottish border (Ch. S. Burne). — W. H. Furness, The home-life of Borneo Head-Hunters, its festivals and folklore (Sidney-Hartland). — A. Pitt-Rivers, Antique works of art from Benin (M. Eyre). J. F. Hewitt, History and chronology of the Myth-Making Age; L. B. Paton, The early history of Syria and Palestine; A. Duff, The theology and ethics of the Hebrews (A. H. Sayce). — M. A. Potter, Sohrab and Rustem (W. Crooke). — J. L. Weston, Sir Cleges, Sir Libeaus Desconus (W. Greg). — A. Pulling, The sin of witchcraft.

The journal of American Folk-Lore. Editor A. F. Chamberlain. Vol. XV.

No. LVIII: Ralph S. Porter, The story of Bantugan: Märchen von Bantugan, dem Nationalheros der Moro's (muhammedanische Stämme) auf der Philippineninsel Mindanao, zum ersten Mal aus der Ursprache übertragen. Baningan, der Freund Bantugans, befreit Alkat, dessen Schwester und seine Geliebte, aus der Gefangenschaft. Bantugan läßt durch seinen mit der Schwester ohne Kenntnis der Verwandtschaft erzeugten Sohn um die Tochter eines Sultans werben und erhält sie nach einem Kampf mit der spanischen Flotte zur Frau. In einem späteren Kampf mit den Spaniern finden beide ihren Tod. Wo ihre Schiffe untergegangen sind, erheben sich zwei Inseln, die wunderbare Erinnerungen an beide bewahren.

R. S. Porter, The story of datto Pata Mata: Ein zweites Märchen der Moro's derselben Insel von Pata Mata, dem Häuptling mit 4 Augen (2 vorn und 2 hinten). Er raubt alle Frauen und Mädchen und wird deshalb in ein kugelförmiges Haus eingesperrt, das auf dem Flusse treibt. Nach seinem Tode (Begräbnisceremonien der Moros) leben seine Kinnbacken weiter, die in einem besonderen Behälter aufbewahrt werden.

Isabel Moore, Portuguese Folk-Songs: Besondere Art portugiesischer Volkslieder und Melodieen, genannt „fados"; ursprünglich wohl Arbeitsgesänge.

Mary Lasley, Sac and Fox tales: Indianergeschichten aus Jowa, darunter auch eine Tierfabel vom Opossum und vom Wolf.

Record of American Folk-Lore (Zeitschriftenschau).

Notes and Queries: darunter interessante Notizen über den Glauben an die Dummheit der Götter, Volksmedizin (Gürtelrose), Singspiele auf Florida (an manche unserer Kinderspiele erinnernd); eine Version von der alten, einst von Herder übersetzten Ballade von der Judentochter.

No. LIX: G. A. Dorsey, Wichita tales. I. Origin: Mythen und Sagen von der Schöpfung der Welt, der Entstehung der Menschen, den Wanderungen und merkwürdigen Schicksalen der Ahnen der Wichita's in Oklahoma. Flutsage. Die Entstehung mancher merkwürdigen Sitten und Gebräuche (Ballspiel, Tänze, Totemismus).

A. F. Chamberlain, Algonkian words in American English; a study in the contact of the white man and the Indian: Liste von 132 Wörtern, die aus der Sprache der Algonkinindianer in das amerikanische Englisch

übergegangen sind. Hervorgehoben seien die Bemerkungen zu **Manito** und **Totem**.

Letitia H. Wrenshall, Incantations and popular healing in Maryland and Pennsylvania: Volksmedizin in den Gebirgstälern des westl. Maryland und Pennsylvanien. Unsere deutschen Segen finden sich wieder, in einem Fall als Quelle ein im Jahre 1820 ins Englische übersetztes deutsches Rezeptbuch nachgewiesen. Die Art des „Brauchens" und die Anschauungen darüber gleichen den in unsern Dörfern verbreiteten. Wünschelrute. Schwindelhafte Heilkünstlerin. Hexenglaube in gebildeteren Kreisen.

Record of American Folk-lore: die **Arapaho** (Algonkinstamm, Symbolik, Farben); Männerhaus der Eskimos; die **Maidu** (Jünglingsweise, jährliche Totenfeuer, Mythen und Erzählungen); **Hopi** (Kriegsgebräuche, Tänze); die **Mohaveindianer** (Träume, 4 ist heilige Zahl); Funde in Mexiko; die Maya, Gebet an die Erde vorm Säen, Volksmedizin, Zahl 13, Namen; **Carib; Cuba; Porto Rico; Araucanian; Calchaqui** (Gräberfunde); **Peru.**

Notes and Queries: Katze mit der Leiche der Herrin verbrannt in **Worcester (Massachusetts).** — **Madstone**, Heilmittel gegen den Biß toller Hunde. — **„Filipino."** — Arabische Lügen. — Ruthenische Sprüchwörter. —

Mickiewicz und die Volkskunde. —

Wallonia 10me année:

Nr. 8 u. 9: **Ch. Bronne, La restauration du vignoble mosan.**

H. Schuermans, Neptune et Nutons. II. Der Name „**nuton**" bei den Kelten. Verehrung in Genf in vorrömischer Zeit. Wassergottheiten?

Chronique Wallonne: O. Colson, le mouvement flamand et la mouvement flamingant. — Bibliographie. Fait divers. Revue des revues.

Nr. 10. **V. Chauvin, Le prétendu séjour de Mandeville en Egypte.**

Alfred Duchesne, Deux contes liégeois: 1. Le soldat affamé: ein auf der Heimkehr begriffener Soldat lädt sich selbst als Gast bei armen Leuten und wird von diesen durch eine List wieder entfernt. **2. Histoire du capitaine et du château hanté:** Der Kapitän im Teufelsschloß; Traum mit scherzhafter Pointe.

H. Schuermans, Neptune et Nutons. III: Erd- oder Wassergeister? Die „**nutons**" in den **chansons de geste**, bei Gervasius von Tilbury u. Thomas von Cantimpré.

Documents et notices: A. Massaux, Tourner autour de la chapelle: mit dem Strumpfband zwischen den Zähnen um eine Kapelle gehen, um von Zahnschmerzen befreit zu werden. **O. C(olson)** erinnert dazu an den Brauch der Bauern in der Umgegend von Lüttich, in der Nacht vor der Musterung 3mal Schlag 12 Uhr um den Platz St. Lambert oder die Kathedrale St. Paul herumzulaufen, damit sie am nächsten Tag eine gute Nummer ziehen.

Nr. 11: **O. C. Facéties sur le mariage:** Anekdoten und Scherzreden.

J. Rulot, Les Wallons à l'exposition de Bruges.

Chronique Wallonne: O. C. Un „conservatoire de la tradition".

Nr. 12: **H. van de Velde, Un ingénieur-décorateur Liégeois. M. G. Serrurier-Bony.**

Chronique Wallonne: M. Elskamp, Un „conservatoire de tradition".

Revue des traditions populaires. Tome XVII.

Nr. 1: Paul Sébillot, Les poissons et les mammifères aquatiques: I. Les poissons d'eau douce. § 1. Origine: Aal, Hecht. § 2. Superstitions et préjugés: Aal, Karpfen, Hecht. Essen von Fischen oder bestimmten Teilen derselben. Träume. § 3. Talismans, sorcellerie et médecine. § 4. Les poissons et le temps: Forellen. § 5. Légendes de poissons z. B. Ursprung des Fastens. II. Les poissons de mer. Spielen im Volksglauben eine größere Rolle als die Süßwasserfische. § 1. Origine: teils von Gott, teils vom Teufel geschaffen; verwandelte Menschen u. a. § 2. Croyances et superstitions: Rochen, Kabeljau (Fischkönig), Queise (trachinus vipera), giftig; Spruch gegen Verletzungen. Sprache der Fische (begrüßen die Sonne). Verse beim Fischfang. Haifisch. Gräten des Kabeljau als Orakel benutzt. Milch des Härings an die Decke geworfen. III. Les mammifères maritimes: der Walfisch; Meerschwein (delphinus phocaena).

La mer et les eaux: 291. Baptême de navire à Anvers. 292. La statue qui nage. 293. La baignade des chevaux (rituell). 294. Le bateau balancé. 295. Les fontaines infernales. 296. Les lacs du diable. 297. La terre flottant sur l'eau. 298. L'Ankou et les fontaines. 299. La mer souterraine.

J.-A. Decourdemanche, Notes sur le livro de Sèndebad, deuxième partie: Eine Art Abriß des Buches von Sindbad enthält das noch nicht veröffentlichte persische „Papageienbuch" (Touti-Nameh) des Nachschabi (14. Jhdt.) in den Erzählungen der 8. Nacht, die in französischer Übersetzung mitgeteilt werden: X. Rahmenerzählung von dem Prinzen, dessen Leben durch sein siebentägiges Schweigen bedroht ist. Dann folgen 6 Erzählungen von Frauenlist: 1. Der Färber und die Frau. 2. Der Kaufmann und seine Frau. 3. Der Elephant von Teig. 4. Der Jüngling, der die Frauenlisten kennt. 5. Der Schwiegervater und der Liebhaber. 6. Die Frau und der Krämer. Hinzugefügt werden die Erzählungen der 34. Nacht, deren eine zu dem Sindbadcyklus gehört: Von den 3 Brüdern, die die schöne Zahra retten und Von den 2 Köpfen (Vertauschung wie in Goethes Parialegende).

René Basset, Contes et légendes arabes (suite). (Aus den verschiedensten Quellen.)

Lucie Guillaume, Contes et légendes du Morbihan (suite): V. La vierge (Maria) et les deux femmes (Jesus vertagt die Vergeltung).

—René Stiébel, Légendes de l'Alsace recueillies par Auguste Stöber (suite). (Übersetzung. p. 96 Gebrauch, eine im Kindbett gestorbene Frau mit Schuhen zu begraben, damit sie 6 Wochen lang kommen kann, ihr Kind zu stillen.)

Les insectes: Ursprung der Bienen und warum sie nach dem Stiche sterben (aus Morbihan). — In Seraing bedeutet eine rote Laus, daß jemand noch 7 Jahre zu leben hat.

René Basset, Parallèles (suite). XI. La vengeance: Erzählung des Giraldus Cambrensis (12. Jhdt.) von der Rache des Entmannten findet sich in ihren Grundzügen wieder in dem Kitâb el Mostat'ref des Achmed el Ibchihi (14. Jhdt.), von ersterem in Châteauroux, von letzterem in Indien lokalisiert.

Petites légendes locales: 518. Légende du château de Warfusée (Liège). 519. La terre prise à temoin. 520. Les cercles mystérieux.

L. Guillaume, Les femmes ont la tête du diable. II. Légende du Morbihan (Vertauschung der Köpfe wie in Goethes Parialegende).

R. Basset, Les météores (suite). VIII. La voie lactée. IX. L'arc-en-ciel.

L. Guillaume, La part du chien. III. Pourquoi l'épi est devenu court. — L'origine du loup (Sage aus Morbihan).

A. Robert, Superstitions et croyances des Arabes du département de Constantine: 10. Préservatif des ophtalmus. 11. Arbre ou arbuste Maraboutique (Kleidungsstücke an Bäumen zur Heilung von Krankheiten). 12. Esprit frappeur (Klopfgeist). 13. Fabrication du beurre (Wasser einer Wunderquelle daran).

R. Basset, Les empreintes merveilleuses (suite): 192. La pierre de Stolzenhagen (s. Gräße, Sagenbuch des preußischen Staates I, Nr. 76). 193. Le lion d'Aksum (Abessynien; h. Michael; Löwenbild auf einem Stein).

F. Duine, Légendes contemporaines: 10. Le spectre du cardinal de Rohan (Aus der Umgegend von Heiligenberg im Elsaß).

R. Basset, La fraternisation par le sang (suite): 72. Chez les Papous (Blutsbrüderschaft bei den Papua auf Neu-Guinea).

P. S., Traditions et superstitions préhistoriques: 112. Prières contre la foudre adressée aux prierres à tonnerre (Donnerkeile; a. d. Haute-Bretagne).

A. Harou, Médecine populaire: 16. La rage. 17. L'empoisonnement des malades incurables.

Lucie de V. H., Coutumes et superstitions de la Haute-Bretagne. 22. Les épines et la foudre (Schlehdorn schützt gegen den Blitz, wie auch in Deutschland s. Wuttke, D. Volksaberglaube³, S. 111).

A. Harou, Les inventions modernes. 10. Le phonographe (Teufelswerk).

P. S., Nécrologie: René Stiébel.

Notes et enquêtes: Theateraberglaube (der letzte Satz eines Stückes darf erst bei der ersteren Aufführung gesprochen werden). — „Sich verschlucken" (bäuerliche Erklärung).

Réponses: Les animaux peints. — Pataquès.

Nr. 2: R. Stiébel, Légendes de l'Alsace recueillies par Auguste Stöber (suite).

P. S. Désaivre, Les présages divers: viel Mücken deuten auf Epidemieen.

P. Sébillot, Les météores. 11. Quelques points à enquêter: Sternbilder; gefährlich die Sterne zu zählen; Sterne am hellen Tag gesehen; Sternschnuppen aufhalten; der h. Jakob erschien nach Turpin Karl d. Gr. auf der Milchstraße, um ihm den Weg nach Spanien zu zeigen; der Mann im Mond; der Mond hinter Wolken; Wettererscheinungen personifiziert; Beinamen der Sonne; Vorstellungen vom Lauf der Sonne; Erklärungen des Donners.

A. Robert, Moeurs, habitudes, usages et coutumes arabes: 16. Fièvre aphteuse (Schnecken-Amulett gegen Maul- und Klauenseuche. 17. Funérailles. 18. Petite pluie. 19. Tätowieren. 20. Wiege auf einem Kindergrab.

R. Basset, Contes et légendes de l'Extrême-Orient. 132. La fidélité des femmes: Aus China. Matrone von Ephesus. [Schon vollständiger bei Dunlop-Liebrecht, Gesch. der Prosadichtungen S. 522.]

La mer et les eaux (Litoral de la Picardie): 300. Brachschnepfe (Vers auf ihr unfindbares Nest). 301. Les feux de la St. Pierre. 302. Le premier poisson vendu (an eine Witwe, bringt Glück). 303. Spitznamen

der Fischer. 304. Kreuz auf dem Brot. Den Laib nicht auf die gerundete Seite legen. 305. Regenbogen. 306. Wunsch während des Wurfes eines Kieselsteins getan (Mittelmeerküste). 307. L'homme qui perd force sur mer.

R. Basset, Contes et légendes arabes. Nr. 600—621.

A. Harou, Le monde minéral (suite): § 1. Les fossiles (lapides judaïci, Mittel gegen Steine). § 2. Les métaux (Eisen in das Nest der Bruthenne). § 3. Les pierres (Karneol; Bernstein; rote Korallen werden weiß bei Kranken).

Légendes et superstitions préhistoriques: 113. Légendes du dolmen de Roch-Enn-Aud près de Saint-Pierre Quibéron (Morbihan): Günstiger Wind zur Heimkehr des Gatten durch Klopfen wider einen Stein des Dolmens erzielt. 114. Andere Sage, die an diesen Dolmen anknüpft. 115. Amulette préhistorique: Ohrgehänge aus Gliedern Menstruation erzeugend (Morbihan). 116. Les fées et les menhirs (Yonne). 117. Les haches sous le foyer (Steinbeile schützen vor Gewitter; Donnerkeile).

A. Madeleine u. P. S., La neige. 12. Dans le Bocage normand (Verschen). 13. Croyances diverses.

Petites légendes locales: 521. Le cheval qui parle. 522. Petites légendes Beaujolaises (Heilquelle, Schatzsage). 523. Légendes du Château-Fort de St. Nicolas de Brem (Vendée). 524. Les roches blanches (Zwei Liebende in Steine verwandelt). 525. Les moines fantômes du parc de Chistré. 526. La pierre qu'il ne faut pas déplacer (sonst überschwemmt das Meer das Land). 527. Serpents et fées de la Côte d'Or

Contes et légendes du Morbihan. VI. Saint Pierre, Saint Jean et le bon Dieu en voyage (Lohn für gastliche Aufnahme). VII. L'enfant vendu au diable (Bekanntes Märchenmotiv).

L. Désaivre, Voyageurs français et étrangers. VI. Léon Godefroy (1638): Teufelsschloß; Schloß der Läuse; Prozession auf dem Flusse; Bohnenkönig (Toulouse). Steinsarg mit Wunderwasser (Bordeaux). Stein und Felsen bei Poitiers.

Charlec, Blason populaire de Bretagne.

A. Robert, Fanatisme et légendes arabes. X. Ein Marabut bringt einen Eisenbahnzug zum Stehen.

L. Duvauchel, Les chansons de ronde dans la vallée de la Somme.

Nr. 3—4: E. Boirac et J. Tiersot, Trois chansons populaires: Nach der Erinnerung fragmentarisch aus Bayonne mit Melodieen aufgezeichnet. 1. Jean Renard. 2. Le traître Renaud (Mädchenräubersage; zur Gruppe Erk-Böhme Nr. 41 gehörig). III. La fiancée infidèle (Heimkehr).

Petites légendes locales: 528. Les lavandières de l'étang de Roc-Reu (die gespenstischen Wäscherinnen und der Müller). 529. La fontaine d'Argentel (Heilquelle für die Augen; Entstehung). 530. Fontaine née de larmes.

A. Harou, Le monde minéral (suite). § 2. Les métaux: crasses de Sarrasins.

Les météores: 12. J. de la Chesnaye, Bocage Vendéen: Sternschnuppen, Sterne zählen, Regenbogen, Sterne und Träume, Komet, der Mond und die Liebe (Liebesorakel); Mond; Witterung, Pflanzen; Mann im Mond; Sternbilder; Milchstraße. 13. L. de V. H., Environs de Dinan: Donner (Gott spielt Kegel, der Teufel schlägt seine Frau). 14. M. Collet, A. Saint-Brieuc: Die

Kinder mit dem Mond geschreckt; Wind und Werwölfe. 15. A. Bout, En Picardie: Spruch beim Gewitter; Hof um den Mond. 16. A. Harou, En Belgique: Sterne, Schutz gegen Blitz, Donnersteine, Erklärung des Donners; der Mond und die Zauberer; der Mond als Liebesorakel (St. Andreas); Regenbogeu; Regen bei Sonnenschein; Milchstraße; Sternschnuppen.

R. Basset, L'arc-en-ciel (suite): in Afrika am Nyassasee „Regenbogen"; Farben nach Beda; Aberglauben der Luji am oberen Sambesi; Prager Sage. — La grande ourse. — La voie lactée (Mythe).

La mer et les eaux: 308. Nom de la mer. 309. Amulettes. 310. Les ricochets dans l'eau. 311. Le navire merveilleux (Schifferlied). 312. Coutume de marins picards.

J. Revelière, Notes de Folk-Lore Corse. I. Hochzeitsgebrauch. Fledermaus (Vers).

R. Basset, Contes et légendes arabes. 622—651. (646: Der Weber als Arzt, ähnlich vom Pfaffen Amîs u. vom Eulenspiegel erzählt; 638: alter Schwankstoff von dem verzauberten Baum, unter dem die Liebenden sich treffen, während der Ehemann auf dem Baume sitzt; auch bei Boccaccio 7. Tag Nr. 9; mit reichen Literaturangaben.)

Les Pourquoi: 116. A. Harou, L'origine de la femme (Légende liégeoise). — 117. L. Guillaume, Pourquoi la tourterelle fait mal son nid (Légende du Morbihan).

Les Poissons (suite): Les poissons d'eau de mer: A. Bout, Picardie. Le merlan (Weißling). La crevette (Meergarnele). Le poisson Saint-Pierre. Poisson guérissant. — A. Harou, Belgique et pays divers: La vive (Queise). La plie (Scholle). Les crevettes. La dorée ou Zée (Sonnenfisch; Petrus). L'églefin et les brouillards. — Les poissons d'eau douce: Le brachet et la carpe. La tanche (Schleie).

Les villes englouties. 213. Aux Açores. 214. Les puits de la ville d'Is.

R. Stiébel, Légendes alsaciennes d'Auguste Stoeber (suite).

F. Duine, le folklore dans les écrits ecclésiastiques. V. L'oriol qui guérit de la jaunisse. L'eau de jalousie. Les vidangeurs. Le renard qui fait le mort.

Coutumes et superstitions de la Haute-Bretagne: 25. L. de V. H., Banlieue de Dinan: Le carnaval et le vent. Les feux de cheminées (Kaminbrand vom Teufel verursacht). Les clés. Pour être aussi savant que le diable. — F. Duine, Saint-Malo. Quand les heures sonnent. — J. Revelière, Blain: Guérison des oreillons. Le vases sonores à la Saint-Jean (Gebrauch am Johannistag). Les quenouilles (der Rockenstock von Haselnußholz).

Ben- Altar, Contes d'une grand'mère tunisienne: 1. Histoire du petit serpent vert de la fille du marchand et de la sorcière (das Mädchen von der Zauberin in einen Vogel verwandelt; der Sohn des Sultans löst den Zauber). 2. Histoire du petit lézard, du fils du sultan et de la princesse silencieuse: Die kinderlose Sultanin erhält nach langen Jahren einen Sohn, nachdem sie an 7 Abenden mit 7 goldenen Ruten geschlagen worden ist und 7 Äpfel gegessen hat; dem Sohn aber droht Unglück; er wird zuerst einsam erzogen, dann, als er durch Zufall einen Blick in die Welt tut, mit den Söhnen der Vornehmsten; großes Fest nach Vollendung seiner Ausbildung; Butter und Honig fließt durch die Straßen; er erfährt von der schweigsamen Prinzessin,

sucht sie auf, bringt sie mit Hilfe der grünen Eidechse, der Tochter der Königin der Geister, die an demselben Tage geboren ist, wie der Prinz, zum Sprechen; drei Geschichten erzählt, davon eine auch in Tausend und eine Nacht; glückliches Ende.

Miettes de folk-lore Parisien: 35. Facéties aux provinciaux. 36. La châsse de Sainte Geneviève. 37. Le linge et les fruits.

Les insectes (suite). A. Harou, En Belgique: Schmetterling. Marienkäfer. Wasserjungfer. Läuse (Zeichen von Gesundheit. Von ihnen träumen.). Maikäfer (nicht den Hühnern geben). Assel, Kellerefel. Johanniswürmchen (Seele eines vaterlosen Kindes). Grille. Biene. Mücken. Schnecken (vom Acker entfernt). Raupen. Weinbergsschnecke (Kindervers). — A. Bout, En Picardie: Ursprung des Ungeziefers. Läuse.

L. Guillaume, Contes et légendes du Morbihan. VIII. Saint Yves en paradis.

A. van Gennep et N. Rosapelly, Marques de propriété: Eigentumsmarken auf Äckern, bei Schafen, Kühen, Pferden, Gegenständen.

A. Harou, La neige. 14. Empreinte dans la neige (= faire une Sainte Catherine). 15. Nom de la neige (Erklärung des Schneiens).

Nr. 5: R. Basset, Les formules dans les contes. I. Formules finales: Orient, Afrika, Haute-Bretagne, Poitou.

P. Sébillot, La nuit. I. Les dangers de la nuit: für Schwangere; gegen 3 Getaufte gleichen Geschlechts sind die Gespenster ohnmächtig. Nicht das Haus kehren. Herdfeuer brennen lassen. Wagen des Todes in der Bretagne.

Petites légendes locales. 528. L. de V. H., Le bois de la danse (Feen). 529. L. Desaivre, Le crocodile et le crapaud d'Oiron. 530. A. Harou, La résidence des sorcières (Zug von Gespenstern, deren eine Hälfte man nur sieht, bei der Richtstätte einer Hexe). 531—534. P. S., La Mule de César; César en Anjou: Kirche an Stelle eines Amphitheaters; Statue antique transformée en saint.

Les métiers et les professions. 163. A. Robert, le camelot de Biskra (Algérie).

Légendes et superstitions préhistoriques. 118. M. Baudouin, Vendée maritime. Légendes des dolmens du canton de Saint-Gilles-sur-Vie (Steinsagen). 119. La marque du diable (von einem Menhir): 120—122. A. Harou, la pierre du Hollain; la pierre qui retourne à sa place; origine de la pierre aux fées des Rocailles.

Lazare Sainéan, Le langage métaphorique des contes roumaines.

La mer et les eaux. 323. P. S., Les délaissements de la mer. 324. A. Harou, Le lac sanglant.

Les météores. P. Sébillot: 17. La substance du ciel. 18. Le ciel qui s'ouvre (beim Gewitter). 19. Les nuages. 20. La pluie personnifiée. 21. La lune et le mariage. 22. Les tourbillons et les fées. 23. A. Harou, En Belgique: der große Bär, der Mann im Mond, Hagel, die 4 Winde am 31. Dezember, Sonnenfinsternis, Sonne und Mond als Mann und Frau; Petrus spielt Kegel, wenns donnert; Personifikation der Winde. Sternschnuppen. 24. L. Desaivre, En Poitou: Orion. L'étoile qui fait trouver les nids. Nom du soleil. 25. A. Bout: En Picardie: Paroles à ne pas dire. La lune et l'amour. Surnom du soleil. 26. R. Basset, Orion. Polarstern. St. Elmsfeuer (Castor und Pollux). Irrlichter (Seelen).

A. Haron, La neige. 16. Nom et vertus.

Les rites de la construction: 44—46. P. S., Bauopfer. 47. M. E. Vaugeois, L'arrossement par le sang: in einem neuen Haus von den Bewohnern ein Huhn geschlachtet.

R. Basset, Contes et légendes de la Grèce ancienne (suite). 19. L'innocence (Geschichte des Kombab aus Lucian übers.; Hinweis auf den orientalischen Ursprung). 20. Les infortunes de Lyrkos (Aus den eroticis des Parthenios). 21. Les hérons familiers (die in Reiher verwandelten Gefährten des Diomedes). 22. La guérison miraculeuse (sc. eines Schlangenbisses durch den Zauber eines Babyloniers; aus Lucian).

Chansons et usages de Mai: 11. A. Vernière, En Auvergne: Heischelied.

Les rêves. 2. J. de la Chesnaye, Dans le bocage Vendéen.

Pèlerins et pèlerinages. 60. L. Desaivre, Procession courante de Montmorillon (am Mittwoch nach Pfingsten). 51. La statue à tête de loup (Kult des heiligen Lupus).

Les empreintes merveilleuses. 204. R. Basset, l'empreinte de l'homme et du boeuf (Sage).

Poésies et musiques sur des thèmes populaires. P. Sébillot: 53. La messe sous-marine. 54. L'alouette.

Petites légendes chrétiennes: 41. L. Desaivre, L'arbre de St. Honoré (wurde dürr bei seinem Tod).

Nr. 6: P. Hermant, A propos du fantastique dans les contes populaires: das Phantastische der Welt der Volksmärchen wird zurückgeführt auf ihre Entstehung in abendlichen Stunden der Ruhe und Ermüdung; Freude an mühelosem Erfolg; die Faulheit belohnt. Vergleich mit pathologischen Zuständen. — Der Begriff der Muskelanstrengung auf ein Minimum reduziert; daher der Begriff des Widerstandes und der der Materie modifiziert. Verwandlungen (z. B. in Pflanzen); aber die Persönlichkeit, das Ich, bleibt. Veränderlichkeit der Dimensionen. Leben auf dem Boden der Gewässer. Der Begriff der Schwere verschwindet, ebenso der der Kohäsion der Materie. Raum und Entfernung. Bewegung. Kausalität. Gleichwohl innere Konsequenz. Farben, Gemütszustände, Sprache bleiben auch bei Verwandlungen bewahrt (Liebestränke, nicht im Volksmärchen.) Verwundungen bleiben.

Petites légendes locales. 535—541. (535: der Teufel und die Bretonen. 539: La rue de la tasse d'argent à Marseille: Sage, die an diesen Straßennamen anknüpft).

R. Basset, les taches de la lune (suite). I. L'homme dans la lune. II. Un animal dans la lune (Umfangreiche Sammlung aus den verschiedensten Zeiten und Ländern).

Marques de propriété: En Picardie; des bateaux.

L. Guillaume, Chansons du Morbihan: 2 Müllerlieder mit Melodieen.

La mer et les eaux. 325. G. Jourdanne, Jeux nautiques à Cette (Schifferstechen).

Gaudefroy-Demombrynes, Coutumes du mariage en Orient, I. Les noces de Noureddin et de la dame Dania; Übersetzung aus einem arabischen Manuskript der Nationalbibliothek in Paris.

Les météores: 30. Plantadis, En Limousin (Sonne, Mond, Sterne, Milch-

straße, Venus, Kometen, Sternschnuppen, Winde, Gewitter). 31. Roussel, L'étoile poussinière. 32. Basset, La grande ourse.

L. Guillaume, Contes et légendes du Morbihan. 7. Les poupliquets: Märchen von den Zwergen, und den beiden Stiefschwestern; ähnlich dem Grimmschen von der Frau Holle (Nr. 24).

Les Pourquoi. 119. Warum das Blatt der Zitterpappel unten weiß ist. 120. Warum die Blätter des Ahorns im Herbst rot werden. 121. Warum die Hunde das Bein heben.

Les rites de la construction. 44. P. S., Einfluß des Mondes.

Pèlerins et pèlerinages. 62. Offrandes aux cupules (Fruchtbarkeitsopfer). 63. Les stalactites sucées (damit die Frauen Milch haben). 64. Vertu curative de la poussière recueillie sur les mâchoires du crocodile de la chapelle d'Oiron.

Les poissons (suite): Surnom du Bernard l'Ermite.

La neige. 17. A. Harou, la neige curative.

R. Basset, Les formules dans les contes. I. Formules finales (suite): Afrika, Ligurien.

Rites et usages funérailles. 35. Le pain et le voyage des morts. 36. Le chevaux qui traînent les morts.

Légendes et superstitions préhistoriques. 118. Pierre à bassin servant de bénitier (16. August, Weihe der Tiere gegen Pest und anderes Unheil). 119. Les menhir de St. Samson près Dinan (Verschluß des Meeres oder der Hölle).

R. Basset, La fraternisation par le sang. § 83. Chez les Louyi.

Coutumes et superstitions de la Haute-Bretagne. 28. Environs de Dinan: Liebeszauber; Katzenhaar, Gift; das goldene Zeitalter.

Nr. 7—8: Les météores: 34. L'arc-en-ciel dans le Finistère. 35. L'arc-en-ciel en Vendée. 36. Weißdorn schützt gegen den Blitz. 37. Erklärung des Donners. 38. Milchstraße.

Chansons du Morbihan: II. Le tailleur de Guémené (Wahl der Gattin). III. Saperdouille. IV. Le charbonnier.

Les Pourquoi. 122. Les légendes des oiseaux domestiques.

A. Harou, Notes sur les traditions et les coutumes de la province de Liège (suite). I. Faune populaire: Esel (Gummi), Dachs, Katze, Fledermaus (Reime), Pferd, Hund, Eule, Natter, Kröte, Igel, Schwalbe, Kaninchen, Eidechse, Hase, Goldamsel, Wolf, Spitzmaus, Ratten und Mäuse, Nachtigall, Fuchs, Salamander, Maulwurf, Regenwurm. II. Flore populaire: Obstbäume, Schöllkraut (Chelidonium), Wegerich, Chrysanthemum, Zwiebel, Ringelblume, Kornblume. III. La vie humaine: Heiratsgebrauch, Liebe, Patenschaft, Schwangerschaft, Nahrungsmittel, Neujahr. IV. Remèdes populaires: Zahnweh, Diphtheritis. V. Les rêves. VI. Divers: Messer, Salz, Strohhalm, Buckliger, Patronin der Dienstboten.

Les esprits fort à la campagne. 6. Bout, En Picardie.

La mer et les eaux: 326. L'arche des amoureux (Felsen). 327. Möwen. 328. Aal. 329. Unterirdisches Meer. 330. Meeraal. 331. L'oncle des crevettes (ein Fisch). 332. Fête de Neptune et baptême au passage de l'équateur.

La nuit: 2. P. S., Der Wagen des Todes.

F. Pettigny, Formulettes enfantines du Perche (Kinderreime).

Pèlerins et pèlerinages: 65. Les yeux de St. Roch.

Les villes englouties: 312—317.

Petites légendes locales: 542. Formulettes et dictons sur les anciens seigneurs. 543. Le diable et St. Martin. 544. La tache du sang (Westgoten).

Les rites de la plantation. 1. En Haute-Bretagne (Reben, Apfelbaum).

E. Macquart, Le coeur de la maitresse (Chanson ardennaise).

Les ordalies. II. R. Basset, Par l'eau bouillante (chez les Louyis).

P. P., Les noms et les assosiations des animaux (Wolf Fuchs).

Plantadis, Contes populaires du Limousin. VI. La Ramée: Märchen von einem ausgedienten Soldaten, der mit Armen sein Brot und seinen Mantel teilt und zum Lohn dafür 3 Wunderdinge, einen Sack, 2 Hunde und eine Rute erhält. Er befreit ein verlassenes Schloß vom Teufelsspuk, macht eine Alte jung und macht seine arme Schwester reich. [Ähnl. Wolf, D. Hausmärchen S. 225 „Die Zwerchpfeife"; R. Köhler, Kl. Schr. I, 55.]

A. Haron, Les insectes. En Belgique: Floh, Biene, Johanniswürmchen, Wasserjungfer, Wanze, Mücken, Marienkäfer, Weinbergsschnecke (Kinderreime), Regenwurm, Schnecken, Motte, Grille.

Les redevances féodales: Souvenirs du droit de jambage.

J. Tiersot, La fiancée infidèle: Bemerkungen zu dem Nr. 3/4 mitgeteilten Volkslied.

Légendes et superstitions préhistoriques: 125. Les pierres et le mariage. 126. La danse autour des pierres. 127. La cupule guérissante (Augenleiden). 128. La friction à nu. 129. Arrondissement de Bangé (Dolmen, Steine).

Voyageurs français et étrangers. 7. V. Bugiel. Lefranc de Pompignan (Volkskundliches aus dessen Reisebeschreibung 1740).

R. Basset, Contes et légendes de la Grèce ancienne. 26. La soif du corbeau (aus Aelian). 26. L'évasion miraculeuse d'Aristoménès (nach Pausanias; Vergleich mit einem Abenteuer Sindbads in Tausend und eine Nacht). 27. Le dragon reconnaissant (aus den Erzählungen des Conon).

Médecine superstitieuse: 18. Les enragés à St.-Accard au 15. siècle. 19. Un grimoire de rémégeux (Zauberbuch mit Heilsprüchen).

R. Basset, Les ongles. § 31—34: aus Siam, Madagaskar, Deutschland, Bulgarien).

Le monde minéral (suite): Donnerkeile. Pierres du St.-Esprit. Les pierres précieuses (aus Wassertropfen Perlen). Pierres guérissantes.

Extraits et lectures: Heil. 3 Könige (Bohnenkönig); die französischen Könige heilen durch Berührung Kranke; Priester als Zauberer verbrannt; les reliques de Sainte Marthe (Alles aus d. 17. Jhdt.).

Réponses: Isolani als Schreckgespenst der Kinder; die Herbstzeitlose; Nase des Pabstes (in Pensionaten = le croupion du poulet). Stotterer.

Nr. 9—10: E. Doudou, Les origines de la légende des Nutons: versucht nachzuweisen, daß die nutons ursprünglich entlaufene römische Sklaven oder Soldaten waren, die sich in Höhlen flüchteten. [Wenn man mehr darauf achtete, daß sie genau dieselben Züge tragen wie die elbischen Wesen des germanischen Volksglaubens, würde man solche und ähnliche Erklärungen nicht aufstellen.]

Les météores: 39. Von Gott Regen und Wind, vom Teufel Hagel und Sturm. 40. Der doppelte Regenbogen (Gottes und des Teufels). 41. Personifikation der Kälte, des Regens. 42. Sternbilder. 43. Heilkraft des Taues. 44. Les m. au Perche: Donner, den Regenbogen verschwinden lassen, Regen,

Schnee, Sterne, Mond, Sonne (bei ihr geschworen). 45. Der Mann im Mond. 46. Sternschnuppen. 47. Die Sterne als Schreckmittel. 48. Regen (mit Sonnenschein; bei der Heirat). 49. Sterne, Donner. 50. Himmel. 51. Regenbogen (Senegal, Australien). 52. Die Plejaden. 53. St. Elmsfeuer. 54. Milchstraße. 55. Großer Bär. 56. Sternschnuppen.

Légendes et superstitions préhistoriques: 130. Le tumulus de Mancey: Stein und Sand vom Teufel und der Teufelin beim Hahnenschrei fallen gelassen. **131. Le menhir de Chissey.**

H. Le Carguet, Faune populaire de la Basse-Cornouaille. I. Animaux domestiques: Zurufe an die Haustiere.

Le monde minéral: Eisen.

R. Basset, Les formules dans les contes (suite): Syrien, Afrika, **Basse-Bretagne,** Hinterindien.

Les charivaris: 8. Yves Sébillot, Be chariottage des maris battus en Haute-Bretagne: der betrogene oder von seiner Frau geschlagene Ehemann durch einen Umzug verhöhnt, bei dem eine Puppe ins Wasser geworfen wird.

La mer et les eaux. 333—355. Haron, Schifferglauben und -bräuche an der belgischen Küste. **357. F. Marquer, Le navire errant. 357. Vestiges du culte des rivières. 358. La fontaine de St. Martin.**

R. Basset, Contes et légendes arabes. 642—652. L'amant et le mari trompé (cf. Nr. 1, p. 19): Die berühmte und weit verbreitete Geschichte von der Frau, die 2 Liebhaber, einen vor dem andern und beide vor dem Manne rettet; reiche Litteraturangaben.

Les entrées frauduleuses en Paradis. 3. L'abbé Chané en Paradis. 4. Le meunier en Paradis. 5. Le sac de Belzic: Märchen; **3** Wünsche. Wunschpfeife, Wunschsack [vgl. R. Köhler, Kl. Schr. I, **55. 61. 83. 89. 111. 303. 321**].

R. Basset, Le tabac en Amérique. § 29.

G. Jourdanne, La danse des Treilles et le Chevalet: Beschreibung zweier Volkstänze.

Petites légendes chrétiennes. 42. St. Martin à Conches près Autun. 43. St. Julien et St. Léger. 44. La chapelle de Sainte Dame. 45. Saint Yves à Pontlosket. 46. St. Hervé à Kerilaouen.

R. Basset, Les douze paroles de vérité: die zwölf heiligen Zahlen [vgl. Erk-Böhme Nr. **2130—2132**].

C. Fraysse, Coutumes et traditions populaires baugeoises. I. Le mariage: Liebesorakel vor der Heirat, Vorzeichen bei der Heirat, Zeit.

A. Harou, Les poissons de mer en Belgique: Le poisson St. Pierre, Queise, Rochen.

L. Guillaume, Coutumes bretonnes. 6. Fraternité bretonne.

F. Pettigny, Les esprits forts à la campagne (Ländliche Freigeisterei).

Les Chasses fantastiques. 17. P. S., Namen der wilden Jagd. **18. En Touraine.**

Pèlerins et pèlerinages. 15. Dans le Morvan (Heilquellen).

R. Basset, Contes et légendes de la Grèce ancienne. 28. Die Frösche von Seriphos (Aelian).

F. Duine, Contes et légendes de la Haute-Bretagne. 48. Le passeur du Guildo (Seemannsschnurre von **„Monsieur Jechit"**). **49. Les chats sorciers** (Kobold als schwarze Katze).

R. Basset, Berichtigung v. Nr. 7—8 (Bugiel, Lefranc de Pompignan).

G. Sébillot, Contes du pays de Bigorre. I. Florine (die Stiefschwestern, vgl. Grimm Nr. 13 „Die 3 Männlein im Walde", Nr. 24 „Frau Holle" und Nr. 26 „Rotkäppchens Unterhaltung mit der vermeintlichen Großmutter). 2. Le petit poulet (das Hühnchen auf der Reise mit Fuchs, Wolf und Meer, die ihm bei der geizigen Bäuerin hilfreich beistehen). 3. Le bonhomme Point-Fin: Märchen von dem Einfältigen, der immer nur die Worte sagt, die ihm eingeprägt werden und sie bei falschen Gelegenheiten anwendet [wie Grimm Nr. 143; vgl. R. Köhler, Kl. Schr. I, 87 f.]. 4. Le petiot Pascalou: der Drachentöter mit den 3 Hunden; die ausgeschnittenen Drachenzungen [vgl. R. Köhler, Kl. Schr. I, 303 ff.].

A. van Gennep, Marques de propriété. VI. Perche. VII. Extrait du code forestier (1827).

Notes et enquêtes: Grabschändung in Griechenland aus Aberglauben; der Tote als Schlange. — Gespenster in einem Bergwerk.

Nr. 11: A. Gorovel, Traditions populaires des Roumains. 19. La naissance: 1. Mittel gegen Unfruchtbarkeit. 2. Verhalten der Schwangeren. 3. Schutzbrief. 4. Geburt. Zwillinge. Uneheliche Kinder. Schutz vor Unheil und den bösen Geistern. Die 7. Tochter. 5. Fehlgeburt. 6. Bad des Kindes. 7. Die Wöchnerin. 8. Besuche. 9. Stillen. 10. Die 3 Schicksalsfrauen (Parzen). 11. Taufe. 12. Bad nach der Taufe. 13. Bad der Mutter nach 8 Tagen. 14. Den Paten werden gebackene Kringel geschenkt.

R. Basset, Le formules dans les contes. I. Formules finales (suite): Im griechischen und albanischen, ungarischen, georgischen, avarischen, rumänischen, walachischen Märchen.

Th. Sakhokia, Les proverbes Géorgiens: mehr als 800 georgische Sprichwörter, sachlich geordnet.

Les rites de la construction. 45. Hahnenopfer in Griechenland.

Y. Sébillot, Le monde minéral: Gold.

Les météores. 57. Sonne. 58. Mond. 59. Sterne. 60. Kometen. 61. Milchstraße. 62. Großer Bär. 63. Nordlicht. 64. Sternschnuppen. 65. Regenbogen. 66. Nebel über den Bäumen. 67. Himmel und Zukunft. 68. Der Komet von 1902.

La mer et les eaux: 359. L'écume de mer. 360. Les chemins sur la mer.

Petites légendes locales. 545. La pierre qui geint. 546. Légende de Toulhouët.

Les villes englouties. 318—320.

Coutumes de mariage. 23. Heinecke, Les assiettes brisées (Polterabend).

Les Pourquoi. 123. Warum die Hunde das Bein heben. 124. Warum Gott die Erde rund gemacht hat. 125. Warum der Hahn einen Kamm hat und warum er vor Sonnenaufgang kräht (nach Lucian).

L. Pineau, Le folklore de la Touraine. I. Le loup-garon: Menschen als Tiere.

Les métiers et les professions. 144. L'apparition aux meuniers.

Nr. 12: Les météores. 69. Le Carguet, Météorologie populaire du Cap-Sizun: Himmel und Sterne; Mond. 70. Der große Bär. 71. Wolken. 72. Sonne und Mond.

R. Basset, Les taches de la Lune. I. L'homme dans le lune. § 27. (in Esthland).

Petites légendes locales. 547. Les clochers de Senlis. 548. François I. et le paysan. 549. L'emmurée du château de Miolans (Ehebrecherin). 550. Le Hoppou ou l'homme sans tête. 551. La belle persécutée.

Lucie de V.-H., Coutumes et superstitions de la Haute-Bretagne. 29. L'âme dans une touffe de genêts. 30. Les graines de pissenlit (Löwenzahn). 31. Blätter von hypericum androsoemum. 32. L'herbe aux couleuvres (Pflanzensage). 33. Le pourgatoire et l'enfer.

J. le Carguet, Ustensiles et bibelots populaires. Quelques jouets de Finistère.

Les ordalies. 25. R. Basset, Par le gazon. a) En Islande.

Les cimetières. 16. Les lanternes des morts.

A. Harou, Notes sur les traditions dans le pays de Liège. La flore (suite): Erbsen, Knoblauch, Kartoffeln, Getreide, Erdbeere, Brombeere, Balsamine, Weinstock, arbre panaché (Pflanzensage), Weißdorn, Nuß, Eberesche, Apfel, Pflaumenbaum, Ahorn, Maien (Verse), Distel, Korn, Kohlrübe, Heidelbeere, Sonnenblume; Bäume verstehen die Rede; Strohseile um Obstbäume.

V. Bugiel, L'âme sous forme animale. 8. En Océanie.

Gaudefroy-Demaumbynes, Coutumes du mariage en Orient. II. Une noce en Tunisie. III. Au Maroc. IV., V. A Alger.

La nuit. 3. Précautions à prendre.

R. Basset, Contes et légendes arabes. 653. Le fond de la mer. 654. La viande partagée. 655. Le palmier menacé. 656. La nourriture terrestre remplacé par la nourriture céleste. 657. L'île de Salata (unsichtbare Menschen). 658. L'esprit dénonciateur. 659. Le gardien scrupuleux. 660. Les chevaux domptés (von dem Propheten). 661. La hériaque. 662. 'Abdel 'Aziz Zénagui, Les djinns et les deux bossus (ähnl. dem o. Nr. 6 aus Morbihan mitgeteilten Märchen).

C. Fraysse, Traditions populaires baugeoises. II. La naissance: Nabelschnur, Schwangere.

Pèlerins et pèlerinages: 66. Eaux miraculeuses en Eure-et-Loir.

R. Basset, Les ongles. § 35—36.

F. Simon, Légendes Sakalaves (Madagaskar). I. Origines du caïman et du margouillat (kleine Eidechse). II. La légende d'Itritriva (Liebende in verschlungene Bäume verwandelt).

A. Vernière, Incantations au sifflet: Lieder beim Pfeifenmachen.

G. Sébillot, Contes du pays de Bigorre. 5. Les sept frères et leur soeur [vgl. Grimm, Nr. 25 „Die sieben Raben" und Nr. 53 „Sneewittchen"].

A. Dauzat, Miettes de folk-lore parisien. 26. Notre-Dame des Anges. 27. Menues superstitions.

H. Cordier, Nekrolog von Eugen Münz.

La tradition. XVI[e] Année [1]).

Janvier. Février: J. de Giacomo et Luigi Bruzzano, Conte Provençal de Guardia Piémontaise.

Tradisiu, Au Gui l'An Neuf!

Destutayre, Noël à bord des navires allemands.

J. Girieud, La musique malgache.

---

[1]) Da mir die Hefte von Januar, Februar und April bis Juni unzugänglich blieben, gebe ich ihren Inhalt nur nach dem Generalregister.

E. Lafont, Proverbes de l'Agénoîs.
J. Michel, De Fécamp à Saint-Valéry-en-Cau.
J. Galtier, La résurrection de Taïs.

Mars: A. Ledieu, Le blason d'Amiens: Anekdoten und Schnurren.
Claire Marion, Chansons populaires du Daufiné: 1. Der Schäfer Tirsis und die schöne Iris.
Stanislas Prato, Cent trente nouvelles ou facéties inédites de Ludovic Carbone (suite). 121—125.
Le lion et l'âne, fable des nègres du Hwango.
Galerie traditionniste: H. C., A. S. Gatschet.
Réponses: „Du temps que Berte filait“ (Redensart).
Chronique: Vernichtung der Vorderzähne in Südafrika. Aberglauben Viktor Hugos.

Avril-Juin: Giuseppe Gramegna, Légendes et traditions Calabraises.
Ch. Th. Féret, Aux fils des Vikings.
St. Prato, Cent trente nouvelles de L. Carbone (suite).
Destutayre, Le renouveau en Chine.
La fête de la rose.
A. Ledieu, Durée des deuils en 1766.
Cl. Marion, Chansons populaires du Daufiné.
F. Riggio et L. Bruzzano, Chant albanais dé Falconara.
La fête des fous en Picardie.
Ch. N., Le premier mai en Alsace.
La fête des couronnes.
Les saints de glace.
Ascencion.
Destutayre, la fête des petits pains à Berlin.
A. Ledieu, Coutumes locales du Bas-Santerre.
Les fétiches des maisons souveraines.
R. Crussard, Le mariage du Daufin.
J. de la Chesnaye, Notes de traditionnisme Vendéen.

Juillet-Août: Destutayre, La manche à travers le feu à l'île Maurice: Beschreibung einer Augenzeugin.
Luigi Bruzzano, Formulettes enfantires de Falconara: Grußliedchen an das Johanniswürmchen und Reime von der Katze, die 3 schwarze Junge hat.
La vie Parisienne au XIXe siècle (neu erschienenes Buch).
de Beaurepaire-Froment, Les battaisons en Caorsin (Dreschen, Entkörnen mit der Walze, letzte Garbe).
Galerie traditionniste: P. D. Bourchenin.
Les moeurs des Boers (Heiratsgebräuche).
Septembre: Aniceto Specchio, Un coin de l'Italie méridionale (aus Cerignola): Tradition d'André Cicchetti (hat aus Habsucht im 16. Jhdt. einen Franzosen ermordet; zur Sühne stiftete er eine Frühmesse, die heute noch gelesen wird). La chatte (Erzählung von der Katze, die die Maus heiratet). Le vieux paysan (Erzählung).
Miettes: Lied beim Eiersammeln. Liebesorakel am Palmsonntag.
C. Marion, Chansons populaires du Daufiné. 5. Das Mädchen und

die Nachtigall. 6. Bei einem Fest im Himmel weigert sich Joseph zu tanzen bis die h. Cäcilia aufspielt. 7. Hochzeit von Lerche und Fink.

L'ogre et deux enfants. Conte flamand.

Galerie traditionniste: P. J. Cornelissen.

G. R., La légende de la fille de (E.) Young à Montpellier.

Octobre: Louis Cognat, Mariâ Mâtre, légende du Bugey: Sage, die an einen Felsen bei Nantua anknüpft, der die Gestalt eines Frauenkopfs hat.

E. Schneider, Les volcans et les traditions prèhistoriques.

Galerie traditionniste: N. F. Sumtzow.

Chronique: p. 281: les origines de la „Danse des Morts" (antik).

Novembre: A. Harou, Les matériaux dans les fondations (Bauopfer). III. En Albanie. En Syrie. En Valachie. En Grèce. En Allemagne. En Esclavonie. En Hollande. Chez les anciens.

C. Marion, Chansons populaires du Dauflné. 8. Der Musikant [ähnl. Böhme, D. Kinderlied u. Kinderspiel S. 669 f.]. 9. Historisches Lied des 19. Jhdts. auf eine Seeschlacht, die der Admiral Estaing gegen John Byron gewann. 10. „En passant par un grand bois" (Mißverständnisse: concou = coupe lui le cou; miserere = attrapez-le; tic-tac = mets le dans ton sac). 11. „J'ai descendu dans mon jardin" (Rosmarinpflücken, Nachtigall spricht Latein).

Galerie traditionniste: H. Wissendorff.

Destutayre, Le rocher de Sisyfe: Reinachs Erklärung der Entstehung der Sisyphussage.

D. Bourchenin, La ballade de la jument blanche (Haut-Poitou): Sonett.

Jacob Christillin, Dans les Alpes.

F. Regnault, La pudeur à travers les peuples.

Chronique: p. 315: bei den Indianern gewährt die Birke Schutz gegen den Blitz. p. 316: Ursprung des Wortes „Pioupiou".

Décembre: A. Orain, Traditions populaires de l'Ille-et-Vilaine. Les monstres enfants du diable (Mißgeburten).

Cl. Marion, Chanson populaire du Charolais (Schäferlied).

J. Christillin, Dans les Alpes (Tal von Aosta): Le rat, qui veut raccommoder sa peau: Kindergeschichte: Die Ratte kommt zum Schuster, der schickt sie zum Schwein, um Borsten zu holen, dieses zum Müller, um Mehl zu holen, dieser zum Feld, um Korn zu holen usw. Ähnliches Kinderspiel im Anschluß daran mitgeteilt: „Que cherches-tu? du bois. Que faire du bois? pour faire du feu" etc. [in der Art von Böhme, Kinderlied S. 104 Nr. 464].

P. Maison, Noël en Angleterre.

Chronique: Vorläufer des Tabaks bei den Alten.

Revue des parlers populaires (Paris, H. Welter).

Nr. 1: A. Dauzat, Les doublets dans le patois de Vinzelles (Puy-de-Dôme).

Ch. G. de Guer. Lexicologie: Une ferme du Bocage (Patois de Montchamp, Calvados).

E. Langevin, Le Patois à Caen.

E. du Val, L'esprit des rustres.

M. Le Sicutre. Chanson de maître Michel. En patois de Bléville (arr. du Havre).

Ch. G. de Guer, Notes dialectologiques.

M. L. S., Echantillon de „Farche“ (En patois de Bléville, Seine-Inférieure; Liedchen).

Butet-Hamel, Patois de la région de Vire (s. v. Huquet, Reim gegen den Schlucken).

L. Beuve, La Graiude Lainde de Lessay (patois de La Haye-du-Puits, Manche; Gedicht).

Madelaine, Le patois normand dans les chartes du Bocage. A. Noms de Communes. B. Noms propres de personnes. C. Particularités linguistiques.

Nr. 2: F. Lungevin, Récit en patois de Fontenay-le-Marmion (Pourquoi maître Jean Eustache ne joue plus aux dominos).

Butet-Hamel, Patois de la région de Vire (suite): s. v. brier, Kinderreime beim Dreschen.

Nr. 3: M. Le Sieutre, Chanson de la Madeleine (Patois de Bléville).

Nr. 4—5: G. de Guer, Notes dialectologiques (La septembresse, 8. Sept. Mariä Geburt).

C. Crespin, Le bougies réveille-matin. Récit en patois de Saint-Martin-de-Bienfaite.

Butet-Hamel, Patois de la région de Vire (suite): v. v. ango: Volksreim; Ortsneckereien (s. v. palot, purin); Heilung von Krankheiten (s. v. Gril Saint-Laurent, Vessies Saint-Benoêt, Convulsions. Fièvre typhoïde), Tierkrankheiten (maladies des bêtes).

Nr. 6: J. Durandeau, Au carre (coin) du feu; poésie en patois bourgouignon.

Rivard, Les jeux et les refrains de France au Canada (Kinderreime).

G. de Guer, Lexicologie. Une ferme du Bocage (suite).

Archiv für Religionswissenschaft, Bd. V.

Heft 4: A. v. Gall, Die alttestamentliche Wissenschaft und die keilinschriftliche Forschung: gegen die Berliner Schule, bes. H. Winkler. Die Quellen für die Geschichte Israels und der jüdische Monotheismus frei von babylonischer Beeinflussung. In Gen. 1—11 babylonische Sagen aufgenommen. Auch in kultischen Einrichtungen und Gebräuchen, im Kalenderwesen, in Maß und Gewichten babylonischer Einfluß (Sabbat, Weihrauch, Versöhnungstag, Purim, Jahreswechsel, Monatsbezeichnungen). Zeit dieser Beeinflussung. Die Tell el Amarnabriefe.

Kalweit, Euckens Religionsphilosophie.

R. Lasch, Die Ursache und Bedeutung der Erdbeben im Volksglauben und Volksbrauch (Schluß): Die Schlange als Erdenträger in Indien und im südöstlichen Asien. Der Drache Dahâk in Iran. d) Der Welteber als Erdbebenerreger (Indien). e) Der Stier (arabisch). — Andere Erklärungen der Erdbeben. Die Erdbeben als Vorzeichen. Abwehrmaßregeln.

Völkerschau. Herausgegeben von Dr. Clara Renz. II. Jahrgang.

Heft 6: Muslimisches Schulgebet in Cairo.

Grundbesitz bei den Nahuavölkern (Mexiko).

A. Conrads, Ruanda und seine Bewohner (Schluß): Lügen der Eingeborenen.

M. Barrès, Marquis de Morès, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von C. Rehm.

Heft 7: Willy F. Fischer, Puebloindianer: Schmerzensgötter, Wohnstätten, Gräber, Erntefeste.

John Antenorid, Spiel und Sport bei den Chinesen: Kopf oder Wappen; Würfel; Morra. Gesellschaftsspiele. Kartenspiel. Regatta.

Walfrid Hedmann, Erinnerungen eines Philologen an die Türkei: Charakteristik der Sprache und des Volkes. Sprichwörter.

Ein flüchtiger Blick auf die Baumwollindustrie in Indien.

Gesgnips Tod und Begräbnis (Eine Szene aus Nordkalifornien; übersetzt aus Bancroft, The nat. races of the Pacif. St. of N. A.).

S. Barinkay, Mawensa. Ostafrikanische Skizze (Novellistisch).

Heft 8: C. Nebehay, Die Indianer und ihre heutige Stellung.

M. Jacobi, Die Tellsage in den Mythen der Vorzeit.

Francina Loth-Salina, Hochzeit und Eheleben bei meinen Landsleuten auf Java.

A. Lejeune, Reisebriefe aus den Tropen. IV: Batavia. Fahrt nach Macassar (Celebes).

Austreibung des Tschütgur oder Krankenteufels bei den Mongolen (Nach Huc und Gabet, Wanderungen durch die Mongolei 1855).

Fr. Katt, König und Papagei. Ein persisches Märchen.

Heft 9: W. F. Fischer, Ein „Julfest" bei den Moki (Arizona): Wintersonnenwendfest, Festspiel, Kampf des Sonnengottes gegen die Teufel.

S. Döhner, Peru jetzt und einst.

S. Waldheim, Die alten Preußen.

J. Antenorid, Kinderspiele und Spielzeug in Ostasien.

S. Barinkay, Das Geschenk des Kwan. Chinesische Skizze.

Heft 10: B. Klara Renz, Ethnographische Edelsteine aus Sir Th. L. Mitchell's „Three expeditions into the interior of Eastern Australia" (1838 erschienen): Jünglingsweihe, Tanz, Blutrache, Trauer, Gräberformen, Hütten.

H. Paur, Mit dem Agogiaten: Schilderung einer Reise im Peleponnes nach dem Tempel von Phigalia mit einem Bauern als Führer.

Kaindl, Blutzauber und Blutglaube: Deichbruch durch Opfer eines Kindes gehemmt; Kinderherz essen; Zauberkerze; Zaubersalbe; zauberischer Gebrauch der Hostie und des Abendmahlweines; die immer treffende Büchse.

S. Barinsky, Das Geschenk des Kwan (Schluß).

Heft 11: A. Senfft, Ein Besuch auf der Insel Tobi (Karolinen): Schilderung der deutschen Besitzergreifung.

B. Cl. Renz, Skizzen aus dem Familienleben bei Naturvölkern: Fellahs, Dahomeer, Kaffern.

A. Wittstock, Von Syrien nach Konstantinopel (Reisebeschreibung).

Liebesgesang aus Hawai.

Heft 12: L. Fränkel, Die heutige akademische Vertretung der Völkerkunde im Deutschen Reiche, in Bayern insbesondere.

B. Cl. Renz, Skizzen aus dem Familienleben bei Naturvölkern (Schluß): Beduinen, Kirgisen, Battaker, Samoaner, Papuas.

A. Wittstock, Von Syrien nach Konstantinopel (Schluß).

H. Paur, Auf dem Heimweg von Bosnien. Charakteristik der Serbokroaten.

Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXXII. Band [1]).

L. v. Schröder, Lihgo: Dieser Refrain der lettischen Sonnenwendlieder wird als „schaukle" erklärt, wobei auf die im Rigveda und bei der indischen Sonnenwendfeier nachgewiesene Vorstellung der Sonne als Schaukel hingewiesen wird. Auch der bei den indogermanischen Völkern häufig vorkommende Glaube, daß die Sonne zur Zeit des Frühlingsanfangs tanze, wird herangezogen und mit der tanzenden Morgenröte der Inder und Griechen kombiniert, wodurch der Beweis für die Existenz der altgerm. Ostara verstärkt wird (= die am Frühlingsanfang neu aufgehende Sonne, bezw. die erste Morgenröte des neuen Frühlings). Himmlische und irdische Hochzeit; Brautkrone.

R. Bünker, Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten (S. 12 ff. u. 239 ff.): behandelt die Gegend am westlichen Ende des Sees: A. Einleitung. B. Dorffluren. C. Die Dorfform. D. Die Hofstätte. E. Das Haus: 13 Typen, die ein Bild davon geben, „wie sich das Haus in der Gegend des Millstätter Sees aus seiner bescheidensten Form, aus dem ebenerdigen Häuschen, welches nur 3 Räume enthält, die beiden Räume mit den Feuerstellen und die feuerstellenlose Laube, weiter entwickelt und ausgebildet hat zu einstöckigen mächtigen Bauten von einer Vollkommenheit, deren sich ein stattliches Bürgerhaus nicht zu schämen hätte". Haussprüche. F. Einiges über die Geräte des Hauses. Darunter auch die Essenklepper, eine Art Hillebille. Gebräuche. Aberglauben: Freitags und Sonntags nicht waschen; Todin (Teadin), Frau des Todes. Samenkapseln des Mohns gegen Geister. Weihnachtsbacken. Festmahlzeiten. G. Primitive Oberkärntner Wohnbauten: 1. Ochsenhalterhütten. 2. Holzknechtkrame. 3. Sennhütten. 4. Auszüglerstübel. 5. Badstuben. H. Zur Entwickelung des oberkärntnerischen Bauernhauses: Das Ursprüngliche — einzellige Bauten. Das zweizellige (oberdeutsche) Haus (Herdraum und Stube mit Ofen) daraus durch Abtrennung entstanden oder aus dem Feuerraum mit vorgelegter Halle (Laube). Aus letzterem sind die beiden Haupttypen des oberkärntner Hauses hervorgegangen, das Mittelflurhaus und das Seitenflurhaus. In einer „Nachschrift" werden einige Sätze zusammengestellt, auf die sich Verf. mit R. Meringer geeinigt hat, über das sog. arische Haus Hennings und das oberdeutsche Haus.

P. Reinecke, Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas.

Th. Koch, Die Maskoi-Gruppe im Gran Chaco (Wörterverzeichnisse).

W. Schmidt, Die Fr. Müllersche Theorie über die Melanesier.

M. v. Chlingensperg auf Berg, Entgegnung auf Dr. Reineckes Publikation: Die La-Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall.

Literaturberichte: S. 176. Sante de Sanctis, Die Träume (E. K. Blümml). S. 177. A. Dreselly, Grabschriften-, Marterl-, Bildstöckl- und

---

[1]) Aus den folgenden Zeitschriften sind nur die für die Volkskunde in Betracht kommenden Aufsätze notiert.

Totenbrettl-Verse, Hausinschriften, Wohn- und Trinkstubenreime, Geräte-Inschriften u. a. 2. Aufl. (E. K. Blümml): Ergänzung der Literaturangaben. S. 178. P. Lang, Catalonische Volslieder und andere hispanische Früchte (Blümml): Parallelen zu den Sprichwörtern. S 181. E. Seler, Die alten Ansiedlungen von Chaculá (H. Strebel). S. 183. Der Codex Fejérváry-Mayer. Erl. von Dr. E. Seler (H. Strebel).

K. Gorjanović-Kramberger, Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Nachtrag.

O. Herman, Knochenschlittschuh, Knochenkufe, Knochenkeitel: prähistorische Langknochenfunde durch die Sitten geschichtlicher Zeiten erläutert.

M. J. Erdweg, Die Bewohner der Insel Tumleo, Berlinhafen, Deutsch-Neuguinea. I. Lage und Gestaltung der Insel. II. Die Bewohner. III. Verlobung, Heirat und Ehe. IV. Geburt und Erziehung. Kinderspiele. V. Krankheiten, Heilmittel und Krankheitszaubereien. VI. Tod und Totenfeierlichkeiten (Ausgraben der Totengebeine nach 2—3 Jahren). VII. Religiöse Anschauungen der Tumleo (nach dem Tod Reise übers Wasser, wobei für das Überschreiten auf einer Leiter ein dem Toten mitgegebener Tribut bezahlt wird). VIII. Feste. IX. Tanzfeierlichkeiten, Tanzlieder. X. Kleidung (Anlegung des ersten Gürtels, Jünglingsweihe). XI. Schmuck und Schmucksachen. XII. Waffen (Kampfspiele). XIII. Fischerei XIV. Ackerbau. XV. Nahrung. Zaubereien beim Einlegen des Sagos. XVI. Haus- und Arbeitsgeräte. XVII. Töpferei. XVIII. Häuser und Hausbau. XIX. Schiffe und Schiffsbau (Stapellauf). XX. Kunst. XXI. Gesellschaftliche Organisation. Dorf, Dorfbezirk, Familie (Unfruchtbarkeit der Frauen künstlich bewirkt, Abortus). XXII. Die Eigentumsverhältnisse. XXIII. Die Namengebung. XXIV. Zeitrechnung und Sternkunde.

Literaturbericht: S. 312. W. Hnatiuk, Etnograficzni materjaly z uhorskoi Rusy (W. Bugial): Deutsche Parallelen zu den ruthenischen Märchen.

H. Lew, Der Tod und die Beerdigungsgebräuche bei den polnischen Juden. I. Der Tod im jüdischen Begriff (Niesen, Todesengel). II. Glaube und Bräuche vor dem Tod: Anzeichen (Todesengel zu Kopf oder zu Füßen), Selbstmord. III. Vor der Bestattung. IV. Das Begräbnis. V. Beerdigungsgebräuche. VI. Die Trauer.

Sitzungsberichte der anthropolog. Gesellschaft in Wien. Jahrg. 1902.

S. 19. Čermák, Eine merkwürdige Verzierung eines montenegrinischen Handschars: alte Kulturtraditionen, welche das heutige montenegrinische Volk mit dem der alten Griechen verbinden.

S. 20. K. Fuchs, Berichtigung (das Székler Haus).

S. 20. K. Fuchs, Die Törzburger Hausburgen.

S. 25. Knotenorakel (Graskränze).

S. 26. R. Lasch, Nachtrag zur Liste der Flutsagen in Winternitz „Die Flutsagen des Altertums und der Naturvölker“.

S. 49. R. Meringer, Über die Probleme der Hausforschung (Referat).

S. 51. L. Wilser, Gehört Dänemark mit zur Urheimat der Arier?

Globus. Bd. 82.

Nr. 1: M. Hörnes, Basil Modestows „Einl. in die röm. Gesch.“ (Vorgeschichte Italiens bis zum Beginn der Eisenzeit).

Gaston Knosp, Das annamitische Theater: am Schluß Mitteilung eines annamit. Heldenstückes in deutscher Übersetzung.

E. Weiske, Zwei Sagen der Eingeborenen des Koiare-Distriktes im Astrolabegebirge (Neu-Guinea). 1. Entstehung des Erdbebens. 2. Wie die Papuas das Feuer bekamen und wie das Meer entstand.

Nr. 2: M. Schmidt, Reiseskizzen aus Zentralbrasilien. I: 1. Die Bakairi am Rio Novo. 2. Brasilianische Feste und Tänze in Rosario (Tanzlied). 3. Das Bakairidorf am Paranatinga.

R. Hansel, Die Insel Nordstrand um 1600 (nach der Beschreibung des 1603 gestorbenen Pastors J. Petersen): Aberglaube, Namen.

Nr. 3: M. Schmidt, Reiseskizzen aus Zentralbrasilien: 5. Die Bakairi am Kulisehu: Heilung eines erkrankten Häuptlings durch den Medizinmann; Rodung eines Stück Waldes (Heischelieder).

Sven Hedins Heimkehr.

Nr. 4: H. ten Kate, Zur Psychologie der Japaner.

W. Gallenkamp, Dravidische Volkspoesie. I.

Nr. 5: E. Blind, Gynäkologisch interessante „Ex voto": Uterus als Kröte.

Die ethnographischen Studien in den Vereinigten Staaten.

James Morney, Die Tonkawas, der letzte Kannibalenstamm in den Vereinigten Staaten (Totenbestattung, Schwiegermutter).

W. Gallenkamp, Dravidische Volkspoesie. II.: Sprichwörter, Arbeitslieder, Kinderlieder, Finger.

Nr. 6: W. Neger, Über Ursprung, Geschichte und Verbreitung der Kokosnußpalme.

M. Schmidt, Reiseskizzen aus Zentralbrasilien: 7. Die Auetöindianer (Hütten, Masken, Tänze). 8. Die Guato.

Nr. 7: D. M. Ritchin, Zwerge in Geschichte und Überlieferung.

K. Rhamm, Der Verkehr der Geschlechter unter den Slaven in seinen gegensätzlichen Erscheinungen: I. Ein verdorbenes Volk (die Slavonier): Schilderung auf Grund eines zeitgenössischen Berichtes.

H. Seidel, Der Fischfang in Togo.

Kleine Nachrichten: Gerland-Lasch, Über Szepter und Zauberstab.

Nr. 8: E. R., Vornamen in deutschen Städten (Berlin, Koburg).

Nr. 9: G. H. Pepper, Die Deckenweberei der Navajo-Indianer.

E. Förstemann, Der zehnte Cyklus der Mayas.

J. Jäger, Oberstaufen im Algäu (auch über Besiedelung).

Nr. 10: B. Kuske, Der Stand der Ornamentikfrage: Entstehung der Ornamente bei den Naturvölkern.

R. Lasch, Die Verbreitung des Kropfes außerhalb Europas. I.

F. Magnus, Ein Besuch am Hofe von Korea.

L. Wilser, Vorgeschichtliche Wandmalereien aus der Grotte von Altamira bei Santander in Spanien.

F. Ratzel, Neue megalithische Denkmäler auf Korsika (gefundene Steinsachen als Amulette getragen).

Kleine Nachrichten: A. Lorenzen, Eine Schildjungfrau der Wikingerzeit mit Waffen und Pferd bestattet. — Zu den Personennamen in den Ortsnamen Spaniens und Portugal.

Nr. 11: R. Lasch, Die Verbreitung des Kropfes außerhalb Europas. II.

Nr. 12: K. Rhamm, Der Verkehr der Geschlechter unter den Slaven. II. Die geschlechtlichen Tabuverbote der Südslaven: Schamgefühl und Enthaltsamkeit im Brautstand und in der Ehe. Die Frau und ihre Schwäger. Gatte und Gattin nennen sich nicht bei ihrem Namen. Stellung der jungen Frau. Eidam und Schwiegermutter.

Nr. 13 und 14: T. Maler, Yukatekische Forschungen.

Nr. 15: J. Heierli, Aus der Urgeschichte des Ütliberges bei Zürich.

J. v. Negelein, Aberglauben auf der Kurischen Nehrung: Der Teufel böser Winddämon und harmlos freundlicher Schutzgeist; fürchtet sich vor Ebereschen. Zaubermittel beim Fischfang (Schlangenwasser); Pferd; in der Johannisnacht sprechen die Pferde. Seejungfern und Seepferde. Kauks (Hausgeist), zeigt Schätze.

Urslaventum zwischen Elbe und Rhein: gegen E. Boguslawskis Darstellung. I. K. Rhamm, Das ganze Buch. II. Jellinghaus, Slavische Wörter in deutschen Mundarten. III. R. Andree, Der Ortsname „Wenden" und ähnliche.

E. Gottschling, „Ndalama" im Bawendalande, Nordtransvaal: Schneckengehäuse als Geld.

M. Hörnes, Die makedonischen Tumuli.

Nr. 16: K. Weule, Zwergvölker in Neu-Guinea?

Hrolf Vaughan Stevens, Namengebung und Heirat bei den Orang Temia auf der Halbinsel Malaka: Zeremonieen bei der Veränderung des Namens, wenn die Jünglinge in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen werden; Kopfbänder; die alten Namen begraben. Daran schließt sich die Hochzeitsceremonie; der Bräutigam steckt der Braut eine Hand voll Essen in den Mund. Neue Kopfbinden und Namen der Frauen; der Mädchennamen nie mehr ausgesprochen, bis sie Witwe wird.

Nr. 17: Die Eskimos des Baffinlandes und der Hudsonbai (nach dem von Franz Boas bearbeiteten neuen Materiale): Materielle und geistige Kultur. Herbstfest. Fremde Einflüsse.

K. Rhamm, Der Verkehr der Geschlechter unter den Slaven. III. Die Fiktion der „Unbekannten" (nevěsta): so heißt die Braut oder junge Frau bei allen Slaven; Anschauung, daß die geschlechtliche Vereinigung auf einem niedrigen Triebe beruhe. Raubehe. Herabwürdigung des Weibes bei den Slaven. Frauenkauf. Bezeichnung des Gatten mit „er selbst" bei den skandinavischen Germanen. Schwester und Bruder.

Kleine Nachrichten: F. v. Luschan, Über die Zwergvölker (aus einem Vortrag).

Nr. 18: Ethnographische und anthropologische Arbeiten in Portugal: Besprechung der Zeitschrift „Portugalia" Heft 2 (1900) und Heft 3 (1901). Mitteilungen über Amulette, Volksmedizin, Bräuche (Liebesorakel), volkstümliche Töpferei.

J. v. Negelein, Aberglauben auf der Kurischen Nehrung. II: Erkennen des zukünftigen Bräutigams; durch Abschneiden der Schürzenbänder Sterilität verursacht. Trauung. Schwangerschaft. Geburt. Diebsfinger. Behandlung des Neugeborenen. Taufe (des Fötus), Tage. Kräuter als Zauberschutz. Volksmedizin. Hexen als Kröten. Mahr oder Laume (Ein-

fangen derselben). Besen. Übertragung von Krankheiten. Choleramann. Heilung der „Rose“. Tod; Vorzeichen; Reste der Totenopfer (Leichenschmäuse); Reise der Seele; Mitgaben. Geistererscheinungen; Träume. Trotz Inzucht keine Degeneration.

Das vorkolumbische Portoriko. I. (Nach einem Vortrage von J. Walter Fewkes.)

L. Wilser, Französische Ausgrabungen in Susa.

Nr. 19: F. Gräbner, Holztrommeln des Ramudistriktes auf Neu-Guinea.

Das vorkolumbische Portoriko. II: Priesterschaft, Prophezeiungen. Religion und Kultus (Steine). Totemismus, Ahnenverehrung, Begräbnisgebräuche. Götzenbilder. Masken. Tänze. Völkerwanderungen.

Nr. 20: E. Kaßner, Klapperbretter und anderes aus Bulgarien: Klapperbretter in Klöstern. Abortanlagen. Brunnenform. Brücke. Hausformen. Steinkreuze. Heizvorrichtungen. Geräte.

W. v. Bülow, Das Fischereirecht der Eingeborenen von Deutsch-Samoa.

K. Rhamm, Der Verkehr der Geschlechter unter den Slaven. IV. (Schluß.) Minnedienst und snochačestvo: Sittenstrenge und ideale Auffassung der Kleinrussen im Gegensatz zur rein geschäftlichen und sinnlichen Art der Großrussen. Bei letzteren die Sitte des „snochačestvo“: Der Knabe wird mit einem erwachsenen Mädchen verheiratet, wobei der Vater bis zum Heranwachsen des Sohnes die ehelichen Pflichten erfüllt. Verbreitung dieser Sitte. Verkehr der Liebespaare; nächtliches Zusammensein in Ehren, (der altgerm. „Dung“ auf slavischem Gebiet, Anm. 57), Vergleich mit dem Kiltgang und der „Nachtfreierei“ auf germanischem Gebiet. Geschwisterliche Bündnisse zwischen Burschen und Mädchen in Serbien am zweiten Montag nach Ostern geschlossen.

Kleine Nachrichten: H. Schuchardt, Fischnetzknoten.

Nr. 21: D. M. Ritchie, Unterirdische Wohnungen und bienenkorbförmige Häuser auf den britischen Inseln (Zwergbewohner?).

R. F. Kaindl, Neue anthropologische und volkskundliche Arbeiten über Galizien, Russisch-Polen und die Ukraine. I: Darin die Sammlung der „Litauischen Volksweisen“ von Juszkiewicz besprochen; ferner der 6. u. 7. Bd. des „Lud“ (Animismus, Huzulen, Hexenprozesse, Osterspiele, Aprilsnarr, der Name „Lach“, Himmelsbriefe, Teufel- und Zauberglauben, Ostereier, Milchverwandtschaft).

H. Ziemann, Zur Tätowierung der Donga in Kamerun.

Kleine Nachrichten: L. Wilser, Das Alter des Namens Normannen.

Nr. 22: M. Schmidt, Reiseskizzen aus Matto Grosso (Brasilien).

R. F. Kaindl, Neue anthropologische und volkskundliche Arbeiten über Galizien, Russisch-Polen und die Ukraine. II. (Schluß): J. Frankos, Über das Trinkerwunder in Korsun (altruthenische Legende); ruthenische Lieder. Haartracht der Kosaken. Feste in Galizien. Ehen in Sibirien. Hochzeitsgebräuche. Huzulen. Ruthenische Erzählungen, Sprichwörter. Herzogseinsetzung in Kärnten.

Nr. 23: A. C. Winter, Lettische Totenklagen: Totengebräuche, Leichenmahl. 50 Vierzeiler mit Erläuterungen.

B. Förster, Das Völkergemisch an der Ostseite des Viktoria-Nyansa.

Nr. 24: W. Foy, Ethnographische Beziehungen zwischen Britisch- und Deutsch-Neu-Guinea (Gesichtsmasken).

J. Kollmann, Die temporäre Persistenz der Menschenrassen.

Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 34. Jahrg.

Heft I: H. Schurtz, Stein- und Knochengeräte der Chatham-Insulaner (Moriori).

F. Vogt: Material zur Ethnographie und Sprache der Guayaki-Indianer.

Heft II: J. v. Negelein, Der Individualismus im Ahnenkult. Teil I: „Nicht der Mensch als Mensch wurde zum Geist oder zur Ahnenseele, sondern der seinen Stamm fortpflanzende Mann; Frauen und Kinder sind deshalb als seelenlos gedacht und im Begräbniskult gekennzeichnet. Der Mann ist Individuum der Frau und dem Kinde gegenüber, die sein Eigentum, also als solche bloße Teile seines Wesens sind, er ist ein unselbständiges Glied in der Kette der Generation, insofern als seine Lebensaufgabe im Erzeugen eines Sohnes besteht und damit erlischt. Auch der Greis ist seelenlos" (S. 56). Die Ahnen im Volksglauben; Veneration ihrer Person und ihres Eigentums (Erbschlüssel, Erbsilber u. dgl.); überirdische Kraft; Übertragung der Ahnenkult-Ideen auf alle Greise. Dem Ahnenwesen fehlen individuelle Eigentümlichkeiten (Hausgeister, Kobolde). Kultspeisen (Durst der Toten; Bohnen, Brot, Salz). Konservativismus der Ahnenwesen; Idiosynkrasie gegen das Christentum und seine Glocken; Anhänglichkeit an die Familie; Vegetationsdämonen. Der Herd als Wohnsitz der Ahnen: Verehrung derselben an den großen Festtagen der Familie. Ausgestaltung ihres Seelenlebens (Weisheit, Heilkunst, Magie). Magischer Charakter des Eigentumbegriffes und Erbrecht. Reliquienkult. Die Götter einst auf der Erde weilend. — Teil II: Besitz und Seele. Grabmitgaben, erst da, wo die ahnenkultische Idee der Identität der einzelnen Glieder der Generationsreihe nicht mehr vollauf wirksam war; ein Fortschritt zu Gunsten des Individualismus. Idee der Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind (Kind als Grabmitgabe); Beginn einer individuellen Existenz des Weibes. Seelenlosigkeit des Kindes. Typische Handlungen der Geister (Grenzsteine tragen u. dgl.). Erdbeerenspende an Kinder. Wiedergeburt (Entrücktsein der Verstorbenen). Paradiesvorstellungen. Vergöttlichung des Herrschers. Teilnahme der Ahnengeister am Krieg. Übergang des Ahnenkults zum Kult der Staatsgottheiten. Namen und Porträt.

Heft III—IV: A. Schmidt, Das Gräberfeld von Warmhof bei Mewe, Reg.-Bez. Marienwerder (aus den 2 ersten Jahrh. n. Chr.).

Heft V: G. Kossinna, Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet: sucht die Ausbreitung der Indogermanen aus ihren Ursitzen, die mit denen der Germanen zusammenfallen (Südskandinavien, Dänemark und Norddeutschland bis zur Odermündung) mit Hilfe der Archäologie festzustellen (Polemik gegen M. Much). Am Anfang des 3. Jahrtausends zogen 2 Ströme von Indogermanen nach Süden (Kugel-Amphoren und Bernburger Typus), im Westen, längs der Elbe und Saale nach Thüringen, im Osten die Oder hinauf. Aus dem westlichen Stamm gegen Ende des 3. Jahrtausends eine Abart der Indogermanen (Rössen-Albsheimer Typus); aus ihr um

2000 die Italiker und Kelten (Beginn der Bronzezeit). Gleichzeitig verbreiteten sich von der Saale und Elbe her Stämme nach Böhmen, Mähren, Nieder-Österreich (Aunjetitzer Typus); aus ihnen Illyrier und Griechen. Weiter ostwärts haben die Arier nebst den Slaven bereits zu Anfang des 3. Jahrtausends Ostdeutschland verlassen. — Ursprung der Letten-Littauer.

P. Reinecke, Neolithische Streitfragen. Ein Beitrag zur Methodik der Prähistorie.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jahrg. 1902.

S. 32: G. Muskat, Über eine eigenartige Form des Sitzens bei den sog. Azteken.

S. 36: C. H. Stratz, Über die Anwendung des von G. Fritsch veröffentlichten Messungs-Schema in der Anthropologie. Dazu Bemerkungen von Fritsch über Rasseneinteilung.

S. 38: R. Mielke, Über den Gehrener Opferherd: Ausgrabungsbericht. Der „Opferherd" ist ein Grenzmal. Die Stätte eine alte Verwallung. Ein von Deutschen angelegter Beobachtungsposten; die Wallanlage schon vor Beginn des 13. Jhdts. zerstört.

S. 50: F. Hobus, Die Dechseler Kult-Figur: aus der 1. Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. Ähnlichkeit mit den Astarteidolen.

S. 56: P. Träger, I. Neue Funde aus Albanien. II. Die makedonischen Tumuli und ihre Keramik: teils Grabstätten, teils vorgeschichtliche Wohnsitze.

S. 76: H. Schmidt, Die Keramik der makedonischen Tumuli.

S. 77: M. Schmidt, Die Guató (Brasilien): Boot, Haus, Lebensweise, Palmsaft als Nationalgetränk; Waffen, Ehe, Familie, Verwandtschaftsbezeichnungen, Eigentumsrecht.

S. 89: E. Eylmann, Das Feuermachen der Eingeborenen der Kolonie Süd-Australien: Wie ist der Eingeborene zur Erzeugung des Feuers gekommen? Sage darüber. Art der Feuergewinnung.

S. 94: A. Götze, Der Geldtopf: Beschreibung eines solchen aus dem Trierischen Land; jetzt kaum noch aufzutreiben. Zusammenhang mit den Hausurnen vermutet.

S. 98: 2 Briefe G. Schweinfurths aus Luksor über ägyptische Ausgrabungen.

S. 104: Schoetensack, Erläuternde Bemerkungen zu meiner Abhandlung über die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form.

S. 105: E. Förstemann, Die Kreuzinschrift von Palenque (Mayainschrift).

S. 121: P. Reinecke, Abbildungen frühbronzezeitlicher Fundstücke aus Rheinhessen im Besitz des Mainzer Altertumsvereins.

S. 125: W. Belck, Bericht über die Ausgrabungen in Schamiramalti.

S. 127: C. Schumann in Lupembe (Benaland, Deutsch-Ost-Afrika), Über die Gebräuche, welche die Bebena bei Begräbnissen üben.

S. 130: Lissauer, Anthropologie der Anachoreteninseln: Schädel der Verstorbenen im Hause bewahrt; Unterkiefer auf dem Rücken hängend getragen.

S. 131: G. Oppert, Über den Salagramastein: von den Ureinwohnern Indiens als Symbol der weiblichen Energie verehrt; jetzt Wahrzeichen des Gottes Wischnu. Besitzt Wunderkraft. Sagen.

S. 137: E. Rösler, Archäologische Forschungen und Ausgrabungen in Transkaukasien i. J. 1900 (Brandgräber von einer Aschenrinne umschlossen; S. 180: Grab 51a Mutter und Kind).

S. 191: F. Strauch, Demonstration einiger Stücke seiner Sammlung.

S. 196: K. von den Steinen, Urne von Maraca.

S. 196: F. Netolitzky, Einige Beobachtungen von der Westküste Südamerikas.

S. 198: O. Olshausen, Zeitstellung der Schwanenhalsnadeln und der Gesichtsurnen.

S. 208: Ankermann, v. d. Steinen, Staudinger, Fetische aus Togo: dienen als Darstellung oder Wohnsitz der Seele oder des Schutzgeistes des Besitzers (des „Kra"). Der Geburtstag dem Kra geweiht. Bei Unglück demselben geopfert. Seelenvorstellung der Eingeborenen. — Regenfetisch. Amulette, die unabhängig vom Animismus sind.

S. 217: P. Reinecke, Zu niederbayerischen Funden: a) Elfenbein-Schmuck aus dem Hocker-Gräberfelde der früheren Bronzezeit von Straubing. b) Ein germanisches Urnenfeld der späten Kaiserzeit.

S. 219: R. Andree, Die älteste Nachricht über die sog. Azteken-Mikrocephalen.

S. 221: E. Rösler, Archäologische Forschungen und Ausgrabungen in Transkaukasien (Schluß).

S. 247: P. Staudinger, Ethnographische Vorlagen (3. Vorstellungen der westafrikanischen Neger von dem Aufenthaltsort der Geister).

S. 248: P. Staudinger, Einiges über Millefiori-Glas.

S. 252: F. W. K. Müller, Reise nach Ostasien: chinesische Briefe.

S. 259: H. Jentsch, Steinerne Bronze-Gußform von Horno, Kreis Guben.

S. 263: W. Krause, Bericht über einen jetzt ausgerotteten Stamm von Ureingeborenen Australiens: Parkingees und Mullas; Zwerge.

S. 265: R. Aschta, Das Gewohnheitsrecht der Stämme Mi-Schkodrak in den Gebirgen nördlich von Skudari. VII. Der Eid als Beweismittel.

S. 270: E. Krause, Exkursion der Gesellschaft nach Prenzlau und Umgegend: Steinkreuz (Vermutung über Ursprung der Steinkreuze); Hexen- oder Tulpenturm (eiserner Vogel mit Ring im Schnabel auf der Spitze; Sage; Burgwall von Fergitz (im Ober-Uckersee); in slavischer Zeit besiedelt und Begräbnisplatz mit vorslavischen Spuren (Grabungen). Roland in Potzlow. Bericht über das Uckermärkische Museum (Grab mit Leichenbrand aus der Steinzeit).

S. 279: Lissauer, Beiträge zur Kenntnis des paläolithischen Menschen in Deutschland und Südfrankreich.

S. 293: G. Schweinfurth, Kiesel-Artefakte in der diluvialen Schotter-Terrasse und auf den Plateauhöhen von Theben.

S. 318: Lissauer, Gedächtnisrede für Virchow (seine Bedeutung als Anthropolog).

S. 333: Tempwolf, Medizinische Anschauungen der Tami-Insulaner: Krankheit durch Zauber auf den Feind übertragen. Geschlechtsleben.

S. 336: E. v. Nordenskiöld, Präcolumbische Salzgewinnung in Puna de Jujuy.

S. 341: Lehmann-Nitsche, Zu den verstümmelten peruanischen Tonfiguren und ein Amputationsstumpf an einem Gefäße aus Alt-Peru.

S. 348: R. Lehmann-Nitsche, Weitere Angaben über die altpatagonischen Schädel aus dem Museum zu La Plata: patagonische Begräbnisgebräuche (Leichen skelettiert).

S. 350: Th. Koch, Die Apiaka-Indianer (Mato Grosso. Mit einem Wörterverzeichnis).

S. 379: F. v. Luschan, Über einige Ergebnisse der 5. Expedition nach Sandschirli (im nördl. Syrien).

S. 409: E. Krause, Über die Herstellung vorgeschichtlicher Tongefäße.

S. 444: E. Krause, Bernstein-Schmuckstücke aus Kurganen.

S. 445: Th. Preuß, das Reliefbild einer mexikanischen Todesgottheit im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin (im Anschluß daran Erörterungen über das Wesen der mexikanischen Religion überhaupt).

Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, 1902. Ergänzungsblätter zur Zeitschrift für Ethnologie [1]).

Heft 1: K. Brunner, Hügelgräberfunde bei Regensburg: 1846 vom Kgl. Museum in Berlin erworben; aus der älteren und jüngeren Bronzezeit. Fundstücke ungarischer Provenienz.

A. Götze, Slavische und ältere Funde von Topolno (Kreis Schwetz, Westpreußen): Schläfen- und Zehenringe. Slavischer Burgwall.

W. Schmidt, Das Urnengräberfeld in Zschorna bei Löbau i. S. Abbildung eines schnurverzierten, steinzeitlichen Bechers.

G. Pfanneberg, Scherben einer Gesichtsurne von Göttingen. Neu entdeckte Steinzeit-Grabfelder in Rheinhessen (aus der Wormser Ztg. 27. III. u. 14. IV., 1902).

K. Brunner, Wohngruben von Fohrde, Kreis West-Havelland.

E. Krause, Trichtergruben und germanische Graburnen von Ketzin, Kreis Ost-Havelland.

Heft 2: Th. Voges, Funde von Rhode (Greis Gifhorn): Bronzeeimer und Urne mit Beigaben; Latènezeit.

Ein neu entdecktes Hockergrabfeld bei Westhofen (Rheinhessen).

Lakowitz, Ausgrabungen von bronzezeitlichen Hügelgräbern (in Mischischewitz, Kr. Carthaus): mit Nachbestattung aus römischer Zeit.

Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel im Westerwald (Vortrag Soldans, a. d. Rhein. Curier).

---

[1]) So wenig es die Absicht unserer Zeitschriftenschau sein kann, über Altertumsfunde irgendwie erschöpfend zu orientieren, so schien es doch wegen der nahen Beziehung, die dieses ganze Gebiet zu der Volkskunde hat und wegen zahlreicher Einzelheiten von volkstümlichem Interesse wünschenswert, wenigstens den Inhalt dieser zusammenfassenden Nachrichten in die Zeitschriftenschau einzubeziehen.

E. Krause, Wildgruben und Jagdgeräte aus der Steinzeit von Fernewerder, Kreis Westhavelland, Prov. Brandenburg.

Heft 3 u. 4: F. Mötves, Bibliographische Übersicht über deutsche Altertumsfunde für das Jahr 1901.

A. Voß, Ein vorgeschichtlicher Wall bei Schwäbisch-Hall, enthaltend rotgebrannte Keupersandstein-Einschlüsse.

H. Rademacher, Der Burgwall Röverberg bei Phöben, Kr. Zauch-Belzig.

E. Krause, Latène-Funde aus dem Havelbett bei Ketzin, Ost-Havelland, Provinz Brandenburg: Halsring, Zügelbeschlag, Schwert.

Köhl, Berichtigung zu dem in Heft 2 der Nachr. veröffentlichten Aufsatz: „Ein neu entdecktes Gräberfeld der Steinzeit".

Lehner, Bericht über die Verwaltung des Provinzialmuseums in Bonn in der Zeit vom 1. April 1901 bis 31. März 1902 (S. 62 fränkisches Plattengrab, Krieger im Grabschmuck).

A. Götze, Ein facettierter Steinhammer von Termonde, Ostflandern.

Behlen, Gräberstätte bei Herresbach in der Eifel.

Heft 5: A. Voß, Zur Erinnerung an R. Virchow.

H. Quantz, Skelettgräber von Solkwitz in Ostthüringen (slavisch).

Ohlenschlager, Hügelgräberfunde bei Regensburg.

C. Seraphim, Bericht über eine merkwürdige Tonplatte von einer Feuerstelle bei Schäßburg in Siebenbürgen.

Hettner, Bericht über die Verwaltung des Provinzial-Museums in Trier.

H. Schumann, Bronzedolch von Magnushof (Uckermark).

Heft 6: H. Schumann, Spätneolithisches Steinkistengrab von Hammelstall bei Brüssow (Uckermark) und chronologische Stellung dieser spätneolithischen Kistengräber.

W. Lang, Reihengräber in Kirchheim u. Teck (Württemberg): allemannisch-fränkische Zeit (?).

E. Krause, Slavische Niederlassungsstätte mit Kochgruben bei Seebeck (Kreis Ruppin).

A. Götze, Burgwall und Pfahlbau bei Freienwalde a. O.

J. Deichmüller, Beiträge zu den Briquetage-Funden.

H. Schmidt, Die römischen Bronzegefäße aus der Sammlung des Fürsten Clary-Aldringen auf Schloß Teplitz.

A. Voß, Gefäße des Lausitzer Typus in Westdeutschland (bei Ostheim; oberh. Geschichtsverein).

Feyerabend, Das Gräberfeld in Nikrisch bei Görlitz.

Politisch-Anthropologische Revue. I. Jahrg.

Nr. 7: Gustav Kraitschek, Die Menschenrassen Europas.

A. Reibmayr, Zur Naturgeschichte des Herrscher-Talents und Genies.

Nr. 8: L. Wilser, Gobineau und seine Rassenlehre.

W. Borgius, Zur Entwicklungsgeschichte des modernen Kapitalismus: Beeinflussung des Fühlens und Denkens der Gesellschaft. Individualismus. Wirksamkeit von Rassenanlagen.

Fr. Gernandt, Rassegefühl und Nationalismus: für die nationalistischen Bewegungen (gegen Kirchhoff).

H. Pudor, Männliches und weibliches Empfinden in der Kunst.

Nr. 9: K. Weule, Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jhdt. I. Allgemeines. II. Anthropologie (Zwergvölker).

W. Hellpach, Darwinismus und Sozialpsychologie.

Nr. 10: K. Weule, Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jhdt.: III. Ethnographie und Ethnologie: Aufgaben: Entwickelungswissenschaft. Arbeitsweise. Erfindung oder Entlehnung (Beispiele: Wurfholz u. a.). Amerikanisch-polynesische Beziehungen (Schurtz). Afrikanische Bogen und Pfeile: Das Nebeneinander in eine Zeitfolge umgewandelt. — Sammlungen. IV. Urgeschichte: Leistungen. Bedeutung der Ausgrabungen im vorderen Orient: Parallelismus in der Entwickelung der frühmetallzeitlichen Kultur des vorderen Orients und unserer mittel- und nordeuropäischen. Außereuropäische Ausgrabungen und ihre Bedeutung. V. Zusammenfassung und Ausblick: gegenseitige Unterstützung der 3 Disziplinen, an dem Beispiel der Japaner gezeigt. Forderung mit größeren Zeiträumen zu operieren. Amerikanerfrage.

L. Gumplowicz, Die politische Geschichte der Serben und Kroaten: aus soziologischen Kriterien (grundbesitzender Adel) geschlossen, daß Goten, die als Herren in Weiß-Chrobatien und Weiß-Serbien wohnten, im 7. Jhdt. gegen die Avaren zu Hilfe gerufen, die heutigen damals schon von Slaven bewohnten Gebiete der Kroaten und Serben eroberten und dort die adeligen Grundbesitzer bildeten.

Nr. 11: G. Fritsch, Bekleidung und Sittlichkeit (mit geschichtlichem Rückblick; Empfindung der Nacktheit; Scham).

Nr. 12: L. Wilser, Über das Verhältnis der Anthropologie zu Geschichte und Politik.

E. Devrient, Das Problem der Ahnentafeln.

Chr. v. Ehrenfels, Über Björnsons „Monogamie und Polygamie" und die einschlägigen Forschungen Westermarcks.

H. Lübke, Zur Psychologie des Kunsttriebes: Beziehungen zwischen Geschlechts- und Kunsttrieb, im Anschluß an Möbius, „Über Kunst und Künstler".

Archiv für Anthropologie, Braunschweig (Vieweg u. Sohn), Bd. 27.

S. 1 ff.: R. Asmus, Die Schädelform der altwendischen Bevölkerung Mecklenburgs.

Referate a. d. nordischen Literatur von J. Mestorf: S. 144: O. Almgreen, Altglaube in der Gegenwart im Herjeådal (Grabmitgaben). — S. 147: O. Montelius, Die Axt des Sonnengottes und Thors Hammer (symbolische Bedeutung des Hammers). — S. 149: Wallenstein, Geisterwelt, Aberglaube und Volksmedizin in Danderyd und Lidingö um das Ende des 18. Jhdts. Hrsg. von E. Hammarstedt (Elben; Opfer, die ihnen gebracht werden). — S. 150 („Ymer"): Montelius, Ueber das goldne Vließ. — S. 153: Th. Schmidt, Die Vorstellungen von Krankheitsursachen bei den Naturvölkern (Gebräuche bei den Finnen; Mittel gegen Kopfschmerz).

S. 157 ff.: A. Hedinger, Keltische Hügelgräber im Scheithau bei Mergelstetten, Oberamt Heidenheim.

S. 169 ff.: Hedinger, Die Kelten: Älteste Zeugnisse und Nachrichten, Verbreitungsgebiet, Beziehungen zu den Germanen; Kultur; Kult, religiöse Symbole, Geld; Typus der Kelten.

S. 239 ff.: Sima Trojanović, Altertümliche Speisen- und Getränkebereitung bei den Serben: I. Speisen. 1. Entfernung der Haare und Federn. 2. Rösten und Braten des Fleisches am offenen Feuer und mittelst

erhitzter Steine. 3. Verschiedenartige Erntemethoden. 4. Rösten des Getreides, um die Körner aus den Ähren herauszulösen. 5. Geröstete Körner als Speise. 6. Backen des Brotes. 7. Kochen in durchlässigen Säcken. 8. Kochen und Dämpfen mit erhitzten Steinen. 9. Kochen in Tiermägen und anderen undurchlässigen Gegenständen (Herodot von den Scythen, Homer von den Freiern). 10. Käsebereitung mit Glühsteinen. II. Getränke. 1. Jagurta, Buza, Matinitza, Kumys, Kefir, Alowina, Medowina (Milchgetränke, Bier, Met). 2. Weinbereitung mit Glühsteinen. III. Varia: 1. Verschiedene Manipulationen, durch welche das Hunger- und Durstgefühl abgestumpft werden soll. 2. Verschiedenartige Anwendung von Glühsteinen (Dampfbäder, Schwitzkuren). — Die Abhandlung enthält zahlreiche Parallelen zu den serbischen Gebräuchen.

S. 284 ff.: Stieda, Der XI. russische archäologische Kongreß in Kiew 1899 (kurze Referate): I, 1. Hörmann, über Grabdenkmäler in Bosnien, der Herzegowina, Dalmatien, Altserbien, Montenegro, Südserbien a. d. 13. bis 16. Jhdt. 3. Antonowitsch, über die Kurganaufdeckungen in Westwolhynien (Gräber, Beigaben). 4. F. Heger, über einige fremdartige Formen in der prähistorischen Kultur des Kaukasus (Gräber aus dem Beginn der Eisenzeit). 5. Ssisow, Lange Kurgane im Gouvernement Smolensk (Hügelgräber mit Leichenbrand; später Skelette; Figuren eines Schwans, aus Knochen). 6. Antonowitsch, über die Steinzeit im Gouvernement Wolhynien. 7. Brandenburg, Die Aborigenen des Gebietes von Kiew (Skelette in gekrümmter Stellung auf der Seite liegend, aus der Eisenzeit; Reste der alten Kimmerier). 9. Miljukow, über die Ergebnisse der Ausgrabungen, die das kaiserl. russische archäologische Institut in Konstantinopel im Herbst 1898 bei der Ortschaft Patel am See Ostrowo in Makedonien vorgenommen hat (Familien- und Sippengräber aus der Hallstattzeit). 10. Pogodin, über die Beziehungen der indo-europäischen Volksstämme zu den Finnen. 12. Ewarnitzki, über die Ausgrabungen in den Kreisen von Cherson und Alexandrowo (Gouvernement Cherson). 14. Gamtschenko, Die Aufdeckung der Kurgane bei Miropol im Bassin des Flusses Slutscha (5.—8. Jhdt. n. Chr.). 15. Kulakowski, über die gefärbten Knochen (Gebrauch der roten Farbe zu Kultuszwecken, auch bei den Römern; Erinnerungen an die Stein- und Bronzezeit in den religiösen Ritualien der Römer). 20. Armaschewsky, Über ein Standlager (alte Ansiedlung) aus paläolithischer Zeit an der Kirillowstraße zu Kiew (Mammutknochen und Feuersteingeräte). 21. Pokrowsky und Chweiko, über Ausgrabungen im Kreise Kiew (Wohngruben aus neolithischer Zeit; Ausgrabungen in Tripolgi). 22. Wesselowski, über gleichzeitig gefundene Steinwerkzeuge und Altertümer aus der römischen Zeit (Steinbeile als Amulette?). 24. Pulasky, Archäologische Funde im Gouvernement Podolien (Ansiedlungen; Gräber, auch solche mit Steinhügeln; Beigaben: je 7 Pfeilspitzen von skythischem Typus, Trink- und Schöpfbecher = Herodots Schalen der alten Skythen?). 25. Knauer, über Ausgrabungen im Kreise Akkerman, Gouv. Bessarabien (Pferdeschädel, Kinder mit Erwachsenen, gefärbte Knochen). 26. Pokrowsky, über die sog. Nomadenschädel der Kurgane.

II, 32. Laskoronsky, über die Gorodischtschen, die Langwälle und Kurgane im Bassin des Flusses Schula (befestigte Ansiedlungen: runde Sumpfgorodischtschen; runde Berggorodischtschen; solche, deren Gestalt sich nach den Erhebungen richtet, auf denen sie liegen, mit mehreren Wällen; lange oder Schlangenwälle). 39. Ljäskoronskj, Die Funde römischer Münzen im Bassin des mittleren Dnjepr. 42. Ssewerny, über die geographischen Namen im Gebiete von Tula (Urbevölkerung finnischen Stammes). 44. Knauer, über den Ursprung der Benennung „Ruß“.

III, 51. v. Stern, über die Bedeutung der keramischen Funde für die Kulturgeschichte der Kolonisation des Schwarzen Meeres (Einflüsse Milets, Athens, Roms). 58. Tscherepnin, über die Kiewschen Griwnen (silberne 6eckige Stangen; altrussisches Geldsystem). 59. Wittyg, über die ursprüngliche polnische Griwna. 64. Lewitzky, Die gebräuchliche Form der Eheschließung im südwestlichen Rußland während des 16. u. 17. Jhdts. (Freiheit der Wahl; Ehekontrakt; gleichzeitig häufig die kirchliche Trauung; aber erst mit dem später stattfindenden weltlichen Hochzeitsfest beginnt das

eheliche Zusammenleben. In Wolhynien und Kleinrußland wurde ein zum Tode verurteilter Verbrecher begnadigt, wenn sich eine ehrsame Jungfrau fand, die vor Gericht den Wunsch aussprach, den Verurteilten heiraten zu wollen).

VII, 99. L. Niederle, über die Zeit der Übersiedelung der Slaven vom Norden der Karpathen nach Ungarn. 100. Florinsky, über die Herkunft und die Benennung der mährischen Wallachen (reine Slaven). 102. Lamansky, über die Jassen-Alanen.

S. 317 ff.: A. Nyström, Über die Formenveränderungen des menschlichen Schädels und deren Ursachen. II. Ethnographische und kulturhistorische Verhältnisse: die Abhängigkeit der Körperstellung von den Gewerben und Transportmitteln auf verschiedenen Kulturstadien. Der Einfluß der Haustiere.

S. 365 ff.: N. C. Macnamara, Studien über den prähistorischen Menschen und sein Verhältnis zu der jetzigen Bevölkerung Westeuropas.

S. 432 f.: L. Lalay, Alte Anspannungsgeräte (Doppeljoch aus der Umgegend von Bordeaux).

S. 438 ff.: L. Stieda, Aus der russischen Literatur:

I. Abhandlungen, die den Kaukasus betreffen: A. Pantjuchows Arbeiten über den Kaukasus: S. 442: Lebensweise, Anschauungen und Abstammung der Swaneten (Leichenmahle, Stier und Katze heilig). S. 453: religiöse Anschauungen, Lebensweise und Abstammung der Inguschen. S. 456 ff.: Über Höhlenwohnungen und jetzige Behausungen im Kaukasus. Beginn der Kultur. Bronzezeit. Uebergang der Höhlenwohnungen in andere Wohnungstypen (Chaldäer, Semiten, Europäer). Alte Gebäude, Befestigungen, Türme, Tempel und Städte (Mischung von Christentum und Heidentum). Die heutigen halbunterirdischen und unterirdischen Wohnungen, Wohnungen aus Holz, Lehm und Stein. S. 467 ff.: Über Volksmedizin in Transkaukasien (Zauberer, Amulette, Weihgeschenke, Heilquellen, Kleidersetzen an Gesträuch gehängt). B. Schriften der Kaukasischen Abteilung der K. Russischen Geogr. Gesellschaft: S. 472 ff.: Karzew, Bemerkungen über die Kurden: Religion (Jesiden, Ali-Alla); Polyandrie der Ali-Alla (die Ehefrau des ältesten Bruders zugleich die Frau der übrigen Brüder); Bestattungsgebräuche. Sprache; Geschichte; Kleidung; Nahrung. — S. 474 ff.: R. D. Eristow, Bemerkungen über Swanetien. I. Gewohnheitsrecht. II. Besitztum und Beschäftigung. III. Häusliches Leben (Eheschließung; die Mädchen schon nach der Geburt verlobt; Frauenkauf und -raub; Geburt und Taufe). V. Totenfeier (Leichenschmaus; allgemeine Totenfeier am 5. Januar; die Seelen besuchen ihre Verwandten, sie werden gespeist und angefleht). XII. Dämonologie: Waldgeister (erscheinen 2 Wochen vor dem Beginn der Weihnachtsfasten und bleiben bis zum 4. Dez.); Hausgeist (ohne Nase, fällt den Schlafenden auf die Brust); Kchal (lustiges Wesen mit krystallenen Beinen, das die Menschen erbrechen macht). XIII. Jagdgebräuche (Jagdgöttin „Dal"). XIV. Festtage und Gebräuche. 1. Neujahr. 2. Weihnachten. 3. Likwraschi (zur Erinnerung an die heil. Barbara in Dol). 4. Fastnacht. 6. Uplisch (Sonntag nach Ostern; ein Fest, das eine Ortschaft anderen gibt). XV. Kleidung und Bewaffnung.

II. St. Petersburger Arbeiten: A. Protokolle der anthropologischen Gesellschaft bei der Universität in St. Petersburg 1895/96. Romanow, Die Jesiden, Religion und Kult; Mitteilungen aus ihrem heiligen Buch. Eheschließung. Fest des Neuen Jahres am 1. Mittwoch nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Tod; Reise der Seele. 34. Peredolski, Das Schamanentum unter den Ostjäken (ihre Attribute Trommel und Stab). B. Arbeiten der anthropolog. Gesellsch. bei der milit.-medic. Akademie: 5. Salesski, Zur Ethnographie und Anthropologie der Karagassen (in Sibirien, Gouv. Irkutsk): religiöse Anschauungen; Heidentum und Aberglaube; Schamanen; Kämpfe zwischen Gott und Teufel (Mondfinsternis); Erklärung des Immergrüns der Bäume; 2 Märchen. Der Schwiegersohn nennt die Schwiegermutter nicht beim Namen; Bestattung der Toten.

III. Moskauer Arbeiten: 3. Worobjew, Die Großrussen (Ursprung und physischer Typus). 5. Talko-Grynzewitsch, Die alten Einwohner Centralasiens. 7. Nikolski, Über die Tschuktschen des Kolymsker Bezirks: Religion, Beerdigungsgebräuche, Schamanismus, der Mensch hat 5—6 Seelen, Wechselehe, Verheiratung Minderjähriger, freiwilliger Tod der Greise und Kranken. 12. Jwanowski, Die Jesiden. 12. Kon, Schwangerschaft, Geburt und Kinderpflege bei den Weibern der Katschinen (turko-tatarischer Stamm im Gouv. Jenisseisk-Sibirien): Vorherbestimmung des Geschlechts, Kinderehen; Eihaut (Glückshaut).

S. 517 ff.: Vassits, Die neolithische Station Jablanica bei Medjulužje in Serbien. Mit 133 Abbildungen im Text. Eingehende Beschreibung der dortigen Funde, deren Beziehungen zu denen von Butmir und Troja ins Auge gefaßt werden.

S. 583 ff.: R. Lehmann-Nitsche, Die Gleichzeitigkeit der südpatagonischen Höhlenbewohner mit dem Gryphotherium und anderen ausgestorbenen Tieren der argentinischen Höhlenfauna.

S. 599 ff.: C. Mehlis, Exotische Steinbeile der neolithischen Zeit im Mittelrheinland. 1. Das Steinidol von Drusenheim im Unterelsaß. 2. Zwei Jadeïtbeile aus der Rheinpfalz. 3. Resultate (Einwanderung der mittelländischen Rasse in das Rhone- und Rheintal zur neolithischen Zeit). 4. Zur Nephritfrage. 5. Jadeïtbeil von der Hohkönigsburg.

S. 622 ff.: A. Nyström, Über die Formveränderungen des menschlichen Schädels und deren Ursachen. III. Die Schädelformen früherer und tiefer stehender Völker. IV. Die Schädelformen der Schweden früher und jetzt. V. Schlußbetrachtungen (Dolichocephalie kennzeichnend für die meisten Völker auf früheren Stufen, Brachycephalie immer allgemeiner werdend).

S. 643 ff.: H. Landois, Baumsargmenschen von Freckenhorst (Westfalen).

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Hrsg. von G. Steinhausen. IX. Bd.

Heft 1 u. 2: R. M. Meyer, Urgeschichte: allgemeine Betrachtungen im Anschluß an Schraders Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde.

J. Krudewig, Ein Erlaß der Kölner Universität zur Regelung der Depositionsgebräuche (1598).

G. Sommerfeldt, Biberfang in Ostpreußen, besonders im Hauptamte Tilsit, 1584.

P. Hoffmann, Aus dem ersten Jahrhundert des Kaffees. II. (Gedichte, Schriften, Verordnungen).

Heft 3: R. Lüdecke, Vier Münsterische Hofordnungen des 16. Jhdts.

Vogel, Alte Gemeinderügen der Dörfer Rudelsdorf und Masten.

Heft 4 u. 5: E. v. Freydorf, Der Püsterich von der Rotenburg (jetzt zu Sondershausen) als Typus kulturgeschichtlich eingereiht. I. Die Püsterichliteratur. II. Die 3 Hauptzüge. A. Götzencharakter. B. Aufstellungsweise. C. Das Feuerspeien. D. Rekonstruktion. III. Jahrtag und Sage des Püsterich. IV. Einreihung des Typus und der Sagen. A. Unsere 20 Gerüstefiguren. B. Nochmals: Deutung der Einzelzüge bei den 20 außerthüringischen Figuren. C. Gleiche fünf Kennzeichen beim Püsterich und ihre Modifikationen.

2. Historische Zeitschriften.

Bearbeitet von Georg Koch, Gießen und Karl Ebel, Gießen.

(Die Beiträge des zweiten der beiden Verfasser sind mit einem * gekennzeichnet.)

Byzantinische Zeitschrift. Bd. 11.

Heft 1/2: S. Krauß, Die Königin von Saba in den byzantinischen Chroniken. „Ein biblischer Sagenstoff, an welchem die Gleichartigkeit der Sagendichtung bei den verschiedensten Völkern wieder einmal exemplifiziert werden kann." Die Königin von Saba gilt dem Mittelalter als Sibylle, wird in der christlichen, jüdischen und arabischen Sage mit bestimmten Rätseln in Verbindung gebracht. Die Verarbeitung des Sagenkreises reicht bis auf Calderon herab.

Zerlentis, Κερκυραϊκὸν δημοτικὸν ποίημα. Veröffentlichung eines ngr. Volksliedes von Korfu, 36 Zeilen eines bereits aus ma. Hss. bekannten Gedichtes von der Liebe κόρης καὶ νέου.

*Heft 3/4: J. Bidez, Sur diverses citations et notamment sur trois passages de Malalas retrouvés dans un texte hagiographique. In der dritten Passion der heil. Katharina von Alexandria werden Zitate aus griechischen Schriftstellern und besonders aus der Chronik des Malalas nachgewiesen.

Karl Dieterich: Nachtrag zu den lateinisch-romanischen Lehnwörtern im Neugriechischen. Ergänzungen zu Bd. X, 596.

Zerlentis, Ναξία νῆσος καὶ πόλις. Mit volkstümlichen Sprüchen und Versen von den griechischen Inseln.

In beiden Heften: Bibliographische Notizen über Volksliteratur, Sagen, Folklore.

Historische Vierteljahrsschrift. Jahrg. 5.

Heft 1: Ludwig Schmidt, Zur Germania des Ptolemaeus und zur Frage nach den Wohnsitzen der Cherusker und Hermunduren.

Heft 3: Otto Brenner, Politische Geschichte und Sprachgeschichte. Gegen Ferdinand Wrede über die Frage: Wie weit darf die heutige Mundart als historische Quelle gelten?

Historisches Jahrbuch. Bd. 23.

Heft 1: Thomas Esser, Das Ave-Maria-Läuten und der „Engel des Herrn" in ihrer geschichtlichen Entwicklung. — Schluß in Heft 2 u. 3.

Heft 2: Max Straganz, Eine Bulle Pius II. (1461) für den Konvent der Minderbrüder zu La Rochelle über die Verehrung des heil. Blutes daselbst. Abdruck.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Bd. 130.

Hans Rost, Der Selbstmord in seinen Beziehungen zu Konfession und Stadtbevölkerung im Königreiche Bayern.

Knöpfler, Hexenwahn und Hexenverfolgung. Über Jos. Hansens „Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter" und „Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwesens und der Hexenverfolgung im Mittelalter".

*Heinrich Samson, Zum St. Martinstage (11. November). Enth.: St. Martin in Sprichwörtern und als Kirchenpatron. Die Martinsgans.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F., Bd. 17.

Heft 1: Ernst Wagner, Die Statue des Markgrafen Karls II. von Baden in Durlach, im Zusammenhang mit süddeutschen Brunnenfiguren. Die süddeutschen Brunnenfiguren, Verwandte der norddeutschen Rolande, haben sich wohl aus den Symbolen der Marktgerechtigkeit entwickelt: eine monumentale Urkunde des landesherrlichen Schutzes über die städtischen Freiheiten. Der Volksglaube konnte in ihnen zugleich das persönliche Abbild des Landesfürsten sehen.

Heft 3: G. Caro, Zwei Elsässer Dörfer zur Zeit Karls des Großen. Ein Beitrag zur wirtschaftsgeschichtlichen Verwertung der Traditiones Wizenburgenses (Laubach und Preuschdorf bei Wörth). Schluß in Heft 4.

*Heft 4: Robert Lang, Bergbau im Kanton Schaffhausen in den Jahren 1678—1770.

***Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.** Jahrg. 21.

Heft 3: Franz Cramer, Aliso — sein Name und seine Lage. Der Name hat viele Parallelen, von denen das Flußwort Al—is— „gerade im Lippischen und in den angrenzenden Strichen stark vertreten" ist (Elsen). Der Stamm wird in Verbindung gebracht mit griech. ἄλλομαι, ich springe, und ἅλς, Springflut, Meer. „Al—is würde die dahineilende Flut bezeichnen". —o (—on) ist ein zweites Suffix.

J. Frank, Sente Lüthilt. Besprechung und Abdruck eines seither unbekannten Gedichtes über die heil. Lüthilt, das eine Version (Lokalisierung?) der Merlin-Sage enthält.

Hessenland, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur. Jahrg. 16.

Nr. 1: Richard Herget, Das Centgericht im Amt Auersberg bei Hilders in der Rhön. Stelle aus dem Auersberger Amtssalbuche von 1595 über Umfang, Zusammensetzung und Verlauf des Gerichtes.

Nr. 2: B—r., Das Frauenkreuz im Kinzenbacher Wald.

Nr. 3: B—r., Der Jungfrauenraub durch Ritter Holzappel vom Vetzberg (1476).

Nr. 5/6: Fenge, Das Beuerholz. Ein Beitrag zur Geschichte der hessischen Markgenossenschaften.

Nr. 7/8: Paul Weinmeister, Hessische Sterbemünzen. Seit etwa 1600 beim Tode des Landesherrn oder der Landesmutter geprägt. Beschreibung.

C. N., Ein verschwundenes Beförderungsmittel (Die Sänfte, „Porte-chaise").

L. Armbrust, Allerlei von Zauberei. Hexenprozesse in Hessen.

Nr. 9: F. Quilling, Aus den Sammlungen des Hanauer Geschichtsvereins.

Nr. 16/17: Paul Weinmeister, Namen von Münzmeistern und Stempelschneidern auf hessischen Geldstücken.

Nr. 21: Theodor Meyer, Die symbolischen Thaler des Landgrafen Wilhelm V. zu Hessen.

Nr. 22: Joh. Heinr. Schwalm, Kinderspiel und Kinderlied auf der Schwalm. (Wiegenlieder, Vogelsprüche, Pfeifenreime, Zähl- und Spottverse, Schlachtfest.)

Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte. Bd. 1.

Heft 2: Eduard Becker, Die Wiedertäufer in Kürnbach.

Wilhelm Diehl, Neue Funde zur Reformationsgeschichte der Wetterau (Ober-Mörlen, Friedberg, Echzell, Rockenberg).

Christian Broß, Die Pfarrer zu Pohl-Göns im Hüttenberg von Anfang des 16. bis Ende des 18. Jhdts.

J. Knab, Oberhessische Winterschulen im 17. und 18. Jhdt.

Johann Schneider, Die Pest in Neckarsteinach während des dreißigjährigen Krieges.

Wilhelm Diehl, Über das Amt der Kirchenaufseher in Alsfeld.

*Heft 3: Alexander Schuchard, Kirchen- und kulturgeschichtliche Nachrichten aus dem ältesten Reinheimer Kirchenbuch. Die Pest in R. Die Redensart: ich thus nit, ich bin von R. Die Patenschaft eines katholischen Priesters.

Friedrich Grein, Zur Gießener Kirchengeschichte. Geistlichkeit und Judenfrage. Eine angebliche Papstwahl.

*Heft 4: Knab, Th. Chr. Diemer, ein Wetterauer Pfarrer des 18. Jhdts. Bau der Kirche in Bruchenbrücken 1750 ff. Grundsteinlegung. Aufstecken des Kranzes.

Hansische Geschichtsblätter. Jahrg. 1901.

Karl Koppmann, Über die Pest des Jahres 1565 und zur Bevölkerungsstatistik Rostocks im 14., 15. und 16. Jhdt.

F. Keutgen, Der Großhandel im Mittelalter. Mit Exkursen: A. Über Wolle und Leinen als Bestandteile altdeutscher Kleidung; B. Die Herkunft des „Conflictus ovis et lini“, eines Gedichtes aus dem 11. Jhdt.

Max Perlbach, St. Olavsgilden in Preußen. Olav Patron des seefahrenden Kaufmanns, geschichtlich Wikingführer.

Adolph Hofmeister, St. Olav in Rostock.

Hannoversche Geschichtsblätter. Jahrg. 5.

Heft 1: W. Feise, Noch einmal über die Schuhmachers- und andere Handwerksknechte in Bodenwerder.

Heft 3: O. Ulrich, Spinnlieder aus Hemmendorf. Als Anhang Kinderlieder und Balladen. — Bericht über Begründung einer Gesellschaft für niederdeutsche Volkskunde. Fragebogen über die sog. Zwölfnächte, die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr.

Karl Scheibe, Der letzte Schuß, ein Volkslied. Unglückliche Liebe eines Ritters. Von den Solling-Bauern gesungen.

Heft 6: H. Graeven, Das Strebkatzenziehen auf einer Lüneburger Beischlagwange. „Beischlag“ eine in die Straße hineinreichende Plattform als Sockel des Hauses, durch die „Wange“ gegen die Straße abgesperrt.

„Strebkatzenziehen“ ein altes Kraftspiel. Von ihm die Ausdrücke „halsstarrig“ und „hartnäckig“ [1]).

Hermann Voges, Zur Geschichte des Dorfes Klein-Schwülper.

Deicke, Die Aufgaben der Gesellschaft für niederdeutsche Volkskunde.

Heft 7: August Biester, Spinnerlieder.

Karl Scheibe, Der ungetreue Heinrich, ein Volkslied.

Zweiter Fragebogen der Gesellschaft für niederdeutsche Volkskunde.

*Heft 12: Pfannkuche, Mitteilungen aus der Lade der Sattlerinnung zu Harburg.

Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Jahrg. 21. 1901.

H. Hübbe, Straßen, Flethe, Sperrmaße, Vorsetzen, Lauben u. dergl.

H. Nirrnheim, Das Tagebuch des Herrnschenken Johann Eybert Goßler. Aus dem 18. Jhdt. Formalitäten in Rat und Rathaus. Jährliches Ablesen der seit Jahrhunderten im Wortlaut unveränderten Bursprake.

Max Grunwald, Der Hamburger Judentumult im Jahre 1730.

Kurze Berichte über Vorträge von:

Hugo Amberg, Zur Volks- und Landeskunde des südelbischen Gebiets;

O. Schwindrazheim, Studien über Vierländer Kunst;

C. Walther, Über Hamburger Fischkalender.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde des Hasegaues. Heft 11.

W. Hardebeck, Sitte und Brauch. Geburt, Taufe und Kindheit. Über Storch und Teich, Taufgebräuche (Pathen!), bösen Blick. Wiegenlieder mit germanisch-heidnischen Anklängen. Spiele, Abzählreime ꝛc. Mit den Beiträgen früherer Hefte wertvolle Stoffsammlung.

Derselbe, Der Hahn als Turmbekrönung. Ursprünglich ein Dämon, später christlich gedeutet.

Wilhelm Bönker, Die Moorburg (Sage).

Hausinschriften in der Stadt Quakenbrück.

Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Bd. 11.

Hermann Rothert, Das Buch der Dortmunder Juncheren-Gesellschaft. Anschauliches Bild von dem Leben des spätmittelalterlichen Patriziates.

Karl Rübel, Agrarisches vom Hellwege und aus der Grafschaft Mark. 1. Weistum über Mastberechtigungen, 2. Flächenmaße am Hellwege, 3. Weistümer des Reichshofes Westhofen, 4. Böhden, Böhdeland, vorweide, verweide, pascua, waldemeine, houde von der weide, drifft am Hellwege und in Westfalen.

Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Jahrg. 10.

Nr. 10: E. Friedel, Zwei neue Beiträge zum Kapitel der Bauopfer (zu Jahrg. 4, 8, 9).

Giertz, Eggersdorf, Kreis Nieder-Barnim. Entwicklung des Dorfes und seines Namens, Sühnekreuz, Spuk im alten Ritterschlosse.

---

[1]) Weiteres über dieses Spiel in Jahrg. 1901.

Nr. 11: E. v. Freydorf, Neidkopf und Krone zu Berlin. Eine zungestreckende Rokokobüste an einem Berliner Hause. Ähnliche Bilder und die Sagen über sie erweisen den Neidkopf als Nachfolger eines alten Gerüftezeichens und Symbols der Obrigkeit.

Märkischer Volkswitz über Prinz August von Preußen.

11. Jahrgang. Nr. 1—9.

Nr. 1: [E.] Friedel, Beitrag zu den Niederlausitzer Volkstrachten. Es handelt sich um einen Brustlatz, der von der männlichen Landbevölkerung in der Gegend von Dobrilugk und anderen Orten der Lausitz namentlich Sonntags getragen wird. Ähnliche Brustlätze findet man in Oberschlesien und in Lietzow, Kr. West-Havelland.

Derselbe, Über mittelalterliche getriebene Bronzeschalen.

Elisabeth Lemke, Die Puppe, ein kulturgeschichtliches Bild aus Heimat und Fremde. Besprochen werden u. a. ostpreußische Flicker- und ungarische Fetzenpuppen, altägyptische P., vorgeschichtliche P. Deutschlands, thönerne Lāmdocke (Laimtocken) Nieder-Österreichs, Puppengräber (Gredl- oder Faijagredlgräber!) daselbst, P. der Inca, der Indianer, der Eskimos, der Samojeden, der Japaner, Chinesen, Perser, Inder usw. Der deutsche Name für Puppe ist „Tocke". Eine Erklärung des Wortes „Puppe" von Poppaea wird abgelehnt, eine andere Erklärung aber nicht gegeben. Besprochen werden ferner die Puppen-Industrie, die Puppenspiele und Puppensagen. Diskussion hierüber in Nr. 2 bringt Erklärungen der Worte Tocke und Puppe, sowie Puppenverse.

[E.] Friedel, [Über den pergamenischen Altarstuhl], der als „des „Satans Stuhl" des 2. Kapitels der Johannes-Apokalypse bezeichnet wird. Satans- oder Teufels-Stühle und -Kanzeln gibt es in Deutschland sehr viele. Sie bezeichnen alte heidnische Kultusstätten.

Otto Monke, Sympathetisches Mittel gegen den Rotlauf beim Schwein. Zur Volksmedizin und Besprechung.

E. Fr[iedel], Über das Wort Bernstein.

M. Pohlandt, Zu „Knäppner" (vgl. Brandenburgia VIII, 5 u. IX, 1). Kn. ist der Storch, der Knabenbringer. Mhd. knap = kelt. gnabat (Geborener). Weiteres darüber in Nr. 5.

Otto Monke, Nachrichten aus Dorf Nackel, Kr. Ruppin.

Nr. 2: E. Friedel, Der sogen. Blutregen vom 10. bis 11. März 1901.

Derselbe, Böten und Beten. Über Gesund- und Krankbeten auf dem Lande.

Derselbe, [Über Rolande], Bemerkungen zu G. Sello, der Roland zu Bremen. 1901.

Nr. 3: E. Friedel, Das Gesundbohren. Ein vor Gericht 1902 verhandelter Fall, in dem durch das Einstecken eines mit dem kranken Körperteil in Berührung gewesenen Holzes in ein frisch in den Baum gebohrtes Loch Heilung erzielt werden sollte.

Otto Monke, Volkskundliches aus Neu-Ruppin und Umgegend. Ein Totschlag. Volkssagen.

Alexander Rabenau, Sagen, Märchen und Gebräuche aus der Umgegend von Vetschau im Spreewald. Dem Wendischen nacherzählt. Enthält u. a.: die dankbare Kröte, die weiße Frau, der reitende Tod.

Nr. 4: E. Fr[iedel], Altmärkischer Aberglaube (Verhexen).

Nr. 5: Bardey, Die Geschichte von Stadt und Ländchen Friesack.

Ewald Müller, Walpurgis im Spreewalde. Die Hexen besitzen an Walpurgis die größte Macht, sie erscheinen in der Walpurgisnacht als Katze, Hund, dreibeiniger Hase, Maus, Gans, Elster oder Kröte. Zum Schutze gegen die Hexen werden am Vorabend des 1. Mai Vorkehrungen getroffen (kreuzweis gelegte Besen usw.) „Um die Hexen zu entdecken, wendet man sich an ‚kluge Männer' oder ‚kluge Frauen'". Der Aufsatz handelt mehr vom Hexenglauben im Allgemeinen als von Walpurgis.

Otto Monke, Volkstümliches. Kinderreime und Kinderspiel aus Lietzow und Jachow (West-Havelland).

G. Albrecht, Kreuzottern. Aberglaube bei Schlangenbissen.

Nr. 6: W. Seiffert, Geschichte der Strausberger Jagd.

R. Jülicher, Miszellen zur märkischen Volkssprache.

Nr. 7: R. Jülicher, Märkische Grabinschriften. — Ältere Häuser und Inschriften in Berlin.

Nr. 8: Otto Monke, Mordkreuze und „Tote Männer".

Derselbe, Volkstümliche Ausdrücke in Berlin N.

E. Fr[iedel], Über den Steinbeil-Kultus in unserm Volk. Zitat aus Wolfram v. Eschenbach.

Otto Monke und E. Friedel, Berliner Originale. Sage von Leuten mit einem Strick um den Hals.

Nr. 9: Backhaus, Aus der Geschichte des Dorfes Ragösen im Kreise Zauch-Belzig. 1. Die Sprache. 2. Der Kobold. Eine Spukgeschichte im Stile des Spuks von Resau. 3. Die Vergnügungen. Die erste Stelle nehmen die Spinnichten (Spinnstuben) ein, zu denen sich die unbescholtenen Mädchen des Ortes in sechs Koppeln vereinigen. Alljährlich beschließt jede höhere Stufe, „wen sie aus der nächst niedrigen herübernehmen will". Auch verheiratete Frauen bilden ebenfalls Spinnichte, jedoch im Gegensatz zu der Jugend ohne männliche Teilnehmer. — Aus den übrigen Vergnügungen ist das Hahnenreiten hervorzuheben. Auf einer Stange ist ein hölzerner Vogel aufgeschraubt, die Bursche reiten im Trabe vorbei und suchen ihn durch einen Schlag auf den Schwanz herumzudrehen bis er abgeschraubt ist. Den Preis erhält der, der den Vogel herunterbefördert. — Ferner werden Kinderspiele und Abzählreime mitgeteilt.

E. Fr[iedel], Mordpfahl und Brandpfahl.

Ders., Das Schuh-Orakel. „Das Hintersichwerfen des Schuhs, um die Gestalt des Liebsten zu erblicken."

Ders., Vierkant und Heuberg oder Hauberg.

Ders., Überseeische Ortsnamen in der Provinz Brandenburg.

Ders., Spuk im Haus Jessen bei Gassen. Nachts geht eine Frau um.

Ders., Vom Wetterschießen. Referat aus der „Täglichen Rundschau" vom 2. IV. 1901 (Nr. 156) über den Meteorologischen Kongreß in Stuttgart.

O. Monke, Krötensteine sind versteinerte Seeigel, durch die man „Kröten" d. i. Blasen auf der Zunge zu heilen versucht.

Ders., „Der Kindel" bei Lübars, Kr. Nieder-Barnim. Ein Landstück, das nach einem durch die Franzosen 1807 begangenen Kindesmord seinen

Namen haben soll. In ihm gibt es einen Bach „Kindelfließ", eine Kindelwiese, Kindelbrücke, einen Kindelsee und ein Kindelfeld.

Archiv der Brandenburgia. Bd. 9.

Robert Mielke, Denkschrift über die Herausgabe einer brandenburgischen Heimatkunde. 1. Aufgabe und Plan; 2. Mittel; 3. Umfang; 4. Organisation der Mitarbeiterschaft; 5. Spezieller Arbeitsplan.

Kopp, Die alte Dorfkirche von Kuhsdorf in der Ost-Priegnitz.

Carl Bolle, Wandlungen des Waldes.

Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau. Bd. 1.

Heft 2: von Arnim-Deusen, Ein Beitrag zur Lebensweise der Vornehmen im 16. Jahrhundert. Verzeichnis der fahrenden Habe!

R. Sendke-Bagemühl, Altuckermärkische Hochzeitsgebräuche. Trauung früher nur Donnerstags. Einladung durch den Küster mit dem Brauttuch unter vorgeschriebenen Förmlichkeiten. „Butter- und Milchträgerinnen" mit der zweiten Haussteuer. Schmücken der „Brautecke". Topfwerfen. Bei schlechtem Ruf der Braut wird der Weg zur Kirche mit Häcksel bestreut. Der Pfarrer erhält die „Brautsuppe", die Gäste „Hochzeitstücher". Vorbedeutungen beim Trauakt. Festgerichte. Mußte der gemeinsame Spaziergang wegen des Wetters unterbleiben, so hatte die junge Frau „die Katzen schlecht gefüttert". (Frigga von zwei Katzen gezogen!) Am zweiten Tage „Kranzabtanzen": die Hochzeitsgesellschaft mit den Neuvermählten an der Spitze durchtanzt die mit Gewalt zu öffnenden Höfe und Häuser des Dorfes.

E. D., Der Prenzlauer Roland. — Uckermärkische Volkssagen.

*Heft 3/4: Hugo Schumann, Goldene Eidringe aus der Uckermark. Eidringe sind offene, an beiden Enden in je einem Schälchen endende Ringe. Die Herkunft des Namens erhielten sie vielleicht nach der Erzählung nordischer Sagen, daß beim Ableisten eines Eides ein solcher Ring auf den Altar gelegt worden sei. Indessen sind sie 2000 Jahre älter als die Wikingerzeit, haben also schwerlich etwas mit jenem Gebrauche zu tun.

R. Sendke, Ein „freudiges Ereignis" und eine Kindtaufe im altuckermärkischen Bauernhause. Zuerst wird Haus und Stube beschrieben, sodann die Stellung der Hebamme im Volksglauben behandelt. Diese, „Großmutter" genannt, kann Blut besprechen und ist öfter „die Alraune, die mehr versteht und mehr sehen kann, als andere Leute". Sie schützt durch gewisse Handlungen das Kind vor bösem Zauber. Die Taufe fand nicht später als vier Wochen nach der Geburt statt und dauerte oft zwei Tage. Namengebung nach dem Großvater. Patengeschenke und gereimte Patenwünsche, von denen 9 mitgeteilt werden.

Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden. Bd. 14.

Heft 1/2: A. Reifferscheid, Geistliches und Weltliches in mittelniederdeutscher Sprache nach der Emder Handschrift Nr. 64.

B. Bunte, Beiträge zur Geschichte der Friesen und Chauken. Wohnsitze, Lebensweise.

C. Borchling, Ein Hausbuch Eggerik Beningas. „Varia Curiosa ad Ecclesiastica et Politica Ostfrisica etc. pertinentia originalia", 16. Jhdt.

Eine Reisenotiz über Emden aus dem Jahre 1454 (Rechnung). — Testament der Moetke von Diepholz 1593.

Haenisch, Bettelgedicht des Studenten Simon Petri in Emden 1600.

C. Borchling, Aus einem Rechnungsbuche ca. 1607.

Frerichs, Zur ostfriesischen Glockenkunde.

Jahresbericht des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld. Jahrg. 16.

Eickhoff, Das Olbrock, eine gemeine Mark im ehemaligen fürstbischöflich osnabrückischen Amt Reckenberg. Richtschein von 1511 als erste Aufzeichnung des auf freier Dingstätte gefundenen Gewohnheitsrechts.

Die Kirche zu Enger und deren Beziehungen zu Wittekind. Aus dem heidnischen Heerführer wurde ein Heiliger und Wundertäter, zu dessen Ehren noch jetzt eine kirchliche Feier stattfindet. Beschreibung dieser eigenartigen Gedächtnisfeier.

Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. Jahrg. 3.

Nr. 2: O. Knoop, Die St. Barbara-Kapelle zu Janowitz. Eine Volkssage. Die Heilige half gegen die Pest. Man sah die Seuche bei Nacht einherfliegen.

Nr. 3: A. Warschauer, Mitteilung über die „Näpfchensteine".

Nr. 5: K. Schottmüller, Ein Lissaer Hexenprozeß von 1740.

F. Schulz, Volkssagen aus der Provinz Posen: Die erscheinende Mutter, Pferdmensch, Geister im See, Werwolf, Hexentanz, Judenmord.

J. Kohte, Die mittelalterlichen Wandmalereien in der Kirche in Gostyn.

***Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen.** Jahrg. 17. Halbband 1. Franz Nesemann, Die Lissaer Fuchsscherinnung. Schluß im 2. Halbband.

Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, 1901.

W. Schlüter, Über Th. Braun's „Untersuchungen auf dem Gebiete goto-slavischer Beziehungen" nebst einem Exkurse über die Aestier.

J. Tönisson, Über W. Reimann's „Estnische Mythologie". Die Religion der alten Aestier Animismus.

W. Schlüter, Die Wiederholungslieder der estnischen Volkspoesie. Bericht über die gleichbenannte Schrift von O. Kallas. Das „Wiederholungslied" hat folgenden Aufbau: Der Held erzählt in der Ichform von einem ihm zugestoßenen Mißgeschick und eilt weinend nach Hause. Von Vater oder Mutter befragt, erzählt er sein Unglück in wörtlicher Wiederholung und läßt sich von den Angehörigen trösten. Die Heimat dieser Liedgattung ist Estland, Deutschland zeigt nur schwache Spuren. Verfasser will nach „geographisch-historischer" Methode verfahren, er sucht aus den Varianten die echteste Form und bestimmt nach dem Grade der Abweichungen die Wanderungen des Liedes.

E. Russow, Warum es eine Sünde ist, die Spinnen zu töten oder deren Gewebe zu zerstören. Einer aus Kegel stammenden estnischen Sage nacherzählt. Die Spinne Werkzeug Allvaters im Kampfe gegen den Bösen.

W. Schlüter, Finnisch-ugrische Bestandteile im Rothwelsch? Zu Kluge „Der Henese Fleck von Breyell", Beil. z. Allg. Zeitg. 1901, Nr. 24.

Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde. N. F., Bd. 12.

Heft 3/4: Ernst Koch, Der Lebensausgang und die Bestattung Graf Wilhelms IV. zu Henneberg. † 1480.

O. Deichmüller, Geschichte des Ortes und der Kommende Liebstedt. Von Gebräuchen der Bewohner: Taufe, Konfirmation, Hochzeit, Tod, Kleiderordnungen.

R. Gutzeit, Gemeindeordnung von Dielsdorf aus dem Jahre 1693.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. 23. Heft.

Schröer, Der Erfurter Totentanz. Aus 1735. Besprechung der einzelnen Bilder und Verse. Beziehungen zu anderen Totentänzen. Im Anhang die Verse des Lübecker Totentanzes.

Mitteilungen der Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung. Jahrg. 1902.

Felix Hering, Tambach im Thüringerwald. Eine Bilderfolge bis zum 30jährigen Kriege. Dorfrecht, Lebensunterhalt, Schenke, Familienleben, Gemeindefeste. Fastnacht 1604 gab es „Junggesellen, so in dem Pflug gezogen", 1562 und 1589 „Männer, so die willen Frawen geiagt"; bis um 1580 Reiftanz der Burschen, von 1583 ab Schwerttanz, für diesen genaue Beschreibung von 1697. Fahrende Spieler und ihre Darstellungen seit 1579. Schützenfest. Kirchliches Leben. Im Anhang Verzeichnisse der Familiennamen von 1530, 1550, 1640; Verzeichnisse der Vornamen von 1531, 1640.

F. K. v. Strenge, Die Anfänge der Dorf- und Hufen-Verfassung in Thüringen. Bemerkenswert der Unterschied zwischen germanischen Waldhufendörfern und eingesprengten slavischen Runddörfern.

Mannheimer Geschichtsblätter. 3. Jahrg.

Nr. 1: Heinrich Maurer, Spuren einer uralten Sage am Rhein und an seinen Nebenflüssen. Eine auf dem Wasser treibende Wiege mit einem Kinde wird durch eine Katze im Gleichgewicht gehalten. So oder ähnlich erzählt man am unteren Neckar, bei Rotterdam, in der Eifel, auf dem Schwarzwald. Ähnlich die Maltesersage der Zimmer'schen Chronik, die Gregoriussage schon nach Hartmann von Aue. Man wird an die Erzählung von Moses und die vom Assyrerkönig Sargon erinnert.

*Nr. 4: Die „Kirchentreiber" von Schriesheim. Sind Polizeiaufseher.

*Nr. 5: Die Platzordnung in der reformierten Kirche (in Mannheim 1672).

*Nr. 6: Karl Christ, Die Ausdrücke Treiber, Kirchentreiber, Treiberschutz, Haberfeldtreiben ꝛc.

*Nr. 7: Wille und Karl Christ, Das Hab- und Weg(Dorf)gericht zu Edigheim bei Frankenthal. Urkunde von 1479.

*Nr. 8 u. 9: Mannheimer Gastwirtstarif 1669 und 1674.

Aus dem Neckarauer Gemeindeprotokoll. Wein aus öffentlichen Mitteln für Lustbarkeiten. Spielen. Tabakrauchen.

*Nr. 10: Bruchstücke des Kirchheimer Centweistums mit Anmerkungen von Karl Christ, hg. von Friedrich Walter.

*Nr. 12: Weistum der Cent Kirchheim. Hg. von Friedrich Walter mit Erläuterungen von Karl und Gustav Christ.

Beide Beiträge zur Kenntnis der Rechtspflege und des Lebens in bäuerlichen Gemeinden.

Verhandlungen des historischen Vereines für Niederbayern. Bd. 38.

Andr. Osterkorn, Die Pfarrei Zeilarn, historisch-statistisch beschrieben. S. 64 ff. über Taufe, Hochzeit, Tod, Kirchweih, Tracht.

Appenzellische Jahrbücher. 3. F., Heft 14.

Alfred Tobler, Der Appenzeller-Witz. Eine Studie aus dem Volksleben. Satyrisch-polemische Spitze. Necknamen für Gemeinden, Personen-Beinamen und Spitznamen. Zur genauen Bezeichnung oft der Taufname mit dem des Vaters, Groß- oder Urgroßvaters. Auch Tiere haben Beinamen. Früher bestanden umständliche Grußformen. Reiche Sammlung von Witzen und Anekdoten.

Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. 5. Heft.

R. Hahn, Das versunkene Schloß bei Kosel. Sage, Erinnerung an einen Pfahlbau des 10. bis 12. Jhdts.

A. Heino, Über die Umwallung des Protschenberges bei Bautzen.

Wilisch, Miscellen: Rezepte aus einer volkstümlichen Heilmittellehre, darunter ein „Bienensegen", ähnlich dem von Franz Pfeiffer herausgeg. Lorscher Bienensegen und dem St. Gallener in J. Grimm's „Deutscher Mythologie"; Amulet; lateinisches Buchstabenspiel; die Haltung eines Christusbildes in Krombach erinnert an heidnische Idole der Lausitz.

O. v. Möllendorf, Ethnologie und Urgeschichte.

L. Feyerabend, Ein Schalenstein in der Oberlausitz (Opferstein).

***Zeitschrift des mährischen Landesmuseums.** Hg. von der mährischen Museumsgesellschaft (Deutsche Sektion) Brünn. Bd. II.

Heft 2: A. Franz, Trinkgeräte der Zünfte in Mähren. Abbildung und Beschreibung von 58 Trinkgefäßen, von denen 47 datiert sind. Die meisten (27) gehören dem 18., 3 dem 16., 8 dem 17. Jahrhundert an. Aus früheren Jahrhunderten stammen nur wenige der undatierten Exemplare. Eine Menge Trinksprüche und Inschriften besonderer Art, die sich auf den Gefäßen und anderswo finden, werden mitgeteilt, ebenso Trink- und Zunftsitten.

Bericht über die Vereins-Fachabteilung für mährische Volkskunde. Die Fachabteilung besitzt die wichtigsten Typen mährischer Volkstrachten in Originalstücken. Jetzt wird die Vervollständigung der Sammlungen durch photographische Aufnahmen der Volkstypen in ihrer Tracht in Angriff genommen. Vorhanden sind ferner eine slovakische und hannakische, sowie je eine altdeutsche Bauernstube aus der Wischauer Sprachinsel und dem Kuhländchen.

Zeitschrift des deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens. 6. Jahrg.

Heft 2/3: Ottokar Stoklaska, Die Testamente der Brünner Bürger. Nach den Testamentbüchern und Originaltestamenten (1412—1783) bearbeitet. Sie gewinnen nach und nach eine stehende Form. Derselbe Gedankengang der Einleitung, nach Anrufung der hl. Dreieinigkeit eine Betrachtung über irdische Vergänglichkeit, erhält sich Jahrzehnte hindurch. Reicher Stoff zur Frage nach der Entstehung der Familiennamen; Beschäftigung, Eigenschaft, Herkunft, Humor, Zufall sind dabei wirksam gewesen. Wertvolle Aufschlüsse über Formen der Frömmigkeit, innere Beziehungen der Familienglieder zu einander, Hausrat, Leichenbegängnisse u. a.

Heft 4: R. Trampler, Der mährische Karst in der Geschichte. Sagenreiche Höhlen, Schlucht, die vom Volke als Mutter verehrt wurde.

Karl Knaflitsch, Einiges über die schauspielernde Tätigkeit der Troppauer Ordensleute.

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. N. F., Bd. 30.

Heft 2: H. Herbert, Die Gesundheitspflege in Hermannstadt im 17. Jhdt. Kalender mit Gesundheitsregeln; Zunft der Barbiere; Pharmakopöen.

*Heft 3: Rudolf Theil, Beiträge zur sächsischen Agrargeschichte im siebzehnten Jahrhundert. Zwei Urkunden (von 1630 und 1659) werden mitgeteilt und besprochen. Die erste ist ein Prozeßaktenstück und gibt Aufschlüsse über die Anbauordnung und Feldereinteilung jener Zeiten, die zweite, eine „Teilung" der Hinterlassenschaft eines Landbauern, verzeichnet außerdem noch die gesamte unbewegliche und fahrende Habe eines Bauern. Hierbei werden Flurnamen mitgeteilt.

Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Clubs. 25. Jahrg.

Heft 1: Stefan Krause, Der Kater von Lewin. Beitrag zur Geschichte der Tierbücher oder Physiologi, die eine wechselnde Anzahl von Tieren darstellten und deren Eigenschaften mit Christus oder mit dem Teufel in Beziehung brachten.

Ferd. Mencik, Zum Schluckenauer Heiligenfeste. Bericht von 1724.

Robert Lahmer, Anekdoten vom Canonicus Göttlich.

Heinrich Ankert, Urteile der Leitmeritzer Bäckerzunft (1636—44).

A. Paudler, Das bosnische Haus.

Jos. Dinnebier, Dorfgebräuche: Hahnenschlagen am Kirchweih-Montage; Maibaumsetzen durch die „Burschen", eine geschlossene Gesellschaft, die über ihre Mitglieder Buch führt; Plumpsack-Spiele.

*Heft 2: Johanna Lenisch, Schun! Episode in Schönlinder Mundart.

Dieselbe, Das heilige Christspiel. Mitteilung eines Spieles „wie es in Schönlinde (auch in Leipa ähnlich) volkstümlich in Szene gesetzt wurde". Auftretende Personen sind: der große Engel, der kleine Engel, das Christuskind, Martin, der heilige Christ, Moses, Nikolaus, Rupertus und Petrus.

A. Paudler, Lederne Brücken.

Jos. Simm und Aug. Kögler, Feuersegen und Soldatenaberglaube.

Emilie Wimmer, Das Johannesbett. Kinderbescheerung in der Johannisnacht. Die Kinder machen Johannes (d. T.) ein Bett (eine „Streu") aus Blumen.

Ed. Gerthner, Friedhofspoesie in Nordböhmen.

*Heft 3: Ed. Brehm, Vergehen — Entstehen. Verschwinden und Gründung von Ortschaften auf Grund der Namenforschung untersucht.

A. Paudler, Aus dem Volksmunde. Mitteilung von 12 Volksliedern aus Nordböhmen.

Ders., Slauko und Borscho. Beide Namen werden als urdeutsche Personennamen erklärt.

August Kögler, Aus Freudenberg. Sagen.

F. Hantschel, Orts-Repertorium 8: Gerichtsbezirk Haida.

E. Neder, Aus dem Polzentale. Wirtshausinschriften vor zweihundert Jahren.

***Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg.** Jahrg. 37.

Heft 1: Heinrich Bekel. Der Burgwall Hoge im Schönfeldisch-Camernschen See.

G. Lorenz, Beiträge zur Magdeburgischen Wüstungskunde.

Heft 2: L. Sunder, Der Name Dobeleben zum viertenmale.

Moritz Riemer, Mitteilungen a. d. „Eimerslebischen Pfarr-Buche".

G. Liebe, Die Kleiderordnungen des Erzstifts Magdeburg.

R. Setzepfandt, Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Kreises Wanzleben. III.: Der „Lange Stein" bei Seehausen. Der Stein zeigte ehemals „einen Kranz (Jol-Rad oder Sonnenscheibe?), darunter ein breites Beil mit Stil und am Ende des Steines eine breite Schärpe". Seehausen hatte ehemals eine Dingstätte. Die Bedeutung des Steines ist unaufgeklärt.

***Geschichtsblätter für Waldeck und Pyrmont.** Bd. 2.

Hermann von der Emde, Zur Geschichte der Mengeringhäuser Schützengesellschaft. Statuten.

Leiß, Der Corbacher Roland.

Victor Schultze, Ehrengeschenke zu einer gräflichen Hochzeit 1604 Das Verzeichnis enthält hauptsächlich Trinkbecher.

***Bremisches Jahrbuch.** Band 20.

Georg Sello, Der Roland zu Bremen. Bespricht darin u. a. den Roland zu Magdeburg, das Rolandreiten daselbst, die Rolande zu Halle, Berlin, Brandenburg, Stendal, Karlsage und Rolandsage, die volkstümliche Deutung der Königsbilder usw.

***Bonner Jahrbücher.** Heft 108/109.

Albrecht Dieterich, Die Religion des Mithras. In der Hauptsache ein kritischer Bericht über Franz Cumont, textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra 1. 2. Bruxelles 1896—1899.

M. Ihm, Zu den Inschriften des Apollo Grannus. Bespricht „eine in Schweden aufgetauchte Votivinschrift an den keltischen Apollo Grannus".

„Als wahrscheinlich darf gelten, daß der Eimer (der die Inschrift trägt) aus irgend einem Apollotempel in Süd- oder Westdeutschland stammt" und als Beutestück nach Schweden gekommen ist. Weitere Inschriftenfunde weisen auf eine größere Tempelanlage in Süddeutschland. Eine solche darf man mit Sicherheit in der Gegend von Lauingen an der Donau annehmen.

Bruno Schröder, Studien zu den Grabdenkmälern der römischen Kaiserzeit. Behandelt den bildnerischen Schmuck der Denkmäler. Totenmahl. Reitender Heros. Schlange. Hund. Annahme einer allgemeineren Verbreitung dionysischer Jenseitshoffnungen. Erhebung der Toten zu Göttern. Vorstellung von einer Insel der Seligen.

Joseph Klinkenberg, Die römischen Grabdenkmäler Kölns. Heidnische und christliche Grabsteine.

Rudolf Weynand, Form und Dekoration der römischen Grabsteine der Rheinlande im ersten Jahrhundert.

A. Furtwängler, Apis und Hermes-Thoth.

A. Oxé, Ein Merkurheiligtum in Sechtem. Die Auffindung eines Inschriftsteines, durch den dem Merkur eine Brücke geweiht wird, läßt auf ein größeres Heiligtum dieses Gottes bei Sechtem zwischen Köln und Bonn schließen.

***Bulletin de la société philomatique Vosgienne. 27 (1901/02).** Saint-Dié.

A.-Didier-Laurent, Le mariage et la donation de Saint Romary. War R. verheiratet, war er der Vater der Heiligen Clara, Adolphe und Gebetrude. Die erst aus dem 11. Jahrh. nachweisbare Tradition wird untersucht.

***Skrifter udgivne af Bergens historiske forening.** Nr. 8.

D. Thrap, En ukjendt Beskrivelse over Nordfjord. Mitteilungen aus einem Manuskript des Hans Michael Seehuus (1734—1784), das eine Beschreibung der Nordfjords enthält. Das 2. Kapitel dieser Handschrift handelt von den Einwohnern, das 9. enthält die eigentliche Topographie. In ihm finden sich Nachrichten von Liedern und Sagen. Das 10. Kapitel handelt von Aberglauben, Glauben an Waldgeister (Huldren) usw., das 15. von der Lebensweise, das 18. von der Medizin (Hausmitteln), das 19. von der Zeitrechnung, d. h. von den Tagen, nach denen das Volk sein Jahr einteilt. Das 20. Kapitel behandelt die Sprache.

Kristian Bing, Norsk Tradition om Middelalderens Olafsfest. Vornehmlich ein nordisches Fest zu Ehren des norwegischen Heiligen Olaf, der in seiner doppelten Eigenschaft als Begründer des norwegischen Einheitsstaates und als römisch-katholischer Heiliger zum Schutzpatron Norwegens geworden ist. Noch heute erinnert man sich im Bezirk Bergen an die mittelalterlichen Olafsfeste unter der Bezeichnung „Ols-ok = Olsvaka, Vigilia". Man spricht von „Olsokdagen", 29. Juli, und von „Olsokafta" oder „Olsokapta", 28. Juli, ferner von „Olafsmesse", „Olsokhelgen" und Olsokbêl. Auch jetzt noch werden in ziemlich vielen Kirchspielen des Amtes Bergen Olafsfeste gefeiert, die am Olsokafta mit dem Abbrennen des „Olsok-Eld" beginnen. Am Olafstag finden gesellige Festlichkeiten statt, für die in Distrikten mit Weidedrift ein Besuch der Weide besonders charakteristisch ist.

***Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens.** Bd. 36.

Heft 1 (a. u. d. T.: Breslauer Studien, Festschrift des Vereins f. G. u. A. S.'s zum 25jährigen Amtsjubiläum seines Vizepräses Hermann Markgraf): Feit, Breslauer Häusernamen.

Heft 2: W. Schöpke, Die Dreigräben. Uralte Grenzlinien in den Kreisen Sprottau und Sagan.

Chrzaszcz, Drei bisher unerklärte Pfarrorte im Archipresbyterat Gleiwitz. Die mittelalterlichen Dörfer Reynsdorff, Gersdorff und Andreasdorf, werden als die heutigen Dörfer Ornontowitz, Ostroppa und Zabrze nachgewiesen. Zur Namenkunde.

Colmar Grünhagen, Zwei Nekrologe. Darin: Karl Weinhold.

Aloys Schulte, Eine Notiz zum Leben der heiligen Hedwig. Aus Cäsarius' von Heisterbach libri VIII miraculorum.

***Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde.** Bd. 2.

Heft 1. Karl Gauß, Die Heiligen der Gotteshäuser von Baselland. Volkssagen, die sich an die Namen von dort verehrten Heiligen knüpfen, werden mitgeteilt. Z. B. von Fridolin, Chrischona, Brida (Brigitta).

***Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde.** Bd. 23.

E. Johnson, Urkundliches über den ersten Kartoffel-Feldbau in Sachsen. Zuerst nachweisbar im Vogtlande um 1680.

O. Günther, Ein historisches Lied gegen Herzog Moritz von Sachsen. „... in des Pentzenauers thon, auch in des armen Judas thon zu singen".

***Beiträge zur Geschichte des Niederrheins.** Bd. 17.

P. Eschbach, Der Stamm und Gau der Chatuarier, ein Beitrag zur Geschichte der fränkischen Stämme und Gaue am Niederrhein.

Emil Pauls, Aus der Geschichte der Jülicher Vogtei in Aachen. Im 3. Abschnitt: Vogtgedinge und Vogtgeding-Essen. Sie werden dreimal im Jahr, den ersten Montag nach Ostern, den ersten Montag nach Johannis im Sommer und den ersten Montag nach Dreikönigen abgehalten. Das letzte der drei Gedinge war das vornehmste.

***Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde.** Bd. 9 (1901/02).

Heft 1: F. W. Schubert, Gernröder Inschriften und Denksteine. Zum Teil Hausinschriften.

***Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins.** Jahrg. 1.

Nr. 1: Conwentz, Über die Einführung von Kauris und verwandten Schneckenschalen als Schmuck in Westpreußens Vorgeschichte. Kaurischmuck wird von den Offizierspferden der Leibhusaren getragen. Aber auch galizische Flößer tragen lederne Gurte und Taschen, die mit diesen Schneckenschalen besetzt sind. Ebenso haben süd-österreichische Drahtbinder, ja auch die autochthone Bevölkerung derartigen Schmuck. Viehschneider sollen aus Aberglauben solche Schalen in den Taschen tragen.

Otto Günther, Ein westpreußischer Hexenprozeß aus dem Jahre 1548.

Nr. 3: Ders., Ein Kontrakt mit dem Scharfrichter von Dirschau.

Nr. 4: G. Simson, Ein Beitrag zur Geschichte des Zauberwahnes in Danzig. Gesetzliche Bestimmungen des Mittelalters, wie mit Zauberern und Hexen zu verfahren sei.

***Deutsche Geschichtsblätter.** Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung. Bd. 3 (1901/02).

Heft 2: G. Sello, Nachträgliches und Neues zur Literatur der Roland-Bildsäulen. Eine Nachlese zu Bd. II, H. 1—3.

Heft 3: G. Schnapper-Arndt, Aus dem Budget zweier Schuhmachergesellen des 17. Jahrhunderts. Geldwert. Kleidung.

Heft 4: Max Vancsa, Deutsch als Urkundensprache.

Heft 6/7: Hans Witte, Ortsnamenforschung und Wirtschaftsgeschichte (Schluß in Heft 8). Polemik gegen Schiber und Heeger. Die Ortsnamen auf -ingen deuten ebensowenig auf Sippen-(Bauern-)siedlungen, wie die auf -heim auf Herrensiedlungen. Die Wirtschaftsgeschichte durch Ortsnamenforschung unterstützen zu wollen, ist verfehlt.

A[rmin] T[ille], Familienforschung.

Heft 8: Peter P. Albert, Ortsgeschichte. Sie hat die „intimsten Äußerungen des Volkslebens in Sprache, Sitten und Gebräuchen" zu berücksichtigen.

Heft 11/12: Rudolf Kötzschke, Ortsflur, politischer Gemeindebezirk und Kirchspiel.

***Freiburger Geschichtsblätter.** Herausgegeben vom deutschen geschichtsforschenden Verein des Kantons Freiburg. Freiburg i. Ue. Jahrg. 9.

K. Holder, Das Landrecht von Jaun. Ein Beitrag zur Freiburger Rechtsgeschichte. Privatrecht, Strafrecht, Gerichtsordnung. Allmendeordnung.

Gustav Schnürer, Der Kultus des Volto santo und der heiligen Wilgefortis in Freiburg. Volto santo, vultus sanctus, ist ein uraltes Christus-Kruzifix in Lucca, dessen Verehrung im Mittelalter sich weit verbreitet hat. In Freiburg stand mit der St. Vultkapelle in engem Zusammenhange ein Fremdenspital, auch Weberspital genannt, wie überhaupt die Wollweber-Zunft. Spital und Kapelle sind wahrscheinlich von Webern aus Lucca, das als Hauptsitz der Seiden- und Tuchweberei berühmt war, errichtet worden. „Aus dem [gekrönten, bekleideten und geschmückten] Volto santo wurde im Volksglauben eine heilige Königstochter", Wilgefortis, die auf ihre Bitte zur Verunstaltung ihrer weiblichen Reize von Gott einen Bart erhalten habe (Erklärung des Volkes für die Bekleidung des Crucifixus). Weitere Namen dieser legendaren Heiligen werden angeführt und zu erklären versucht.

***Archives de la Société d'histoire du Canton de Fribourg.** Tome VII. (1900/02).

Livraison 1: Ant. Favre, Les médecins juifs à Fribourg dans les siècles passés. In F. sind seit 1356 jüdische Ärzte nachweisbar.

Livraison 2: F. Buomberger, Population du Canton Fribourg en 1811 et son développement pendant le 19me siècle. Bevölkerungsstatistik nach den verschiedensten Gesichtspunkten, z. B. der Dichte, der Höhenlage der Siedelungen, des Geschlechts, des Alters, der Herkunft, des Berufs der Individuen usw. Mit vielen Tafeln und 4 Karten.

Jean Stadelmann, Études de toponymie romande. Pays Fribourgeois et districts Vaudois d'Avenches et de Payerne. Als Grundlage dieser Ortsnamenkunde der genannten Gebiete dienen die heutigen mundartlichen und die historischen Namensformen, in den zweisprachigen Gebieten auch der deutsche Name eines Ortes. Benutzt sind auch ungedruckte Archivalien. Die Namen auf -acus sind im 4. Jahrhundert, die auf -ens vor 814 entstanden. Die Romanisierung der eingewanderten Germanen (Burgunder) war mit dem Beginn des 9. Jahrhunderts vollendet. Drei Register.

***Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften.** Freiburg i. B. Bd. 18 (= Alemannia N. F. 8).

Heft 1/2: Ernst Martin, Die Heimat Hartmanns von Aue. M. nimmt die Ansicht Lachmann's, daß H. v. A. aus der Nähe Freiburgs stamme, wieder auf.

Richard Krebs, Die Weistümer des Gotteshauses und der Gotteshausleute von Amorbach. Schluß im nächsten Heft.

B. Schweitzer, Vogtgerichtsordnung des Fleckens Altheim. Enthält Eidesformeln des Schultheißen, der Untertanen, Richter und „Untergänger". Trinkzwang wird bestraft, ebenso Ehebruch mit je 10 Gulden an beiden Sündern. Der Abschnitt „gemeine Gebot und Verbot" interessiert durch Aufschlüsse über das dörfliche Leben im 16. Jahrhundert.

J. Knepper, Beiträge zur Würdigung des elsässischen Humanisten Adolphus Muling. M. gehörte zu den Humanisten, die zuerst in ihren Dichtungen die deutsche Sprache neben der lateinischen anwandten.

***Mitteilungen vom Freiberger Altertumsverein mit Bildern aus Freibergs Vergangenheit.** Freiberg i. S.

Heft 38: Wappler, Über den Streittag (22. Juli) der Bergleute. Dies ist ein von den Bergleuten am Mariä-Magdalenentag gefeiertes Fest. Für diesen Tag wird, trotzdem die Arbeit ruht, Lohn gezahlt. Über den eigentlichen Ursprung läßt uns der Aufsatz im Dunkeln.

Wappler, Der Oculist, Schnitt-, Leib- und Wundarzt Stephan von Sütphen (1601—1666).

***Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen.**

Heft 22: Das Essener Stadtschreiberbuch des 15. und 16. Jahrh. Herausgegeben von Ferdinand Schroeder. Chronikalische Aufzeichnungen in niederdeutscher Mundart aus den Jahren 1467—1540. Sitten, Mietvertrag. Ausführliche Schilderung eines Eheverspruchs (1539).

***Mansfelder Blätter.** Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld zu Eisleben. Jahrgang 16.

Max Könnecke, Die evangelischen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Mansfeld, V. Teil, 2. Abteilung. 1570. Interessante Einblicke in das dörfliche Leben; Sitten, Gewohnheiten, Bräuche.

H. Größler, Die bis jetzt bekannt gewordene älteste Karte der Grafschaft Mansfeld. Aus dem Jahre 1571. Ortsnamen. Wüstungen.

Ders., Zwei Inschriften aus dem Neuendorfe in Eisleben. Hausinschriften.

H. Kuntze, Einladung zum Grabgeleite Ludwigs von Wiehe auf Burgscheidungen vom 16. Februar 1596.

E. Blümel, Simon-Judä-Tag (28. Oktober). Eine Sage vom Salzigen See. Dichtung auf Grund einer Volkssage: „Untergang eines Fischers und seine Rettung durch Beantwortung dreier Fragen".

***Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins zu Eisenberg im Herzogtume Sachsen-Altenburg.** Bd. 3 (1901/03) = Heft 16, 17, 18.

Heft 1 (16): Schirmer, Ortsgeschichtliches aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Strafrechtspflege in Dörfern.

O. Weise, Zur Geschichte der Vornamen von Eisenberger Bürgern.

Heft 3 (18): O. Weise, Die Begründung der Porzellanindustrie in Eisenberg.

***Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens.**

Heft 16: Heinrich Haug, Das Kurfürstliche Amt Dresden vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Landwirtschaft, Weinberge, Rechtspflege, Getreidemaß usw.

***Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg.** 3. Folge.

Heft 46: Heinrich Schuler, Zur Geschichte der Holzstatue des Riesen Haymon in der St. Michael-Friedhofkapelle in Wilten.

C. Fischnaler, Die Meistersinger in Schwaz.

***Neue Heidelberger Jahrbücher.** Jahrgang 11 (1901/02).

Heft 1: Alfred Bassermann, Veltro, Groß-Chan und Kaisersage. Die Kaisersage ist der Kern „des Rätsels vom Veltro" in Dantes Inferno.

***Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz.** Bd. 5.

Heft 1: Registrum exaccionis oder Landschatzung von 1439. Herausgegeben von Karl Christ. Fortsetzung aus Bd. 3. Personen- und Familiennamen-Verzeichnisse pfälzischer Orte.

***Pommersche Jahrbücher.** Herausgegeben vom Rügisch-Pommerschen Geschichtsverein zu Greifswald und Stralsund. Greifswald. Bd. 3.

Max Israël, Bilder aus dem häuslichen und geselligen Leben Stralsunds in der nachreformatorischen Zeit (2. Hälfte des 16. Jahrh.). Ein Stralsunder Bürgerhaus. Das alte Steinhaus des 13. und 14. Jahrhunderts ist zu jener Zeit noch die Regel. Bau des Hauses. Bäder. Ge-

brauchsgegenstände und Schmuck. Das „maien", der Mairitt, ein Frühlingsfest, bei dem die Musterung der Geharnischten von Stralsund stattfand und der „Maigraf" einen Kranz ins Feld brachte. Heute als Rest erhalten im Vogelschußfest. Tafelfreuden, Belustigungen und Spiele. Hochzeitshäuser, Familienfeste.

***Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Lände.** Herausgegeben von dem Provinzialmuseum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S. Bd. 1.

P. Höfer, Baalberge. Der Ortsname ist zusammengesetzt mit dem mhd. Adjektiv „bal" = schlecht (altsächs. „balu").

***Protokolle über die Sitzungen des Vereins für die Geschichte Göttingens.** Göttingen. Bd. 2 (1899—1902).

Heft 1: Muhlert, Ein Hexenprozeß in Göttingen ((1648).

[Moritz] Heine, Alte Möbeln. Entwicklungsgeschichte der Hauptstücke unseres Mobiliars.

Pfanneberg, Göttinger Bürgerleben im 14. und 15. Jahrhundert. Von Kleidern und Geschmeide. Von der Hochzeit. Hochzeitsordnung aus dem 15. Jahrhundert. (Nach dem jüngeren Göttinger Statutenbuch.)

Victor Weygang: Über Göttinger Christgärten. Darstellung einer Sommerlandschaft auf dem Weihnachtstisch oder unter dem Christbaum.

Heft 2: M[oritz] Heyne, Bürgerliche Bauart Niedersachsens im Mittelalter, mit Bezug auf Göttingen.

Ders.: Über alte Beleuchtungsgeräte.

Ders.: Der Bau des Rathauses in Göttingen 1369—71.

Cuno Rumann: Zur Geschichte und Topographie Rosdorfs. Flur. Dorfanlage. Haus- und Hofanlage. Fortgesetzt in Heft 4.

Heft 3: Ein altes plattdeutsches Göttingisches Lied (gedruckt 1730), mitgeteilt von Seedorf. Behandelt den Sturm des Erzherzogs Leopold und Piccolominis auf Göttingen im Jahr 1641.

M[oritz] Heyne, Alter landwirtschaftlicher Betrieb in [der Göttinger] Gegend.

Ders.: Weiden und Wiesen im Mittelalter.

C. Thiemann, Mitteilungen über das Göttinger Tuchmachergewerbe.

Heft 4: C. Platner, Über einige Reste der Vorzeit in Göttingens Umgegend. Befestigungswerke. Gräber. Gestaltung der Hofstätten und Bauart der Häuser in Rosdorf. Ortsnamen.

Meyermann: Über alte Göttinger Familiennamen.

Breymann: Über alte Warten um Göttingen.

C. Thiemann, Die Maschgemeinde in Göttingen. Eine ursprünglich selbständige Gemeinde, die Burgleute der Pfalz Grona, die 1456 in die Stadtgemeinde Göttingen aufgenommen wurde.

Heft 5: Moritz Heyne, Über Körperbau und Gesichtsbildung der alten Niedersachsen. Die 1900 in Schleswig-Holstein gefundene Moorleiche eines Mannes ist 174 cm lang und von athletischer Muskulatur. Doch auch

Mißbildungen kommen vor (Necknamen: Wambo = Fettbauch, Mammo = Fleischlast usw.).

H. Töpperwien, Historisch-ethnographische Mitteilungen über das Dorf Dorste im Amt Osterode. Verkehrsstraßen. Das Dorf wächst aus mehreren Dörfern und Weilern zusammen. Die Namen erhalten sich in den Flurnamen.

***Zeitschrift der Vereine für Orts- und Heimatskunde im Veste und Kreise Recklinghausen.** Bd. 12.

A. Weskamp, Geschichte des Dorfes Erle und seiner Eiche. Freigericht. Gebräuche. Feste.

G. Strotkötter, Die Festgebräuche Dorstens und seiner Umgegend Familienfeste (Geburt und Taufe, Verlobung usw.), Nachbarschafts- und Gildenfeste. Weltliche und weltl.-kirchliche Zeitfeste (z. B. Fastnacht, Ostern, Hagelfeier, Maifeier, Pfingsten, Johannisfest usw.), Kirmes. Schulfeste (Maigang, Freiheitsbaum), Schützenfest. Patriotische Feste (Streitfeier. Das Göding = Gaugericht).

***Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich.** Wien, Jahrg. 1.

Nr. 1: Alois Plesser, Über die Ausbeutung der mineralischen Naturprodukte des Waldviertels in früheren Zeiten. II. Fortsetzung von I in den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich 30 (1896).

Nr. 2—8: Max Vancsa und Victor Thiel, Bibliographische Beiträge zur Landeskunde von Niederösterreich im Jahre 1901.

Nr. 7/8: Alois Plesser, Fünf Rothenhöfe im Waldviertel. Rothenhöfe sind vermutlich Höfe, in denen Beratungen gepflogen wurden (wie Rathaus).

Nr. 9/10: Alois Plesser, In Vergessenheit geratene einstige Burgen und Schlösser des Waldviertels. Fortgesetzt in Nr. 11 u. 12. Fortsetzung folgt.

Neues Lausitzisches Magazin. Görlitz, Bd. 78.

Theodor Stock: Eine oberlausitzer Kleinstadt (Rothenburg) um 1600. Sage von der Ausdehnung der Stadt auf falsch verstandene Grenzgraben-Benennung zurückgeführt. Ausführliches (Original-) Protokoll eines peinlichen Prozesses. Gemeindeleben. Räderuhren.

von Boetticher, Beiträge zur Geschichte des Kirchdorfes Crostwitz. Altsorbische Niederlassung. Noch heute wendischer Charakter. Sämtliche Schulkinder stiften verstorbenen Altersgenossen hölzerne Kreuzchen, mit denen deren Gräber über und über besteckt werden. Größe der Bauerngüter (Hüfner) schwankend. Crostwitz soll der Sage nach eine Stätte heidnischer Götterverehrung mit einem Tempel gewesen sein.

Jecht, Die Pilzläuben, Jüden-, Rosen- und Hellegasse ... in Görlitz. Die Pilzläuben sind Marktlauben, unter denen Pilze und Beeren verkauft werden. Die Hellegasse hat ihren Namen von einem Hause „die Helle“ (zu Hölle infernum, oder zu helle wie in Hellberge?). Der Name der Rosengasse ist vermutlich auf den Familiennamen Rose zurückzuführen. Die Besitzer von Häusern dieser Gassen seit dem 15. Jahrhundert werden angeführt.

*Niederlausitzer Mitteilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde. Guben, Bd. 7.

Heft 1/4: Ernst Hähnisch, Aus dem Kreise Spremberg. Ortsbeschreibung. Ableitung und Erklärung der Ortsnamen. Sage aus Byhlow: Eine Waldschenke versank, weil eingekehrte Fuhrleute die heilige Pfingstnacht mit Tanz und Schwelgerei verbrachten. Sagen aus Kantdorf von der „Pschespolniza" (Pripolniza), die den in der Erntezeit über Mittag auf dem Felde bleibenden Frauen und Mädchen die Köpfe abschneiden will, und von den „Ludki" (Luttchen), kleinen aber sehr starken friedlichen Leutchen, die das Glockengeläute nicht vertragen können. Ludkenhügel.

Heft 5: Karl Gander, Seelen und Geister im Volksglauben. Alpdrücken. Der Alp erscheint als Tier, als Scheusal, als Mensch (altes Weib, blühendes Mädchen). Gegenzauber: Weckruf, Lichtschein, Aufschrei, rückwärts ins Bett steigen usw. Die Seele erscheint als luftiges Gebilde, als Lichtschein (Irrlichter) in Tiergestalt. Warum die Seele umgeht. Der wilde Jäger. Seelenreich. Die Sterne als Menschenseelen. Seelenkult. Geisterbannen. Auch für die Niederlausitz ist die Mitgabe des Totenpfennigs (Fährgroschens) bezeugt. Speisungen der Seele.

Hermann Grosse, Volkskundliches aus dem Kreise Luckau. Steinkreuz (Sühnekreuz?). Hochzeitsgebräuche in Groß-Kraußnigk 1783. Spinnte (Spinnstube) daselbst. Spiele und Gebräuche in der Spinnte. Stollereiten und Wettrennen wird von der Spinnte vorbereitet. Berglaufen, Sacklaufen und Hahnenschlagen.

Hermann Schmidt, Sage vom Schloßberge in Pitschkau bei Sorau, N.-L. Schatzgräbergeschichte.

Ders.: Flurnamen aus Pitschkau. Ein Drittel ist wendischen Ursprungs.

Hermann Grosse, Prähistorische Gräberstätten bei Groß-Kraußnigk und Zeckerin im Kreise Luckau. Darin u. a.: Vom „Hünichensberge" bei Groß-Kraußnigk. Der Sage nach Wohnsitz der „Hünichens" (Heinchen, Lutchen), kleiner Leute.

J[entsch], Tierfiguren als Kinderspielzeug im Gubener Stadtmuseum: Vögel (Gänse?), Pferd, Schildkröte (vorgeschichtlich).

Heft 6: Des Schneidergewerkes zu Guben Privilegium vom 25. März 1575.

*Mühlhäuser Geschichtsblätter. Zeitschrift des Mühlhäuser Altertumsvereins. Jahrg. 3.

K. Ausfeld, Zur mittelalterlichen Topographie von Mühlhausen.

Franke, Hessische Ofenplatten im Mühlhäuser Gewerbemuseum. Mit Inschriften.

Heineck, Jüdische Selbstverfluchung im Falle des Meineids 1712.

*Jahresschrift des Altertumsvereins zu Plauen i. V. 15. (Beilage zu den Mitteilungen des Vereins).

C. v. Raab, Das Amt Plauen im Anfang des 16. Jahrhunderts und das Erbebuch vom Jahre 1506. Darin u. a.: Landwirtschaftlicher Betrieb. „Die Fronen und Dienste." Schäfereien. Personen-, Orts- und Flurnamen (Register).

***Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums.** Herausgegeben von dem Hennebergischen altertumsforschenden Verein in Meiningen. Lieferung 17.

E. Doebner, Bausteine zu einer Geschichte der Stadt Meiningen. Enthält u. a.: Märkte. Inschriften und Denkmäler der Stadtkirche. Gast- und Unterkunftshäuser im alten M. Leprahaus in M. Straßennamen. Bevölkerungszahlen.

***Oberländische Geschichtsblätter.** Königsberg i. Pr. Heft 4.

Georg Conrad, Die evangelischen Kirchspiele Herrndorf und Schlobitten (Kr. Pr. Holland). Glocken- und Grabinschriften.

Ders.: Über Trinken und Spiele. Zwei kräftige Denksprüche, angeblich von J. B. Schuppius.

***Sitzungsberichte der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst und Jahresbericht des kurländischen Provinzialmuseums aus dem Jahre 1901.** Mitau 1902.

H. Diederichs, Dr. Eisenbart. Hauptsächlich nach Arthur Kopps Aufsatz im 3. Ergänzungsheft der Zeitschr. f. Kulturgeschichte.

***Archiv des Vereins für die Geschichte Lauenburgs.** Bd. 7 (= Vaterländisches Archiv für das Herzogtum Lauenburg, N. F. Bd. 10).

Heft 1: H. W. C. Hübbe, Artlenburg, die Sachsengrenze des Kaisers Karl der Große und das Land Sadelbande im späteren Herzogtum Lauenburg. Artlenburg = Erteneburg. Orts- und Flurnamen.

Hellwig, Aus der ältesten Geschichte des Gutes Römnitz (ein Beitrag zur Geschichte der Landwirtschaft).

Hille, Was bedeutet der Ausdruck Ritter- und Landschaft?

Hellwig, Der Gang der Germanisation in Ostholstein. Gegen die gleichnamige Schrift von A. Gloy, Kiel 1894.

***Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg,** Bd. 11 (= Schriften des Oldenburger Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte, Teil 23).

Dietrich Kohl, Forschungen zur Verfassungsgeschichte der Stadt Oldenburg. Zweiter Artikel: Die Allmende.

O. Hagena, Der Herzog-Erichsweg. Ein uralter germanischer Weg, der aber seinen heutigen Namen wahrscheinlich erst durch den Einfall des Herzogs Erich von Braunschweig-Kalenberg in das Münsterland erhielt.

***Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, Bd. 26** (1901).

O. Merx, Der Aufstand der Handwerksgesellen auf der Gartlage bei Osnabrück am 13. Juli 1801.

***Leodium. Chronique mensuelle de la société d'art et d'histoire du diocèse de Liège.** Année I[ère].

Nr. 7: E. Schoolmeesters, À propos de lépreux. Der Aussatz ist nicht erst durch die Kreuzzüge in Europa eingeschleppt. Mitteilungen eines Leprosen-Attestes v. J. 1618.

***Zeitschrift des Münchener Altertums-Vereins.** N. F. 13.
W. Orlemann, Über Falkenjagd und Falkenhauben.

***Altbayerische Monatsschrift.** Herausgegeben vom historischen Verein von Oberbayern. Jahrg. 3.

Heft 2: Eduard Wallner, Das Gericht Hadersried. Darin eine Grenzbeschreibung des Gerichts Friedberg a. d. J. 1420.

Karl Trautmann, Aus altbayerischen Stammbüchern. Mit Bildern zur Trachtenkunde. Fortsetzung und Schluß in den folgenden Heften.

***Carinthia I.** Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten, Jahrg. 92.

Nr. 1: Eduard Nowotny, Neue und revidierte römische Inschriften.

Nr. 2: R. F. Kaindl, Zum Ortsnamen Krangl. Zu altslav. krog, okrogl = Ring, Kreis, weil man von K. aus einen großen Umkreis übersah.

Nr. 3/4: R. Dürnwirth, Die Grenzsperre Kärntens gegen Steiermark in den Pestjahren 1713—1716. Ein Beitrag zur historischen Topographie Kärntens. Flurnamen.

Mathilde Morer, Kärntisches Dienstbotenleben im Gebirge. Der Michaelimarkt (29. September) ist der „Leikauftag", an dem die Dienstboten, die noch keinen Dienst haben, zusammenkommen, um sich anwerben zu lassen. Leikauftrunk. Antritt des Dienstes zwischen Stephani und Sylvester. Speisen. Lieder. Vergnügen. [Flachs-]Brecheln.

Nr. 5/6: R. Dürnwirth, Die Klöckler in der Millstätter Gegend. Das Klöckeln besteht darin, daß die Burschen eines Dorfes an bestimmten Abenden der Adventswochen von Haus zu Haus ziehen, an den Toren anklopfen (klöckeln) und mit den Hausbewohnern ein Wettreimen improvisieren. Mitteilung von Verssprüchlein.

A. v. Jaksch, Jagdordnung der Freiherrschaft Paternion v. J. 1728.

A. v. Peez, Zur Volkskunde des Gailtales. Flur- und Personennamen. Volkstypus.

***Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.** Jahrg. 40. (1901/02).

Nr. 1: Alois R. Hein, Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke II. Mancherlei über österreichisches Land und Volk. Fortsetzung in den folgenden Heften.

Michael Urban, Zur Geschichte der Burg und Stadt Theusing.

Anton Mörath, Die deutsche Zunftordnung der Krummauer Weber vom Jahre 1568.

Nr. 3: W. Mayer, Obrigkeitliche Verordnungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Darin Verbot, sich an Wahrsagerinnen und Zauberinnen zu wenden (S. 359). Verordnung die Raine in den Feldern als Besitzgrenze wieder herzustellen (S. 367).

***Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel,** Abteilung für Geschichte. Jahrg. 29.

W. Zahn, Tangermünder Gildebriefe.

E. Wollesen, Scharfrichter-Rechnung von 1600.

W. Zahn, Bemerkungen zu dem Liber resignationum der Altstadt Salzwedel. Darin altdeutsche Vornamen. Familienamen gehen auf die Nationalität, am meisten auf Ortsnamen, sodann auf Stand und Gewerbe zurück. Aufzählung derselben. Häuser.

*Annales de Brétagne publiées par la faculté des lettres de Rennes. Tome XVIII.

Nr. 1: Armand Rebillon, Recherches sur les anciennes corporations ouvrières et marchandes de la ville de Rennes. Zum Zunft- und Gildewesen.

E. Ernault, Notes d'étymologie bretonne (Fortsetzung).

*Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des historischen Vereins der V Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Bd. 57.

† Arnold Nüscheler und Konrad Lütolf, Die Gotteshäuser der Schweiz. Kapitel Hochdorf. Die kirchlichen Beziehungen der Orte werden dargelegt, die älteste Namensform und der Schutzheilige genannt.

Martin Ochsner: Das Stift Einsiedeln als Freistätte.

*Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Jahrg. 67.

F. Techen, Über die Bede in Mecklenburg bis zum Jahre 1386. Erklärung der verschiedenen Bezeichnungen dieser Steuer (Winterbede, Sommerbede usw.).

*Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock. Bd. 3 (1900/02).

Heft 2: Wilhelm Brümmer und Karl Koppmann, Warnemünder Eide und Beamte.

Ernst Dragendorff, Zur Geschichte des Amts der Wassermüller zu Rostock. Der Zusammenschluß der Müller zu einem Amt (Zunft) ist selten.

Heft 3: Karl Koppmann, Die Straßennamen Rostocks. Mit alphabetischem Register versehene Zusammenstellung und Erklärung historischer und moderner Straßennamen.

Ders., Kabuzenhof. Zusammenhängend mit Kabuus = Kohl, also Hof, auf dem Kohl gebaut wurde.

*Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, 1902.

Nr. 1: K. Graebert, Die Verbrennung eines Geisteskranken zu Stettin im Jahre 1410 als Ketzer. Zum Wunderglauben.

Nr. 3: B. Kücken, Pommersche Burgen. Zur Burgbau- und Namenkunde. Fortsetzung in den folgenden Nummern.

Nr. 9: A. Stubenrauch, Steinkistengräber mit Bronzebeigaben in Zeblin, Kreis Bublitz.

*Pfälzisches Museum. Monatsschrift für heimatliche Literatur und Kunst, Geschichte und Volkskunde. Jahrgang 19.

Nr. 1: E. Heuser, Bilder aus der Pfalz I: Der Heidenschuh. Ein Felsgipfel, der diesen merkwürdigen Namen trägt.

Nr. 2: Karl Christ, Alte Münznamen (Fortsetzung): V. Punga.

Nr. 3: K. Daniel, Gena no Vorschrift. Gedicht in Pfälzer Mundart.

Nr. 4: Heinrich Levy, Fränkisch-alamannisches Gräberfeld am Birnbach bei Landau. Fortsetzung in den Nummern 5—9.

Nr. 6: Karl Christ, Die Bergnamen Belchen, Boll und ähnliche Bezeichnungen.

Nr. 8: E. Heuser, Bilder aus der Pfalz 10: Die Böhämmerjagd. „Böhämmer" ist provinzielle Bezeichnung der Bergfinke „und bedeutet wahrscheinlich Böheimer, d. h. wandernder unsteter Geselle (Bohémien)". Die Jagd wird mit Blasrohren ausgeübt.

Nr. 9: Karl Christ, Die Bergnamen Rollen, Knollen, Knüll, Peternell u. a.

E. Kleeberger, Bremme. (Schluß in Nr. 10.) Mundartlich für Ginster. Kinderspiele mit B. Kranz für das Pfingstlämmchen (das Kind, das am Pfingstsonntag am längsten schläft) wird aus B. gebunden, ebenso der Kranz für den Pfingstochsen. Verwendung in Haus und Stall. Bremme ist gleichen Stammes mit Brèmere (= Brombeere), Bremse (Stechfliege), Pfriemen und Pfrimm (Fluß).

Nr. 11: Karl Christ, Erklärung des Rechtsspruches und Weistums des Dorfes Altripp. Kommentar zu H. Wasserschleben, Deutsche Rechtsquellen des Mittelalters, Leipzig 1892, S. 287.

Daniel Kühn, Schwarz uff Weiß. Gedicht in pfälzer Mundart.

Philipp Keiper, Die Bergnamen Belchen, Boll, Rollen usw. Erwiderung auf Christ's Artikel (s. oben).

*Diöcesanarchiv von Schwaben. Jahrg. 20.

Nr. 2: Reiter, St. Eucharius. Die Verehrung des E. scheint sich nicht über das Frankenland hinaus erstreckt zu haben.

P. Beck, Übers Meer, über den Rhein, über die Donau schwören. 1 bedeutet: als Sühne für Totschlag eine Wallfahrt ins heil. Land geloben (15. und 16. Jahrh.); 2 und 3 bedeuten: um dieselbe Zeit im allgemeinen „schwören, das Land bis über den Rhein &c. zu meiden". Speziell auch eine Wallfahrt nach Aachen, nach Regensburg (?) als Bußfahrt zu machen.

Nr. 3/4: Reiter, S. Cosmas und Damian. Patrone mehrerer Kirchen in der Diöcese Rottenburg und Umgebung.

Ders., S. Kunigund und S. Kunibert.

Nr. 6: Reiter, S. Eusebius. Patron der Kirche in Wendlingen, O.-A. Eßlingen.

Nr. 8: Reiter, S. Marcus. Stätten seiner Verehrung. S. Petronilla, Patronin in Ilshofen.

Nr. 10: Reiter, Aus der Heiligenwelt. S. Gotthard, S. Bonifatius, S. Fridolin. Deren Verehrung.

Nr. 11: Dass., S. Blasius, S. Zeno, S. Theobald, S. Sebald.

*Reutlinger Geschichtsblätter. Mitteilungsblätter des Sülchgauer Altertumsvereins, Jahrg. 18.

Nr. 6: Giesel, Zur Geschichte der Hexenprozesse in Horb und Umgebung.

*Westpfälzische Geschichtsblätter. Beilage zur Zweibrücker Zeitung. Jahrg. 6.

Nr. 1: Philipp Keiper, Beiträge zur Erklärung pfälzischer Flur- und Waldnamen. (Fortsetzung.) „Flurnamen, die Personennamen enthalten." F., „die auf Bodenbestellung, Baumanpflanzungen usw. hinweisen".

Nr. 3: K. Mayer, Gemeine Ordnung des Dorfes Dietrichingen (1704). Ortsgewohnheiten von der Regierung nur bestätigt, nicht erlassen.

*Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein. Bd. 2.

Johann Baptist Büchel, Geschichte der Pfarrei Triesen. Auf S. 160 ff.: „Geschichte der Gemeinden Triesen und Triesenberg" ist mancherlei über Mark und Feldflur, Rechtsgewohnheiten, Trift usw. enthalten.

*Jahrbuch für Schweizerische Geschichte. Band 27.

Georg Caro, Studien zu den älteren St. Galler Urkunden. Die Grundbesitzverteilung in der Nordostschweiz und den angrenzenden alamannischen Stammesgebieten zur Karolingerzeit. Abschnitt 2 und 3. Kleinere Grundbesitzer und Verteilung des Grundbesitzes in einzelnen Ortschaften (S. 219 ff.). Veränderungen in der Grundbesitzverteilung und sozialen Lage der Bevölkerung. Übergang auf die Nachkommen (S. 301).

*Abhandlungen der Historischen Klasse der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Band 22.

Ludwig v. Rockinger, Zu Handschriften der jüngeren Gestalt des kaiserlichen Land- und Lehenrechts. Schwabenspiegel. Abweichungen von den älteren Handschr. werden mitgeteilt. Personenrecht. Eherecht. Strafrecht.

*Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. Jahrg. 53.

Heft 7: Ernst Kraus, Die alte böhmische Sage und Geschichte in der deutschen Literatur. Ist ein Bericht über des Verfassers Buch „Stará historie česká o německé literatuře", Prag 1902, mit Nachträgen. Die „Arbeit ist der erste (bis zur Marchfeldschlacht 1278 reichende) Teil eines Versuches, den ganzen Verlauf der böhmischen Geschichte im Spiegel der deutschen Belletristik zu zeigen. Čech, Samo, Krok. Libussa. Neklansage. Horymirsage, eine Variante der verbreiteten Springersage. Ludmila und Drahomira. St. Wenzeslaus usw.

*Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig. 1902.

P. J. Meier, Untersuchungen zur Geschichte der Stadt Wolfenbüttel. Name der Stadt (S. 1). Erbauung von bürgerlichen Wohnhäusern Ende des 16. Jahrhunderts (S. 15—37).

F. Tetzner, Zur Geschichte des polabischen Wörterbuchs. Bespricht die Versuche zur Bearbeitung seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Die

bemerkenswertesten Verfasser polabischer Wbb. sind der Pfarrer Christian Hennig (1649—1719) und der Arzt Johann Heinrich Jugler (1758—1814). Aus des letzteren ungedrucktem Werk „vollständiges Lüneburgisch-Wendisches Wörterbuch" wird die Einleitung abgedruckt, die eine Volkskunde der Polaben enthält.

Braunschweigisches Magazin. Band 8.

Nr. 5: R. Andree, Die alten und die neuen Straßennamen in der Stadt Braunschweig. Auszug aus einem Vortrag (S. 59).

Nr. 6: A. Basel, Geprägte Rauchtabakdosen mit vaterländischen Darstellungen.

Nr. 8: Ziegenmeyer, Das Ackenhauser Holz im Hilse. Untersuchung über die Lage dieser Waldflur, deren Namen verschollen ist.

Nr. 9: G. Hassebrauk, Von den Kippern und Wippern in der Stadt Braunschweig. Münzverschlechterer.

Nr. 10: Zur Geschichte des Kartoffelbaues im Herzogtum Braunschweig. Die K. werden schon in der Mitte des 17. Jahrh. in Hessen (im Hzgt. Braunschweig) mit Erfolg angebaut.

Otto Schütte, Alte Braunschweigische Tänze und Tanzlieder. Schäfertanz, Brautradtanz, Besentanz. Liedchen zu Galopp, Walzer, Schottisch, Quadrille usw.

Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgegend.

Heft 7: Ernst Fabian, Die Protokolle der zweiten Kirchenvisitation zu Zwickau 1533 und der ersten Kirchenvisitation zu Schneeberg 1534. Zur dörflichen Sittengeschichte. Register.

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde. Herausgegeben von Ed. Jacobs. Jahrg. 35.

Heft 1: G. Hassebrauk, Die geschichtliche Volksdichtung Braunschweigs. (Fortsetzung.) Der 3. Teil einer Sammlung von größeren und kleineren historischen Volksliedern. Er umfaßt die Nummern 114—157 und bezieht sich auf den Sturm vom 16. Oktober 1605 und die folgende Belagerung bis Sommer 1606. Ein Register nach den Anfängen der Lieder erleichtert die Benutzung.

Deuker, Die Timnitz, das alte Ratsgefängnis zu Klausthal. Der Name T. sprachlicher Beweis für die slavische Heimat der bergmännischen Bevölkerung des Oberharzes.

Eduard Jacobs, Pfingstänger oder Pfingstwiesen am Nordharz, besonders der Pfingstanger, die Vogelstange und die Koppelweide von Wasserleben, Langeln und dem Komtur am letzteren Ort. Änger, die bis Pfingsten gehegt, von da ab nach dem „Pfingstbier"-Trunk des Gesindes beweidet werden. Zeugenaussagen von ca. 1586. Vogelschießen.

Nr. 2: Ecklerlin, Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse im Fürstentume Halberstadt. Behandelt werden die Verhältnisse im 17. u. 18. Jhdt.

U. Hölscher, Hexenspuk. Neue Beiträge zur Geschichte des deutschen Volkslebens aus der Zeit der Reformation. Aus Akten des städtischen Archivs

in Goslar. Liebeszauber durch Anrufen des Ahorn-Baumes und Stochern im Feuer. Ferner Kochen von fließendem Wasser über Steinen, die bei abnehmendem Mond aus fließendem Wasser geholt sind. Bilsensaat zwischen Liebende gestreut, bringt sie auseinander. Mitteilung von Zaubersprüchen und Zaubertränken. Der Teufel als Hüter der Bergschätze. Buhlschaft mit Zwergen. Unsichtbarmachen. Bannen durch das Streuen von Bilsenkraut. Verhexen des Viehes. Verwünschen des Korns. Ausfindigmachen durch die Zauberrute nebst Spruch.

***Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens.** Herausgegeben von dem hist.-literar. Zweigverein des Vogesen-Clubs. Jahrg. 18.

W. Teichmann, Aus einem Arzneibuch von 1796. Das Buch ist verfaßt von einem Bauer aus Bischheim am Saum bei Straßburg und enthält Rezepte für Mensch und Tier. Sympathie-Mittel. Brauchen.

A. Landau, Bemerkungen und Berichtigungen zum Wörterbuch der elsässischen Mundarten, Band I.

Georg Martzolff, Drei Volksmärchen aus dem Gebirgsdorf Reipertsweiler bei Lichtenberg i. E. 1. Der Mann mit den drei Hunden. 2. Der Hühnerkuchen. 3. Vom Mariannchen.

Dialektgedichte von August Ziegel und Eugen Fallot. In elsässischer Mundart.

***Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.** Jahrg. 14.

R. Forrer, Keltische Numismatik der Rhein- und Donaulande. (Fortsetzung.) Hinter vielen keltischen Münzdarstellungen sind wohl keltische Gottheiten zu suchen. Gallische Münzen mit keltisch-mythologischen Darstellungen abgebildet auf S. 155.

E. Erbrich, Über Volks- und Dialektdichtung im Metzer Lande. Aus den Sammlungen des Grafen de Puymaigre (1865 und 1881) und René Paquets (1878) werden sieben Lieder in deutscher Übersetzung mitgeteilt. Wünschenswert wäre eine Gegenüberstellung des französischen Urtextes gewesen. Ferner wird „die einzige umfangreichere Dichtung" in der Mundart des Metzer Landes „Chan Heurlin" von Albert Brondex und Didier Mory besprochen und ein Abriß des Lebens der beiden Verfasser gegeben. Die Übersetzung des 1. Gesanges schließt sich an. Das Gedicht soll eine treffliche Schilderung des ländlichen Lebens und Treibens sein. Warum die Derbheiten in der Übersetzung stark gemildert werden, ist schwer verständlich. Nicht jeder, der die Dichtung zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt, kann auf den mundartlichen Text zurückgehen.

Adolf Schiber, Zur deutschen Siedlungsgeschichte und zur Entwicklung ihrer Kritik in den letzten Jahren. Polemik zur Verteidigung von des Verfassers Schrift „Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien ꝛc." Zur Kritik der Ortsnamenforschung.

3. Altertumswissenschaft.

Von R. Wünsch*).

Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1902.

Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil. Hist. Klasse N. F. V.

Abhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, XXI.

Abhandlungen der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften zu München, XXII Abt. 1 (Philosophisch-philologische Klasse).

S. 3—90. Adolf Römer: Über den literarisch-ästhetischen Bildungsstand des attischen Theaterpublikums.

S. 109—157. Joseph Führer und Paolo Orsi: Ein altchristliches Hypogaeum im Bereiche der Vigna Cassia bei Syrakus. S. 132 ff. werden die Grundgedanken gewürdigt, nach denen der Stoff der Fresken gewählt wurde. Manches ist hier aus der Antike herübergenommen, so die volkstümliche Symbolik des Pfaus als Sinnbild der Unsterblichkeit, und der mystische Korb als Erinnerung an das Mysterium der Eucharistie.

The Annual of the British School at Athens VIII 1901/02.

Diese Publikation enthält hauptsächlich Berichte über die neuen Funde auf Kreta (S. 1—124 A. J. Evans: The Palace of Knosos; S. 231 bis 271 R. C. Bosanquet: Excavations at Praesos), die im Einzelnen vieles neue Material auch für die Volkskunde bieten.

Nuova Antologia, Rivista di lettere, scienze ed arti, quarta serie vol. 97—102. Vol. 97 p. 71—81 Ad. Venturi, La corona ferrea. Die berühmte eiserne Krone von Monza ist ihrem Wesen nach ursprünglich ein torquis, ein Halsschmuck, wie er bei barbarischen Völkern beliebt war.

***Archäologische Gesellschaft zu Berlin,** Novembersitzung 1902.

P. Stengel: Opferbrauch im Athenaheiligtum von Ilion. Auf Münzen von Ilion erkennt man, daß die Kuh, die geopfert werden sollte, erst an den Vorderbeinen aufgehängt und dann hängend geschlachtet wurde. Dies wird als uralter Ritus bestätigt durch Platons Kritias p. 120, nach dem das Aufhängen des Opfertieres zum Eidopfer gehört zu haben scheint. Das Emporziehen soll den Zweck gehabt haben, das Opfertier zu lautem Brüllen zu veranlassen, so daß der Gott, auch wenn er in der Ferne weilte, auf die ihm geweihte Verehrung aufmerksam wurde.

Archiv für lateinische Lexicographie, XIII.

Archiv für Papyrusforschung und verwandte Gebiete, II (1902/03).

S. 172—174. Besprechung von W. E. Crum, Coptic Ostraca, London

---

*) Die mit einem Stern bezeichneten Zeitschriften waren mir hier nicht zugänglich; für sie sind die Inhaltsübersichten der Berliner Philologischen Wochenschrift 1902 und 1903 benutzt worden. Die Titel der Zeitschriften, welche diesmal der Volkskunde nichts boten, sind trotzdem aufgenommen worden, damit sie nicht etwa in späteren Jahren übersehen werden. Vollständigkeit dieses Zeitschriftenüberblickes kann, wenigstens für die Altertumswissenschaft, erst nach einer Reihe von Jahren erreicht werden. R. Wünsch.

1902. Darunter Nr. 520 ein christlicher Zaubertext (Doxologie mit Zauberalphabet), Nr. 522 eine heidnische Bannformel, um des Feindes Sinn zu bannen (θυμοκάτοχον).

***Atene e Roma V.**

S. 434 ff. N. Terzaghi, Di una pittura pompeiana rappresentante le sacre nozze.

S. 529. E. Lattes, Qualche appunto intorno alla preminenza delle donne nell' antichità.

S. 646 ff. N. Terzaghi, La irreligiosità nel Prometeo di Eschilo. Äschylus scheint seinem Drama einen den Ariern gemeinsamen Mythus von dem den Menschen versagten, darum gefesselten und sich daher gegen den Himmel auflehnenden Feuer zu Grunde gelegt zu haben.

S. 738 ff. G. B. Festa, Le prime origine della religione greca. Übersetzung von O. Kern: Die Anfänge der hellenischen Religion.

***Ἀθηνᾶ XIV.**

S. 136. 137. M. K. Στεφανίδης, Τὸ φαινόμενον Saint-Elme καὶ ἡ ἁγία Ἑλένη.

Atti della R. Accademia dei Lincei ser. V vol. X parte 2 (Notizie degli scavi).

S. 647—649. Indice delle materie. Darin u. a.: abitazioni troglodítiche 631, Catacomba cristiana 420, Cimiteri 359 u. a., Colombari 27. 53, antro sacro 223, graffiti pompeiani 204. 210, letti funebri 446. 478, necropoli 33 u. a., oggetti votivi 42, terrecotte votive 47, tombe 20 u. a.

Atti della R. Accademia di Torino, 1902.

Atti del R. Instituto Veneto, LXI (1901/02).

S. 247—272. Francesco Zambaldi, I nomi di persona. Übersicht über die Gesetze der Namengebung bei verschiedenen Völkern.

Beiträge zur alten Geschichte, herausgegeben von C. F. Lehmann II.

S. 227—283. Chr. Hülsen: Neue Inschriften vom Forum Romanum. Darin S. 235 Nr. 7: Eine Marmorplatte des zweiten oder dritten Jahrhunderts n. Chr., die ein dem Jupiter Dolichenus gewidmetes Alphabet enthält. Es gehört dies zu den zauberkräftigen ABC-Denkmälern, die A. Dieterich Rh. M. 1901 S. 77 ff. erläutert hat.

Berichte über die Verhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Phil. Hist. Klasse LIV.

Nuovo Bullettino di Archeologia cristiana, VIII.

S. 126. 127. O. Marucchi: Iscrizione del collare di un servo fugitivo Man pflegte dem Sklaven einen Bronzering um den Hals zu legen mit einer Inschrift, die sein Einfangen erleichterte, wenn er entlaufen war. Zeuge dieses Brauches ein eherner Reif mit den Worten Tene me, fugio. reboca me in Graecostadio Eusebio mancipe.

Bulletino della Commissione Archeologica communale di Roma, XXX.

S. 335 f. L. Cantarelli: Tavoletta magica della necropoli di Hadrumetum. Eine Fluchtafel gerichtet gegen einen Wagenlenker, damit er bei den Zirkusspielen den Sieg nicht gewinnen kann. Jüdische und römische Vorstellungen sind in diesem Texte des 3. nachchr. Jahrhunderts bunt gemischt.

Bulletino di Archeologia e Storia Dalmata, XXV.

S. 197—212, Taf. XII. **Fr. Bulic: Ripostiglio dell' ornato muliebre di Urbica e di suo marito.** Zu Kleidung und Schmuck des sechsten Jahrhunderts n. Chr.

Bulletin de correspondance hellénique, XXV (1901—1903).

S. 143—155. **M. Laurent: Sur une vase de style géométrique.** Auf einer Vase ältester Zeit sind zwei Männer neben einem Dreifuß im Gestus der Adoration dargestellt: es mag dies eins der ersten Zeugnisse für die Gebärde beim Gebet sein.

S. 156—220. **G. Seure: Voyage en Thrace.** An neueren Gräberfunden wird S. 210 der Bericht des Herodot von der Bestattungsweise der Skythen erläutert.

S. 326. **A. Besset: Inscriptions d'Asie mineure.** Weihung eines Marmorabbildes menschlicher Ohren zum Danke für Heilung von einem Gehörleiden.

S. 412—456. **Th. Homolle: Inscriptions d'Amorgos.** Zwei neue Inschriften auf Blei werden veröffentlicht. Die erste ist eine heidnische Verfluchung aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr.: einem Manne sind seine Sklaven abspenstig gemacht worden, er ruft die Strafe der Demeter auf den Schädiger herab. Ihm soll Kind nicht weinen, Hahn nicht krähen, Hund nicht bellen: eine echt volkstünliche Umschreibung des Fluches der Einsamkeit. Das andere ist ein christliches Amulet gegen den Tumor malignus, etwa aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. Auf S. 426 und 456 werden interessante Nachweise volkskundlicher Parallelen aus dem heutigen Griechenland gegeben.

Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-lettres, 1902.

S. 190—206. **L. Heuzay: Archéologie orientale.** Wichtig S. 204 Taf. III eine phönizische Stele: zwei Frauen, ein heilige Pflanze begießend.

S. 346—359. **P. Jouguet: Rapport sur deux Missions au Fayoûm.** Gefunden wurde u. a. ein Papyrusstreifen, der über die Einrichtung einer heiligen Genossenschaft, wohl des Gottes Suchos, Auskunft gibt. Er enthält einmal die Beiträge der Mitglieder zum Symposion, und dann die Strafsatzungen für etwaige Vergehen. — Auf den Tempelmauern liest man sich gleichbleibende Segenswünsche der Gläubigen für das Wohlergehen der Götter.

S. 497 ff. **P. Lagrange, deux hypogées macédo-sidoniens à Beit-Djebrin.** In einer Grabanlage sind u. a. zwei Hähne gemalt, der Höllenhund Cerberus und andere Phantasietiere, so ein Löwe mit Menschenkopf und Stierfüßen. Merkwürdig ist eine griechische Inschrift, Worte einer Verstorbenen an den hinterbliebenen Gatten, die bis jetzt nicht ganz verständlich sind. Hier bleibt eine weitere Publikation abzuwarten.

S. 525 ff. **J. Clédat: Recherches sur le Kôm de Baouît.** S. 543. Fresko mit der Darstellung eines strafenden Engels, der die Sünder im Jenseits quält.

Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, XLVII, IV.

C. Wessely: Karanis und Soknopaiu Nesos, Studien zur Geschichte antiker Kultur und Personenverhältnisse. Besonders wichtig der Abschnitt über die Opfer S. 61 f., über die Sitten S. 77 ff.

***Egyetemes Philologiai Közlöny, 1902.**

Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική, 1902.

S. 1—10, Taf. I. II. Chr. Tsountas, Κεφαλὴ ἐκ Μυκηνῶν. Ein männlicher Kopf mykenischer Kunst, der deutliche Spuren der Tätowierung zeigt: auf der Stirn, am Kinn und auf beiden Wangen je einen roten Kreis, von roten Punkten umgeben.

S. 113. Eine Inschrift aus Euboea: auf dem Boden eines in einem Grabe gefundenen Kruges liest man die Verfluchung eines Daiton.

Eranos, IV (1900/02).

***Ἁρμονία, 1902.**

S. 89 ff., 135 ff. N. A. Βέης, Ἀρκαδικὰ χωρικὰ περιπαίγματα.

S. 121. 266. T. E. Εὐαγγελίδης, Μία ἀθησαύριστος ἑλληνικὴ παροιμία.

S. 197 ff. A. A. Κοσμῆς, Τὸ εὐμετάβολον τοῦ Μαρτίου. Λαϊκαὶ παραδόσεις τῶν Σιφνίων.

S. 240. Δ. Γρ. Κ., Κρατεῖ ἀπ' τοὺς δώδεκα. Erklärung eines alten athenischen Sprichworts.

S. 294 ff. Γ. E. Ζηκίδης, Παροιμίαι.

S. 361 ff. Γ. Μπάρτ, Περὶ τῆς ἀρχαιοτάτης ἐν Ἑλλάδι θρησκείας. Übersicht über die allmähliche Entwickelung vom Fetischismus zur Götterverehrung bei den Griechen.

S. 601 ff. A. A. Κοσμῆς, Λαογραφικὰ Σίφνου.

***Hermathena, XXVIII.**

Hermes, XXXVII.

S. 121—143. F. Hiller von Gärtringen und C. Robert: Relief von dem Grab eines rhodischen Schulmeisters. Darin S. 129—139 über die griechischen Vorstellungen von der Unterwelt.

S. 292—297. G. Knaack: Encheirogastores. Es sind „mythische Bauchhänder .. mit überschüssigen Gliedmaaßen ausgestattet", welche „die frei schaffende Volksphantasie ihnen wie den tirynthischen Kyklopen .. zur Erhöhung der Stärke verliehen hat".

S. 298—301. W. Dittenberger: Ἐλαφόστικτος. Aus diesem Worte wird für die Griechen die Sitte erschlossen, entlaufene Sklaven mit dem Bilde eines Hirsches zu brandmarken. (Dasselbe wird jetzt auf Tätowierung bezogen von P. Wolters, Hermes XXXVIII S. 265 ff.).

S. 391—400. L. Ziehen, Οὐλοχύται. Die im griechischen Kult vorkommenden οὐλαί, ein Gemisch von grobgeschrotenen Gerstenkörnern und Salz, haben apotropaeische Bedeutung.

S. 486. 487. P. Stengel, Vogelflug. Bemerkungen zur griechischen Vogeldeutung.

Jahrbuch des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Institutes, XVII.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur, V.

S. 370—388. L. Deubner: Juturna und die Ausgrabungen auf dem römischen Forum. Volkskundlich interessant sind hier zu Anfang die Ausführungen über die Sage vom Erscheinen der Dioskuren.

S. 405—426. G. Thiele: Die Anfänge der griechischen Komödie. Eine Besprechung der verschiedenen Arten ältester volkstümlicher Aufführungen komischen Charakters, wie sie in Griechenland nachweisbar sind,

und Versuche, ihre allmähliche Ausbildung zur Literatur-Gattung der Komödie nachzuweisen.

S. 689—707. **C. Fries: Babylonische und Griechische Mythologie.** S. 703. „Zusammenfassend wird man sagen können, daß zwischen der Beschreibung der Paradiesströme und den griechischen Hadesflüssen Analogieen bestehen, und daß die Ähnlichkeiten anderer Flußmythen und volkstümlicher geographischer Vorstellungen ihre Wurzeln in Babylonien zu haben scheinen." S. 707. „Agememnon erliegt dem Ägisth, nachdem ein ihm über das Haupt geworfenes Gewand . . . ihn wehrlos gemacht hat. Herakles geht in den Falten des Nessusgewandes zu Grunde. Vielleicht besteht zwischen all diesen und ähnlichen Sagenmotiven ein dunkler, längst in Vergessenheit geratener Zusammenhang. Der gefangene und gefesselte Leviathan gehört natürlich in erster Linie in diesen Vorstellungskreis hinein."

Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien, V.

S. 1—8. Bormann-B(enndorf), Äsopische Fabel auf einem römischen Grabstein. Dargestellt ist hier die Tierfabel von Storch und Fuchs, die sich gegenseitig zu Gaste laden. S. 5. Belege für die Volkstümlichkeit der Tierfabel in der Antike.

S. 139—147. P. Kretschmer: Lesbische Inschriften. Eine Tempelinschrift von Eresos aus dem ersten Jahrhundert v. Chr. enthält Vorschriften über das Betreten eines Tempelbezirks, die z. T. auf uralte Volksvorstellungen von Reinheit und Verunreinigung zurückgehen. So darf man den Tempel nicht in Schuhen betreten, weil das Leder von toten Tieren herrührt, und mit der Befleckung, die der Tod bringt, behaftet ist.

American Journal of Archeology, Second Series VI.

***American Journal of Philology, XXIII.**

S. 261—282. **K. Fl. Smith: The Tale of Gyges and the King of Lydia.** I. Kritische Untersuchung der verschiedenen Formen der Sage von Gyges. S. 361—387. II. Rekonstruktionsversuch der ursprünglichen Gestalt der Sage.

S. 428—435. **C. M. Bolling: Beginning of the Greek Day.** In der Zeit, wo die Homerischen Gedichte entstanden, wurde der Tag von Sonnenuntergang zu Sonnenuntergang gerechnet.

Journal des Savants, 1902.

Journal of Hellenic Studies, XXII.

S. 5—28. **A. B. Cook: The Gong at Dodona.** Das Schallbecken von Dodona war von Bronze, S. 14 ff. die Literatur über die apotropaeische Gewalt des Erzes, die sich namentlich in Schellen und Glocken äußert. Ähnliche Gewalt hatte der Peitschenknall, dazu Belege S. 25 f.

S. 76—93. **D. G. Hogarth: The Zakro Sealings.** In Kato Zakro auf Kreta wurde 1901 ein „mykenisches" Haus aufgedeckt. Man fand eine Reihe von Siegelsteinen mit primitiven Darstellungen, darunter Kultscenen: so Nr. 5 ein tierköpfiger Dämon, offenbar ein ägyptischer Hundskopfaffe, und eine adorierende (?) weibliche Figur. Von sonstigen Dämonen erscheint der Minotaurus, und andere Mischungen von Tier- und Menschenformen: im ganzen sind es 144 verschiedene Typen. Zum Schluß wird der Zusammenhang dieser Bilder mit ägyptischen und babylonischen Vorstellungen untersucht.

S. 94—125. **H. S. Cronin: First Report of a Journey in Pisidia.** S. 118 Nr. 42 Gräberfluch, vgl. auch S. 346 Nr. 82, S. 356 Nr. 112.

S. 78—81. V. Tourneur: Semicupium. Percussor. Erklärung der Scholien zu Lucan's Pharsal. I 444, die für den keltischen Opferritus von Bedeutung sind.

S. 82—87. J. P. Waltzing: Curiosités papyrologiques. Neuer Abdruck einiger Stücke der Oxyrynchos-Papyri, die für das antike Familien- und Gesellschaftsleben von Interesse sind (Brief eines Jungen an seinen Vater, der ihn zur Stadt mitnehmen soll; Einladungen zum Diner, zum Geburtstag, zur Hochzeit, zum Götterfest).

Le Muséon, Études philologiques, historiques et religieuses, N. S. III.

S. 98—125. P. van den Ven: La vie grecque de S. Jean le Psichaïte. Heiligenlegenden.

Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1902.

Philologus, LXI (N. F. XV).

S. 26—32. R. Wünsch: Eine antike Rachepuppe (mit Abbildung). Erklärung eines aus Attika stammenden Bleifigürchens ohne Kopf, mit gefesselten Armen und Beinen als Abbild eines Feindes, den man dergestalt zu bannen versuchte.

S. 252—265. A. Deißmann: Die Rachegebete von Rheneia. Zwei jüdische Inschriften in griechischer Sprache aus dem zweiten oder ersten Jhdt. v. Chr.: sie flehen die Rache Gottes auf unentdeckte Mörder herab.

S. 321 ff. O. Hentze: Die Formen der Begrüßung in den homerischen Gedichten. Eine Untersuchung der Schilderungen von Begrüßungsscenen und der dabei verwendeten Worte.

Philologus, Supplementband IX.

Proceedings of the Canadian Institute, New Series V, 5.

S. 121, 122. J. C. Hamilton: The Pleiades in Legends, Greek Drama and Orientation. Kurzer Auszug aus einem Vortrag über das Sternbild der Pleiaden im Glauben der einzelnen Völker.

Proceedings of the Royal Irish Academy XXIV, Section C (Archeology, Linguistic and Literature).

S. 31—38. Miss M. A. Murray: Scarabs in the Dublin Museum. Von den ägyptischen Skarabaeen des Museums zu Dublin enthält eine Reihe ägyptische Götternamen, eine andere Zauberzeichen und Zauberworte, wohl um die Kraft dieser Amulete zu steigern.

S. 85—131, Taf. V—VIII. Th. Johnson Westropp: The Cists, Dolmens and Pillars in the eastern Half of the County of Clare. Geographisch geordnete Übersicht über diese Reste primitiven Steinkultes.

Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, Ser. V, vol. XI.

S. 318—333, 433—447, 511—536. Ausgrabungsberichte aus Kreta, wichtig für Hausanlage und Hausgerät.

S. 466—507. G. Patroni, L'origine della Domus. Zur Urgeschichte des italischen Hausbaus.

The Classical Review XVI.

S. 52—61. W. Headlam, Ghost-Raising, Magic, and the Underworld. Die griechischen Götter der Unterwelt unterscheiden sich von den lichten Olympiern besonders durch ihre dunkele Natur. Ihnen sind die Tage des Monats heilig, an denen der Mond nicht scheint. Ihr Kult hat seine Be-

sonderheiten: wenn man zu ihnen betet, schlägt man auf die Erde; man opfert ihnen auf der ἐσχάρα, nicht auf dem βωμός. Ihre Stätten sind unheimlich, ohne Luft und Licht, oft als στόμια Ἅιδου bezeichnet und zugleich νεκρομαντεῖα. Hier fanden die Totenbeschwörungen statt, die uns vielfach aus dem Altertum geschildert werden: der Hauptbestandteil ist die Incantatio, durch die sich die Erde öffnet; entweder steigt dann der Tote herauf oder der Beschwörer hinunter. Zum Schluß finden sich Bemerkungen über die verschiedenen Namen der griechischen Zauberer: μάγος γόης ἐπῳδός.

S. 115—119. **W. Warde Fowler, Dr. Wissowa on the Argei:** Eine Polemik gegen Wissowa in seiner Realencyklopädie I, 689 ff., nach dessen Meinung der Brauch, Strohpuppen (Argei) von der Brücke in den Tiber zu werfen, eine späte Einrichtung nach griechischem Vorbild ist; Fowler sieht hierin vielmehr den Rest eines uralten römischen Sühnopfers.

S. 211 f. **W. Warde Fowler: The Number Twentyseven in Roman Ritual.** Die heilige Kraft der Dreizahl und ihrer Vielfachen wurde auch im römischen Volksglauben beobachtet; so muß der Zauberspruch bei Varro R. R. I, 2 siebenundzwanzigmal hergesagt werden, u. a. m.

S. 290—292. **An Inscription from Eresos.** S. oben Österr. Archäol. Jahreshefte V, S. 139.

S. 331 f. **Jane E. Harrison: Is Tragedy the Goat-Song?** Erwägungen über die Etymologie von Τραγῳδία, das sonst als „Gesang der Böcke" gedeutet wird, woraus man auf einen in Bocksfelle gehüllten Chor zurückschließt.

S. 365—380. **A. B. Cook: The golden Bough and the Rex Nemorensis.** Nachträge zur neusten Auflage von Frazers bekanntem Werke.

Revue archéologique, sér. III, vol. XL, XLI.

XL, S. 111—118. **G. Seure: La Sicile montagneuse et ses habitants primitifs.** S. 117. Die Beisetzungsriten.

S. 304—327. **C. Jullian: De la littérature poétique des Gaulois.** Versuche, die urkeltische Volkspoesie wiederzugewinnen, die alsdann in den einzelnen Ständen der Druiden, Barden und Propheten ihre Vertreter findet.

S. 372—386. **S. Reinach: A propos d'un stamnos béotien.** Zur Entstehung des Svastika- und Triskeles-Ornamentes.

XLI, S. 242—279. **S. Reinach: La mort d'Orphée.** Die Zerreißung des Orpheus durch die Mänaden ist erst eine abgeblaßte Sage: die ursprüngliche Version ließ eine Verzehrung des Gottes durch die Bacchantinnen folgen. Dies war ein uralter Ritus, dessen Reste sich auch noch in der Omophagie des Dionysoskultes finden, wo ein ταῦρος oder ἔριφος zerrissen und roh verzehrt wird. Dies Tier ist der Gott selbst: mit den Stücken seines Fleisches geht der Gott in den verzehrenden Menschen ein. Doch wird durch diese Zerreißung die Lebenskraft des Gottes nicht gefährdet: er ersteht von den Toten wieder, wie ja auch Orpheus aus der Unterwelt zurückgekehrt ist. Also wird auch an Stelle des Orpheus ursprünglich ein ihm heiliges Tier zerrissen worden sein; die wenigen Spuren späterer Literatur führen auf einen Fuchs. Zuletzt werden Belege für die Bedeutung des Fuchses bei den einzelnen Völkern erbracht.

S. 432—462. **R. Cagnat et M. Besnies: Revue des publications épigraphiques.** Nr. 54–57, 149. Vier Fluchtafeln auf Blei, eine unsicherer Lesung, eine wegen verschmähter Liebe, zwei gegen konkurrierende Wagenlenker gerichtet, um ihnen den Sieg im Cirkus zu rauben. (S. oben Bull. com. S. 335.)

S. 190—207 Cecil Smith and R. de Rustafjael: Inscriptions from Cyzicus. S. 203 Nr. 9 ein Segenswunsch auf einem Grabstein: „Zu Veilchen und Rosen mögen Deine Gebeine werden."

Mélanges d'Archéologie et d'Histoire, XXII.

Mémoires couronnées de l'Academie Royale de Belgique, tom. LIX. LX, 1901/03.

id. id. Collection in 8⁰, tom. LVI (1896—1902), LXII (1902/03).

LXII, quatrième fascicule. Louis Maeterlinck, le genre satirique dans la peinture flamande. S. 11 ff. Origines antiques. Les ancêtres de l'épopée du Renard dans l'art satirique égyptien, grec et romain. Les mimes antiques. Les masques antiques. S. 25 ff. Époque de transition de l'antiquité au moyen âge. S. 77. Les mystères, l'enfer et les démons.

Mémoires présentés à l'Académie des Inscriptions et Belles-lettres, XI prem. part.

S. 219—511. L. Joulin: Les établissements galloromains de la plaine de Martres-Tolosanes. Mit 25 Tafeln. Wichtig für Hausanlage und Hausgerät der Römer.

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg, Sér. VIII, Classe historicophilologique VI.

S. 1—112. Ed. Kurtz: Des Klerikers Gregorios Bericht über Leben, Wundertaten und Translation der Hl. Theodora von Thessalonich.

Memoirs and Proceedings of the Manchester Literary and Philosophical Society, XLVIII.

Memorie del R. Istituto Lombardo di Scienze e Lettere XXI.

Mitteilungen des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts 1902.

Athenische Abteilung XXVII.

Heft I: Die Arbeiten zu Pergamon 1900/01.

S. 138. Gräberfluch.

S. 189—238. O. Rubensohn: Paros III. S. 225 ff. Weihungen aus dem Asklepieion: entweder Reliefs mit Darstellung der geheilten Gliedmaaßen oder Inschriften für Haarweihungen, eine Sitte, die S. 228 erklärt wird. S. 229 ein Nagel aus Blei trägt die Inschrift ΠΥΡ: offenbar ein Amulet gegen Feuersgefahr.

S. 253—264. L. Deubner: Phobos. Phobos ist als Schreckgespenst des griechischen Volksglaubens bekannt. Auf ihn werden zwei Tonlampen bezogen, auf denen ein Bär mit der Beischrift Φόβος zu sehen ist. G. Körte erkennt in diesem Tier vielmehr einen besonders furchtbaren Bären der Tierhetzen.

Römische Abteilung XVII.

S. 107—109, Taf. V. P. Hartwig: Herakles im Sonnenbecher. Neues Vasenbild mit der Darstellung dieser seltenen Sage.

Mnemosyne N. S. XXX.

S. 263—276. J. Würstheim: De Amazonibus. Die Amazonen sind keine Asiatinnen, sondern echt griechische Heroinen, ursprünglich Nymphen aus dem Gefolge der Artemis Upis, ihrem Wesen nach verwandt mit der Mondgöttin Artemis und zu vergleichen mit dem wilden Heer der Germanen.

Le Musée Belge, Revue de philologie classique, VI.

***Revue des études anciennes, IV.**

S. 85 ff. P. Perdrizet: Miscellanea, VII. Inscriptions d'Éolide. In Gräbern gefundene Bronzeplatten mit punktiertem Namen des Toten.

S. 115 ff. H. de la Ville de Mirmont: L'astrologie des Gallo-Romains. Die Astrologie hat nie einen Teil der Lehren des Druidismus gebildet; die Entwickelung der gallo-romanischen Astrologie ging von Marseille aus.

Zwischen S. 213 u. 235. C. Jullian: Notes gallo-romaines, XV. Remarques sur la plus ancienne religion gauloise (Fortsetzung). Über Teutates als allgemein keltischen Gott, Vulcan, Belenus, die weiblichen Göttinen, Göttergruppen, Heroen, die Toten. S. 271 XVI. Fortsetzung.

S. 298. F. Cumont, A. Bouché-Leclercq et C. Jullian: A propos du Calendrier astrologique des Gaulois.

S. 300. H. Gaidoz, Th. Volker et C. Jullian: Cadavres percés de clous.

Revue des études grecques, XV.

S. 311—325. F. Cumont: Nouvelles inscriptions du Pont. Darunter Nr. 8: Inschrift auf einem Altar des Zeus Epikarpios, errichtet zur Abwehr eines Dämons, dessen Buchstabenwerte die Summe 365 ergeben (Abraxas oder Meithras). — Nr. 36: Reste einer Inschrift, die den gefälschten Brief Christi an Abgar von Edessa enthielt. Dieser Text wurde vielfach zur Abwehr des Übels als Schutzinschrift an Stadttoren angebracht.

S. 380—407. A. de Ridder: Bulletin archéologique. S. 403. Abbildung einer Terrakotta aus der Sammlung Cesnola (eine Frau, die einen Mann in der Badewanne zurechtsetzt) mit Verweis auf ähnliche Darstellungen des Familienlebens.

Revue de l'histoire des religions, XXIII.

Bd. XLV, S. 58—80. Ch. Renel: L'Arc-en-Ciel dans la tradition religieuse de l'antiquité. Vergleich der volkstümlichen Vorstellungen vom Regenbogen; speziell in der Griechen und Römer Glauben S. 68 ff.

S. 173—203, 339—362. Goblet d'Alviella: De quelques problèmes relatifs aux mystères d'Eleusis. Auf S. 181 f. werden die Ackerkulte der Indoeuropäer, S. 186 f. die der Demeter verwandten Erscheinungen (Kornmuhme u. a.) besprochen.

Bd. XLVI, S. 141—157. J. Toutain: La légende de Mithra étudiée surtout dans les basreliefs mithriaques. Deutung der Sagen aus den Darstellungen: Geburt des Mithras, Mithras und der Baum, Mithras und Sol, Mithras den Pfeil gegen den Felsen schießend, Mithras und der Stier.

Revue de philologie, N. S. XXVI.

S. 263—271, 335—348. H. de la Ville de Mirmont: La „Nenia". Das Wort Nenia ist onomatopoetisch gebildet und bezeichnet ursprünglich die Totenklage der ältesten Römer, giebt auch einer Totengöttin Nenia den Namen. Allmählich erstarrt die Totenklage zu bestimmten Formeln, die von bezahlten Klageweibern unverstanden wiederholt werden. So wird das Wort Nenia mit der Zeit zu einer verächtlichen Bezeichnung, sowohl der Zauberformel wie des Kinderliedes.

Revue de l'Université de Bruxelles, VIII, 1902/03.

S. 97—112. Sal. Reinach: Satan et ses pompes. Der heute noch in Frankreich gebräuchliche Ausdruck Satan et ses pompes „der Teufel und seine

Verlockungen" geht zurück auf die Formel des Taufgelöbnisses renuntio diabolo et pompae eius „ich entsage dem Teufel und seinem Gefolge": im Volksglauben ist Satan begleitet von gefallenen Engeln und bösen Dämonen.

Rheinisches Museum, LVI.

S. 177—195. H. Usener: Milch und Honig. Die Epiphanie des Dionysos zaubert Milch und Honig hervor; Milch und Honig sind Götterspeise, Seher und Dichter werden durch ihren Genuß für ihren Beruf geweiht. Im Totenkult werden Milch und Honig als Seelenspeise gedacht; im Christentum erscheinen sie als Elemente der Taufe, hierhin aus heidnischen Vorstellungskreisen übernommen. Vielleicht waren vorbildlich die Weihen der griechischen Mysterien, die so vieles aus Volksglauben und Volkssitte entliehen haben. So war es griechischer Brauch, dem Neugeborenen Honig auf die Lippen zu streichen, ehe es die Muttermilch bekam: damit war ihm das Recht zum Leben zuerkannt, es durfte nicht mehr ausgesetzt oder getötet werden.

S. 301—310. M. Siebourg: Ländliches Leben bei Homer und im deutschen Mittelalter. Die rustikalen Scenen der homerischen Schildbeschreibung werden mit alten rheinischen Weistümern verglichen, und manches Gemeinsame, namentlich für das Verhältnis des Grundbesitzers zu den Feldarbeitern festgestellt.

S. 468—478. R. Wünsch: Zur Ciris V. 369—377. Es wird der Beweis versucht, das die in jenen Versen geschilderte Zauberhandlung vollkommen den Vorschriften der antiken Papyri magicae entspricht, und demgemäß aus Rauchopfer, Zauberhandlung, Zaubersang und Phylakterion besteht. Letzteres ist der Teil des Zaubers, der den Hexenmeister vor den etwaigen Eingriffen böser Dämonen schützt.

Rivista di Filologia e d'Istruzione classica, XXX.

S. 255—269. Itala Santinelli: Alcune questioni attinenti ai riti delle vergini vestali. Der Penus Vestae, der innere Raum des Vestatempels, stand im alten Rom jedes Jahr vom 7. bis 15. Juni offen, aber nicht, um dem profanen Volke zugänglich zu sein, sondern zu Reinigungszwecken. Diese jährliche Säuberung scheint auf einen uralten Brauch der Römer hinzudeuten. S. 266 wird bei Gelegenheit der von den Vestalinnen ausgeübten Schlangenfütterung an italische Parallelen erinnert, so an den Drachen im Heiligtum der Juno von Lanuvium, der dem Volke, wenn er das Opfer annahm, ein fruchtbares Jahr prophezeite.

S. 567—571. Augusto Corradi: L'acqua bollita nella profilassi degli antichi. Zusammenstellung der antiken Litteratur über die Verwendung abgekochten Trinkwassers nach der Vorschrift der Volksmedizin.

Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1902.

S. 1093—99. U. v. Wilamowitz-Möllendorff: Alexandrinische Inschriften. Ein griechischer Graffito bietet „etwas ganz Auffälliges, nämlich die auf den heutigen Friedhöfen geläufige Hoffnung des Wiedersehens"; der Hinterbliebene sagt zu dem Abgeschiedenen, „ich hoffe bald bei Dir zu sein". Vielleicht ist diese Vorstellung vom Wiedersehen nach dem Tode von dem Ägyptischen her beeinflußt.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, 1902.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien, CXLIV.

Società Reale di Napoli, Rendiconti dell'Accademia di Archeologia, Lettere e Belli arti. N. S. XXI.

S. 217—326. Vittorio Spinazzola: Di alcune antichità sarde. Weihgeschenke aus Bronze: Schiffe, menschliche Figuren (Brodträger, Priester), Götterbilder mit vier Augen und vier Armen, Soldaten mit Hörnern auf den Helmen.

Studi italiani di Filologia classica, X.

S. 224—236. D. Tamilia: Index codicum graecorum qui Romae in bybliotheca nationali . . adservantur. Am Schluß Verzeichnis auch der in diesen Handschriften enthaltenen Heiligenlegenden.

S. 321—323. P. G. Goidanich: Cato R. R. 141, 4. Textänderung an den Catonischen Vorschriften für den Flurumgang.

Harvard Studies in Classical Philology, XIII.

S. 61—127. G. H. Chase: The Shield Devices of the Greeks. Die Schildzeichen der alten Griechen waren z. T. lediglich dekorativ oder phantastisch, zum größeren Teil aber mit bewußter Absicht angebracht: sie sollen dem Feinde Schreck einflößen oder den Träger in den Schutz der Gottheit stellen; oder sie beziehen sich auf Stamm und Herkunft, Geschichte und Rang des Kriegers, der den Schild führt.

S. 129—173. Campbell Bonner: A Study of the Danaid Myth. Gegen Ende werden die volkstümlichen Vorstellungen erwähnt, die der Sage von der Strafe in der Unterwelt zu grunde liegen.

***Nordisk Tidsskrift for Filologi,** R. 3, XI (1902/03).

S. 126 ff. Fr. Poulsen: Haneofferet. Das griechische Hahnopfer hatt ursprünglich den Zweck, das sexuelle Vermögen den Verstorbenen wiederzugeben

Transactions and Proceedings of the American Philological Association, XXXIII.

Wiener Studien, XXIV.

S. 352—55. R. Münsterberg: Lustrum condere. Dieser offizielle Ausdruck bezeichnet „das Opfertier (beim Sühnopfer) vergraben".

S. 394—97. P. v. Bienkowski: Skythische Wagen. Abbildung und Erläuterung zweier Terrakottawagen, die, wie nachgewiesen wird, genaue Nachahmungen skythischer Originale sind.

S. 406—411. A. Pasqui: Rito speciale in alcune sepolture di Todi. In den Gräbern von Todi findet man vielfach bronzene Schildchen mit Tierköpfen: es sind dieselben Verzierungen, die man sonst nur an Haustüren findet. Es ist daraus zu schließen, daß man dort die Gleichsetzung der Totenwohnung mit dem Haus des Lebenden dadurch festhielt, daß man die Haustüre als Grabdeckel verwendete. So befindet sich auch im Thermenmuseum ein Sarkophag, dessen Deckel die genaue Kopie einer mit zwei Löwenköpfen verzierten Haustür ist. Vielleicht ist es einmal Brauch gewesen, bei Beerdigungen einen Flügel der Türe als Bahre zu verwenden: etwas derartiges läßt sich aus modernen italischen Gebräuchen erschließen.

S. 412—417. M. Rostowzew: Namen und Wappen kleiner Leute. Eine Liste von Bleimarken, aus der sich ergibt, daß das niedere Volk sein Wappen meist mit einer Anspielung auf das Cognomen wählte: also ein Fortunatus wählt sich das Bild der Glücksgöttin u. a. m.

S. 478 ff. A. Engelbrecht: Zwei alte Gebetsformeln. Erläuterung der altrömischen Gebetssprache an den beiden Formeln bei Macrob. Sat. III, 9, 7—11.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen, LVI (N. F. XXXVI).

S. 481—493. O. Weise: Züge antiker Kultur im heutigen Italien. Bespricht Stadtanlage, Hausbau, Ernährung, Tracht, Körperpflege, Spiele, Ackerbau, Religion.

S. 737—758. W. Hensell: Altes und Neues zur griechischen Tracht.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, LIII.

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, XXIII. Romanistische Abteilung.

S. 158—274. L. Wenger: Der Eid in den griechischen Papyrusurkunden. S. 161 ff. Über die Anwendung des Eides im täglichen Leben.

---

4. Aus der semitischen Philologie.

Von August Freiherrn von Gall.

Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, herausg. v. B. Stade. Bd. XXII.

Morris Jastrow, Baring of the arm and shoulder as a sign of mourning: [Der Aufsatz knüpft an den von A. Büchler an über „Das Entblößen der Schulter und des Armes als Zeichen der Trauer, ebds. B. XXI S. 89—92.] Alte Trachten halten sich in der Religion, so auch in den Trauergebräuchen. Man ging in der Trauer nackt, wenn man nur ein Gewand kannte; oder trug man zwei, so legte man das obere ab. Das Ausziehen des Gewandes wurde schließlich zum Zerreißen desselben oder eines einfachen Einreißens in seinen Rand oder zu einem einfachen Entblößen von Arm und Schulter, entsprechend der Art wie man das primitivste Gewand trug.

Nestle, Sammael: Erklärung des aus dem Freischütz bekannten „Samiel" als des, der zur Linken als Ankläger steht.

A. Büchler, Theophrastos' Bericht über die Opfer der Juden. Die von Theophrast den Juden zugeschriebenen Opfer sind die Ganzopfer eines heidnischen Volkes aus Syrien, die mehrere Tage dauerten und von Fasten durchbrochen waren. Es waren Sühnopfer und weisen daher auch in Bezug auf die Trankopfer ähnliche Stoffe auf wie bei den Hauraniern.

Hochfeld, Die Entstehung des Hanukkafestes. Das Hanukkafest entstand nach dem Bericht von 1. Macc. 4, 36—59 zur Erinnerung an die Tempelweihe — nicht in Anlehnung an das Fest der Wintersonnenwende, wie Wellhausen meint, weil es mit Lichtern und grünen Zweigen begangen wurde —, nach dem Bruch zwischen Hasmonäern und Pharisäern wurde es zum andern Hüttenfest umgedeutet (2. Macc. 10, 1—8).

Auch die Illumination im kleinen war vielleicht eine Nachbildung der großen Illumination vom Laubhüttenfest.

B. Stade, Ein Land, wo Milch und Honig fließt. Das Land, in dem Milch und Honig fließt, verstand man seither als das vom Nomadenstandpunkt an schönsten Speisen reiche Land. Im Anschluß an H. Useners Aufsatz „Milch und Honig" (Rhein. Mus. f. Philol. N. F. LVII. S. 177—192), der die altest. Phrase in Beziehung zu dionysischem Kult und zu den Mythen vom Götterland und Paradies setzt, weist Stade nach, daß die betr. Redensart nicht älter ist als die Zeit des Synkretismus und der assyrischen Herrschaft, in der die Sagen vom Paradies usw. in Israel eingewandert sind. Ist vielleicht Milch und Honig ursprünglich als Götterspeise oder Kost des Götterlandes in den assyrisch-babylonischen Mythen gedacht?

Houtsma führt aus, wie nach dem ursprünglichen Text von Psalm 76, 4 Jahwe, seitdem er auf dem Zion wohnt, den Bogen des Gewittergottes Reschef, dessen Rolle er übernommen hat, sowie die alte Waffenrüstung zerbrochen hat, und wie er so in den Augen der Seinen ein anderer Gott geworden ist.

Lidzbarski weist im Anschluß an den oben erwähnten Aufsatz Nestles nach, daß der „Sammael" noch heute im Volksglauben des Orients fortlebt.

Zeitschrift der Deutsch-Morgenländischen Gesellschaft, Bd. LVI.

Heft 1: Enno Littmann, Eine neuarabische Posse: Kamil und sein Freund kommen ins Land der Freiheit, steigen in Paris in einem Hotel ab, wo sie nach einigen Mißverständnissen auch glücklich Essen erhalten, um dann die Nacht, nachdem sie mehrmals Prügel bezogen haben, wegen ihrer orientalischen Gelüste nach „Madâm" hinausgeworfen zu werden. Kamil ist der Possenreißer.

Heft 2: C. F. Seybold, Zum arabischen Schattenspiele.

Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol.-Hist. Klasse N. F. V, 3.

E. Littmann, Neuarabische Volkspoesie gesammelt und übersetzt. Die Lieder, die für alle, „die sich für Volkstum und volkstümliche Literatur interessieren", von Wert sind, stammen zum größten Teil aus dem südlichen Palästina, zum kleineren aus verschiedenen Gegenden Syriens. Es sind Hochzeitslieder, Sterbelieder, Lieder für den Marsch, zum Antreiben der Esel, der Schafe, Brunnenlieder, dazu begleitet mit wertvollen Erklärungen über Sitten und Gebräuche, wie besonders bei der Hochzeit. Auch zwei Flohhatzen finden sich vor.

Journal of the American Oriental Society, Bd. XXIII.

Heft 1: Crawford H. Toy, Creator gods: Er beschäftigt sich mit der These, daß jede Religion von einer höheren Stufe infolge Ahnenkults herabgesunken sei, um erst später wieder zu steigen.

S. H. Langdon, The name of ferryman in the deluge tablets: Der volkstümliche Name des Fährmanns in der babylonischen Flutsage war Amêl-Bêl, woraus vielleicht unter priesterlichem Einfluß Puzur-Bêl wurde, um schließlich zu Amêl-Êa zu werden.

E. Littmann, Specimens of the popular literature of modern Abyssinia: Es sind Bücher aus Nordabessynien, eine Geschichte der Reise

eines Äthiopiers aus Äthiopien nach Italien, gedr. 1895 in Rom — Stammessagen des Tigrevolkes, veröffentlicht von Conti Rossini im Journ. of the Italian Asiatic Society 1901 — Divan aus Tigré, z. B. Übersetzungen vom Evangelium St. Marcus und der Psalmen.

Ch. S. Sanders, **Jupiter Dolichenus**, sein Kult kam aus Doliche in Commagene; seine ursprüngliche Darstellung war die eines auf einem Tier stehenden Gottes, die dann bei der Übernahme z. T. eine andere wird. Ort und Zeit der Übernahme in den römischen Kult werden besprochen.

Heft 2: H. minor Huxley, **Syrian songs, proverbs and stories**; collected, translated and annotated. Gesammelt in der Gegend des Libanon.

Ephemeris für semitische Epigraphik von M. Lidzbarski, I. B. (1901 bis 1902) 1902.

Mandäische Zaubertexte auf Schalen des Berliner Museums und des Louvres. **Der Ursprung der nord- und südsemitischen Schrift**, berührt auch die Frage nach der Herkunft unsres (phönicischen) Alphabets; dasselbe entstand in freier Anlehnung an das ägyptische Schriftsystem und ist die Schöpfung eines Mannes aus Kanaan, der von der Existenz der ägyptischen Schrift und etwas von ihrem System wußte, dessen Kenntnis aber nicht soweit reichte, um auch einzelne Zeichen aus ihr entlehnen zu können. Entstanden ist es nicht allzulange vor 1000 v. Chr., vielleicht in einer philistäischen Küstenstadt.

Balsamen, „Der Baal des Himmels" hat nichts mit dem Dhu Samavi, oder wie der Name zu lesen ist, in den südarabischen Inschriften zu tun, da dieser nicht der Herr des Himmels ist, sondern wohl der Hoheitsvolle. Erst in sehr jungen Texten, nicht vor dem 3. und 2. Jahrhundert, wird der Kult des Baalsamen bei allen nordsemitischen Völkern erwähnt. Nach Robertson Smith ist sein Kult in den Ländern entstanden, deren Fruchtbarkeit vom Regen abhing, während die genuin semitischen Baalim Herren der irdischen Gewässer seien. Aber ein solcher Wandel ist für die älteste Zeit nicht nachweisbar. Die Verehrung des Himmelsgottes scheint vielmehr erst wie der des ὁ ὕψιστος θεός durch die Propaganda des Judentums sich in der Heidenwelt verbreitet zu haben. Befördert wurde die Verbreitung des Kults durch das starke Eintreten der Seleuciden für Zeus. Die Verehrung des Herrn des Himmels und seiner Erscheinungen hat sich in Nordafrika bis in die Zeit Augustins, desgleichen in Nordsyrien bis ins 5. nachchristliche Jahrhundert hinein erhalten. Auch in Zauberpapyri ist sein Name eingedrungen.

Der Ursprung des Alphabets wendet sich gegen Halévys Ableitung des Alphabets aus dem Ägyptischen und gegen Peisers und Hommels Ansicht, wonach es auf die Keilinschriften und auf Babylonien zurückzuführen sei.

Revue biblique Internationale, Bd. XI.

Heft 1: Hackspill, **Études sur le milieu religieux et intellectuel contemporains du nouveau testament**: Das „Wort Gottes" und der heilige Geist.

Heft 2: Lagrange, **Études sur les religions sémitiques**: Die Namen der Toten, die Leichengebräuche, das Grab, die Pflichten gegen die Toten, das andre Leben.

Giornale della Società Asiatica italiana, Bd. XV.

R. Basset, **Une complainte arabe sur Mohammed et le chameau:** Die Klage des Kamels bei dem Propheten über seine Besitzer, die es töten wollten, in Strophen, die sich durch Refrains ablösen. Es sind Volkslieder, in Algerien gesammelt.

Zeitschrift für Assyriologie und verwandte Gebiete, Bd. XVI.

Heft 2 bis 4: **Myhrman, Die Labartutexte. Babylonische Beschwörungsformeln nebst Zauberverfahren gegen die Dämonin Labartu.** Die Unholdin ist wohl die Dämonin des Fiebers, sie wohnt auf Bergen oder im Schilfsdickicht und ist von schrecklichem Aussehen. Abgesehen hat sie es hauptsächlich auf die Kinder, Mutter und Amme. Gegen sie dienen die Beschwörungsformeln, die in bestimmter Ordnung und Anzahl über bestimmte Körperteile zu sprechen sind. Außer eigentlichen Beschwörungen geben die Texte Anweisungen für rituelle Handlungen, die mit den Beschwörungen zusammengehen. Zaubermittel und Bilder der Labartu werden besonders gebraucht, Amulette empfohlen. Besteht vielleicht ein Zusammenhang der babylonischen Labartu mit der griechischen Hekate? Auch an die Lamia ist zu erinnern.

Jensen, Das Gilgamischepos in der israelitischen Legende. Nicht nur die Geschichte Mosis und Josuas, nicht nur die Erzählungen von Elias und Elisa, von Tobias, Jonas und Esther sollen dem Gilgamischepos entstammen, sondern — sogar die Geschichte Jesu in sehr vielen Ereignissen, Worten und Taten seines Lebens. Und das alles „mit zwingender Notwendigkeit" „trotz des Hohnes so mancher Wächter des Griechentums und trotz der Unzulänglichkeit von Alttestamentlern und Neutestamentlern für diese zum Umdenken zwingende Theorie".

Derselbe, Nachträge zu meinen Thesen über die griechischen Gilgamisch-Sagen: Herkuleszug zu den Töchtern des Atlas, des Theseus Fahrt nach Kreta, und israelitische Erzählungen sollen aus Babel stammen.

Journal of the Royal Asiatic Society, 1902.

Heft 1: **Dunkan B. Macdonald, Emotional Religion in Islam as affected by Music and Singing.**

Zeitschriftenschau für 1902 (Schluß).

5. Theologische Zeitschriften.

Bearbeitet von Lic. theol. Dr. Walther Köhler, Gießen.

Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. Herausg. von Smend und Spitta. VII.

Diehl, Anfrage wegen Weihrauch in evangelischen Kirchen. Weist für 1628 in Groß-Umstadt im lutherischen Gottesdienst den Gebrauch des Weihrauches nach, vermutet die Beibehaltung dieses Brauches aus dem Katholizismus um des Gegensatzes zu den Reformierten willen. [Wie ich höre, soll in Marburg in der Elisabethkirche auch noch geräuchert werden. Für Erfurt wird der Gebrauch von Weihrauch für die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts S. 168 der Ztschr. nachgewiesen, s. auch unten: Lechler.]

Bergner, H., Die Weihnachtskrippen. Kurzer Überblick über die Geschichte der Weihnachtskrippe, die in ihrer gegenwärtigen Erscheinung von den Jesuiten (zuerst in der Michaelskirche in München 1603) eingebürgert wurde. Beschreibung einer Tiroler Weihnachtskrippe und des österreichischen Krippelspieles. Die wandernde Bühne heißt in Österreich „Christschau".

Jülicher, Ad., Das älteste Zeugnis für kirchlichen Gebrauch von Glocken. Um 535 bestellt sich der Abt Eugippius im Kloster zu Castellum Lucullanum bei Neapel von dem Diakon Fulgentius Ferrandus zu Carthago eine Glocke (campana) zu klösterlichem (kirchlichem) Gebrauch. Laut Äußerung des Ferrandus war in Carthago die Glocke bereits weit verbreitet, sie rief die auf dem Felde arbeitenden Mönche zum Gottesdienst. Eugippius bat um die Aufschrift des Namens des Ferrandus als Glockeninschrift.

Neu, Eine Generalkirchenvisitation in der Grafschaft Wertheim i. J. 1621. Es sollte dabei auch nach Zauberei gefragt werden, doch wird aus den Akten diesbezügliches nicht mitgeteilt.

Smend, J., Altchristliche Darstellungen der Taufe Jesu. Behandelt die Darstellung der Taufe Jesu im Chronicon paschale (Anfang des 7. Jhs.). Die Darstellung scheint auf altägyptischer Überlieferung zu ruhen. Eigentümlichkeiten: Rückweichen des Jordans, Jesus fordert den Täufer auf, den Wassern zu befehlen, daß sie stille stehen, was auch sofort geschieht, Aufbrausen der Wasser, Öffnen der Himmel und Herabfahren des h. Geistes als feurige Taube; eine donnergleiche Stimme ertönt. Diese Auffassung gehört vielleicht urspr. der sogen. Didaskalia der Apostel zu und ist in Predigt, Katechese, Ritual, christlicher Literatur (besonders in Pilgerschriften und bei Erzählungen der Taufe berühmter Leute) sowie auf Kunstdenkmälern nachweisbar. Näheres bei

Ad. Jacoby, Ein bisher unbeachteter apokrypher Bericht über die Taufe Jesu. Straßburg, Trübner 1902.

Ad. Jülicher und Paul Stöbe, Zur Glockenfrage. In Ergänzung obiger Studie teilt J. mit, daß bereits Wölfflin (Archiv f. lat. Lexikographie XI 537 ff. und Sitzungsberichte der K. B. Akademie der Wiss. zu München 1900) die Ferrandusstelle besprach und den Namen campana von der in Plinius' Naturgeschichte erwähnten Bronzemischung Campanum (vasa campana) ableitete. J. macht dahinter ein Fragezeichen, während St. auf einen indischen Ruf in die Ferne, der im Sanskrit Kampa oder Kampana genannt wird, hinweist.

Bröse, E., Ein handschriftlich aufbewahrtes Gebet aus dem 16. Jahrhundert. Ein „gebet wider alle Zauberey" und ein „Rosensegen", letzterer mit Abbildung eines menschlichen Kopfes mit sichtbarem Hauch des Mundes: es soll auf die Rosen gepustet werden.

Diehl, Das Kelchreichen durch Laien. Als lutherische Sitte 1595 nachgewiesen.

Lechler, Zu Diehls Anfrage wegen Weihrauch. Vermutet, daß, da es heißt: „der Rauch wurde vorbeigetragen", es sich überhaupt nicht um Weihrauch, sondern um Kohlenpfannen zwecks Heizung handle.

Nelle, Wilh., Die Rabenaasstrophe und einige andere Seeschlangen. Erstere erschien 1840 in den „Schles. Provinzialblättern", veröffentlicht von Frdr. Wilh. Wolff und wahrscheinlich auch von ihm gedichtet. Eine Geschichte der Verbreitung der Strophe wird geboten. Variationen und ähnliche Lieder werden mitgeteilt.

Zeitschrift für katholische Theologie. XXVI.

Schmid, Franz, Die Zauberei und die Bibel. Eine von dogmatischen Prämissen ausgehende Untersuchung, die die Erzählungen der Bibel von Zaubervorgängen (Hexe von Endor, Simon Magus u. a., auch die mosaischen Verordnungen) ohne Erklärungsversuch zusammenstellt.

Nilles, N., Die Studentenpatrone in der griechischen Kirche. Stephanus, Matthias, Agapetus, Prokopius, Philitus, alle durch ihre Namen (Krone der Weisheit, Matthias — μανθάνειν, ἀγάπη, προκοπή, φιλία) zum Eifer anspornend, werden nach dem griech. Εὐχολόγιον in besonderen Gebeten verehrt.

Schmid, Franz, Die eucharistischen Wundererscheinungen im Lichte der Dogmatik. Wundererzählungen werden namhaft gemacht: Verwandlung der Eucharistie in Asche, in einen Stein, in natürliches Fleisch, Verwandlung des Weines in Blut, Verwandluug der Hostie in das Jesuskindlein, Aufsteigen eines Kreuzes aus dem Kelche u. a.

Weber, A., Todestag des seligen Gamelbert. 17. Januar, nicht, wie üblich, 27. Januar.

Paulus, N., Das Alter des Gebetes Memorare. Das Gebet findet sich schon 1489 in dem liber meditationum des Nic. Salicetus. Verfasser unbekannt.

Kneller, C. A., Zum „schwitzenden Almosen". Bringt eine Anzahl mittelalterlicher Parallelstellen zu dem bekannten ἄγραφον: es schwitze dein Almosen in deinen Händen.

Revue de l'art chrétien. 5e sér. XII.

Müntz, Eugen, Über die von den Päpsten am Lätare-Sonntag geweihte

goldene Rose. Nach Ztschr. f. kathol. Theologie stützt sich die Arbeit auf Rechnungsbücher der päpstlichen Kammer vom 14. bis 16. Jahrhundert. Die ältesten Beispiele von Verleihungen sind unter Leo IX. und Eugen III. aufzuzeigen.

Zeitschrift für Kirchengeschichte. Hrsg. von Th. Brieger. XXIII.

v. Dobschütz, E., Joseph v. Arimathia. Bespricht die Figur des J. v. A. in der Legende, speziell das von Harnack (Sitzungsbericht der Ak. der Wissensch. zu Berlin 1901) in deutscher Übersetzung zugänglich gemachte „Buch, niedergeschrieben von J. v. A.". Ausführungen über Blutreliquien, Bluttücher, Himmelsstimme, Bildabdrücke.

Schott, E., Die Gedanken des Abtes Joachim v. Floris. Seine Schriften. Lehre von den 3 Weltzeiten.

Zeitschrift für christliche Kunst. Hrsg. von Schnütgen. XV.

Braun, J., Italienische Mitren aus dem Mittelalter.

Christliches Kunstblatt. Hrsg. von Merz. XLIV.

Zucker, M., Zum Verständnis der Rosenkranzbilder. Zur mittelalterlichen Tiersymbolik.

Der Katholik. Hrsg. von J. M. Raich. LXXXII. I. II.

Anonymus, Religiöse Volksgebräuche im Bistum Augsburg. Schildert Gebräuche an Neujahr, Dreikönige (Dreikönigswasser, Salzweihe, Salzstein, Kreideweihe mit Buchstabenzauber, Weihrauchweihe), Mariä-Lichtmeß (Kerzenweihe), Blasiustag (Blasiussegen), Ostern (Anläuten, Aschermittwoch, Funkensonntag = erster Fastensonntag, weil Bergfeuer angezündet werden, weißer Sonntag, Sommertag, Bretzgensonntag = der vierte Fastensonntag, an dem Bretzeln geschenkt werden, Palmsonntag, Gründonnerstag, Charfreitag mit Heiliggrabkugeln, Charsamstag mit dem Scharholz und der Taufwasserweihe, Ostern mit Ostereiern, Osterhas, Osterfeuer), Pfingsten (Wettersegen, Wetterkerze, Bittgänge, Flurkreuz, Himmelfeuerbrennen), Kräuterweihe (an Fronleichnam, Mariä Himmelfahrt, die einzelnen Kräuter werden genannt), Allerheiligen (Michaeli, S. Gallus, Kirchweihfest, S. Leonhard, Umreiten der Leonhardskapelle). Die bei den einzelnen Bräuchen üblichen Reime, Segen 2c. sind mitgeteilt.

Falk, F., Zur Einführung des Festes Mariä Opferung in der Mainzer Kirchenprovinz 1468.

Kaufmann, Carl Maria, Eine altchristliche Nekropolis der großen Oase in der libyschen Wüste. Betr. El Kargeh. Beschreibung der Gräberanlage. Mitteilung von Inschriften, wobei Verwertung des altägyptischen Nilschlüsselsymbols. Beschreibung der Fresken und speziell der Gewänder.

Ein Papstpaternoster. Parodie des Vaterunsers gegen den Papst.

Graf, Georg, Ein alter Weiheritus der morgenländischen Kirche. Ritus für die bischöfliche Konsekration ca. 840.

Weishäupl, H., Zwei Predigtsammlungen des 15. Jahrhunderts aus Salzburg. Darin Angaben über incantatrices = Ansprecherinnen, Kräuterausgraben am Johannistage.

Proceedings of the Society of Biblical Archaeology. XXIV.

Grenfell, Alice, The Iconography of Bes and of Phoenician Bes-Hand Scarabs. Zahlreiche Abbildungen ägyptischer Amulette.

Offord, Joseph, The Antiquity of the Four-Wheeled Chariot.

Naville, Ed., The Book of the Dead. Textpublikation eines ägyptischen Totenbuches.

Read, F. W. and A. C. Bryant, A mythological text from Memphis. Dazu eine Antwort von Breasted.

Boissier, Alfr., Matériaux pour l'étude de la religion Assyro-Babylonienne. 1. Le rituel de Nippour concernant, les eclipses. 2. Palûclavus annalis. 3. La consultation de l'oracle à l'époque d'Asurbanapal.

Newberry, Percy E., Extracts from my Notebooks, darin Abbildungen zweier prehistoric State Amulets, darstellend eine Taube und Ente. Ferner prähistorische Abbildung eines Elefanten.

Towry-Whyte, E., Types of ancient Egyptian Draughts-Men. Brettspielfiguren sind abgebildet.

Nash, W. L., Ancient Egyptian Draughts-Board and Draughts-Men. Ebenfalls Brettspiele und Figuren dazu.

Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie. Hrsg. von Hilgenfeld. XLV.

Dobschütz, E. v., Eine Fastenpredigt über das Christusbild von Beryt. Ungedruckter Text einer Predigt über das blutende Kreuzesbild von Beryt.

Deutsch-evangelische Blätter. Hsg. von Er. Haupt. XXVII.

A. Wünsche, Die Poesie des Todes im alttestamentl. Schrifttum. Totenreich, Hadestore, Leben im Hades.

Wächtler, A., Alte und neue Christusbilder.

Neue kirchliche Zeitschrift. Hrsg. von W. Engelhardt. XIII.

Stocks, Zum Petrusevangelium. I. Textkritik. Behandlung der Vorstellungen von der Himmelsstimme, des rollenden Steines, des wandelnden Kreuzes, der redenden Bäume durch Aufweisung religionsgeschichtlicher Parallelen.

Revue biblique internationale. XI.

Hackspill, L., Étude sur le milieu religieux et intellectuel contemporain du nouveau testament. Behandelt den Logosbegriff und den des Geistes.

Lagrange, R. E., Études sur les religions sémitiques des morts. Namen der Toten, Beerdigungsgebräuche, die Gräber, Totenkult, das Leben im Jenseits.

Hackspill, M., L'angélologie juive a l'époque néo-testamentaire.

Chevalier, Ulysse, Le s. Suaire de Turin et le Nouveau Testament. Stellt die verschiedenen Ansichten über die Verwendung des Schweißtuches bei Jesu Beerdigung zusammen.

Monatsschrift für die kirchliche Praxis. Hrsg. von D. Baumgarten. II.

Vom Hunsrücker Bauern. Bilder zur Volkskunde, von einem Realisten. Der Bauer und die Ehe. Eltern und Kinder. Der Bauer und das Gesinde. Der Bauer und sein Besitz. Enthält Sprichwörter und Gebräuche.

Römische Quartalschrift. Hrsg. von A. de Waal und Steph. Ehses: XVII.

A. de Waal, Zur Ikonographie der Transfiguratio in der älteren Kunst. Bespricht die verschiedenen Darstellungen der Verklärung Christi, deren älteste das Mosaik von S. Apollinare in Classe zu Ravenna ca. 550 ist.

Jörres, P. Beiträge zur Geschichte des Fronleichnamfestes im Nordwesten des alten Deutschen Reiches.

Wüscher-Becchi, E., Die Kopftracht der Vestalinnen und das Velum der „gottgeweihten Jungfrauen". „Das Velum der gottgeweihten Jungfrauen ist etwas ganz verschiedenes vom suffibulum", wie durch Abbildungen der verschiedenen Kopftrachten gezeigt wird.

Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner und Cistercienser Orden. XXIII.

Claramunt, Phil., De Scala Jacob, humilitatis gradus, per quos ad coelum ascenditur, ad mentem s. patris Benedicti tropologice significante.

Theologisch Tijdschrift. XXXVI.

Visser, G., Middeleeuwsche Legenden. Empfiehlt die wertvolle Materialiensammlung von de Vooys, Middelnederlandsche legenden en exempelen 1900.

Nederlandsch Archief voor Kerkgeschiedenis. Uitg. door H. C. Rogge en F. Pijper. N. S. II.

de Vooys, C. G. N., De dietse tekst van Hendrik Mandes Apocalipsis. de V. hat die bisher nur lateinisch bekannte Apocalypsis Mandes im urspr. Text aufgefunden und teilt die Offenbarung mit.

Zeitschrift für die neutestamentl. Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums. Hrsg. von Preuschen. III.

Dieterich, Albr., Die Weisen aus dem Morgenlande. Weist im Anschluß an Dav. Frdr. Strauß hin auf den Bericht des Dio Cassius, nach dem zu Nero im J. 66 der Perser Tiridates mit seinen Magiern zog und auf anderem Wege heimkehrte.

Nestle, Eb., Der h. Geist als Tragöde. Im Eingang zum transitus Mariae wird der h. Geist „Tragöde" genannt.

Andersen, Axel, Das Abendmahl in den 2 ersten Jahrhunderten nach Christus. Der Begriff σῶμα in dem Berichte des Paulus ist „uneigentlich", von dem geistigen Leibe = der Gemeinde zu verstehen. Τοῦτο ποιεῖτε ist zu übersetzen: Opfert dieses Brot! Das Abendmahl Jesu hat mit dem Passahmahl nichts zu tun; es ist vielmehr ein Mahl zu Ehren Gottes, das sich im Urchristentum in der κλάσις τοῦ ἄρτου fortsetzt. Daneben steht nun die paulinische Auffassung des Abendmahls als Herrnmahls, und diese verdrängt die ursprüngliche und macht schließlich das Abendmahl zum Sakrament.

Harnack, Ad., Cyprian als Enthusiast.

Corssen, P., Noch einmal die Zahl des Tieres in der Apokalypse. Hinweis auf Sogliano, der in Rendiconti dell' Academia dei Lincei 1901 q. 256 ff. pompejanische Graffiti mitteilte, in denen die Isopsephie gebraucht ist. Die Zahl des Tieres ist (hebräisch) aufzulösen = Neron Cäsar.

Nestle, Eb., Die Sonnenfinsternis bei Jesu Tod. Die Erzählung ist aus Amos 8, 9 herausgewachsen.

Preuschen, E., Die Salbung Jesu in Bethanien. Vermutet, da im Judentum Salbung nur bei freudigen Anlässen üblich sei, Beziehung auf den römischen Brauch der Salbung beim Leichenbegängnis, wie ihn die Cena des Trimalchio darstellt.

Usener, H., Eine Spur des Petrusevangeliums. Cod. hist. gr. n. 3 der Wiener Hofbibliothek, enthaltend einen Petrusroman, dessen Verf. aber tatsächlich das Petrusevangelium nicht mehr gekannt hat.

Preuschen, E., Jesu Geburt in einer Höhle. Diese Vorstellung ist uralt, Justin und die Legende kennen sie, ebenso die älteste armenische Evangelienhandschrift. Vermutlich ist sie ursprünglich, und erst um der Parallele zur Mithrasgeburt willen ist aus der Höhle ein Stall geworden.

Revue de l'Orient Chrétien. VII.

Hyvernat, H., Guidi, J., Blochet, E., Cluguet, L., Vie de sainte Marine. Koptischer, arabischer, hoch- und niederdeutscher sowie französischer Text.

Ermoni, R. P. V., Rituel copte du baptême et du mariage.

Die christliche Welt. Hrsg. von Rade. XVII.

Deißmann, Ad., Licht vom Osten. a) Der Marktpreis der Sperlinge. b) Keinen Sack mit auf den Weg. c) Das Band der Zunge. d) Den Hals hinlegen. e) Die Zahl des Tieres. f) Die h. ökumenische Synode. Erklärung der betr. neutestamentlichen bez. (bei f.) kirchlichen Wortformen aus den Papyri.

---

6. Aus der romanischen und englischen Philologie.

Bearbeitet von Oberlehrer L. Dietrich, Gießen.

Archivio glottologico italiano. Vol. XVI.

Puntata I: V. de Bartholomaeis, Un'antica versione de „Libro di Sydrac" in volgare di Terra d'Otranto: § 1. Introduzione. § 2. Annotazioni dialettologiche. § 3. Saggio del testo. § 4. Lessico. Der Text enthält „questioni curiose sopra cose naturali et sopranaturali".

C. Salvoni, Egloga pastorale e Sonetti in dialetto bellunese rustico del sec. XVI. (Text.)

Ders., Etimologie: piem., lomb. lifrók, lomb., piac. lifrón (= ghiottone, scioperato, fannullone, babbeo) aus ahd. lëffur (Lefze).

Bulletin de la société des anciens textes français. 28e année.

Nr. 1: Paul Meyer, Notice d'un ms. de la Bibliothèque d'Este à Modène. (Légendes des saints en français): Die Handschrift enthält 3 Gruppen von Legenden, die ziemlich genau den 3 ersten Teilen einer im Jahrgang 1897 beschriebenen, in Tours befindlichen Handschrift (Nr. 1008) entsprechen. Beschreibung der Handschrift. Anfänge der (68) Legenden.

Nr. 2: Jules Camus, La seconde traduction de la Chirurgie de Mondeville (Turin, Bibl. nat., L. IV. 17): Die Handschrift ist gegen die Mitte des

XV. Jahrh. entstanden. Beschreibung und kurze Angabe des Inhalts der (19) Bücher.

Modern Language Notes. Vol. XVII.

Nr. 1: F. A. Wood, Etymological Notes.

L. Pound, Another Version of the Ballad of Lord Randal: Text, wie er in Geary, Colorado, gehört wurde.

A. S. Cook, An Unsuspected Bit of Old English Verse: Es handelt sich um die Vorrede zu des „Bischofs Waerferth von Worcester Übersetzung der Dialoge Gregors des Großen". C. druckt die Vorrede („Address of the Book to the Reader") in metrischer Form ab.

W. P. Reeves, Shakespeare's Queen Mab: Ob Mab aus Dame Abonde (Habunde) kontrahiert ist und diese Gestalt dementsprechend ihre Heimat auf dem Kontinent hat oder ob ihr Urbild in Medb, der in irischen Gedichten erwähnten Königin von Connaught, zu suchen ist, läßt sich gegenwärtig noch nicht feststellen.

Nr. 4: G. Ph. Krapp, Chaucer's lavender.

A. S. Cook, Alfred's Soliloquies and Cynewulf's Christ.

J. W. Bright, Chaucer's bees.

Nr. 5: Wm. W. Newell, Arthurian Notes: 1) Chapalu. 2) Gawain.

Nr. 6: W. P. Reeves, "Mobled Queen", Hamlet II 2: Mobled = Mob-led, Mab-led (Queen Mab).

Nr. 7: G. H. Gerould, Offa and Labraidh Man: Die keltische Sage von Labraidh Maen (= "Maen spricht") ist der germanischen von König Offa ähnlicher als der vom Sohne des Krösus und vermutlich durch die Normannen entweder direkt vom Kontinent oder über England nach Irland gebracht worden.

G. Hempl, Etymologies. Cheap, cope, coup, kaupatjan, caupo, κάπηλος etc. I: Stellt mit J. Grimm got. kaupôn zu kaupatjan „schlagen".

Reviews: Wm. A. Nitze: W. H. Dickinson, King Arthur in Cornwall: D. verlegt Camlan, wo die verhängnisvolle Schlacht stattfand, in der Artus fiel, nach Schottland. Seine Argumente sind aber nicht überzeugend. Die Namen Gorlois und Modred sowie die Untersuchungen Zimmers („Nennius Vindicatus") sprechen für die Annahme, daß Camlan in Cornwall zu suchen ist. Caradigan ist nicht mit Cardinham, sondern mit Cardingan identisch.

Nr. 8: G. Hempl, Etymologies. Cheap, cope, coup, kaupatjan, caupo, κάπηλος etc. II.

Publications of the Modern Language Association of America. Vol. XVII.

Nr. 1: G. H. Grandgent, Cato and Elijah: A Study in Dante. Meint S. 85, Dante habe zwischen dem Namen Cato und den 4 Cardinaltugenden (Cautio, Aequitas, Temperantia, Obstinatio), die C. vertrete, eine mystische Verwandtschaft gefunden, und verweist zur Stütze seiner Vermutung auf die im Mittelalter verbreiteten mystischen Interpretationen des Namens Adam.

Nr. 2: Prentiss C. Hoyt, The Home of the Beves Saga. Die Bevessage hat die Hornsage zum Vorbild und hat wie diese ihre Heimat auf angelsächsischem, nicht auf französischem oder deutschem Boden.

Wm. W. Lawrence, The First Riddle of Cynewulf: L. schließt aus dem strophischen Bau und der Sprache des Gedichts, daß es eine Übersetzung aus dem Altnordischen — kein dramatisches oder lyrisches Fragment — ist.

Wm. H. Schofield, Signy's Lament: S. knüpft an die eben erwähnten Untersuchungen von **Lawrence** an und kommt zu dem Schluß, daß das sog. erste Rätsel Cynewulfs ein altnordisches Lai ist, das zur Völsungasaga gehört, auf einer alten Version der Erzählung von Signy und Sigmund basiert und passend als Signys Klage bezeichnet werden kann. Das Gedicht zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit den beiden Atliliedern: der **Atlakvida** und der **Atlamál**, scheint aber älter zu sein.

Nr. 3: **Albert S. Cook, Notes on the Ruthwell Cross:** C. verlegt die Entstehung der Inschrift mindestens in das 10. Jahrh.

Nr. 4: **Raymond Weeks, Aïmer le Chétif:** W. schließt aus einer Stelle in **les Nerbonois**, daß **Aïmer** nach der ältesten Legende Gefangenschaft zu erleiden hatte, daß also **le Chétif** ursprünglich „der Gefangene" bedeutete; nachdem die alten Gedichte verloren gegangen seien, habe die spätere Dichtung aus Mißverständnis den „Unglücklichen, Armen" aus **Aïmer** gemacht.

John E. Matzke, Contributions to the History of the Legend of Saint George, with Special Reference to the Sources of the French, German, and Anglo-Saxon Metrical Versions.

Revue des langues romanes. Tome XLV.

II: **F. Troubat, La danse des Treilles avec musique notée par M. Coquelin:** Südfranzösischer Tanz, bei dessen Aufführung — ursprünglich zur Zeit der Weinlese — jedes Paar eine mit Früchten behangene Weinrebe trägt. An die Stelle der Reben treten auch, namentlich wenn man ihn zu einer anderen Zeit des Jahres tanzen will, mit Bändern und Blumen geschmückte Reifen. Die Bewegungen werden von der Oboe und dem Tamburin begleitet. Den Schluß bildet **la danse du Chevalet:** Ein junger Mann reitet auf einem Pferdchen aus Pappe (oder Holz) im Kreise herum, während die Schar der Tänzer mit Schellen an den Beinen und dem baskischen Tamburin in der Hand sich den Anschein gibt, als wolle sie dem Pferdchen Hafer reichen, um die Übung zu stören. In Lyon heißt letzterer Tanz **le cheval fou**, in **Pézenas Pouli** (Füllen) **de Pézénas**, in England **Hobby-horse**. (Vgl. den deutschen Ausdruck „sein Steckenpferd reiten".) — Die **Treille** wurde in **Montpellier** nachgewiesenermaßen seit Anfang des **16.** Jahrh. bei wiederholten Anlässen, zuletzt **1890** gelegentlich der **600**jährigen Jubelfeier der Universität, neuerdings auch in **Marseille** und **Pézenas** getanzt. In **Toulouse** wird sie **danse du Ramelet** genannt.

III: **A. Jeanroy, Refrains inédits du XIIIe siècle:** 38, zum Teil volkstümliche kurze Lieder (**rondets**).

V: **A. Restori, Recettes de fauconnerie et éléments de médecine:** 1) 11 lateinische und 2 italienische Rezepte über die ärztliche Behandlung der Falken. 2) Auszüge aus einem (katalanischen) Traktat über die Elemente der Medizin. Handschrift des **XV.** Jahrh. Mit 2 Illustrationen.

VI: **G. Thérond, Contes lengadoucians (Suite):** Text mit französischer Übersetzung.

Revue de philologie française et de littérature. Tome XVI.

Fascicules 1 et 2: L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise: les pronoms régimes de la première et de la seconde personne du singulier et le pronom réfléchi: Les formes atones: I. *mu*, *tu*. II. *mè, tè, sè*. III. *mé, té, sé (ché)*. IV. *me, te, se (che)*. V. Emploi des formes atones après un impératif. VI. Se = nous, vous. — Les formes toniques: I. Les formes en *é*, *è*. II. Les formes en *e*. III. Les formes en *a*. IV. Les formes en *o*. V. Les formes en *wé*, *wè*. VI. Les formes en *wa*. VII. Les formes en *i*: 1. *mi, ti (tsi), si(chi)*. 2. Substitution du pron. de la 3e pers. au réfléchi. 3. Substitution d'une locution indéfinie au pron. réfléchi. 4. Mélange des formes du régime en *i* et des formes du sujet. Für sämtliche Formen ist das Verbreitungsgebiet angegeben.

F. Baldensperger, Une définition de la poésie romantique par Charles de Villers. (1810, 8 Jahre vor dem wirklichen Erscheinen von Staël, de l'Allemagne).

Fascicule 3: L. Clédat, Essais de sémantique: I. La famille du verbe „céder": im ganzen 57 Wörter. II. Les formules négatives.

Fascicule 4: L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise (Fortsetzung): le pronom régime de 3e personne. Inhalt: Le régime direct: Le masculin singulier (illum): 1. *lo*. 2. *lou*. 3. *lu*. 4. *lé*. *lè*. 5. *leu, le*. (Bei jeder Form Angabe des Verbreitungsgebietes).

E. Bourciez, Etymologie: français et provençal „biais" = *bifasius.

P. Regnaud, Le français „quenouille": Kunkel, Knocke, nicht colus. (Vgl. dagegen Kluge Wb.)

E. Nédey, Patois de Sancey, de Mesnay et de Vitteaux, corrections et additions.

Romania. Tome XXXI.

Nr. 121: A. Thomas, Problèmes étymologiques: 1. caillou. 2. trouver (*tropare).

C. H. Grandgent, Dante and St. Paul.

Mélanges: G. Paris, Une fable à retrouver: In Vers 3053 von Aliscans (éd. Guessard) liest P.: Est ço la fable dou tor et dou nuiton (statt mouton), und auf diese verloren gegangene Fabel (vom Stier und Kobold) lenkt er die Aufmerksamkeit.

P. Meyer, Fragment d'un mystère français.

Charles Joret, Huterel: ahd. hutta in einer Reihe französischer Ortsnamen.

Nr. 122—123: E. Philipon, Les accusatifs en -on et en -ain.

P. Meyer, La vie et la translation de saint Jacques le Majeur, mise en prose d'un poème perdu.

C. Salvioni, Etimologie.

J. A. Candréa-Hecht, Étymologies roumaines.

A. Piaget, La Belle Dame sans merci et ses imitations (suite): IV. La Cruelle Femme en amour d'Achille Caulier.

A. Delboulle, Mots rares et obscurs de l'ancienne langue française.

Mélanges: P. Meyer, Satire en vers rythmiques sur la légende de saint Brendan.

Ders., Poème en quatrains sur la pécheresse de l'Évangile.

A. Delboulle, Canle et ses dérivés. Crane.

A. Thomas, Ancien franç. fauterne.

J. Loth, Ganelon et le breton ganas: Breton. ganas „Verräter" ist Nom. zu franz. Ganelon.

Nr. 124: A. Thomas, Les substantifs abstraits en -ier et le suffixe -arius.

C. Nigra, Notes étymologiques et lexicales.

G. Raynaud, Un nouveau manuscrit du Petit Jean de Saintré.

L. Sainéan, Les éléments orientaux en roumain (fin).

Mélanges: P. E. Guarnerio, Particelle pronominali Sarde.

A. Thomas, Anc. franç. gers, moule de frument.

A. Wallner, Sur le poème latin des Misères de la vie humaine.

P. Meyer, Un nouveau texte de la pièce Flors de Paradis.

A. Piaget, Un manuscrit de la Cour amoureuse de Charles VI.

Romanische Forschungen. XIV. Bd.

1. Heft: Alfred Broßmer, Aigar et Maurin, Bruchstücke einer Chanson de geste nach der einzigen Handschrift in Gent neu herausgegeben.

2. Heft: Leo Jordan, Girartstudien: Schließt auf eine altfranzösische Nibelungenversion, die mit der Hildesage verbunden sei, dagegen von der Etzelsage frei zu sein scheine. Der Girart de Rossillon und Girart de Vienne sowie drei arabische Versionen des Girartstoffes seien jüngere Bearbeitungen der altfranzösischen „Nibelungen".

Adolf Zauner, Die romanischen Namen der Körperteile: Stellt für jeden Begriff fest: 1. in welchen Teilen des romanischen Sprachgebietes die lateinische Benennung — von lautgesetzlichen Veränderungen abgesehen — beibehalten wurde; 2. wo der lateinische Ausdruck zwar beibehalten, aber verschiedentlich verändert wurde (lautliche Umgestaltungen wie Metathese, Einschub von Konsonanten u. dgl., morphologische Umgestaltungen durch Anfügung oder Vertauschung von Suffixen u. dgl.); 3. wo der lateinische Ausdruck ganz verloren ging und durch einen neuen Namen ersetzt wurde (romanische Wortschöpfung). — In allen rom. Sprachen sind die lat. Benennungen nur für Nerv, Blut, Zahn, Zunge, Bart, Culus geblieben.

Wilhelm Looser, Rätoromanische Studien. II: Lautlehre zur Bibel von Schuls (La Sacra Bibla, Scuol 1679) und Bemerkungen zur Formenlehre.

G. Baist, Boire comme un templier: span. templar (la sed). Braquemard: Bergamo. Écumeur. Faquin: faque.

3. Heft: Dr. C. Decurtius, Rätoromanische Chrestomathie. III. Band: Surselvisch, Subselvisch. Die Weisen der Volkslieder: Enthält die Weisen von 100 Volksliedern.

Wilhelm Steuer, Die altfranzösische Histoire de Joseph. Kritischer Text mit einer Untersuchung über Quellen, Metrum und Sprache des Gedichts.

Studj di filologia romanza. Fasc. 25.

Pierre Toldo, Études sur le théâtre comique français du moyen âge et sur le rôle de la nouvelle dans les farces et dans les comédies: 1. Avant-propos. 2. Ancien théâtre. — Lutte de ruses. 3. Contre le mariage. 4. L'au-

torité du mari. 5. Maris trompés. 6. La revanche des maris. 7. Autres types et sujets comiques. Gens d'épée et gens d'église. 8. Les sots et les badins. 9. Les valets et les charlatans. 10. La nouvelle dans la comédie de la Renaissance et du XVII[e] siècle. Les derniers échos de la nouvelle au théâtre.

G. Bonelli, I nomi degli uccelli nei dialetti lombardi: Behandelt die Benennung der Vögel nach 1. Farbe oder Beschaffenheit der Federn. 2. Gestalt des Schnabels. 3. Nahrung. 4. Gesang. 5. Besonderen Gewohnheiten. 6. Lieblingsaufenthalt. Dazu kommen 7. accrescitive und diminutive Namen. 8. lateinische Namen. 9. Spottnamen.

Zeitschrift für romanische Philologie. XXVI. Bd.

4. Heft: H. Schuchardt, Etymologische Probleme und Prinzipien (zu A. Thomas Romania XXXI, 1 ff. und Mélanges d'étymologie française 1902).

L. Sütterlin, Zur Kenntnis der heutigen pikardisch-französischen Mundarten: II. Konsonanten.

M. Friedwagner, Die Verwandtschafts- und Wertverhältnisse der Meraugis-Handschriften: Mit Ausblicken auf den allgemeinen Teil der Frage. (Verfahren bei altfranzösischen Handschriften überhaupt.)

5. Heft: J. Pirson, Das Casseler Glossar.

M. Friedwagner, Die Verwandtschafts- und Wertverhältnisse der Meraugis-Handschriften (Fortsetzung).

H. Schuchardt, Zur Wortgeschichte.

A. Zimmermann, Zur Etymologie des frz. Nominalsuffixes -ier.

6. Heft: D. Behrens, Wortgeschichtliches (im Anschluß an G. Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch).

H. Urtel, Lothringische Studien.

L. Sütterlin, Zur Kenntnis der heutigen pikardisch-französischen Mundarten: III. Wortlehre.

Vermischtes: Kuno Meyer, Eine Episode in „Tristan und Isolde" und das celtische Haus.

Zur Wortgeschichte: Enthält Beiträge von Schultz-Gora, D. Behrens, W. Meyer-Lübke und E. Herzog.

---

7. Geographische Zeitschriften.

Bearbeitet von Oberlehrer L. Dietrich, Gießen.

Annales de Géographie. Tome XI.

No. 55. P. Vidal de la Blache, Les conditions géographiques des faits sociaux.

No. 56: G. Saint-Yves, A travers l'Érythrée italienne: les confins de l'Abyssinie et du Soudan: 1. Erythräa. 2. Abessinien (mit kurzen Angaben über die Bewohner in beiden Fällen). 3. Sudan: a) Die Baza: Wohnungen, Kleidung, Tätowieren, Nahrung, Sprache, Erbfolge (der älteste Sohn der Schwester der Frau); Lösung der Ehe. Alter Mondkult? (Tänze, die nach den Mondphasen wechseln?) b) Die Baria (Einfluß des Islam).

No. 60: **M. Idoux, Notes sur le Nefzaoua (Tunisie méridionale)**: S. 442 ff.: Die Rassen (Berber, Araber, Neger, 2 Arten Mischlinge); die Stämme und die Oasen.

La Géographie. Bulletin de la société de géographie. V, VI.

V. No. 1: **Jean Brunhes, Les oasis du Souf et du M'Zab comme types d'établissements humains. I. Souf**: Oasen im südlichen Algerien und Tunis. S. 15 ff.: Bewohner. Vielfache Übergänge von nomadisierender zu seßhafter Lebensweise der Bevölkerung. Verfolgung von Verbrechern auf den im Sande zurückgelassenen Spuren durch die „**chercheurs de traces**“, die der Justiz zur Seite stehen.

V. **Turquan, La population de la France d'après les résultats du recensement de 1901**: Statistische Übersicht nach **Départements**; Vergleich mit 1801 und 1896. 2 Karten im Text.

No. 3: **Robillot, Reconnaissance et organisation du Bas-Chari** (Tschadseebecken): Enthält unter anderem einige Bemerkungen über Charakter, Wohnungen und Leben der Eingeborenen.

G. **Bruel, La région civile du Haut-Chari**: 3 Rassen: **Banda, Mandjia, Sara**. Eigentümlichkeiten in der Körperpflege, Körperschmuck, Kleidung; Zopf. Hütten und ihre Einrichtung, Waffen, Fetisch.

Jean Brunhes, Les oasis du Souf et du M'Zab comme types d'établissements humains. II. M'Zab: S. 183 ff.: Häuser und Städte; die Mozabiten (Kulturvolk).

No. 4: **J. Deniker, Voyage du lieutenant Kozlov' en Asie centrale** (Kham, Ost-Tibet): Der „Khadak“ = Gastgeschenk; seidenes Tuch (**écharpe**) und Fuchspelz.

No. 5: **R. Bourgeois, Opérations de la mission française chargée de la mesure d'un arc de méridien en Équateur.** S. 346 ff.: Bevölkerung von Ecuador. 3 Rassen: Spanier, **Cholos** (Mestizen), Indianer (Abkömmlinge der alten Inka). Indianer am West- und Ostabhang der Cordilleren. Im Osten noch wild. Wohnung, Kleidung, Schmuck, Charakter, Sprache (im Westen das Quechua, die Sprache der Inka, im Osten eigene Sprache); Religion (Aberglaube, Zauberei, Fanatismus). Begrüßungstrank mit großem Pomp dargereicht; seine Herstellung nur an bestimmten Tagen (Mondschein).

No. 6: **Vicomte du Bourg de Bozas, Voyage au pays des Aroussi** (Süd-Äthiopien): Einige Notizen über die Somali, Galla, Jmi, Djeberti (Kleidung, Wohnung, Sitten, Rasse).

A. **Breschin, La forêt tropicale en Afrique, principalement dans les colonies françaises**: S. 442 ff.: **II. L'homme et la forêt**: Zwerge in Äquatorialafrika, besonders nördlich vom Sankuru bis zum Kongo; ihre Vorzüge vor den andern Negern: mutig, gesellig, feinfühlig. Familienleben. Der Mann wohnt bei der Familie der Frau, bis er einen erwachsenen Sohn hat. Die benachbarten Neger vielleicht mit den alten Ägyptern verwandt: 1. Der bei feierlichen Anlässen getragene Kopfschmuck erinnert an die ägyptischen Götter. 2. Die Särge werden bemalt und mit Schnitzwerk versehen und tragen auf dem Deckel das Bild des Verstorbenen. 3. Beschneidung. 4. Sorgho. Spuren phönizischer Kultur. Kannibalen (Menschenfleisch die Zierde des Festschmauses). Fetisch. Unbestimmte Vorstellung von einem künftigen Leben. Menschenopfer beim Tod eines Häuptlings.

Lenfant, La navigabilité du bas Niger: S. 460 kurze Notiz über die ansässigen Negerstämme.

VI. No. 1: **G. Grandidier, Une mission dans la région australe de Madagascar en 1901** (mit Karte): Seltsame Namen der zahlreichen kleinen Stämme (**Mandrovato** = die Steinkocher) und Anekdoten, die sich an ihre Entstehung knüpfen. Hütten der **Antandroy** und **Mahafaly**. Die Männer tragen Amulette gegen Verwundung im Krieg. Waffen (**Sagaje**). Ahnenkult. Opfergaben auf den Gräbern. Viehzucht. Festschmaus (bei der Beschneidung). Leichenschmaus (bisweilen monatelang andauernd).

A. Breschin, La forêt tropicale en Afrique, principalement dans les colonies françaises (suite): S. 80 Mitteilungen über die Eingeborenen der Elfenbeinküste, S. 86 über die von Gabonie: Fetischdiener, Kannibalen; Zwerge unter der Bevölkerung; Körperschmuck. Tätowierung als Kennzeichen der Stammeszugehörigkeit. S. 89 die Eingeborenen von Dahomey.

No. 2: **E. Nordenskiöld, Explorations dans les régions frontières entre la république Argentine et la Bolivie:** Höhlenbewohner nördlich vom Pilcomayo (?).

No. 4: **A. Breschin, La forêt tropicale en Afrique (fin). Sénégal (Casamance):** Stämme der Eingeborenen. Fetisch. Mit den Aschanti der Elfenbeinküste gemeinsame Charakterzüge. — S. 227 Kolabäume zum Gedächtnis gepflanzt. Aberglaube (das Pflanzen des Baumes glück-, unheilbringend).

No. 5: **H. Dehérain, Voyage du landdrost Starrenburg au nord du cap de Bonne-Espérance en 1705:** Nach dem Tagebuch St.'s, das von H. C. V. Leibbrandt in „Precis of the Archives of the Cape of Good Hope" (Capetown 1897) p. 149 ff. in englischer Übersetzung veröffentlicht wurde.

Deutsches Kolonialblatt. XIII. Jahrgang.

Nr. 1: Freiherr v. Stein, Kamerun (Bericht über seine Expedition; Fortsetzung): Die Bule-, Fang- und Nyem bevölkerung.

Nr. 2: Ders. (Forts.): S. 43 die Bomome-, Maka- und Bayaleute.

Nr. 3: Ders. (Fortsetzung): Die Mesimaleute.

Stuckhardt, Deutsch-Neu-Guinea: Reisebericht.

Hanke, Abdruck einer in den „Berichten der Rheinischen Missionsgesellschaft" veröffentlichten Mitteilung über die Vorstellungen der Papuas von dem Zustand nach dem Tode (Totendorf, Leben im Jenseits, endgültiger Tod, Verwandlung).

Nr. 4: Pavel, Kamerun: Bericht über die Expedition gegen die Bangwa.

Nr. 5: A. Plehn, Reise (in Kamerun) zum Studium einer lepraartigen Krankheit: Die Eingeborenen des Wuri-Nkossi-Mungogebietes.

Nr. 7: Pavel, Kamerun: Bericht über die Expedition gegen die Bafuts und Bandengs.

Nr. 8; v. Winkler, Das deutsch-südwestafrikanisch-portugiesische Grenzgebiet. I: Reise durch das Ovamboland und den südöstl. Teil von Angola.

Nr. 9: Der südwestliche Teil des Bezirks Kilossa (Deutsch-Ostafrika); Reisebericht des dortigen Bezirksamtmanns: Enthält Bemerkungen über die Wahehe und Wasagara.

v. Winkler, Das deutsch-südwestafrikanisch-portugiesische Grenzgebiet. II: Die Häuptlinge und ihre Stämme. (Die Ovambos, Kornbier, Verhältnis

des Häuptlings zu seinem Volk, Häuptlingswerft, Kleidung, Ahnenkult, Zauberei, Umgangsformen).

Warnecke, Die nordwestlichen Inselgruppen des Bismarck-Archipels (Reisebericht): I. Portland-Inseln. Admiralitäts-Inseln.

Nr. 10: Freiherr v. Stein, Kamerun (Bericht über seine Expedition): Von Yukaduma nach dem Nyoko.

v. Winkler, Das deutsch-südwestafrikanisch-portugiesische Grenzgebiet. III: Bodenverhältnisse nebst Bewässerung, Bewachsung, Viehzucht. Wirtschaftlicher Wert. Das südöstliche Angola.

Warnecke, Die nordwestlichen Inselgruppen des Bismarck-Archipels. II: Die Anachoreten. Die Hermits-Inseln. Die Echiquier-Inseln oder die Ninigogruppe. Die Matty-Insel.

Britisch-Nord-Nigeria. (Nach Sir Frederick Lugard's Bericht über die Entwickelung der Kolonie.)

Nr. 11: Pavel, Kamerun (Bericht über die Expedition; Schluß): Von Bali nach Banyo.

Klamroth, Feuerprobe im Hehelande (Deutsch-Ostafrika). (Aus den „Berliner Missionsberichten"): Lecken glühender Haken, um Zauberer zu entlarven.

Nr. 12: Neuhaus, Deutsch-Ostafrika: Auszug aus dem Bericht über eine Reise an die Süd- und Westgrenze des Bezirks Pangani und zu den Hauptwohnplätzen der Waseguha und Wangun.

Schilling, Über Pferde- und Rindviehzucht in Togo (I).

Senfft, Über einen Besuch der Palau-Inseln (Deutsch-Neu-Guinea): Häuptlingsversammlung. Einfluß der Wahrsager.

A. Plehn, Bekämpfung der Malaria. (Aus seinem Buch: „Die Malaria der afrikanischen Negerbevölkerung, besonders mit Bezug auf die Immunitätsfrage". Jena).

Nr. 13: Hoesemann, Expedition längs der Südgrenze von Kamerun. I.

Schilling, Über Pferde- und Rindviehzucht in Togo (Schluß).

Guillemé, Aus dem Vikariat Nyassa, Deutsch-Ostafrika (Abdruck aus dem „Afrika-Boten"): Strafgewalt der Häuptlinge (Verstümmelung). Ausstechen der Augen der Sänger. Giftprobe. Menschenopfer. Töten der Häuptlingsfrauen beim Ableben des Häuptlings.

Nr. 14: Dominik, Expedition in Kamerun. I: Von Yaunde nach Garua.

Hoesemann, Expedition längs der Südgrenze von Kamerun. II.

Witte, Aberglaube in Atakpame, Togo (Abdruck aus dem „Steyler Herz-Jesu-Boten"): Giftprobe (an Hühnern).

Nr. 15: Schmidt, Das Kamel als Transportmittel in Deutsch-Ostafrika. I.

Dominik, Expedition in Kamerun. II: Zug nach Marrua.

Wolff, Der Überfall bei Paparatava (Deutsch-Neu-Guinea) und seine Bestrafung (amtlicher Bericht).

Wohlrab, Die Wünschelrute der Schambala, Usambara. (Aus den „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission").

Nr. 16: Schmidt, Das Kamel als Transportmittel in Deutsch-Ostafrika. II.

Bley, Über Land und Leute auf den deutschen Inseln der Südsee. (Aus „Kreuz und Schwert"): Kannibalen, Familie (die Mädchen werden verkauft, die Knaben dem Onkel mütterlicherseits übergeben). Sprache: Außer Singular und Plural gibt es auch einen Dual und Trial. Zwei Formen des Pron. possess. Bis jetzt etwa 10,000 Wörter gesammelt.

Nr. 17: Schmidt, Das Kamel als Transportmittel in Deutsch-Ostafrika. III.

Spieth, Gemeindearbeit unserer Evhechristen. (Aus dem „Monatsblatt der deutschen Missionsgesellschaft"): Schildert die Fortschritte in dem Können der Eingeborenen bei der Errichtung von Bauten, die durch die Mission nötig geworden sind.

Nr. 18: Schmidt, Das Kamel als Transportmittel in Deutsch-Ostafrika. IV.

Frhr. v. Stein, Bericht über die Bertua-Expedition (erster Teil).

Nr. 19: Schmidt, Das Kamel als Transportmittel in Deutsch-Ostafrika. V.

Baumann, Die Insel Watom im Bismarck-Archipel. (Aus den „Monatsheften zu Ehren Unserer Lieben Frau vom Herzen Jesu".)

Nr. 20: Schmidt, Das Kamel als Transportmittel in Deutsch-Ostafrika. VI.

Jodtka, Reise nach dem Okavango (Deutsch-Südwestafrika). I: Enthält Bemerkungen über Jagden der Buschleute.

Nr. 21: Schmidt, Das Kamel als Transportmittel in Deutsch-Ostafrika. VII.

Jodtka, Reise nach dem Okavango (Deutsch-Südwestafrika). II: Enthält Mitteilungen über die Owakwangari: Familienleben, Tracht, Körperschmuck, Waffen; Flechten von Matten und Körben.

Nr. 22: Schmidt, Das Kamel als Transportmittel in Deutsch-Ostafrika. VIII. (Schluß.)

Pavel, Expedition nach dem Tsadsee. I.

Jodtka, Reise nach dem Okavango. III: Die Owakwangari: Werften (mit vielen Gängen), Beratungsraum, Kanus, Aufbewahrung des Korns (große runde Körbe), Nahrung, Mehlbereitung, Ovambobier, Fischerei (Arten des Fangens), Haustiere, Ackerbau (Rodung, Saat, Ernte).

Nr. 23: Pavel, Expedition nach dem Tsadsee. II. (Schluß.)

Jodtka, Reise nach dem Okavango. IV. (Schluß.)

Nr. 24: Stein, Über den weiteren Verlauf seiner Bertua-Expedition.

Ramsay, Bericht über seine neueste Reise im Gebiet der Nordwestkamerun-Gesellschaft.

Deutsche Kolonialzeitung. 19. Jahrg.

Nr. 2: H. Seidel, Von den Salomo-Inseln: Handelt von Land und Leuten auf den beiden deutschen Inseln Buka und Bougainville (Tätowierung; Körperschmuck; Kanus; Wohnungen der Banißleute; Tambuhäuser, die den Frauen und Kindern verboten sind, als Versammlungs- und Beratungsort der Männer und als Kultusstätten dienen; Ahnenverehrung; Tänze mit Gesang, Trommel- und Pfeifenkonzert begleitet; Menschenopfer bei

Neubauten und Erstlingsfahrten von Kriegskanus; Geheimbünde; Isolierung von Jünglingen bis zur Mannbarkeit).

Nr. 6: C. Eunike, Bilder aus Kamerun: Bewohner von Bali (Arbeiten, Charakter, äußere Haltung).

Nr. 8: W. von Hanneken, Einiges von Sumatra: Chinesischer Einfluß aus der Zeit des Mittelalters; chinesischer Kirchhof.

C. Eunike, Bilder aus Kamerun. (II.)

Nr. 10: J. Scholze, Die deutsche Regierungsschule in Victoria (Kolonie Kamerun): Beanlagung der schwarzen Kinder für alle Fächer außer Rechnen; große Freude am Singen.

Nr. 20: H. Seidel, Von den Marshall-Inseln. I: Die Bewohner in 4 soziale Schichteu geschieden; der Stand durch den Rang der Mutter bestimmt; Tracht; Tänze; Chamissos „sitzende Liedertänze"; Hausrat; Kanus.

Nr. 24: W. Schwartz, Eine Besteigung des Vulkans Kirunga tscha Niragongwe: Die Wahutu.

H. Seidel, Von den Marshall-Inseln. II: Die Bevölkerung der Riffinsel Mille (Hütten). Maloelab (Tracht des Häuptlings; Tätowieren).

Nr. 25: W. Schwartz, Eine Besteigung des Vulkans Kirunga tscha Niragongwe (Schluß): Nach dem Glauben der Wahutu wohnt die Gottheit Niragongwe im Krater des Vulkans; sie wagen es nicht, sich dem Krater zu nähern.

Nr. 31: A. Kirchhoff, Zu Dr. Richard Kandts Heimkehr aus Afrika (Dentsch-Ostafrika): Erzählt aus einem Reisebrief Kandts, wie beim Anzug eines Gewitters der eingeborene Führer durch Pfeifen und schrillen Gesang den Regen zu beschwören suchte.

Nr. 38: Gentz, Bilder aus dem Norden Deutsch-Südwestafrikas: Die Ovambos.

Nr. 50: G. A. Kannengießer, Beiträge zur Erforschung des Gebiets zwischen dem oberen Sanga, dem Schari und der Ostgrenze Kameruns: Die Mandjas (Fetischanbeter, Anthropophagen).

The Scottish Geographical Magazine. Vol. XVIII.

No. 1: A. **Macdonald, Across the Westralian Desert**: S. 9 ff. die Australneger: Körperbau, Waffen, Kleidung, Kopfschmuck. Begräbnis: Klageweiber. Leiche in einer Art sitzender Stellung (doubled-up position; vgl. unsere Hockergräber). Gesicht nach Osten. Beigaben ins Grab. Zauberer, die den Geist ausfindig zu machen haben, der für den Tod verantwortlich ist. Feuer am Grabhügel. Teufelaustreiben. Krankheiten. Ein Gott der Ahnherr der Neger.

S. J. **Speak, The Gold-Producing Region of West Africa**: Charakter der Fanti und Aschanti. Rechtsverhältnisse (Eigentum, Erbschaft); Aschantidorf, Haus, Hygiene.

No. 2: **Sir Harry H. Johnston, The Protectorates of Great Britain in Tropical Africa.**

C. G. **Cash, The First English Map of India** (Mit Facsimile): **1619**, Ergebnis der Sendung Sir Thomas Roe's an den Hof des Großmoguls. Empfang bei Hofe.

No. 3: **J. Bryant, The Making of Australia.**

No. 4: B. Whitehouse, To the Victoria Nyanza by the Uganda Railway: S. 182 die Swáhili, Masai.

The Right Hon. The Earl of Ronaldshay, A Journey from Quetta to Mashhad by the New Nushki-Sistan Trade-Route: (Belutschistan). Empfang beim Emir.

No. 5: The Discovery of the Solomon Islands (by Alvaro de Mendaña in 1568): Bericht über die in London 1901 erschienene Übersetzung der spanischen Handschriften (Aufzeichnungen oder Diktate von Teilnehmern an der Expedition). Die Beobachtungen moderner Reisenden über Sitten und Charakter der Eingeborenen stimmen mit den spanischen Berichten vielfach überein.

No. 6: Major Austin, Through the Sudan to Mombasa via Lake Rudolf: Die Nuër am Sobat- und Piborfluß: Alle Europäer werden als Türken bezeichnet; während der Regenzeit (Überschwemmung) ziehen sich die N. ins Inland zurück; nur ältere Frauen mit einem Schurz bekleidet. Fischfang. Die Anuaks am Akobo. Die Boma: Kräftiges, ackerbautreibendes Gebirgsvolk; Kleidung, Schmuck, Waffen, Grashütten. Die Karuno: Hirten; glänzender Schmuck. Die Eingeborenen von Murle, Kerre am Omo. Aberglaube der Sudanesen (Komet). Die Turkana w. vom Rudolfsee. Die Ngaboto, Suk.

P. Geddes, Edinburgh and its Region, Geographic and Historical.

No. 7: Th. Lewis, Life and Travel among the People of the Congo: (Spitzfindiger) Richterspruch eines Negers. 3 Genera verbi: Activ, Passiv und Medium. Die Geister der Verstorbenen wohnen im Wald. Gespensterfurcht. Zur Versöhnung der Geister Begräbnistänze und -feste. Einwickeln der Leichen. Ihre Aufbewahrung in einer Hütte und Unterhaltung eines Feuers bei den Kongonegern, Aufbewahrung in einer Art Gruft bei den Zombonegern. Begräbnis bisweilen erst nach Jahren. Lebensarbeit: Sorge für ein angemessenes Begräbnis. Fein ausgesonnenes System der Priester über Zauberei und Giftprobe. Reisen am Kongo. Hütten. Fetische am Eingang der Dörfer. Empfang bei einem Zombohäuptling. Markttag. Krieg der Eingeborenen unter sich. Die Zombos: Heirat (= Borgen „borrowing"). Eine freie Frau bleibt auch nach der Heirat in der Gewalt und unter dem Schutz ihrer Familie; der Vater hat kein Aufsichtsrecht über die Kinder. Die unfreie Frau ist mit ihren Kindern Eigentum des Mannes. Familienstammbaum. Erbrecht (der älteste Sohn der ältesten Schwester des Vaters ist gesetzlicher Erbe). Sklaverei (Handel und einfacher Kauf); freiwillige Sklaverei; Übergang an einen andern Herrn („Ziegeneſſen").

No. 8: J. Brocherel, The Kirghiz: Die Kirgisen in Abstammung und Sprache von den Kasaken verschieden. Geschichte. Bedeutung des Namens. Körperbau. Schönheitsbegriff. Kleidung. Zelte. Speisen und Getränke (Kumys). Arbeit. Pferde. Charakter. Aberglaube. Religion. Familie. Sprache. Gräber.

No. 11: W. Campbell, Formosa under the Japanese.

P. Privat-Deschanel, The Influence of Geography on the Distribution of the Population of Scotland. (Siedelungslehre.)

No. 12: P. M. Sykes, The Geography of Southern Persia as affecting its History.

Ten Thousand Miles in Persia, or Eight Years in Iran. By Major P. M. Sykes. London 1902. (Anzeige): Das Buch handelt in besonderen Abschnitten über die Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche.

D. A. Macalister, The Aro Country, Southern Nigeria: Körperbau der Aroneger, Haartracht, Palmwein. Wohnstätten. Götzentempel. Religion des Juh-Juh (= das Geheimnisvolle, Zauberhafte?). Der „große Juh-Juh". Opfer (z. B. Eine weiße Ziege wird verhungern lassen). Ratsversammlung der Häuptlinge.

W. B. Mason, Some Notes on the Bonin Islands.

Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. 1902.

Nr. 4: Uibeleisen, Beiträge zur alpinen Namenforschung: II. Schruns und der Ahorn in alpinen Ortsnamen: Führt den Namen Schruns (Vorarlberg) auf romanischen Ursprung zurück: aschirun „im großen Ahorn" (im 13. Jahrh.: Serunis). Das einfache aschier finde sich in Schiers (Prättigau); aschèra, das Kollektiv von aschèr, wiederholt im Ortsnamen des Engadin.

Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Bd. IX (1901—1903).

Teil 1: K. Miura, Aus der japanischen Physiognomik: Vergleicht die japanische und europäische Chiromantie und erklärt die Bildung der Handfurchen und ihre Bedeutung in der Physiognomik. Die 3 Hauptlinien sind schon bei der Geburt vorhanden, die übrigen kleinen Nebenlinien wechseln je nach dem Ernährungszustande. Ihnen ist nur eine sekundäre Bedeutung zuzuschreiben. Dasselbe gilt von den Erhabenheiten des Handtellers. Nur die Tastleisten der Finger haben phylogenetische Bedeutung und behalten ihre Form bis zum Greisenalter. Die Fingerabdrücke sind daher ein vorzügliches Mittel der Identifizierung und von Bedeutung für die gerichtliche Medizin.

Crusen, Das heutige japanische Gefängniswesen.

Teil 2: H. Spörry, Die Verwendung des Bambus in Japan: 1. Die Verwendung des B. in Alt-Japan (Werkzeuge und Materialien zu seiner Bearbeitung. B. im öffentlichen Leben und Verkehr, in Haus, Hof und Garten. Hausrat und Küchengeräte. Allgemeine Gebrauchsgegenstände. Waffen. Nahrungsmittel und Medizin). 2. Die Verwertung des B. als Kunstmotiv. 3. Neue Verwendungen. Export.

K. Hefele, Aus dem Osten. Reisen in Sachalin, Ostsibirien, der Mandschurei, China und Korea.

N. Okamoto, Tsubosakadera oder die wunderbare Gnade der Göttin Kwannon (Übersetzung; revidiert und eingeleitet von K. Florenz): Ist ein „monodisches Drama", d. h. eine dramatische Dichtung, die von einem einzigen Sänger bald mehr singend, bald mehr deklamierend vorgetragen wird, während eine zweite Person den Gesang auf der dreisaitigen Guitarre begleitet.

Petermanns Mitteilungen. 48. Bd.

Heft II: Saab, Missionen unter den Juden in Palästina: Aschkenazim, die deutsch, Sephardim, die spanisch sprechenden Juden.

Heft III: F. Immanuel, Nordwest-Amerika und Nordost-Asien. Geographische Wechselbeziehungen: S. 53 wenige Bemerkungen über die Eskimos auf der Halbinsel Seward (Alaska), S. 58 über die Tschuktschen.

Heft IV: E. Langhans, Vergessene Reisen in Kamerun. I. Reisen des Missionars Alexander Roß von Alt-Kalabar nach Efut 1877 und 1878: Enthält ein Verzeichnis der „towns" von Efut nach ihren „Sprachen und Mundarten".

Heft V: A. Philippson, Nachträge zur Kenntnis der griechischen Inselwelt.

Th. Fischer, Eine siedlungskundliche Studie über Apulien.

Heft VIII: H. Maitre, Zwei Forschungsreisen der „Weißen Väter" nach Lobemba und Lobisa (Britisch-Centralafrika): Der Stamm der Wabisa.

Heft IX: R. Stein, Geographische Nomenklatur bei den Eskimos des Smith-Sundes: Phonetisches. Verzeichnis der Suffixe mit Angabe der Bedeutung. Verzeichnis der Namen, die mit einiger Sicherheit gedeutet werden konnten. Karte mit sämtlichen Namen. — Besondere Namen gibt es nur für solche Einzelheiten, die für das Leben der Bewohner von Wichtigkeit sind; Gletscher, Buchten 2c. werden nur mit dem Gattungsnamen bezeichnet. Die Eskimos müssen von W. eingewandert sein, weil eine Verbindung mit Europa seit der Eiszeit nicht mehr bestand. Sie müssen schon lange im Lande sein, weil eine Reihe von Namen „keine Bedeutung" mehr hat. — Wanderlust der Bevölkerung. Die Jugend ist aufgeklärt, interessiert sich für die Weißen und lächelt über den überlieferten Geisterglauben. Stein hat 38 Lieder gesammelt; veröffentlicht in „The White World", New-York, 1902. Der Stamm hat etwa 250 Personen, noch fast völlig reines Blut.

Heft XII: C. Danneil, Zwei wenig bekannte Inseln östlich von St. Matthias im Bismarck-Archipel: Seither auf den Karten als Squally Island (Sturminsel) und Kerue bezeichnet. Über die Bewohner der ersteren liegen die übereinstimmenden Berichte Kings (1790) und Monrads (1898) vor: Melanesier; ohne Kleidung, Waffen, Zierat. Kanoes. — Auf St. Matthias wurde zum erstenmal bei einem melanesischen Stamm die Kunst der Weberei gefunden.

K. Simly, Sven Hedins Ausgrabungen am alten Lop-nur: Die Stadt Lôulan scheint zu Anfang des 4. Jahrh. vom Wüstensturm oder von den Gewässern zerstört worden zu sein. Holzgerüste von Häusern; eins aus Lehm (?), in 3 Räume geteilt. In einem der Räume Stäbe aus Tamariskenholz mit meist chinesischen Schriften und viele Papierfetzen (Briefe, meist anscheinend mit Willen zerfetzt). Die Stäbe dienten augenscheinlich bald als Tagebücher, bald zu Mitteilungen oder Weisungen an Untergebene. Holzschnitzereien, Buddhabilder; ein kleiner geschnittener Stein, einen Hermes als Gott der Wanderer darstellend (indische Kunst). Kupfermünzen.

Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. 15. Bd.

3. Heft: E. Dinckelacker, Über Ortsnamen in Kamerun: D. macht Vorschläge für eine praktische amtliche Bezeichnung der Orte und Schreibung ihrer Namen. — Die Neger haben vielfach keine oder wenigstens keine einheitlichen Namen zur Bezeichnung der Flüsse und Berge. Patronymika werden häufig zu Ortsnamen; z. B. Bonaku 1. die Sippe, die Leute des Ku, 2. ihr Wohnort (vgl. viele deutsche Ortsnamen auf -ingen und -ungen). — Benachbarte Orte gleichen Namens werden durch Hinzufügung eines die Lage

angebenden Wortes unterschieden; z. B. Bomono-ba-djeru = Bomono im Osten, vgl. deutsche Zusammensetzungen mit Ost, West ꝛc.

4. Heft: Die Reisen des Bergassessors Dr. Dantz in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1898, 1899, 1900 (Fortsetzung): D. erzählt S. 215, daß wenige Tage vor Ankunft der Expedition am Ruwufluß ein Zauberer aus der Nachbarschaft die Flußpferde — nach Empfang einer Ziege — den Fluß hinabgetrieben hatte.

Der Tourist. XIX. Jahrg.

Nr. 4: A. Petri, Das Brigittenschloß im Sasbacher Tale im nördlichen Schwarzwald: 3 Sagen vom Schloß Hohenrod.

Nr. 6: Peter Zirbes, der Eifeldichter: Lebensgang und 4 Gedichte entnommen aus M. Zender „Die Eifel in Sage und Dichtung". Trier.

Nr. 21: Alt-Rothenburg: Die im dreißigjährigen Krieg von Tilly belagerte Stadt wurde angeblich durch den „Meistertrunk" des Alt-Bürgermeisters gerettet. Noch jetzt findet alljährlich eine Erinnerungsfeier statt. Festspiel: „Der Meistertrunk".

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Band XXXIII.

M. Much, Prähistorischer Bergbau in den Alpen. (Mit 50 Abbildungen.) Vermutet, daß zuerst das Salz und dann die Metalle den Menschen veranlaßt haben, in die Alpentäler einzudringen und sich in ihnen anzusiedeln: I. Salz: In die Eingangstäler der Alpen selbst ist der Mensch der älteren Steinzeit wahrscheinlich noch nicht eingedrungen. Das taten erst die Bewohner der Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit. Den Beweis hierfür liefern Funde von Steinwerkzeugen bei Hallstatt, wo Salz geholt wurde. Aus der Bronzezeit stammen Funde aus Reichenhall (Tierknochen, Gefäßscherben, Bronzegegenstände). Gräberfunde aus dem ersten vorchristlichen Jahrtausend (bis 400 v. Chr.) lassen auf eine Fortdauer des Betriebs der Salzgewinnung in Hallstatt schließen. II. Kupfer: Auf dem Götschenberg (Salzach) bestand in der Steinzeit eine Werkstätte für Steingeräte. Betrieb des Kupferbergbaus auf dem Mitterberge; die „Verhaue des alten Mannes"; 12 Schmelzplätze und ein Schmelzofen sind bis jetzt dort gefunden. Keine Eisengeräte (Aufhören des Betriebs). Funde aus der Zeit der Römerherrschaft (ahd. Inschrift?). Beziehungen der Bergbauer auf dem Mitterberge zu den Bewohnern der oberösterreichischen Pfahlbauten der letzten Zeit. Kupfererzgruben auf der Kelchalpe (Tirol) aus derselben Zeit. Gefäßscherben derselben Art wie bei Reichenhall: Dasselbe Volk beutete hier die Salzlager und dort die Kupfererzberge aus. III. Gold: Wahrscheinlich vom Beginn des 2. vorchristlichen Jahrtausends an sind Goldspiralringe zum Zwecke des Schmucks und des Tauschverkehrs hergestellt worden. Olshausen vermutet auf Grund des Zeugnisses Herodots, daß die Goldgewinnung in den östlichen Alpen geschah. Eine Nachricht des Polybius verweist auf das Land der „norischen Taurisker". IV. Eisen wurde während des ganzen letzten vorchristlichen Jahrtausends in sogenannten Frischöfen an vielen Orten der Alpen gewonnen. V. Blei: Funde in den Grabhügeln von Frögg (Kärnten) haben ergeben, daß zur gleichen Zeit Blei gewonnen und zur Dekoration von Tongefäßen verwendet wurde.

E. Oberhummer, Die Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert. I. Bayern. (Mit 8 Kartenproben.)

A. Schiber, Das Deutschtum im Süden der Alpen. Untersuchungen über seinen Ursprung. I: Verwirft die vielfach vertretene Ansicht, daß die frühere Verbreitung der deutschen Sprache in der Gegend von Vicenza auf Einwanderung im 10. Jahrhundert zurückzuführen sei, und ist mit Galanti der Meinung, daß sich hier die Reste der von den Byzantinern geschlagenen Ostgoten ansiedelten. Den Namen Cimbern hätten sie sich zur Unterscheidung von den italienischen Steinhauern selbst beigelegt (got. timrja; also „Zimmerleute"). Er verweist auf die Bezeichnung „Geusen".

F. Ramsauer, Die Alpen im Mittelalter: Berichtet S. 89 ff. über die im Mittelalter herrschende Bergfurcht und über zahlreiche Alpensagen (Literatur S. 94 f.).

W. R. Rickmers, Gebirgswanderungen in Bochara.

Die Miemingerkette: S. 210 ff. Zur Orographie und Nomenklatur (von G. Beyrer).

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1902.

Nr. 1: O. Neumann, Von der Somali-Küste durch Süd-Äthiopien zum Sudan: Das Volk der Argobba (südl. von Harar): Eingewanderte Araber; Türme; Gräber. — Die Ennia, Mischstamm zwischen Galla und Somali; Galladialekt, Halbnomaden, Hütten aus Rinderdung. — Die heilige Stadt Scheich Hussein: Scheich-Gräber, Reste von Steinbauten aus präislamitischer Zeit; Nachkommen arabischer Kolonisten. Alles (Vieh, Holz) ist heilig und gehört dem heiligen Gründer der Stadt. Versöhnung des beleidigten Heiligen durch Geldopfer. Der heilige Berg der Einwohner von Scheich Hussein (Höhlen, Pilger). — Dorf Djaffa: Reitervolk, reine Galla, frei von arabischem Blut. — Kirche Georgis in Esire. — Die verschiedenen Gallastämme sind gleichzeitig verschiedene Religionsgemeinschaften. Der Gallan (Oberpriester) weissagt im Zustand der Extase, in ein Haus eingeschlossen. Keine Eigennamen für die zahlreichen Seen bei den Arussi-Galla. — Die Sidamo und Djamdjam verschieden von den Galla: eigentümliche Haartracht der Frauen (öfter auch bei Männern). — Die Inseln im Margarita-See: Die Sprache verwandt mit der der Somali; besonders ähnliche Bezeichnung der Körperteile und bekannten Tiere (30—40 ähnliche Wörter). — Die Gardulla, wahrscheinlich Bantu: Kleidung, Hütten, Baumwolle. — Der Geist Adoscheb (der Abessinier). — Die Male-Neger: vergiftete Pfeile. — In Koscha große, schuppenähnliche Häuser der Häuptlinge. — Kaffa; die Bewohner sollen Abkömmlinge der alten Äthiopier sein; das „Gez", die Schriftsprache der alten Abessinier, noch erhalten. Kaffee. — Markt in der Hauptstadt Djammas. — Die Leute von Gimirra; zuckerhutförmige Hüte aus Bast. — Die Bineschо und Schecho: eigentümlicher Stamm (Bantu); Tätowierungen, die der Stirn durch Messerschnitte. Schmuck. — Die Maschango, vollkommene Waldmenschen. — Die Jambo oder Anyuak reine Nilotiker; nach ihrer Sprache echte Schilluk.

O. Schlüter, Über die Aussprache des Namens Kerguelen: Kergéllen; ohne Artikel, kein Plural. Der Name des Entdeckers (de Kerguelen) bretonisch; breton. ker = Haus, Ansiedlung; quélen (qu = k) ist Eigenname.

E. v. Drygalski, Von der deutschen Südpolar-Expedition: S. 71 die Neger von Mindello auf São Vicente.

Nr. 2: F. Sarre, Reise in Mazenderan (Persien): In dem iranischen Nationalepos wird M. als das Land des ewigen Frühlings gepriesen, dessen Zugang durch böse Geister gewehrt werde. Pilgerfahrten unfruchtbarer Frauen. Vulkan als Sitz böser Geister. Grabtürme bei Amol, 12.—14. Jahrh., von den Bewohnern für Tempel des Feuerkultus oder für Grabmäler der Helden des Schahnameh (Nationalepos) gehalten. Dörfer. Bewohner. Trümmer der Lustschlösser Schach Abbas' († 1629) in Aschref. Persische Gärten (mit quadratischem Teich). Wandmalereien; Einfluß chinesischer Kunst. Asterabad; turkmenische Nomaden. Moschee des Schech Bajezid (14. Jahrh.)

K. Sapper, Beiträge zur physischen Geographie von Honduras: S. 150ff.: Die wirtschaftlichen Verhältnisse.

Nr. 3: J. Cvijić, Forschungsreisen auf der Balkan-Halbinsel.

G. Hartmann, Das Ambo-Land auf Grund seiner letzten Reise im Jahre 1901: Ovambo-Stämme; Häuptlinge mit unumschränkter Gewalt; Bantu; Kleidung; Kopfschmuck; Ackerbau; Wohnung (oft mit vielfach gewundenen Gängen); Erbfolge in der Häuptlingswürde (Schwestersohn); Fischfang.

Nr. 4: W. Frhr. v. Richthofen, Über eine Reise durch Formosa im Jahr 1900: Chinesen, Japaner, Wilde (Malaien), Mischlinge. 2 Typen von Wilden. Tätowieren der Männer nach der Tötung des ersten Chinesen (Heiratsbedingung), der Frauen beim Heiraten. „Kopfjäger". Tanz um den Kopf des erlegten Chinesen. Totenschädel (Aufbewahrung). Wald- und Kriegsgötter. Kleidung, Schmuck.

L. Lampe, Die Bewässerung Ägyptens (I): Mit Rückblicken.

Nr. 5: E. Deckert, Die Erdbebenherde und Schüttergebiete in Nordamerika in ihren Beziehungen zu den morphologischen Verhältnissen: S. 367: Erdbebenfurcht der Indianer.

F. Lampe, Die Bewässerung Ägyptens (Schluß).

G. Wegener, Samoa, Land und Leute: Schöpfungsmythus; Versinken des Landes im Meer, gleichzeitige Entstehung des Feuers (vgl. Sintflut, Muspilli), Feuer und Wasser erzeugen eine neue Erde (Vulkanische Tätigkeit).

Nr. 6: K. Sapper, Die geographische Bedeutung der mittelamerikanischen Vulkane: S. 522: Einfluß auf die Siedelungen und die Bauweise.

E. Seler, Über den Ursprung der mittelamerikanischen Kulturen: Kein Zusammenhang mit der altweltlichen Kultur; Sage von der Atlantis. Übereinstimmungen in der Kunst (Stufen-Mäander, der laufende Hund) erklären sich durch das Wirken gleicher Formprinzipien, solche in der Sprache sind oft zufällig (mexik. teotl „Gott"). Im Nordwesten Amerikas allerdings asiatische Kulturelemente (Sagen), im Süden vielleicht solche von der Südsee (altperuanische Knotenschnüre auf den Marquesas). — Historische Erinnerung in Mexiko: Anfang der Welt 751 n. Chr. Tradition der Stadt Mexiko. Das mythische Aztlan, die Urheimat der Azteken, ist die in eine nebelgraue Ferne versetzte Stadt Mexiko selbst. Sage von der Auswanderung nach Tollan bei allen Stämmen; von hier aus Wanderung nach dem späteren Wohnort. Die Tolteken als die Erfinder und Bringer aller Kultur, ihr Gott Quetzalcouatl als der erste König gedacht. Zerstörung des Reiches, Auswanderung nach Osten, der Küste. Geschichtliche Grundlage: Ausbreitung

mexikanisch redender Stämme nach der Küste, wo andere Sprachen heimisch waren. Mexikanischer Kalender: Die 20 von konkreten Dingen hergenommenen Zeichen bei den Mexikanern und den Maya; von jenen erfunden und in der ursprünglichen Form bewahrt; den Maya erst in symbolischer Umdeutung durch die Tolteken bekannt geworden. Chronologie der Monumente, Erfindung der Hieroglyphenschrift und des Kalenders (spätestens 700 n. Chr.).

Nr. 7: O. Heinroth, Die erste Deutsche Südsee-Expedition von Br. Mencke: Neu-Guinea, St. Matthias, Bismarck-Archipel.

H. Burchardt, Reiseskizzen aus dem Yemen (Südwestarabien).

Nr. 9: M. Blanckenhorn, Die Geschichte des Nilstroms in der Tertiär- und Quartärperiode, sowie des paläolithischen Menschen in Ägypten. III: Das erste Auftreten des Menschen in Ägypten.

L. Diels, Reisen in Westaustralien: S. 812 f.: die Eingeborenen.

Nr. 10: O. Schlüter, Die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen. Ein Beispiel für die Behandlung siedelungsgeographischer Fragen: Volksdichte und Ortsgröße. Geschichte der Besiedelung (5 Perioden der Ortsgründung. Ortsnamen auf -stedt, -ingen (-ungen), -leben, -hausen, -dorf). Ortslage. Äußere Gestalt der Siedelungen.

Geographische Zeitschrift. 8. Jahr.

2. Heft: A. Hettner, Die wirtschaftlichen Typen der Ansiedelungen.

Koloniale Zeitschrift. 3. Jahrg.

Nr. 1: C. F. G. Pauli, Erlebnisse und Eindrücke des ersten deutschen Ansiedlers in Ponape. V.

Nr. 3: Ostafrikanische Märchen (nach einem Bericht der „Kölnischen Volkszeitung" aus Dar-es-Salaam): Sie sind stark arabisiert, enthalten aber noch ursprüngliche Züge, die auf die Wanyamwesi hinweisen: 1. Ein armer Tagelöhner gewinnt eine Frau. Von diesem Tage an wächst seine Kraft wunderbar, schwindet aber wieder mit dem Verlust der Frau (Begeisterung für ein Ideal verleiht Kraft). 2. Mzimu: Ein Negerkind, der Liebling seines Vaters, wird von der Stiefmutter und den Stiefschwestern gehaßt. Es verläßt das Vaterhaus und findet freundliche Aufnahme bei einem Mütterchen. In der Nähe wohnt Mzimu, ein böser Geist, der alle frißt, die bei ihm eintreten. In dessen Haus lockt das Kind der Reihe nach seine Schwestern und seine Stiefmutter, befreit das Land von dem bösen Geist und wird vom Sultan belohnt. Im Magen des getöteten Mzimu finden sich die Stiefmutter und die Stiefschwestern wieder.

Nr. 4: W. Katsch, Der Morne-la-Selle in Haïti. Seine Ersteigung durch die ersten Weißen 1900: Glaube, daß die Republik Haïti ihre Unabhängigkeit in dem Jahre verliere, in welchem der Berg von einem Weißen erstiegen werde.

Nr. 5: Poesie der Suaheli: Verse aus einem Gedichte eines modernen Suahelidichters. Liongo der Siegfried Ostafrikas.

Nr. 6: Hugh, Etwas aus Tong-kin (mit 4 Illustrationen): Siesta des anamitischen Dolmetschers. Gericht.

Nr. 7: H. von Samson-Himmelstjerna, Gelbrußland (nach einem Vortrag von J. Lewitow).

Nr. 8: Ders., Gelbrußland (Fortsetzung): Chinesische Handelsgilden.

Stiergefechte in Mexiko (nach der Deutschen Zeitung in Mexiko).

Nr. 9: H. von Samson-Himmelstjerna, Gelbrußland (Fortsetzung): Ahnenkult in China.

Schön Tofi's Tanzlied (Aus R. Deeken, Manuia Samoa!).

Nr. 10: H. von Samson-Himmelstjerna, Gelbrußland (Fortsetzung).

Frau A. Brandeis, Südsee-Bilder: Beobachtungen über die Marshallinseln und ihre Bewohner.

Nr. 11: v. Elpons, Der Missions-Anwalt: Gerichtsverhandlungen (Schauri) in Centralafrika.

H. von Samson-Himmelstjerna, Gelbrußland (Fortsetzung).

Frau A. Brandeis, Südsee-Bilder (Fortsetzung): Küche, Kleidung, Wohnung.

Nr. 12: Linberger, Einiges über unsere Südseekolonien: Charakter der Polynesier.

v. Samson-Himmelstjerna, Gelbrußland (Schluß).

Frau A. Brandeis, Südsee-Bilder (Schluß): Beschäftigung.

Nr. 13: Linberger, Einiges über unsere Südseekolonien (Schluß).

Eberhard Meinhold, Von Rio Grande nach São Lourenço (I): Südamerikanische Städte. Negerblut in der brasilianischen Bevölkerung. Sonntag nach Fastnacht. Der Gaûcho (Rinderhirt).

Nr. 14: Eberhard Meinhold, Von Rio Grande nach São Lourenço (Schluß): Die Verhältnisse auf dem Lande.

Nr. 15: Ferdinand Gessert, Der Notstand im Namaland.

Nr. 16: Die Erschließung des Ovambo-Landes.

A. Herfurth, Die Hochländer zwischen Tanganyika- und Viktoriasee.

Gentz, Herero-Sänger in Deutsch-Südwestafrika: Inhalt der Gesänge: alltägliche Dinge. Art des Vortrags: ein junger Bursche als Vorsänger, Chor der Weiber und Kinder. 3 Proben.

Africanus, Pflanzer-Episode aus Kamerun.

Nr. 17: R. Petsch, Kameruner Märchen: Schöpft aus „Kameruner Märchen. Gesammelt und übersetzt von Wilhelm Lederbogen. 1902“: Uralte internationale Erzählungen aus dem Menschen- und Tierleben seien möglicherweise vor langen Jahren entweder vom Osten her auf dem Handelswege zur Westküste gedrungen oder durch portugiesische und andere Seefahrer unmittelbar den Eingeborenen überliefert worden. Die Umgestaltung im einzelnen ist charakteristisch für das Denken und Empfinden des Volksstammes: Die treue Hauskatze (vgl. Grimm, d. treue Sultan). Die Antilope und die Schildkröte (vgl. d. Hase u. d. Igel). Der Geist, dessen Name erraten werden muß (vgl. Rumpelstilzchen). Der Mann Gottes (vgl. d. Meisterdieb). Die beiden Brüder (vgl. d. beiden Wanderer). Der Jäger, dessen Frau aus einer großen Baumfrucht hervorgegangen ist (vgl. d. Lohengrinsage). — Der Streit des Wassers und des Kruges. Der Fischer und der Jäger. Der Mais und das Schilf („ätiologische“ Sage). Das Ohrenschmalz und der Moskito. Die Schildkröte, der Elefant und das Flußpferd. Der Kolibri und der Webervogel (moralisierend; vgl. d. Fabel v. d. Grille und d. Ameise). Das innere Leben der Neger in Märchen kenntlich; desgl. äußere Einrichtungen und Gewohnheiten des täglichen Lebens. Ästhetische Eigentümlichkeiten der Duala.

Nr. 18: H. Lemcke, Ein Besuch des ältesten deutschen Bergbau-Unternehmens in Mexiko: Schildert im 2. Teil das Leben der Bergleute in dem Grubenorte Angangueo. Sie sind Tarasca-Indianer, die noch ihre alte Sprache sprechen; katholisch. Das Fest der heiligen Mutter von Guadalupe. Der Pulque oder Tequila (alkoholisches Getränk). Die Jarassa (kleines Saiteninstrument).

Nr. 19: Das Gold von Ophir: Aus A. H. Keane, The Gold of Ophir, 1902. Nach K. ist Ophir nicht ein Goldland, sondern ein Goldmarkt. Das biblische Tharschisch, wohin Salomos Flotte segelte, muß im Indischen Ocean, wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Sofala liegen. Von alters her bestand ein sozialer und religiöser Zusammenhang zwischen den Bewohnern von Madagascar und ihren Besuchern aus dem Norden, den Himyariten, Phöniciern und Juden. Es gibt nicht nur zahlreiche himyaritische Elemente in der madagassischen Sprache, besonders mit der hebräisch-babylonischen Astrologie zusammenhängende, sondern sogar manche Überreste kanaanitischer religiöser Gebräuche und levitischer Sitten, die in Phönicien und Israel in salomonischen Zeiten gebräuchlich waren. Die Madagassen bezeichnen ihre Wochentage in der himyaritischen Sprache, ihre Monatsnamen sind die der sabäo-babylonischen Tierkreis-Konstellation.

H. Rackow, Ernste und heitere Erlebnisse in Afrika: Der Dorfhäuptling reicht dem Fremden den Begrüßungstrank unter dem üblichen Ceremoniell: er träufelt ein paar Tropfen des Palmweins als Trankopfer zur Erde, um dann selber zuerst zu trinken. Giftmorde. Hinterlist und Unterwürfigkeit im Charakter des Negers. Rechtsanschauungen der Neger: Kauf geraubter Gegenstände ist rechtsgültig.

Nr. 20: Südsee-Strandläufer: „Beach-combers" auf Samoa. Begräbnisgesang. Feierliches Kawatrinken nach der Rangordnung der Teilnehmer.

Nr. 21: Hugh, Bilder aus Anam: Pflege der Musik. Instrumente: Die Ké-tán (ähnlich der Guitarre), Ké-nhi (Streichinstrument), Kè-sáu (Bambuspfeife). — Nahrung. Verlauf der Mahlzeit. Essen mit Stäbchen. Tee, Tabakpfeife nach der Mahlzeit. Pflege der Zähne.

H. Lemcke, In den Tropen Mexikos: Indianerdörfer am Rio Blanco; Hütten, Leben der Indianer. Gastfreundschaft, Palmwein.

Nr. 24: W. Lederbogen (früher. Lehrer d. Regierungsschule in Duala), Der Charakter der Duala und ihre Erziehung zur Arbeit (I): Der Duala weiß gerechte Behandlung zu würdigen; er unterscheidet zwischen den Weißen, die betrügen, und den guten Weißen (das ist natürlich). Jene belügt er, gegen diese ist er meist wahrhaftig. Im Handel lügt er stets, zweifelt dagegen eine Zeugenaussage vor Gericht, auch wenn sie schwer belastet, nie an.

Nr. 25: W. Werther, Dr. Carl Peters' Im Goldland des Altertums. München 1902: P. behandelt besonders eingehend die Frage nach dem Land Ophir und will durch eine Reihe ethnologischer Ableitungen den Zusammenhang der Worte Ophir, Afer, Afur, Afrika, Fura, Sofala usw. beweisen. W. hält die wissenschaftliche Deduktion nicht für gelungen: Das Wort Afrika leitet sich nicht von Ophir her und ist keine römische Umbildung hiervon. Ophir und Fur sind nicht identisch; arab. fura = Quelle, Wasserloch. Dagegen hat Peters wohl recht, wenn er im Gegensatz zu Keane (The Gold

of Ophir. 1902), der Ophir als einen Ausfuhrhafen für Gold (in Südarabien) bezeichnet, in Zambesia das Gebiet sieht, von dem die alten Südaraber, Phönikier und Juden ihr Gold der Hauptmasse nach holten. Mit Ophir wurden in der alten semitischen Welt wahrscheinlich goldproduzierende Länder überhaupt bezeichnet. Zambesia war das bedeutendste Ophir und vermutlich das Ophir, von dem Salomo sein Gold hat holen lassen. Die Rückführung von Sofala oder Sofara auf safrá „Gold" liegt näher als die auf Ophir mit dem ägypt. Präfix Sa. Die Behauptung P.'s, daß Zambesia in vorsemitischer oder auch noch in semitischer Zeit mit dem Land Punt identisch gewesen sei, in das die alten Ägypter ihre Goldfahrten unternahmen, ist nicht genügend durch Beweise gestützt. Es gibt in vielen Teilen Deutsch-Ostafrikas Orte mit Namen Pungwe oder Pongwe, in denen kaum Puner gewesen sein dürften. Ein Bantu-Wort Bongwe bedeutet „Pavian, Hundsaffe".

Nr. 26: W. Lederbogen, Der Charakter der Duala und ihre Erziehung zur Arbeit (Fortsßg.): Inniges Verhältnis zwischen Mutter und Kind. Angst des letzteren vor dem „weißen Mann". Das Kind früh selbständig. Die Frauen stellen den Reichtum des Mannes dar. Jede bewohnt mit ihren Kindern eine besondere Hütte, der Mann ein kleines Haus mit besonderen Dienern. Die Frau ist Sklavin. Verkauf der Töchter. Nur leichte Feldarbeit, von den Frauen verrichtet. Der Mann geht höchstens auf Handelsreisen. Kluges Volk; Schlauheit und Verschlagenheit hoch geschätzt. Schliche und Ränke der Tiere in den Märchen (u. Fabeln) erwecken besonderes Interesse. Lerneifer der Kleinen.

---

8. Germanistische Zeitschriften.[1])

Bearbeitet von A. Strack und K. Helm, Gießen.[2])

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur. Bd. 46.

Heft 4: R. Much, Der Sagenstoff der Grimnismal: Kern der Sage. Enge Verwandtschaft mit dem Bericht der Hervararsaga über König Heidrek. Dieser = Geirrød; Grimnir = Gestumblindi = Odin; Anganty = Agnar. Beziehungen zum Baldrmythus. bezw. zur Vikarsage. Schwert Tyrfing (= das hölzerne), Mistelzweig. Rätselprobe. Halslösungsmotiv. Mangel an Gastfreundschaft; der Gott als Gast. Tod des Helden durch Verletzung mit dem eigenen Schwert; dazu die historische Parallele von dem Tode des Kambyses; dieser vielleicht Inhalt einer wandernden Erzählung, die zu den Germanen gelangte und mit dem Baldrmythus in Beziehung trat.

Chr. Waas, Quellen des Bonerius: zu den bereits nachgewiesenen Quellen kommen hinzu das Alphabetum narrationum des Etienne de Besançon und der Liber de septem donis spiritus sancti des Etienne de Bourbon. Parallelen zu B. 2 (Affe und Nuß), 4 (Bittere Wurzeln — süße Früchte) 43 (Die Maus und ihre Jungen), 48 (Fieber u. Floh), 49 (Habicht u. Krähe), 58 (Die

[1]) Beginn in Bd. I, H. 3.

[2]) K. Helm hat das Arkiv för Nordisk Filologi und die Aarbøger bearbeitet.

3 römischen Witwen), 71 (Die gefesselte Schlange), 74 (Traumbrot), 76 (Zoll von den Gezeichneten), 82 (Pfaffe mit Eselsstimme), 85 (Eselsverkauf), 87 (Alexanders Edelstein), 89 (Esel der 3 Brüder), 92 (Die Lehren der Nachtigall), 94 (Verzauberung), 95 (Richter, bestochen mit Ochse und Kuh), 91 (Versengte Katze), 97 (Knabe Papirius), 100 (In allem bedenke das Ende).

Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur. XXVIII.

4: Finnur Jónsson, Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen. II. Das germanische Julfest von G. Bilfinger: zustimmende Besprechung.

Rudolf Much, Nordische Altertumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark u. Schleswig von Dr. Sophus Müller, deutsch von O. L. Jiriczek. I. u. II. Bd.: anerkennend, unter scharfer Zurückweisung von F. Kauffmanns Besprechung desselben Buches. Ergänzend wird auf die zwischen Stein- und Bronzezeit sich einschiebende Übergangsperiode (Kupfer) hingewiesen. Stein neben Metall (sahs, Hammer, Pfeilspitzen). Chronologie der Bronzezeit (germ. *aiz, gr. πέλεκυς). Kultur der Menschen der jüngeren Steinzeit. Altertümer der Eisenzeit als Ergänzungen der schriftlichen Quellen (Kessel, Trinkhornbeschläge). Darstellung auf den Goldhörnern von Gallehus (Gauklertruppen in vorgeschichtl. Zeit; germ. *apan, got. ulbandus). Bestattungssitten: Steingräber, Leichenverbrennung: (Gründe für beide Arten; Durchbohren der Leiche oder Abschlagen des Kopfes; Beschweren durch Steine; Vampyre). Grabbeigaben. Zu Frey gehört der ältere, zu Odin der jüngere Bestattungsbrauch. Zeugnisse für die steinzeitlichen Gräber in der altnordischen Dichtung.

F. Detter, Snorri Sturluson, Edda, udgiven af Finnur Jónsson.

V. Michels, Studien zum Liederbuch der Klara Hätzlerin von K. Geuther: M. ergänzt Lücken des Haltaus'schen Textes. Neues zur handschriftlichen Überlieferung u. Datierung. Beiträge zur Frage der Verfasserschaft einzelner Lieder.

Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 34.

Heft 2 u. 3: Fr. Vogt, Karl Weinhold: Lebensbild.

H. Gering, Die Rhythmik des ljóđaháttr.

Ph. Strauch, Zur Gottesfreundfrage. I. Das Neunfelsenbuch.

E. Kettner, Zu den Handschriftenverhältnissen des Nibelungenliedes.

H. Althof, Über einige Namen im Waltharius: darunter „Attila" (aus dem türkischen abgeleitet; Namengebung bei den asiatischen Nomadenstämmen) und „Wasichenstein".

A. Englert, J. Engerds Übersetzung von J. Aurpachs „Odae Anacreonticorum" (15. Ode, S. 392 f. Anlehnung an die Volksdichtung: S. 393 Anm.).

W. Golther, Wilhelm Hertz, Lebensabriß u. Schriftenverzeichnis.

Literatur: F. Kauffmann: Deutsche Altertumskunde IV. Bd. (Germania des Tacitus) von Müllenhoff.

Heft 4: Fr. Panzer, Beiträge zur Kritik und Erklärung der Gudrun.

H. Gering, Die Rhythmik des ljóđaháttr (II. Teil).

O. Mensing, Beiträge zur niederdeutschen Syntax. 1. dede in irrealen Bedingungssätzen.

Literatur: F. Kauffmann, Texte u. Untersuchungen zur altgermanischen Religionsgeschichte. Texte I. Aus der Schule des Wulfila. Untersuchungen I. Balder: Selbstanzeige des Verf.

F. Panzer, Die Handschriftenverhältnisse des Nibelungenliedes von W. Braune.

Miszellen: R. Steig, Zu den Kleineren Schriften der Brüder Grimm: 2. Über Spiele (Anfrage von J. Grimm im Allg. Anzeiger d. Deutschen 1809 über Gesellschaftsspiele der älteren Zeit).

Fr. Kauffmann, Citharoedus: gegen Kögels Auffassung der Stelle Cassiodors (Literaturgesch. I, 1, 130); „Chlodwig wünschte einen virtuosen Tonkünstler griechischer Schule".

R. Sprenger, Zu v. d. Hagens Gesamtabenteuern (hûsbachbrôt; sprichw. Redensart: ich heize sîne kazze mûs; hungertuoch).

R. Sprenger, Der Diebsfinger (Stelle aus Heine's Memoiren).

Euphorion. Bd. 9.

2.—4. Heft: K. Reuschel, Ein altes Kindergebet und seine Entstehung: Entstehung des Abendgebets von den 14 Engeln aus dem Kult der Nothelfer Ende des 15. Jhdts.

A. Kopp, Die niederrheinische Liederhandschrift (1574). Forts. S. 280—310: Neben vielem Bekannten mit Literaturnachweisen manches noch nicht Gedruckte, so Bl. 71 „Ich hab groß Leid und Ungemach, das klag ich Gott dem Herrn" (Mutter und Tochter; darin Vers von David und Salomo). Bl. 80 „Reich Gott wem soll ichs klagen und klagen meine Not" (Liebestreue). Bl. 83 „Ich weiß mir noch ein Jungfrau sein, die hat mein Herz umfangen". Bl. 108 „Das ich mich erfreu, das mühet viele Leut". Bl. 109 „Frisch und fröhlich so wollen wir singen wohl gegen diesen kühlen Mai" (Blumensymbolik). Bl. 114 „Ich schweig und muß gedenken Herzallerliebste mein" (Dialog; gegenseitige Liebesversicherung). Bl. 117 „Ist dies nicht schwer verdreiet" (Bitte um Erhörung). Bl. 120 „Ade wir müssen uns scheiden". Bl. 122 „War seid ir nu mein Lief" (Fensterln; Untreue). Besondere Beachtung wird den formelhaften Wendungen geschenkt, z. B. Bl. 66 „Wollt Gott und ein, so wär mein Trauern klein". Bl. 76 „Lieb ist Leides Anfang, Es werdt kurz oder lang". Bl. 78 „Lieb haben in Ehren Kann mir niemand kehren". Bl. 80 „Ich bitt Herzlieb halt feste Gleich der Baum seine Äste". Bl. 95 „Kein lieber auf Erden dann dich, Das weiß Gott und ich". Bl. 109 „Disteln und Dornen stechen sehr" usw. Bl. 111 „Recht tun hat mich belogen; Ich tat recht und ward betrogen". Bl. 112 „Wen ich nicht bei dir kann sein, Das kränkt das Herze mein". Bl. 125 „Ach was haben zwei Herzen zu leiden, Die sich selten sehn und müssen sich meiden".

B. Funk, „Krystallisiertes Menschenvolk" (Faust II, Laboratorium): mittelalterliche Auffassung der Petrefakten.

F. Koßmann, Die Quelle von Chamissos Fortunat (Volksbuch).

E. von Komorzynski, Die „Ahnfrau" und die Wiener Volksdramatik (Hensler, Schikaneder, L. Huber).

Tielo, M. von Strachwitz' episch-lyrisches „Nordland" u. „Romanzen u. Historien" [S. 131—152 aus H. 1 nachgetragen]: 1. Sigurd Schlangentöter. 6. Wie ein fahrender Hornist sich ein Land erblies (S. 148 A. zauberhafte

Wirkung der Musik in germanischen Märchen u. Volksliedern). S. 372—397 Dasselbe (Forts.): 8. Heinrich der Finkler (Vogelherdsage). 9. Diner in Walhalla (Die schmausenden Götter in den Edden). 10. Das Geisterschiff (Die Sage und ihre Bearbeitungen in der neueren deutschen Literatur). 11. Ein anderer Orpheus (Gunnar im Schlangenturm; Verhältnis zur nordischen Sage. S. 388 A. 5: Die Siebenzahl in der Dichtung). 12. Helges Treue (Lenorensage; wilder Jäger).

W. Bolin, Ludwig Anzengruber.

S. 609 ff. A. L. Stiefel, Zu den Quellen der Erasmus Alberschen Fabeln.

Kopp, Die niederrheinische Liederhandschrift (Schluß): Behandelt den Schluß der Hdschr., ein 1576—91 niedergeschriebenes Stammbuch. Formeln wie „Lieb mich als ich dich" (S. 623). Lied von Jörg Grünwald „Ganz lustig ist spazieren gehn". Sprüche: „Großen Herrn und schönen Frauen soll man viel dienen und wenig vertrauen" (S. 625). „Jungfrauenlieb ist eine fahrende Habe, Was heute ist lieb, ist morgen schababe." Lieder: „Groß Lieb hat mich umfangen" [vgl. Erk-Böhme II, S. 211]. „Hilf Gott, daß ich muß meiden meiner Lieben roten Mund".—„Herzlieb halt fest, wie der Baum seine Äst." „Wills Gott so geschichts, hinderts Gott so brichts" (S. 629). „Fröhlich in Ehren kann niemand verkehren" (S. 632). Überall reiche bibliographische Notizen. Zum Schlusse ein alphabetisches Verzeichnis der Namen und Liederanfänge.

A. Hauffen, Fischart-Studien (Forts.).

Tielo, M. von Strachwitz' episch-lyrisches „Nordland" usw. (Forts.). 14. Der König immer der Erste (Styrbjörn der Stark u. die Fyriswallschlacht). 15. Rolf Düring (Sieg geistiger und körperlicher Gewandtheit über rohe Stärke und Prahlerei; Motiv des Märchens u. Volksliedes: Odysseus, David, Däumling u. dgl.). 17. Das Herz von Douglas (Stoff).

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. Bd. II.

Heft 4: Paul Marc, Die Achikarsage. Ein Versuch zur Gruppierung der Quellen. I. Der 2. Teil der Äsopbiographie: eine um Motive aus der Abdemonsage bereicherte Übertragung der syrischen Achikarsage auf den griechischen Äsop. II. Verhältnis der orientalischen Versionen: die Geschichte vom undankbaren Adoptivsohn, eine vorderasiatische Sage jüdischen oder babylonischen Ursprungs. III. Die Geschichte von dem in Ungnade gefallenen Minister, indischen Ursprungs. Bemerkungen zum Jahresrätsel.

A. Wünsche, Poetische Parallelen aus der klassischen Literatur zur Bibel (Bileams redende Eselin und des Achilles redendes Streitroß Xanthos bei Homer).

A. K. T. Tielo, M. v. Strachwitz' „Romanzen und Märchen": Stoffgeschichtliches 1. Ein Faustschlag (Pipin der Kurze, Harald Schönhaar). 2. Rolands Schwanenlied. 3. Richard Löwenherz' Tod. 4. Herrn Winfreds Meerfahrt (Nixensagen). 5. Das Elfenroß. 6. Ballgeschichte (Elfentanz). 7. Wie der Junkherr Ebbelin die Nürnberger foppen tät (Eppele von Gailingen). 8. Gute Jagd. 9. Ein Märchen.

A. L. Stiefel, Hans Sachs und der Ritter vom Thurn.

Besprechungen: A. Kippenberg, Die Sage vom Herzog von Luxemburg,

bespr. v. A. Pillet. — S. Benedict, Die Gudrunsage in der neueren deutschen Literatur, bespr. v. W. Golther. — H. Tardel, Die Sage von Robert dem Teufel in neueren deutschen Dichtungen und in Meyerbeers Oper, bespr. v. A. Dessoff. — E. Sklarek, Ungarische Volksmärchen, bespr. v. L. Katona.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung. III. Bd.

3. Heft: A. Gombert, Noch einiges über Schlagworte und Redensarten (im Anschluß an R. M. Meyer).

A. Goetze, Lutherisch.

J. Stosch, Tölpel (Nachtrag zu Ztschr. 2, 294 ff.).

H. Wunderlich, Schriftsteller.

O. Behaghel, Die Namenformen des Wortes klein.

O. Behaghel, Metze = leichtfertiges Weibsbild.

S. Singer, Beiträge zur vergleichenden Bedeutungslehre: Verzeichnis von „Bedeutungslehnwörtern" wie Ausdruck, einfältig, entdecken u. dgl.

G. Bilfinger, St. Veitstanz: Der Veitstag (15. Juni) galt seit dem Ende des 13. Jhdts. als Sonnwendtag, daher werden die Johannisbäder, Johanniskräuter und Johannisfeuer auf ihn gerückt. So mußte auch an Stelle der chorea St. Johannis die chorea St. Viti treten. Dieser Begriff wurde dann auf die Gliederzuckungen Epileptischer angewandt, und erst jetzt wurde St. Veit als Helfer gegen diese Krankheit betrachtet.

O. Weise, Worterklärungen: 1. verpfuschen, verfumfeien. 2. Federfuchser, es fuchst mich. 3. Mädchenhengst, Mädchenfist. 4. mutterseelenallein.

V. Hintner, alegikar, Butterfaß, Butterkübel.

E. Müller, Beiträge zum neuhochd. Wortschatz: Verzeichnis von in den Wtbb. fehlenden Belegen oder Gebrauchsweisen. Einiges volkskundlich Interessante sei hervorgehoben: Feldglocke (Galgen), Guggelfuhre, Meister Hämmerlein (Bergmönch; dabei auch der „Buhl" erwähnt), Hans (appellativisch), Heuochs, Kolrüselin (gr. χαμινώ), Lenze (Linse am Wagenrad; Sprichw. „Wer nach einem goldnen Wagen ringt, bekommt eine Lenze davon"), Schemper (weißes Bier), Schlafittchen, Semper (= Bauch), Strebekatze (die Str. ziehen), Unkepunz (Untier), Wisch („Das heißt unter dem Wisch verkauft, wie die Bauern, wenn sie etwas in die Stadt bringen und wollen es nicht ansagen, so legen sie einen Strohwisch drüber." Weiße 1701).

Sprenger, Kleine Beiträge (darunter „Einsiegel" = Einsiedel und „Erdtoffel" = Kartoffel).

Heft 4: E. Björkmann, Die Pflanzennamen der althochd. Glossen. (Forts.) 4. Pflanzennamen, die nur auf deutschem Gebiete belegt sind (darunter auch ahhalm = malannus und alpe = malus malannus).

A. Gombert, Noch einiges über Schlagworte und Redensarten (Schluß).

E. Reichel, Zugabe zum kleinen Gottsched-Wörterbuch.

R. F. Arnold, Wortgeschichtliches („weiße Salbe").

L. Jordan, Ein mittelniederdeutscher Pflanzenglossar.

G. Blumschein, Altkölnisches (laurdan, maulenstosser, sweit, rudeler, lass).

J. Stosch, Tirolisch Tolm.

Nachträge und Berichtigungen: J. Stosch, Rotschreie. — O. Ladendorf, Zum Wortgebrauch von „Kneipe".

P. Beck, Kleine Beiträge zum neuhochd. Wortschatz.

Bücherschau: Fritz Vigener, Bezeichnungen für Volk und Land der Deutschen vom 10. bis zum 13. Jhdt. bespr. v. A. Wahl. — J. L. Brandstetter, Die Namen der Bäume und Sträuche in Ortsnamen der deutschen Schweiz bespr. v. O. Heilig (Badische Ortsnamen).

Beiheft zum dritten Band: E. Göpfert, Die Bergmannsprache in der Sarepta des Johann Mathesius (1620 u. 1679): alphabetisches Wörterverzeichnis mit Belegen; ich hebe hervor: Bergmännlein, Bergteufel, Drutte, Frohngeisterlein, Glessum (Bernstein), Gütlein (gespenstisches Wesen), Hellraune, Hornse (Hornisse; Brauch Hornissen über die Türe zu nageln), Kerbholz, Kielkropp, Kobalt (Kobold), Laßtafel (Aderlaßtafel), Rute (Wünschelrute), Schabab, Trol, wachsen (von Erz); zahlreiche Münznamen.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Bd. XXVII. (Schluß.)

J. Kjederqvist, Lautlich-begriffliche Wortassimilationen. Zur halbhundertjährigen Geschichte des Begriffs der Volksetymologie: Die wichtigsten Anschauungen hierüber von Förstemann bis Wundt, der zuerst diese Erscheinung richtig erfaßt habe.

B. Junk, Untersuchungen zum Reimgebrauch Rudolfs von Ems.

J. Steppat, Bruchstücke einer althochd. Interlinearversion der Cantica.

W. Braune, Rosenheimer Nibelungenfragmente.

Derselbe, Zu Wolfram von Eschenbach. 1. Ungenande: erörtert im Anschluß an Parz. 240, 8 u. 251, 20 den Gebrauch und die Bedeutung des seit dem 13. Jhdt. belegten Krankheitsnamens: das oder der Ungenannte (in zahlreichen Segen) und tritt gegenüber Lachmann für das überlieferte ungenâde ein [vgl. auch unsere Zeitschriftenschau Bd. I, S. 236]. 2. huore: das Willehalm 153, 1 ff. genannte Schimpfwort ist huore, das in der höfischen Dichtersprache gemieden wurde. 3. underreit (Wh. 5, 12).

A. Leitzmann, „Metze "bei Wolfram von Eschenbach: Behaghels Deutung von Willehalm 153, 1 verworfen.

E. Sievers, Lückenbüßer (isig Beow. 33 a).

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Jahrg. III.

Heft 4/5: G. Schöner, Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod (Oberhessen): Dorf, Stadt. Mahlzeiten. Kleidung. Weibliche Arbeiten. Krankheiten, Gebrechen. Religion. Familie. Kinderspiele u. -verse. Anfänge von Volksliedern. Vgl. die Besprechung von Dietrich „Blätter" II, S. 156 ff.

Th. Gartner, Fremdes im Wortschatz der Wiener Mundart (Forts.).

E. Gerbet, Mundartprobe aus dem Übergangsgebiet vom Erzgebirgischen zum Vogtländischen (Kinnerarbet).

O. Weise, An dem ist kein gut Haar: Das „gute" Haar d. h. das blonde oder dunkle Haar im Gegensatz zum schlechten Haar d. h. dem roten.

O. Weise, Das Suffix -s in mitteldeutschen Mundarten: Verzeichnis solcher Bildungen, auch aus Hessen.

H. Haldimann, Die Sprache des Hans Rudolf Manuel.

Bücherbesprechungen: M. Beseler, Die Forbacher Mundart und ihre französischen Bestandteile, bespr. v. Ph. Keiper. — W. Goergen, Hémechts-Tein (Gedichte in Luxemburger Mundart), bespr. v. Follmann. — Daniel

Kühn, Pälzer Schnitze (Gedichte in westricher Mundart), bespr. v. O. Meisinger. — K. Reiser, Sagen, Gebräuche, Sprichwörter des Allgäus. Bd. I bespr. v. K. Amersbach. – Allemannische Gedichte von J. P. Hebel, hrsg. v. O. Heilig, Selbstanz. d. Herausgebers.

Sprechsaal: A. Landau, Zu Ztschr. f. hochd. Maa. III, 121 ff. (Lothekolisch): Berichtigungen, darunter auch die „alte Bele" des Kinderreims als deutscher Name erklärt. — Leithäuser, Zu „flöten gehen" (III, 215 ff.).

Heft 6: K. Bohnenberger, Sprachgeschichte u. politische Geschichte: im Anschluß an Wredes u. Bremers Auseinandersetzung legt der Verf. seine grundsätzliche Auffassung klar 1. über das in zahlreichen Fällen zweifellose Bestehen eines ursächlichen Zusammenhangs zwischen der Verbreitung sprachlicher Erscheinungen und geschichtlicher Verhältnisse, 2. über die Frage, ob die deutsche Mundartenkunde als Quelle für die Ethnographie verwendbar ist, 3. über die sprachlichen Merkmale, die zur Charakterisierung der Mundart zu benutzen sind.

O. Meisinger, Heimweh: Entsprechungen in den Dialekten.

Schöner, Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod (Forts.): Handel. Ackerbau. Tiere.

R. Reichhardt, Zum Wortschatz der nordthüringer Mundart (Grafschaft Hohenstein).

Ph. Keiper, Die Boll u. der Nollen. Nachtrag zu der im Jahrg. II, H. 1 u. 2 S. 41—58 dieser Ztschr. veröffentlichten Abhandlung.

W. Unseld, Schwäbische Sprichwörter u. Redensarten (Forts.). XXIII. Männliche Schimpfnamen u. Verwandtes.

Bücherbesprechungen: M. L. Sainéan, Essai sur le Judéo-Allemand et spécialement sur le dialecte parlé en Valachie u. J. Gerzon, Die jüdisch-deutsche Sprache, bespr. v. O. Meisinger. — Fischer, Schwäbisches Wörterbuch S. 1—3, bespr. v. Lenz.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 16. Jahrg. H. 9—12.

S. 561 ff.: F. Bothe, Luthersches. I. Kein Dank dazu haben. II. Im Stich lassen. III. So fürchten wir uns nicht so sehr.

S. 640 ff. R. Petsch, Anzengruber: Im Anschluß an die gesammelten Werke, die Briefe u. Friedmanns Biographie.

S. 665 ff. W. Münch, Sprache und Religion.

S. 696 ff. O. Ladendorf, Modephrasen u. Neologismen: Berichtigungen und Ergänzungen zu Meyers 400 Schlagworten. 1. Er spricht wie ein Buch. 2. Er lügt wie gedruckt. 3. Manschetten haben. 4. Rechnung tragen. 5. Eine Rolle kreiren. 6. Fort mit Schaden. 7. naturwüchsig. 8. unentwegt. 9. voll und ganz. 10. zweifelsohne.

S. 708 ff. Bothe, Miszellen: I. Parallelstellen: Du hast zwei Ohren und einen Mund. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Du bist mein, ich bin dein. — Volkstümliche Wendungen bei Claudius, Bürger, Mahlmann, Baumbach, Goethe, Schiller werden in der Egenolffschen Sprichwörtersammlung (1560) oder in Ditfurths Volksl. des 30 jähr. Kriegs nachgewiesen. II. Redensarten: Viel Geschrei und wenig Wolle. Bis in die Pechhütte. Etwas ausbaden müssen. III. Ausdrücke: Steckbrief. Stichwort. Katthagen.

Sprechzimmer: S. 713 J. Peters, Grenedes, nählich, Uneren (mhd. untarn). S. 714. H. Weber, Raum = nur.

S. 715. P. Weizsäcker, Der Geiger von Gmünd (Gedicht von J. Kerner; Sage von der heil. Kummernus oder St. Wilgefortis).

Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. Jahrg. 1902.

Heft III: H. Heerwagen, Ein historisches Lied zum Jahre 1658: Trutzlied gegen die französischen Umtriebe bei der Kaiserwahl.

H. Stegmann, Die Holzmöbel des germanischen Museums: II. Die Lager- u. Sitzmöbel.

Heft IV: J. Stegemann, Die Holzmöbel usw. III. Bäuerliche Betten, darunter 2 aus der Wetterau. Nehmen in der Regel die im vornehmen und bürgerlichen Leben gebräuchlichen Formen auf und bilden sie in eigener Weise weiter. Charakteristikum der oberdeutschen Bauernmöbel Ende des 17. und im 18. Jhdt. die Bemalung. — Wiegen (darunter 3 aus Oberhessen).

Arkiv för Nordisk Filologi. Bd. 18 (NF. 14), Lund 1902.

Sophus Bugge, Flistad-Jndskriften. Schwed. Runeninschrift des 8. Jhdts. Heidnischer Begräbnisplatz und Opferstätte vermutet.

B. C. Boer, Die Sage von Sigurdr slefa. Die in der Flateyjarbók begegnende Version der Sage von Sigurdr slefa ist beeinflußt durch die Fridþjofs-Sage und die — ihrerseits wieder unter Einfluß der holländischen Sage von Geraert van Velsen stehende — dänische Marsk-Stig-Dichtung. (Inhalt: Ein Fürst entsendet einen Vasallen, vergewaltigt während dessen Abwesenheit sein Weib, und wird von dem Heimgekehrten getötet.

Theodor Hjelmqvist. Ett par anmärkningar till den danska bearbetningen af Manuels Satir om den sjuka mässan. (Nicl. Manuels Satire von der totkranken Messe.) Darin u. a. Zusammenstellungen über das Sprichwort: Gang geen Rom frummer man, kum herwider nequam.

Erik Brate, Ardre-stenarne. Runeninschriften aus der Zeit um 1000.

Elis Wadstein, Bidrag till tolkning ock belysning av skalde- ock eddadikter VIII. Bemerkung zu Vǫlundarkviþa 17.

Elof Hellquist. Om naturmytiska element i Hymiskviþa.

Besprechungen: Snorri Sturluson Edda hrsg. v. F. Jónsson (Heusler). — W. Ranisch, die Gautrekssage (Bertelsen). — P. Hermann, Erläuterungen zu den ersten neun Büchern des Saxo Grammaticus (Boer).

Bibliographie für 1900.

Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. 2 Raekke, Bd. 17 (1902).

K. Kroman, Nogle Bemaerkninger om Bronzelurerne i Nationalmusaeet i Kjøbenhavn. Über die Bronze-Luren (vorgeschichtliche nord. Trompeten der Bronzezeit).

Axel Olrik, Om Ragnarok. I Opgaven og Kilderne. II Ragnaroks Naturmotiver. III Den store Gudekamp. IV Fornyelsen. V Voluspas skildring af Ragnarok. VI Slutning. Olrik kommt zu folgenden Ergebnissen: Wir

können zwei verschiedene alte Vorstellungen vom Weltende bei den Germanen feststellen, eine, nach der die Erde ins Meer versinkt, eine andere, wonach die Erde verödet in einem ungeheuren Winter (fimbulvinter), der dadurch verursacht wird, daß die Sonne von einem Ungeheuer verschlungen wird. Die Darstellung von einem Weltbrand ist nicht alt und begegnet erst in der Zeit, da die keltische Kultur großen Einfluß im Norden gewinnt. In der Vorstellung vom Götterkampf sind alte Züge das Zusammentreffen von Göttern und Riesen auf einem vorher bestimmten Kampfplatz, der Fall des Götterkönigs im Kampf mit dem Wolf und die Rache, der Kampf Thors mit der Schlange, die ursprünglich in der Tiefe haust; auch Surt der Führer der Riesen ist ursprünglich ein in der Tiefe der Erde wohnender Riese. Die Vorstellung des Kampfes ist in vielem verwandt mit entsprechenden keltischen Vorstellungen. — Zu diesen heidnischen Zügen treten andere, die wahrscheinlich christlicher Herkunft sind, aber in der Vikingerzeit im Norden allgemein verbreitet erscheinen: Lokis Befreiung von seinen Fesseln, die Vorstellung von Muspells Volk und die Wiederkunft Balders. — Die Voluspa ist nach O. das Werk eines stark subjektiven, seinen Stoff frei ausschmückenden und veredelnden Dichters. Seine Quellen waren in erster Linie nordische Überlieferungen etwa in demselben Umfang als wir diese kennen, eine zusammenfassende Darstellung hat er nicht benutzt, hinzugekommen sind jedoch bei ihm eine Reihe in der nord. Überlieferung sonst nicht begegnender Züge, diese sind christlichen Ursprungs (vielleicht vermittelt durch die irische Volksdichtung), nämlich: die Verwilderung des Menschengeschlechts, das Gjallarhorn, das den Anbruch des Weltendes ankündigt, die Sonnenfinsternis und das Herabfallen der Sterne, der Weltbrand, die seligen Wohnungen (Gimle) in der neuen Welt, das Herabkommen des „Mächtigen". Trotz dieser Züge, die nicht überschätzt werden dürfen und die der Dichter nicht als fremde Elemente empfunden hat, ist das Gedicht als ganzes betrachtet heidnisch-germanisch.

C. **Neergaard**, Thinghøje og Thingdysser. Belege für das Vorkommen von Dingstätten an heidnischen Grabhügeln und Steingräbern.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XXVIII.

C. Borchling, Die niederdeutsche Literatur Ostfrieslands (u. a. Historische Volkslieder vom 14.—16. Jhdt.).

Ders., Ein prosaischer nd. Totentanz des 16. Jahrhunderts: Mitteilung des Textes aus einem Anhang der großen nd. Weltchronik ab orbe condito bis 1518 (Hannover).

H. Jellinghaus, Bestimmungswörter westfächsischer und engrischer Ortsnamen.

W. Seelmann, Die plattdeutsche Literatur des 19. Jhdts. Bibliographische Zusammenstellung.

R. Sprenger, Zu Klaus Groths Quickborn. III. „Krub ünner, krub ünner! De Welt is di gramm." VI. „Ei is en Ei sä de Prester un lang na dat grötste." VIII. Feuermann.

R. Sprenger, Zum düdeschen Schlömer.

G. Kohlfeldt, Reimrätsel.

W. Seelmann, Farbentracht: Abdruck eines mittelnied. Gedichtes der Jütischen Sammlung (Stockholm). Eine Einleitung verzeichnet die Gedichte

über die Bedeutung der Farben im weltlichen Minnedienste und geht kurz auf die Geschichte der Farbendichtung ein.

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrgang 1902. Heft XXIII.

Nr. 1: C. Dirksen, Ostfriesische Redensarten mit Erklärungen und literarischen Nachweisen: 1. Kört för sîn fege dagen (mhd. veige = dem Tode geweiht). 2. 'n dörn in't oge wesen. 3. de heike (= Mantel) na de wind setten.

C. Walther, Fritt (= Handbohrer).

R. Sprenger, Weihnachtsgebrauch: Schuhe an das Fenster oder Bettende, damit das Christkind eine Gabe hineinlege.

C. Walther, Tegen den doet eyn is nyn schilt (sprichwörtlich; 16. Jhdt.).

R. Sprenger, In den Rosen sitten.

Nr. 2/3: Bericht über die 27. Jahresversammlung des Vereins f. niederd. Sprachforschung: S. 24—27 Vortrag von Dr. Kück, über die alte Frauentracht der Lüneburger Heide. S. 27—29 Gallée, über das niederländische Bauernhaus.

C. Dirksen, Ostfriesische Redensarten usw. 5. Dat kumd up as'n grummelschur (Gewitter). 6. up de hund komen. 7. dat kind bi de regte nâm nömen. 8. legen as gedrukt. 9. sük bi't bên krigen (anführen)laten. 10. na de bômkes gân (sterben).

C. Fr. Müller, Volkskundliche Wendungen bei Fritz Reuter.

J. Bernhardt, Zu früheren Mitteilungen 1. lobbe, lubbe. 2. Amen in der Kirche. 3. Polak. 4. Dönken.

Bôss = Viehstall. — Blangenmoor.

Sprenger, Alle bate hilpt.

H. Carstens, Zur Lenorensage.

C. Walther, Über eine symbolische Anwendung des Kusses: Küssen der Schwelle bei Verbannung, des Amtssitzes bei Entsetzung.

R. Sprenger, Zu den ostfriesischen Redensarten.

R. Sprenger u. C. Walther, Weihnachtsgebrauch (Schuhaufstellen).

Nr. 4: C. Walther, Bomlitz (Flußname).

F. Schultz u. C. W., Symbolische Anwendung des Kusses (die Rute küssen).

E. Kück, Zum Bericht über die Jahresversammlung (Frauentracht usw. Berichtigung).

H. Brandes, Jegen den dot en is nen schilt.

R. Sprenger, Redensarten von der Katze.

C. Walther, Prophetentanz.

Ders., Gottes Klage über die undankbare Welt (Verse 1593).

Rabe, Allerlei Ekelnamen aus Hamburg.

R. Sprenger, Zum Mittelniederd. Wörterbuch.

Nr. 5: K. Koppmann, Federproben in Büchern des Niedergerichts zu Rostock (Denksprüche).

C. Borchling, Bomlitz.

O. Schütte, Dôkmaget (= Hure; trägt ein Tuch über dem Haar).

Müller, Wat seggst nu, Flesch? (Redensart.)

Kohn u. Sprenger, Weihnachtsgebrauch.

R. Sprenger, Symbolische Anwendung des Kusses.

Nr. 6: E. Schröder, Zu den niederdeutschen Münznamen.

Sprenger, Prellen (Fuchsprellen).

Ders., Die Fladderscheibe (an der Vogelstange). — Zum Volkshumor. — Hillebille.

Rabe, Hamburger Oekelnamen.

C. Walther, Drei mittelniederländische Sprüche.

---

9. Vermischte philologische und sprachwissenschaftliche Zeitschriften.

Bearbeitet von A. Strack, Gießen.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 5. Jahrg. Bd. IX u. X [1]).

1. Heft 1. Abt.: P. Wendland, Christentum und Hellenismus in ihren literarischen Beziehungen.

E. Sievers, Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung [2]): Versuch, die jedem Stück Dichtung anhängenden melodischen Eigenschaften zu erfassen und als Mittel der Kritik zu benutzen (z. B. bei Gottfried von Straßburg hohe, bei Hartmann von Aue tiefe Tonlage). Es handelt sich um Beobachtungen, die, wenn sie sich bewahrheiten, von größter Bedeutung auch für die Volksdichtung und ihr Verhältnis zur Kunstdichtung sind. Es wird allerdings nötig sein, die Versmelodien musikalisch exakter zu erfassen und zu charakterisieren, als dies in den von S. angeführten Beispielen geschehen ist.

2. Abt.: E. Reichardt, Vaterlandsliebe, Nationalgefühl und Patriotismus.

Anzeigen und Mitteilungen: R. Müller, Analogon im altgriechischen und altgermanischen Epos (Homer, Edda und Beowulf).

3. Heft 1. Abt.:

Kleine Mitteilungen: P. Scholz, Graf Eberhard der Rauschebart (Erklärung des Beinamens). — J. Ilberg, Die Büchse der Pandora (Goethe und Hesiod).

4. Heft 1. Abt.: A. Bauer, Neue Bücher zur griechischen Geschichte: E. Meyers Forschungen z. a. Gesch. II u. desselben Gesch. d. Altertums III, 1. H. (S. 233 Geschichte von dem Bauernmädchen Phye, die als Athena verkleidet auf einem Wagen Peisistratos zurückführt); K. Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit I u. II, 1 (Verhältnis des Individuums zur Gemeinschaft).

W. Golther, Wilhelm Hertz. Ein Gedenkwort. (Mit einem Verzeichnis seiner Schriften.)

2. Abt.: M. Wiesenthal, Über das Nationalbewußtsein unserer humanistischen Poeten und klassischen Dichter.

---

[1]) Vgl. oben S. 79* f.

[2]) Dieser Rektoratsrede hätte bereits oben Bd. I, S. 264 gedacht werden sollen, da sie auch in den Annalen der Naturphilosophie I S. 76 erschienen ist.

5. Heft 1. Abt.: G. Roloff, Die Umwandlung des fränkischen Heeres von Chlodwig bis Karl dem Großen.

Anzeigen und Mitteilungen: O. Seeck, Der Hildesheimer Silberfund.

6. u. 7. Heft 1. Abt: G. Thiele, Die Anfänge der griechischen Komödie: Die Verbindung der Komik mit den Kultfeiern nur lose, die komischen Aufführungen sekundäre Begleiterscheinungen. Zeugnisse des Sosibios von Lakedaimon und des Semos von Delos bei Athenaios. Deikelisten und Phlyaken. Figurentheater? Aisopos — Eulenspiegel. Sizilische Komödie. Attische Komödie. Anfänge des attischen Dramas (τραγῳδία). Erhöhte Bühne.

H. Lucas, Die Knabenstatue von Subiaco: Der Hirt Ganymedes, der vor dem Adler des Zeus flüchtet. Datierung.

S. Reiter, August Böckh.

O. Ladendorf, Deutsche Handwerkspoesie: Darstellung auf Grund von O. Schades Handwerksliedern mit Heranziehung Hans Sachsens. Zunftgebräuche und Wanderlieder. Abschiedslieder. Kameradschaft. Herberge. Zunft- oder Preislieder. Ursprung des Handwerks. Erzählende Lieder. Spottlieder. Der Schneider. Zech- und Schlemmerlieder.

Anzeigen und Mitteilungen: H. Ouvré, les formes littéraires de la pensée grecque, Paris, 1902, bespr. v. J. Ilberg (Mythus, Ursprung der Poesie). — Brunn-Bruckmann, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, fortges. v. P. Arndt, Lief. CVI—CIX, Nr. 526—545, bespr. v. E. Petersen. — J. Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwesens und der Hexenverfolgung im MA., bespr. von J. Kaufmann. — A. Rippenberg, Die Sage vom Herzog von Luxemburg, bespr. v. J. Kaufmann.

2. Abt.: G. Siefert, Zwerge und Riesen. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und ihre Behandlung in der Schule: Übersicht über die Prinzipien der Mythenforschung. Die Arbeit selbst will das wichtigste Material über Zwerge und Riesen aus den deutschen Volksüberlieferungen zusammenstellen, zieht aber auch volkstümliche Kunstdichtungen und außerdeutsche Überlieferungen heran. Kap. I. Die Zwerge: Namen. Äußeres (Größe, Aussehen, Kleidung). Wohnung (u. a. Alraunen). Lebensweise, Beschäftigung (u. a. Klabautermann).

8. Heft 2. Abt.: G. Siefert, Zwerge und Riesen usw. (Forts.). Verhältnis zu den Menschen (u. a. Traumkobolde, Alps). Eigenschaften.

9. Heft 1. Abt.: F. Koepp, Harmodios und Aristogeiton: Die griechische volkstümliche Legende: Skolien (von Wilamowitz und Reitzenstein abweichende Auffassung der Skoliensammlung in 15 B. des Athenaios); monumentale und literarische Überlieferung.

2. Abt.: G. Siefert, Zwerge und Riesen (Schluß): Kap. II. Die Riesen. Namen. Äußeres (u. a. Versteinerungssagen). Wohnort. Lebensweise. Beschäftigung. Verhältnis zu den Menschen (u. a. Menschenfresser, Rübezahl). Eigenschaften. Vergleichung von Riesen und Zwergen. Hilfsmittel und Quellen.

E. Gerland, Kreta. Ein Überblick über die neueren wissenschaftlichen Arbeiten auf der Insel (u. a. die Ausgrabungen).

Anzeigen und Mitteilungen: M. Ruhland, Die Eleusinischen Göttinnen. Entwickelung ihrer Typen in der attischen Plastik, bespr. v. P. Wolters. — J. I(lberg), „Wo das Eisen wächst" (Juppiter Dolichenus).

2. Abt.: O. Immisch, Erwin Rohde.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Bd. 109.

1. u. 2. Heft: E. Bleich, Die Märchen des Musäus vornehmlich nach Stoffen und Motiven. III (Schluß): „Melechsala" (Graf v. Gleichen; Heinrichs des Löwen Luftreise; das Rosenwunder der h. Elisabeth). „Rolands Knappen". „Stumme Liebe." „Der geraubte Schleier." „Der Schatzgräber." „Liebestreue" (Matrone von Ephesus). „Die Entführung."

B. Fehr, Die Lieder der Hdschr. Sloane 2593: Abdruck der 75 Lieder; Mitte des 15. Jhdt.; meist geistlich, aber volksmäßig. Formelhafte Elemente.

F. Liebermann, Die Abfassungszeit von „Rectitudines singularum personarum" und ags. aferian.

3. u. 4. Heft: A. L. Stiefel, Zu den Quellen des „Esopus" von B. Waldis.

L. Wiener, Die Geschichte des Wortes „Zigeuner"; auch das Volk wird bis in das frühe MA. zurückverfolgt.

Kleine Mitteilungen: F. Liebermann, Spielleute u. Narren im 14./15. Jhdt. (aus Leicester).

Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen. Bd. 26 H. 4.

A. Fick, Asklepios und die Heilschlange: A. ursprünglich die göttlich verehrte Pareiasschlange. Die Schlange als Heildämon (Erzählung bei Apollodor von dem Tod und der wunderbaren Wiederbelebung von Minos' Sohn Glaukos; Grimms Märchen Nr. 16 von den 3 Schlangenblättern). S. 314 Antikes Kinderspiel: χαλκῆ μυῖα (= it. mosca cieca, blinde Kuh).

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Bd. 38.

1. Heft: P. Kretschmar, Die Inschriften von Ornavasso und die ligurische Sprache.

P. Kretschmar, Etymologien: 2. Mavors, Mars, Mamers (= der mit Macht Wendende).

2. Heft: Scheftelowitz, Die Sprache der Kossäer (indogermanisch).

4. Heft: F. Solmsen, Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache. 8. Noch einmal Mavors, Mars.

E. V. Arnold, Rigveda VII, 18.

Indogermanische Forschungen. Bd. XIII [1]).

3. u. 4. Heft: A. Leskien, Schallnachahmungen und Schallverba im Litauischen.

Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde. Bd. XIII.

1. Heft: R. L. Garner, Die Sprache der Affen. Übers. u. hrsg. v. W. Marschall. Leipzig 1900; bespr. v. K. M. Meyer.

L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. II. Bd.² Stuttg. 1899; bespr. v. Reckendorf.

O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Straßburg 1901; bespr. v. H. Hirt: tadelt das überwiegende Heranziehen der Sprache.

---

[1]) 1. u. 2. H. s. „Blätter" I, 264.

Einzelnes: Ackerbau bei den Indogermanen; Zeugnisse für den Ackerbau der Frauen; Stellung der Frau. Fischfang der Indogermanen? Der Aal den Indog. bekannt.

J. Dahlmann, Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde. Köln 1899; bespr. v. W. Fey.

M. W. de Visser, De Graecorum diis non referentibus speciem humanam, Lugduni-Batavorum 1900; bespr. v. E. H. Meyer.

H. M. Chadwick, The cult of Othin. An essay in the ancient religion of the north. London 1899; bespr. v. H. Hirt.

2. u. 3. Heft: Bibliographie des Jahres 1900.

Revue Celtique. Vol. XXIII [1]).

No. 3: H. d'Arbois de Jubainville, Encore un mot sur le „Barzas Breiz": zeigt an einzelnen Beispielen die völlige Unzuverlässigkeit der bretonischen Volksliedersammlung von La Villemarqué.

Whitley Stokes, On the deaths of some irish heroes: Verse des Cinaeth húa hArtacáin (10. Jhdt.).

J. Loth, La version galloise des Sept Sages de Rome et le „Mabinogi" de „Kulhwch et Olwen".

No. 4: C. Jullian, Du patriotisme gaulois.

Whitley Stokes, The death of Muirchertach Mac Erca: Ausgabe der alten, auch volkskundlich interessanten Erzählung von der Rache, die Muirchartachs Geliebte an ihm nimmt.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. 53. Jahrg.

S. 577 ff.: E. Kraus, Die alte böhmische Sage und Geschichte in der deutschen Literatur.

---

10. Akademieberichte.

Bearbeitet von L. Dietrich, Gießen.

Rendiconti della R. Accademia dei Lincei. Ser. V. Vol. XI.

Fasc. 3—4: A. Restori, Il cancionero classense 263: Eine Sammlung von 283 spanischen Gedichten, darunter Romanzen (im Volkston) und volkstümliche kurze Lieder (coplas). Der Codex stammt aus Pisa und befindet sich seit 1712 in der Biblioteca classense in Ravenna. Geschrieben wurde er 1589 in Madrid von Alfonso Navaretti. Nur ein Teil der Dichter ist von R. ermittelt. Die Anfänge der Gedichte sind mit kurzen Bemerkungen abgedruckt.

Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München. Jahrg. 1902.

Heft III. F. Muncker, Die Gralssage bei einigen Dichtern der neueren deutschen Literatur: Seit dem 16. Jahrh. wurde die Gr. nicht mehr dargestellt.

---

[1]) Nr. 1 u. 2 s. „Blätter" I, 264.

Bodmers Nachbildung der hauptsächlichen Ereignisse von Wolframs „Parcival". Von der zeitgenössischen Kritik und den Dichtern kaum beachtet. Das Interesse erwacht im 19. Jahrh.: Aug. Wilh. Schlegel, F. F. Hofstäter, K. Lachmann, Immermanns „Merlin", Richard Wagners „Parsifal".

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. 145. Bd.

IV: C. Wessely, Die Stadt Arsinoë (Krokodilopolis) in griechischer Zeit: Die Straße Apollonia Parembole zur Zeit Vespasians (nach den drei Zensusrollen des Herakleides). Liste der Hausbesitzer. Miet-, Besitz- und Wohnungsverhältnisse. Nationalität. Die Verhältnisse in den verschiedenen Stadtteilen nach den Akten der Volkszählung vom Jahre 187/8 n. Chr. und dem übrigen Material. Die Straßennamen in römischer und byzantinischer Zeit. Gewerbe. Rückgang in der Vorherrschaft des griechischen Elements parallel mit der Vernichtung des Heidentums. Kirchen, Klöster, Wohlfahrtseinrichtungen.

VI: A. E. Schönbach, Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters. 5. Teil: 1. Die Geschichte des Rudolf von Schlüsselberg: S. vermutet, es habe einst in Franken eine Sage gegeben, daß ein Herr von Schlüsselberg in einem Kampf mit Heiden sich ausgezeichnet und einen Riesen im Zweikampf überwunden habe. Diese Sage habe der Autor mit der orientalischen Sage von der untreuen Frau verbunden, wodurch verschiedene Änderungen und Erfindungen nötig geworden seien. — Abfassung im Cursus S. 25. Berührung mit der Albanuslegende des Transmundus S. 28. Aussatz und Ehe S. 39 u. 58. Erzählung von der Kirche zu Gößweinstein S. 52. 2. Zur Legende vom italienischen Herzog im Paradiese: Gibt eine Vergleichung des Wiener Textes mit dem Posner, ohne im Einzelnen die Varianten kritisch zu erörtern. 3. Legende von König Karlmann: Text der Wiener Handschrift. 4. Die zweite Reuner Relation: Die Kollation des Wiener Textes. S. 77 zur Erzählung vom Dämon auf dem Halse des Mörders. 5. Nachträge zur Legende vom Erzbischof Udo von Magdeburg: Text der Erzählungen des Lambert von Hersfeld und des Bernold von Konstanz über den Tod des Bischofs Heinrich von Speyer z. J. 1075. S. nimmt jetzt wirklich an, daß die Hartwigvision die Verkürzung und Milderung einer Volkslegende darstellt. Nur hat diese Überlieferung ursprünglich nicht Hartwig von Magdeburg, sondern dem vorher gestorbenen Bischof von Speyer gegolten, ist von da auf den Magdeburger Erzbischof übertragen worden, um dann später nochmals in vollerer Gestalt als Udolegende zum Vorschein zu kommen. — S. 83 ff. zahlreiche Zeugnisse für die Anschauung der Zeit, daß ein plötzlicher Tod ohne kirchliche Kommunion, zuweilen von wunderbaren Umständen und Visionen begleitet, als ein göttliches Strafgericht aufzufassen sei.

VIII: J. Kelle, Untersuchungen über das Speculum ecclesiae des Honorius und die Libri deflorationum des Abtes Werner: K. ergänzt das im Rheinauer Codex Fehlende aus drei Münchener Handschriften. (Kirchweihpredigten). Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Deflorationes nicht einen Abt Werner von St. Blasien zum Verfasser haben, daß sie vielmehr mit dem Speculum ecclesiae identisch sind. Da in diesem Speculum ecclesiae Hugo von St. Victor

benutzt ist, so kann es nicht von einem Honorius verfaßt sein, der Scholasticus von Autun war, sondern muß von einem späteren Honorius herrühren.

IX: A. E. Schönbach, Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtwerke. 2. Stück: Walther von der Vogelweide: S. hat zu einer Reihe von Stellen Walthers Parallelen und Erklärungen vornehmlich aus der religiösen Literatur gesammelt: Der klôsenaere; die Kirchenmeister; nagel (= Gewürznelke; in heutigen Mundarten: Nägelchen); niedere Minne; die Beurteilung körperlicher Schönheit im Mittelalter; Stellung der Frau in Deutschland; Klosterleben; Siegel- und Briefwesen; das Singen der Deutschen. Mitteilungen aus der Rhetorica antiqua des Buoncompagno: Leichenwaschung; Bestattungsgebräuche; Begräbnis; Totenzauber; Grabschmuck. (Übersicht des Inhalts S. 92.)

---

11. Verschiedene Zeitschriften.

Bearbeitet von A. Strack und L. Dietrich, Gießen [1]).

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie. XXVI. N. F. I. [2]).

4. Heft: H. Götz, War Herder ein Vorgänger Darwins? Die Frage wird entschieden mit Nein beantwortet, wenn auch zugegeben wird, daß sich zahlreiche Berührungspunkte zwischen beiden zeigen (Polemik gegen F. v. Bärenbachs 1877 erschienene Schrift über den Gegenstand).

S. R. Steinmetz, Die Bedeutung der Ethnologie für die Soziologie. 1. Gebiet und Aufgaben der Soziologie. 2. Bedeutung der Ethnologie, abgesehen von jeder Evolution. 3. Die Analogie zwischen unseren Vorfahren und den heutigen Naturvölkern. 4. Stellung der Naturvölker. „Wir müssen schließen, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach einige kulturlose Völker gibt, die in allem Wesentlichen mit irgend einer Phase eines Kulturvolkes übereinstimmen; viel häufiger noch wird ein Naturvolk in einer mehr oder weniger großen Zahl von Zügen diese Übereinstimmung aufzeigen. Es ist aber auch wohl möglich, daß einige kulturlose Völker durch sehr abweichende Anlage und Schicksal bloß in Wenigem oder gar nicht als typisch gelten können, daß sie z. B. durch allgemeine Verkümmerung fast in jeder Beziehung als Ausnahmen gelten müssen. Aber sogar das schließt nicht aus, daß gerade ein solches Volk irgend einen Rest aus uralter Zeit und für die übrige Menschheit ganz verschwundenen Umständen beibehalten haben kann." Deshalb umfassende Induktion nötig. 5. Besondere Vorzüge der Ethnologie.

I. Besprechungen: H. Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, 2. Hälfte (1902); bespr. von A. Vierkandt. II. Philosophische Zeitschriften. III. Bibliographie.

Zeitschrift für Sozialwissenschaft. V. Jahrg. [3]).

Heft 6—12: S. 749 Miszelle: Zur Geschichte der Namengebung (Geschlechtsnamen). Daten aus einer Rektoratsrede von G. Cohn.

---

[1]) Von L. Dietrich: die Deutsche Rundschau und die Allgemeine Zeitung.

[2]) Heft 1—3 siehe „Blätter" I, 268 f.

[3]) Heft 1—5 siehe „Blätter" I, 267 f.

S. 800 ff. Vierkandt, Amerikanische Rassefragen: Bericht über Vorträge, die auf der 5. Jahresversammlung der amerikanischen Akademie für Politik und Gesellschaftswissenschaft gehalten wurden (die Negerbevölkerung des Südens und die Bevölkerung Westindiens).

Miscellen: S. 819. Geistiger Tiefstand des russischen Bauers (nach einem Vortrag von Gravelius): Ursprung der Flüsse, des Regens, Gewitters, Neumonds im Glauben der Bauern Mittelrußlands. — S. 825: Periodizität der Mode: aus einem Bericht der Wiener Handelskammer von 1901.

S. 847 ff. P. Frauenstädt, Aus der Geschichte der Zünfte: I. Der Hund und die Zünfte: behandelt auf Grund des im Breslauer Stadtarchiv vorhandenen Materials den seit dem Beginn des 16. Jhdts. nachgewiesenen Brauch Zunftgenossen, die einen Hund getötet hatten, wegen Unehrlichkeit aus der Zunft auszustoßen. Mischung von Hoch- und Geringschätzung des Hundes in der rechtsgeschichtlichen Literatur des Mittelalters. Darin keine Spur jenes Brauches. Er wird auf die seit dem Eindringen des römischen Rechts aufkommende Anschauung von der Unehrlichkeit des Scharfrichters zurückgeführt, dessen Aufgabe auch das Töten herrenloser Hunde war; ein Eingriff in diese unehrliche Hantierung machte, wie jede Berührung mit dem Scharfrichter und seinen Gehilfen, unehrlich.

S. 917 ff. J. Lippert, Über den Ursprung des Adels im Zusammenhang mit der ursprünglichen Familienverfassung: die slavische Hauskommunion und die Sippendörfer (in Böhmen) älter als die genossenschaftlichen Dörfer der Germanen. Ableitung des Adels und seiner Würden und Vorrechte aus der ehemaligen Vorstandschaft der Hauskommunion.

S. 939 ff. P. Frauenstädt, Aus der Geschichte der Zünfte. II. Die Verrufungen: wie der 1. Aufsatz auf Grund Breslauer Materials des 16. u. 17. Jhdts. Die Ehelichkeitsfrage. Anrüchige Berufsstände (Schäfer). Auch auf die Frauen wurde die Sorge für „Reinhaltung der Zünfte" ausgedehnt. Vorehelicher Geschlechtsverkehr und Ehebruch rücksichtslos geahndet. Scharfrichter und Abdecker unehrlich. Auch Rats- und Gerichtsdiener vielfach für unehrlich gehalten.

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. 23. Bd. Germanistische Abteilung.

E. Mayer, Zu den germanischen Königswahlen (die Einleitung handelt überhaupt von dem Verhältnis der Minderheit zur Mehrheit im altgermanischen Rechtsbrauch).

K. Zeumer, Studien zu den Reichsgesetzen des 13. Jhdts. II. Pfalbürger: Begriffsbestimmung und Etymologie. III. Straßenzwang und Straßenregal.

A. Arndt, Noch einmal der Sachsenspiegel und das Bergregal.

P. Vinogradoff, Wergeld und Stand. I. Die Münzverhältnisse. II. Die Ständegliederung.

H. Brunner, Ständerechtliche Probleme. I. Die Kirche und die Stellung der Unehelichen in der Zeit der Volksrechte. II. Die Fremden. III. Der Eid der Freigelassenen. IV. Die Magsühne. V. Capitulare Saxonicum c. 8. VI. Bedeutung und Umdeutung von ingenuus.

Miscelle: Th. Mottloch, Traktat über das eheliche Güterrecht in Österreich ob der Enns.

Literatur: R. His, Das Strafrecht der Friesen im Mittelalter, bespr. von H. Schreuer.

Ravensberger Blätter für Geschichts-, Volks- und Heimatskunde. 2. Jahrg.

Nr. 1: Hirsch, Einige Denkwürdigkeiten im Amtsbezirke Versmold. 1. Die Betglocke zu Österweg: Eine Glocke aus dem Jahre 1519 zu Ehren der hl. Anna gestiftet zum Schutze gegen das St. Antonsfeuer (Rotlauf), wie vermutet wird. Unklare lateinische Inschrift.

P. S., Die Ravensberger Senne früher und jetzt. 1. Einleitung. 2. Bodenbeschaffenheit und Bewirtschaftung. 3, Charakter der Bewohner und Erwerbsverhältnisse.

Nr. 2: Hirsch, Einige Denkwürdigkeiten rc. 2. Das Wohnhaus des vormaligen Vogts Besserer (1683, mit Inschrift). Nachträgliche Notiz zur Österweger Betglocke.

P. S., Die Ravensberger Senne früher und jetzt. 4. Wohnungen und Lebensweise. Hausinschriften. Spinnabende.

Nr. 3: Hirsch, Einige Denkwürdigkeiten rc. 3. Die alte, große Buche zu Stockheim.

A. Schmidt, Der Wittekindstein (Hausmarken). Die Ausgrabungen von Haltern (Aliso).

P. P., Die Ravensberger Senne. 5. Verlobungen, Hochzeiten und Dönten: Spruch des Hochzeitsbitters. Dönte = Feier bei Errichtung eines Hauses (1833 die letzte).

M. Schrader, Die „Tehr" oder „Garnbringerei": Tehr = Sendung von Lebensmitteln an den bei den Soldaten dienenden armen Heuerlingssohn. Garnbringerei = Geschenk von Garn, Leinwand u. dgl. an den vom Militär Zurückkehrenden.

Nr. 4: A. Schmidt, Bronzecelt-Funde in der Umgegend von Vlotho.

P. S., Die Ravensberger Senne. 5. Altertümer in der Senne. 6. Politische Zugehörigkeit, kirchliche und Schulverhältnisse. 7. Politik in der Senne. Schluß.

Jellinghaus, Ravensberger Volksüberlieferungen; Kinderreime, Rätsel, Spielreime, Lieder.

A. Kaiser, Ländliche Brautwerbung.

Nr. 5: H. Tümpel, Ein Ausflug in die Senne (Grabsteine).

Höcker u. Wilbrand, Grabfunde bei Borgholzhausen.

W. Engels, Über die römischen Münzen der Sparenberg-Sammlung.

Nr. 6: Heinz Potthoff, Die Einführung der mechanischen Flachsspinnereien in Bielefeld.

Jellinghaus, Ravensberger Volksüberlieferungen: Lösung eines Rätselmärchens.

Wellgott, Sagen aus der Umgegend von Vlotho.

Nr. 7/8: W. Engels, Über die römischen Münzen der Sparenberg-Sammlung II.

Wilbrand, Über Direktor C. Schuchhardts Forschungen in Niedersachsen (Vorgeschichtliche Befestigungen).

Wilbrand, Die Hünenburg bei Bielefeld und der Hof des Meiers zu Borgsen.

Wilbrand, Das Relief an den Externsteinen.

Wilbrand, Über sog. „Burgen" auf Bauernhöfen.

A. Kaiser, Volkstümliche Witterungskunde.

Nr. 9: Tpl., Ein „Bädeker" vor 200 Jahren: Einzelne Mitteilungen aus einem 1708 zu Hamburg erschienenen „Antiquarius", einer Sammlung historischer und geographischer Merkwürdigkeiten (Charakteristik der Nationen, die Namen der Biere u. dgl.).

A. Kaiser, Das Richtfest.

Nr. 10: Wilbrand, Die Hünengräber bei Osnabrück.

Steinbach, Die römischen Ausgrabungen bei Haltern 1902.

F. Landwehr, Der Teufelsstein bei Döldissen.

A. Schmidt, Alte Familienmarken auf dem Rotthofe bei Vlotho.

G. Landwehr, Familiennamen in der Grafschaft Rietberg.

Nr. 11: Th. Weddigen, Zimmerspruch.

Nr. 12: Fr. Völker, Ein Weihnachtslied.

Th. Weddigen, Zimmerspruch (Schluß).

Gemeinnützige Blätter für Hessen und Nassau 1902.

Nr. 3: Ko.: Der Altenburger Markt (uralt).

Nr. 4: Ko., Der Reichsforst Dreieich.

Nr. 5: Der Reichsforst Dreieich (Schluß). („Andreashafer").

Buxbaum, Der Handkäs sonst und jetzt.

Nr. 7: Buxbaum, Vor 50 Jahren: Die frühere Lebenshaltung der Bauern.

Kleinere Mitteilungen: Der Reichsforst Dreieich: Die alte Gerichtsstätte in Langen.

Nr. 8: Buxbaum, Vom Kienspan zum elektrischen Licht: Beleuchtung in früheren Zeiten.

Nr. 9: Aus der guten alten Zeit. Eine Sanitätsmaßregel im Jahre 1732: Bewährte Hülffs-Mittel wider die bey Anfang dieses 1732. Jahres einreissende Viehe-Seuche (ohne Quelle).

Nr. 10: Die Allmenden in Heppenheim.

Nr. 11: M. May, Eine alte Gesellschaft, die mit der Zeit ging (die Pfälzer Glasträgergesellschaft).

Aus der guten alten Zeit: Zu der Sanitätsmaßregel aus dem Jahre 1732.

Deutsche Rundschau. 28. Jahrg.

Heft 1: M. v. Brandt, Zur japanischen Kunst und Literatur: Besprechung: Netto und Wagner, Japanischer Humor. Leipzig 1901: Br. gibt die Fabel vom Affen und der Qualle in der Fassung wieder, wie er sie selbst hat erzählen hören, und weist darauf hin, daß die Suaheli an der Ostküste von Afrika dieselbe Fabel kennen, nur daß bei ihnen an die Stelle der Qualle der Haifisch getreten ist.

Heft 3 u. 4: H. Oldenberg, Die Literatur des alten Indien. III. Die beiden Epen und Manu's Gesetze.

Heft 11 u. 12: Aus Tunesien. Briefe von G. Wilmanns. (1873—74.) Mit Einleitung und Schlußwort von C. Bardt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1902.

Nr. 4: R. Pischel, Die Echtheit der Buddhareliquien: P. berichtet über die Fälschungen A. Führers im „Annual Progress Report" 1898, die Entdeckungen Mukherjis und die von Wm. C. Peppé gemachten und im „Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland" 1898, S. 573 ff. beschriebenen Funde. Er schließt sich der Meinung von Rhys Davids an, daß der Stupa von Piprava der alte Reliquienhügel der Sakyas (des Geschlechts des Buddha) ist und daß die in den Urnen gefundenen Knochenreste wirklich von Buddha herrühren.

C. C. Dukmeyer, geb. v. Kienitz, Ein Ramasan in Samarkand: Schildert das nächtliche Leben in den Bazarstraßen und den Teehäusern und eine Vorstellung in dem Puppentheater. Die Medresse (theolog. Hochschule).

Nr. 8: C. Mehlis, Noch einmal: „Walahstede": Berichtigt eine Reihe von Unrichtigkeiten, die ein in Nr. 294 (1901) von E. Heuser veröffentlichter Aufsatz über M.'s Schrift „Walahstede" enthält. (Ausgrabungen in der Pfalz).

Nr. 13: B. Kahle, Fabeleien über Norwegen und Island: Verweist I. besonders auf Thoroddsen „Geschichte der isländischen Geographie" (übersetzt von A. Gebhardt, Leipzig 1897/98), von dem weitverbreitete falsche Vorstellungen über Island und seine Bewohner richtiggestellt werden, und wendet sich II. gegen A. Svoboda's Aufsatz „Christentum und Gesittung" (Das freie Wort, I, 17), der sich hauptsächlich mit norwegisch-isländischen Verhältnissen beschäftige.

Nr. 15: A. Wünsche, Die Spottlieder in der hebräischen Poesie.

Nr. 16: A. Rumpelt, Sicilianische Landwirtschaft.

Nr. 20: F. Köhler, Streifzüge durch japanisches Religionsleben: Strohkränze und Tiere aus Ton als Opfer für einen Gott. Göttlichkeit des Mikado. Sekten: Die Shintoisten. Tanz der Priesterinnen. Das „heilige Pferd".

Nr. 21: G. Hoennicke, Der Scientismus.

F. Dukmeyer, Ein Mohammedaner über seine Wallfahrt nach Mekka.

Nr. 22: S. Rothschild, Das Archiv der jüdischen Gemeinde von Worms. (Enthält Bücher über religiöse Gebräuche.)

Nr. 31: R. Kautzsch, Pestblätter des 15. Jahrhunderts. (Nach P. Heitz „P. d. 15. J." Straßburg 1901).

Nr. 40 u. 41: J. Strzygowski, Hellas in des Orients Umarmung. (Gegen A. Riegl, Die spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn. Wien 1901.)

Nr. 43: A. F., Gebetskuren. (In medizinischer Beleuchtung.)

A. Beneke, Ein verschwindendes Volkstum: Das Gälische in Schottland.

Nr. 46 u. 47: L. v. Schroeder, Indische Renaissance: Die Ergebnisse der Forschung und ihr Eindringen in das europäische Publikum.

Nr. 48: A. Mayr, Die Frühgeschichte Sardiniens: Nuraghen (Steintürme, Gräber), Felsengräber, Gigantengräber, Bronzen, Tongefäße. (Nach **G. Pinza, Monumenti primitivi della Sardegna**; in den **Monumenti antichi della r. Accademia dei Lincei, Vol. XI. 1901.**)

Nr. 49: A. Rumpelt, In sizilianischen Städten.

Nr. 52 u. 53: W. Bruhns, Die afrikanischen Zwergvölker. 1. die östlichen, 2. die westlichen Z. (Literaturangabe).

Nr. 55: P. Horn, Der dumme Tod im Sâvitrî-Liede: Ursprünglich eine Volkssage, in welcher der dumme Tod um sein Opfer betrogen ward.

Nr. 58—60: H. Meyer-Benfey, Die Sprache der Buren.

Nr. 60: A. Rumpelt, Die Mafia. (Geheimbund in Sizilien).

Nr. 61: C. C. Dukmeyer, geb. v. Kienitz, Vom Kaspi-Meere bis Taschkent.

Nr. 72: C. Voretzsch, Unsere Soldatenlieder. I. u. II: Stoffe, Veränderungen in Text und Melodie.

Nr. 73: Chr. Jensen, Osterbräuche in Schleswig-Holstein.

C. Voretzsch, Unsere Soldatenlieder. III. (Schluß): Ästhetischer Wert.

Nr. 82: C. C. Dukmeyer, geb. v. Kienitz, Völkerstimmen aus Turkestan.

Nr. 84: F. Dahn, Ein falscher Brief Justinians an Narses von a. 565: Das Schriftstück ist als Beweis für noch späte Verstärkung des romanischen Elements im rhätischen Gebirgsland verwendet worden.

Nr. 89: J. Burghold, Buchstabenverdoppelung bei Wortabkürzungen: Will zu einer genauen Untersuchung der in der Bilderschrift auftretenden Verdoppelungen anregen.

Nr. 92: L. Zapf, Auf alten Spuren im Fichtelgebirge: Älteste Spuren der Besiedelung. Germanen (Ortsnamen). Slaven (Orts- und Bachnamen). Die wendische Wallstelle auf dem Waldstein.

Nr. 93 u. 94: A. Riegl, Spätrömisch oder orientalisch? (Gegen Strzygowskis Aufsatz in Nr. 40.)

Nr. 94: R. Haupt, Die Ruinen der Klosterkirche zu Witsköl und die Anfänge des Backsteinbaus. (Zu **J. B. Löffler, Ruinerne af Vitsköl Klosterkirke.** Kopenhagen 1900.)

Nr. 97: E. Verdrow, Zur Loewe-Literatur und zur Wiederbelebung des Balladengesanges I. u. II.

Grävell, Arcachon. (Am biskayischen Meerbusen): Bemerkungen über die Eingeborenen: Harzsammler (**résiniers**).

C. Mehlis, Zur Kritik der „Vorgeschichtlichen Funde in der fränkischen Schweiz": Betrifft einen Aufsatz von Gräßel in Nr. 176 (1901).

Nr. 98: E. Verdrow, Zur Loewe-Literatur und zur Wiederbelebung des Balladengesanges (Schluß).

Nr. 101: E. Mayer, Der Malefizschenk: Graf Franz Ludwig von Castell, der gegen Ende des 18. Jahrh. Oberschwaben von Bettlern und Gaunern reinigte.

Nr. 102 u. 103: M. Winternitz, Das Schicksal im Glauben und Denken der Inder.

Nr. 104 u. 105: R. Braungart, Die letzten Spuren urältesten Ackerbaues im Alpenlande.

Nr. 108: H. Arnold, Eine Bemerkung zu „Die letzten Spuren urältesten Ackerbaues im Alpenlande". Vgl. Nr. 104.

Nr. 110: R. F. Kaindl, Die Majki — Nauki, Waldfräulein der Bojken und Huzulen. Ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde: Die Majki der Bojken (Galizien) seien mit den Vilen der Südslaven gleichen Wesens und gehören zur großen Gruppe der Waldgeister der germanischen und romanischen Völker. Die Nauki der Huzulen seien mit den Majki identisch; auch der Name sei derselbe.

Nr. 112: O. Stiehl, Die Anfänge des nordischen Backsteinbaues und die Ruinen der Klosterkirche zu Witsköl. (Vgl. Nr. 94.)

Nr. 114: G. Schönermark, Die Grenze des Einflusses morgenländischer Kunst auf die christliche. (Vgl. Nr. 40 u. 41.)

Nr. 115: Bruhns, Die südafrikanischen Buschmänner: Auf Grund der Darstellungen des 18. Jahrh. und von Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas; ferner Th. Hahn, Die Buschmänner in Südafrika (Globus XVIII). Voraus geht ein historischer Bericht über unsere Kenntnis der Buschmänner.

Nr. 119: R. Petsch, Rätoromanische Volksmärchen. Nach der Ausgabe (mit Übersetzung) von Bundi und den Annalas der rätorom. Gesellschaft. Bd. 16 (1901): Das Wildmännle. Die drei Hunde. Die drei Zauberinnen. Bär und Fuchs. Der Drache in der Mühle. (Vergleichende Darstellung.)

Nr. 120 u. 121: Fr. Hirth, Die chinesische Sprache in Wort und Schrift: Wendet sich gegen einen Aufsatz von A. Erbstein im „Tag" (15.3.1902).

Nr. 125: H. Handke, Über Stil und Geschichte des Teppichs. (Im Anschluß an Bode, Altpersische Knüpfteppiche, 1892).

Nr. 127: W. v. Scholz, Der Meister von Palmyra und Ahasver: Die Ahasver-Idee und die Seelenwanderung.

Nr. 130: A. Mayr, Die Wiederentdeckung des punischen Karthago: Gräber. Phönizisch-ägyptische Bestattungsgebräuche. Götterkult.

Nr. 135: H. Urtel, Die Hugenottensprache in Friedrichsdorf.

Nr. 144: W. v. Bissing, Die deutschen Ausgrabungen in Babylon (Nach einem Vortrag von Lindl): Der Palast Nebukadnezars.

Nr. 146: R. Haupt, Die Kirche zu Oldenburg in Wagrien und die Anfänge des Backsteinbaues.

Nr. 151: J. Wilbrand, Die deutschen Stämme an der Lippe zu den Zeiten des Drusus und des Germanicus: Tiefgreifende Verschiebungen wenige Jahre nach dem Tod des Drusus. (Sugambrer, Usipeten, Tenkterer, Tubanten, Chamaven, Brukterer, Marsen.)

Nr. 153 u. 154: H. Frhr. v. Tautphoeus, Die Niederlassung der Franzosen auf Martinique: Gründung und Geschichte der Niederlassung mit Bemerkungen über Rasse, Charakter und Sitten der Eingeborenen im 17. Jahrh., besonders auf Grund von Rocheforts Beschreibung der Antillen-Inseln, Frankfurt 1668.

Nr. 159: F. Dahn, Die Griechen Homers und die Germanen des Tacitus. (Zu R. Petersdorff, Germanen und Griechen. Übereinstimmungen in ihrer ältesten Kultur im Anschluß an die Germania des Tacitus. Wiesbaden 1902.) Vor-Metallzeit und Metallzeit, Krieg, Tauschhandel, Götterglaube, Tagesrechnung, Jahreseinteilung, Recht und Staat, Eheschließung, Blutrache, Fehde, Sühne, Buße, Wergeld.

Nr. 169: L. Fr., Aus Italien. I. Italien vor 1860.

A. Dieudonné, Der schwarze Tod: Geschichtliches, Charakter der Epidemie, sittliche Wirkungen, Heilmittel.

Nr. 170: L. Fr., Aus Italien. I. Italien vor 1860 (Schluß).

Nr. 174: A. v. Peez, Heiligenforschung: Ihre Bedeutung für die Volkskunde und Anthropologie.

Nr. 175: W. B., Die Springprozession zu Echternach: Die Sp. oder das Fest der „springenden Heiligen“ findet alljährlich am Pfingstdienstag statt. Die ursprünglich regelmäßigen Wallfahrten zum Grabe des heiligen Willibrord hätten unter dem Einfluß eines besonderen Ereignisses, der „Tanzkrankheit“ des Jahres 1374, ihre jetzige Form angenommen: Bezahlte Springer und die Schar der Wallfahrer springen unter den Klängen einer bekannten Melodie je einige Schritte vor und wieder etwas zurück, so daß sie fast 3 Stunden brauchen, um die kurze Strecke bis zur Pfarrkirche zurückzulegen. Ältere Schilderungen (18. u. 19. Jahrh.).

Nr. 176: L. Fr., Aus Italien. II. Agrarische Zustände des Festlandes.

Nr. 185: H. Jantzen, Neue Forschungen zur Geschichte des englischen Dramas: Besonders zu R. Brotanek, Die englischen Maskenspiele; Wiener Beiträge zur engl. Philol. XV: Die M. gehen im letzten Grunde auf schlichte Mummereien und Maskenzüge des Volkes zurück; in zweiter Linie kommen auch literarische franz. Einflüsse.

Nr. 190: H. Schmidkunz, Baulehrlinge im Mittelalter: Städtische, klösterliche Bauhütten, Dombauhütten.

Nr. 192 u. 193: G. Binz, Deutsche Besucher im Shakespeare'schen London: Mitteilungen auf Grund deutscher Reisetagebücher aus den Jahren 1585—1605.

Nr. 196: Ed. Halter, Auf den Spuren der Haruder im Elsaß: Den im Jahre 101 v. Chr. von Norden kommenden Harudern hat Ariovist das ihm von den Sequanern abgetretene Drittel ihres Gebietes überlassen. Ihre Sprache lebt in der Colmarer Mundart noch fort. Einige Bildungen sollen die altnordische Herkunft beweisen. Die Mittelelsässer um Schlettstadt und um Colmar, die „Harder“, weichen auch im Körperbau von den übrigen Elsässern ab.

Nr. 200: O. Stiehl, Die „Überlieferung“ in baugeschichtlichen Fragen und das Alter der Kirche zu Oldenburg in Holstein: Gegen den Aufsatz in Nr. 146.

Nr. 211: A. v. Peez, Die Mosellande einst und jetzt: Volkskundliches in Ausonius' Mosella (Übersetzung und Erklärung von R. E. Ottmann, Trier 1895): Stamm und Charakter der Bewohner, die Namen Maas und Mosel, german. Ortsnamen. Sarmaten im Hunsrück (seit etwa 358/59).

Nr. 212 u. 213: P. Wagler, Modernes im Altertum: Sucht an einer bunten Reihe von Beispielen zu zeigen, daß manche Dinge und Erscheinungen des täglichen Lebens, die wir geneigt sind für durchaus modern zu halten, ihre Vorläufer, ihr primitives Gegenstück bereits im Altertum haben; z. B. Kilometerkutschen (bei Vitruv), vorspannlose Wagen (bei Julius Capitolinus); Blitzableiter (in Ägypten 1300 v. Chr.; Numa Pompilius) 2c.

Nr. 216: L. Fr., Aus Italien. III. Neapel. 1. Die Armut.

Nr. 219 u. 220: P. Wagler, Modernes im Altertum. III u. IV (Schluß).

Nr. 226: Graf Max Montgelas, Ein Ausflug nach den Schluchten des Yangtse. I: Unter anderem das Hausboot, der Tempel Huangling miao.

M. Landau, Noch etwas Modernes im Altertum: Ergänzungen zu dem Aufsatz in Nr. 212 u. 213.

Nr. 227: Graf Max Montgelas, Ein Ausflug nach den Schluchten des Yangtse.

Nr. 234: R., Prähistorische Forschung in Bayern.

Nr. 235: Aus Italien. III. Neapel. 2. Das Lotto: Glücksnummern, Lotto-Orakelbücher.

Nr. 238: O. Brenner, Aufgaben der Volkskunde: Betrachtet das Verhältnis der Volkskunde zur Völkerkunde und Philologie und beschreibt den Umfang des Gebiets an der Hand der Thesen des sächsischen Vereins für Volkskunde. Gesamtaufgabe der volkskundl. Forschung ist ihm „die Darstellung des durch unbewußte Wechselwirkung innerhalb des Gesamtvolkes im Laufe der Jahrhunderte gewonnenen Vorstellungsinhaltes und der traditionellen Lebensformen, in letzter Linie die Erforschung der Volksseele und der Entwicklungsgesetze der Menschheit überhaupt". Auch das äußere Leben des Volkes ist zu erforschen (Bauerntracht, Hausrat, Hausbau, Einrichtung der Berufsarbeit), und die Mundarten sind bis zu einem gewissen Grade heranzuziehen.

E. Meyer, Die Pariser Jahrmarktstheater im 18. Jahrh. I.

Nr. 239: Ders. II. (Schluß.)

Nr. 249 u. 250: F. Haker, Eine Fahrt nach einer begrabenen Stadt. (Anuradhapura auf Ceylon.) I. u. II.: Einst die Residenz der Singhalesen-Dynastie. Die Dagoben (enthalten Reliquien Buddhas oder seiner Schüler). Palast- und Klösterbauten. Künstliche Teiche und Badestätten.

Nr. 256: A. Gebhardt, Altisländische Wirtschaft: Zu V. D. Schoenfeld, Der isländische Bauernhof und sein Betrieb zur Sagazeit nach den Quellen dargestellt. Straßburg 1902.

Nr. 258: E. Glaser, Zwei Publikationen über Ophir: 1. A. H. Keane, The Gold of Ophir. London 1901. 2. C. Peters, Im Goldland des Altertums. München 1902.

Nr. 264: P. Weber, Eine Geschichte des deutschen Hauses: Zu K. G. Stephani, Geschichte des ältesten deutschen Wohnbaues und seiner Einrichtung. 1. Bd. Leipzig 1902.

Nr. 268: E. Stromer, Streifzüge in und um das Fajûm. I. u. II.: Moderne Bauweise, Trümmerstätten, ägypt. Tempel.

Nr. 271 u. 272: E. Glaser, Zwei Publikationen über Ophir. II. u. III. (Schluß.)

Nr. 273: E. Stromer, Streifzüge in und um das Fajûm. III. (Schluß.)

Nachtrag zu 2, Historische Zeitschriften
von Karl Ebel, Gießen.

Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. N. F. Bd. III.

Heft 2 (1902): Friedrich Kofler, Befestigungen der Hallstattzeit in der Koberstadt. Mit Taf. u. Plänen.

Ders., Gräber der Bronzezeit bei dem Forsthaus Baierseich bei Darmstadt. M. Tafeln. Gräberfunde (Gefäße, Schmuck usw.). Beobachtungen über Leichenverbrennung.

Eduard Anthes, Beiträge zur Geschichte der Besiedelung zwischen Rhein, Main und Neckar. Steinzeitliche Funde von Waffen und Geräten in Starkenburg. Alte Befestigungsanlagen und Wohnstätten.

Quartalblätter des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. N. F. Jahrg. 1902.

Vierteljahrsheft 1: August Röschen, Der Gaden, die Burgstätte von Langwasser bei Ulrichstein. Gaden von mhd. gadem, gaden, ahd. gadum, cadum.

Vierteljahrsheft 3: J. R. Dieterich, Geschichte des Geschlechtes von Rodenstein. Auszug aus einem Vortrag.

Der Standort der alten Gerichtslinde zu Langen.

Die Glocken der Pfarrkirche zu Nieder-Beerbach.

Alte Fachwerkbauten in Wallerstädten, Berkach, Klein-Gerau, Groß-Gerau, Lorsch, Schotten, Alzey, Worms und Mainz.

Vierteljahrsheft 4: August Röschen, Sprachliche Bemerkungen zu Band I der Hessischen Blätter für Volkskunde.

Ders., Der letzte Rest der Wüstung Horloff.

Ders., Der Idiotismus Leng.

In sämtlichen Heften: Fundberichte aus dem Großherzogtum Hessen, insbesondere auch Berichte über prähistorische Wohnstätten.

Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Ergänzung zu Bd. 10.

Fundbericht für die Jahre 1899 bis 1901 mit 20 Tafeln. Professor Gundermann, Hauptmann Kramer, Major v. Schlemmer und Dr. Kornemann berichten über die unter Leitung des Erstgenannten vom Oberhess. Geschichtsverein veranstalteten Ausgrabungen und deren Ergebnisse. Es wurden in der näheren und weiteren Umgebung von Gießen Ansiedlungen (Wohnstätten und Grabfelder) aufgedeckt. Die Funde ergaben interessante Aufschlüsse über Gebrauchsgegenstände, Schmuck und Gewandung, Keramik, Waffen, aus der Zeit von etwa 3000 vor bis 800 n. Chr. Von hervorragender Bedeutung ist die Aufdeckung der Siedelung Ursenheim, deren Name in der Flur „Ursulum" bei Gießen erhalten ist.

Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. N. F. Bd. 11.

Wilhelm Martin Becker, Gießener Studententum in der Frühzeit der Universität (1605—1624). Studentenleben. Gebräuche (Trinkgebräuche, Deposition). Kleidung. Pennalismus.

Vom Rhein. Monatsschrift des Altertums-Vereins der Stadt Worms. Jahrg. 1.

A. Weckerling, Tonfiguren aus dem 15. und 16. Jahrhundert, hergestellt in Wormser Töpfereien. Beschreibung von nahezu 100 Figürchen. Zur Trachtenkunde. (S. 2 ff.)

Julius Goldschmidt, Der alte israelitische Friedhof zu Worms. Zur Geschichte der Juden im MA. (S. 3 ff.)

C. Köhl, Ein germanisches Totenfeld bei Westhofen. (S. 27 ff.)

Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Bd. 33.

Heft 1: R. Bodewig, Vorrömische Dörfer in Braubach und Lahnstein. Gräber. Wege. Gefäße. Schmuck. Waffen. Besiedelt während der ganzen Dauer der La Tène-Zeit (500 v. Chr. ff.) von den Kelten.

W. Soldan, Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel im Westerwald. (Nachtrag zu Bd. 32.) Feststellung eines großen Gebäudes und Wiederherstellung seines Grundrisses. Mit Tafel.

Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung an seine Mitglieder. 1902/03.

Nr. 1: Heil, Die altgriechische Landwirtschaft. Vortrag.

Nr. 2/4: E. Ritterling, Erwerbungen des Altertumsmuseums in Wiesbaden. Darin: Bericht über nassauische Volkstrachten und mittelalterliche Trachten, ethnographische Gegenstände usw.

Zeitschriftenverzeichnis.*)

---

*) Das Verzeichnis enthält alle für die Zeitschriftenschau von 1902 ausgezogenen Zeitschriften, also auch die im I. Band der „Blätter" bearbeiteten. Künftighin soll jedem Jahrgang der „Blätter" die gesamte Zeitschriftenschau des vorhergehenden Jahres beigegeben werden. — Es darf hierbei nochmals an das Bd. I, 236 Anm. Gesagte erinnert werden, daß es sich bei unserer Zeitschriftenschau um einen ersten Versuch handelt, des außerordentlich weitschichtigen Stoffes einigermaßen Herr zu werden. Die Mängel und Ungleichheiten, die ihr noch anhaften, werden hoffentlich im Laufe der Zeit mehr und mehr schwinden; auch wird es unser Bestreben sein, sie späterhin vollständiger zu gestalten, als dies bis jetzt möglich war.

Druckfehlerberichtigung.

S. 244 Z. 20 v. u. lies Der älteste deutsche Wohnbau.
S. 48* Z. 8 v. u. lies „volkskundlichem“ st. „volkstümlichem“.
S. 120* Z. 11 v. o. lies Stammformen st. Namenformen.

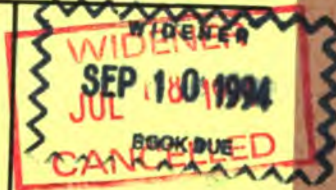
Die Seiten 80*—84* sind durch Vertauschung einer Seite in falsche Reihenfolge geraten. Sie müssen in folgender Reihenfolge gelesen werden: 80*. 83*. 81*. 82*. 84*.

Register

von Karl Helm, Gießen.

(Die fetten Zahlen beziehen sich auf die Blätter, die dünnen auf die Zeitschriftenschau.)


3 2044 014 662 456


WIDENER
WIDENER
SEP 10 1994
JUL
BOOK DUE
CANCELLED

